Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Fünfter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

Fünfter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Fünfter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Der Freihof von Aarau.

1.

Des faulen Friedens Ende.

Man weiß sehr gut, daß Leser und Leserinnen, besonders wenn sie Erheiterung suchen, die Vorreden nicht lieben. Diesmal aber kann ihnen selbst Rom keine Dispensation vom Lesen der meinigen geben, wenn sie anders als Ehrenleute in den Freihof treten wollen, nämlich durch die zu öffnende Pforte des Burggrabens. Die Vorrede ist der Schlüssel. Wer auf die Ringmauern steigt, wird freilich auch sehen, was im Freihof vorgeht; aber nur das Dach, nicht das Haus; nur die Kappe, nicht das menschliche Antlitz.

Es ist bekannt, daß die Schweizer ehemals mit Adel und Geistlichkeit viel abzuthun hatten, ehe sie ihr bürgerlich freies und glückliches Heimwesen bequem einrichten konnten. Besonders war der Adel und das Haus Oesterreich in der nordöstlichen Hälfte der Schweiz noch im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts mächtig und begütert. Da lagen die Besitzungen und Rechte des Erzhauses zwischen den Rechten und Besitzungen der freien Reichsstädte und Reichsländer der Eidgenossenschaft in buntester Verwirrung durch einander, die durch menschliche Klugheit schwer zu schlichten gewesen wäre.

Was Schwert und Witz der Sterblichen nicht vermögen, leistet mit einem einzigen Schlage das Schicksal.

Die durch Hussens Scheiterhaufen berühmt gewordene Kirchenversammlung zu Konstanz hatte dem Gegenpapst Johann die dreifache Krone abgesprochen. Herzog Friedrich von Oesterreich nahm

den verunglückten Statthalter Christi troß dem in Schuß, was den heiligen Vätern in Konstanz großes Aergerniß sein mußte. Sie schleuderten also ihren feurigsten Bannstrahl gegen ihn, „sintemal er, gleich Pharao, sein Herz verstockt, und wider die Thränen der nothleidenden Kirche, gleich einer Schlange gegen den Beschwörer, seine Ohren verstopft habe.“ Vermuthlich hätte ihr Bannstrahl auch schon zu jener Zeit mehr geblitzt, als gezündet, wenn ihnen nicht der weltliche Arm Siegmunds von Böheim, des römischen Königs, hilfreich geworden wäre.

Dieser Fürst, der den Mangel innerer Kraft und äußerer Macht durch Prunk zu ersetzen oder zu verhüllen glaubte, hatte in denselben Tagen die Freude genossen, vielen Reichsstädten ihre Lehen mit allem Gepränge damaliger Zeit zu ertheilen. Nur der mächtigste Herr in diesen Gegenden Deutschlands, Herzog Friedrich, hatte es abgelehnt, nach Konstanz zu kommen. Die schmerzlich gekränkte Eitelkeit des Königs trat daher willig mit dem Zorn der heiligen Versammlung in Bund. Er erklärte den Herzog seiner Länder verlustig. Leider fehlte es dem König aber an Geld und Soldaten, der Achtserklärung Nachdruck zu geben. Er wandte sich also an die Eidgenossenschaft, ermunterte sie, sich der Besitzungen Oesterreichs in ihren Nachbarstaaten zu bemeistern, und gab ihnen alle Hoffnung, daß sie Eigenthümer ihrer Eroberungen bleiben sollten.

Zum Glück hatten die Schweizer erst drei Jahre vorher dem Herzog einen fünfzigjährigen Frieden geschworen. Und wiewohl sie bisher mit dem Erzhause in beständigen Kriegshändeln gewesen waren, hielten sie es doch für unehrlich, nun der Herzog im Unglück sei, wider ihn das Kriegsbanner zu heben und den Eid zu brechen. Hingegen der Adel im Thurgau und Schwabenland war darin weniger gewissenhaft. Er hoffte sich Land und Leute, Lehen und Reichsfreiheit zu erobern, fiel vom Herzoge ab, und begann die Fehde.

Als dies die Eidgenossen sahen, und die heiligen Väter von Konstanz, kraft des Binde= und Löseschlüssels, ihnen, wegen der Sünde des Eides= und Friedensbruches, beruhigende Zusicherungen gaben: wurden sie doch nach guter Beute gelustig. Bern zuerst. Es rückte mit aller Mannschaft und grobem Geschütz in den offenen, wehrlosen Aargau ein, längs den Ufern der Aar hinab. Schnell folgten Solothurn und Freiburg unter des heiligen Reichs Bannern. Nun wollten auch Zürich und Luzern und die übrigen Schweizer nicht zurückbleiben, und sich ihres Antheils versichern. In wenigen Tagen ward alles österreichische Erbland in Helvetien von ihnen besetzt; was Jeder gewonnen, behielt er und genoß er; doch nur in den beschränkten Rechten, wie es vorher vom Hause Oesterreich besessen worden war.

In den durch Ueberraschung fast blutlos eroberten Landen saß damals auf Burgen und Schlössern ein zahlreicher Adel. Dem war es wenig gelegen, mit gemeinen Bürgern und Bauern zu halten. Er zählte sich lieber zum Planetensystem einer königlichen Sonne, von deren Strahlen er seinen Glanz borgen konnte. Doch aus der eisernen Noth machte er sich eine bleierne Tugend. Er gehorchte den Schweizern, aber mit dem heimlichen Vorsatz, früh oder spät wieder dem Hause Oesterreich zu Ehren und Rechten zu helfen.

Unter allen Edeln im helvetischen Hochlande war zu jener Zeit der Graf von Toggenburg der güterreichste. Seine Lande erstreckten sich von den Grenzen Tyrols, aus dem rhätischen Gebirge abwärts bis zum Zürichsee. Mit den Eidgenossen hielt er aus Klugheit gute Freundschaft. In der Stadt Zürich hatte er Burgrecht, im Lande Schwyz Landrecht. Er mochte noch große Entwürfe hegen, als er ohne nahe Verwandte starb, und ohne ein Vermächtniß zu hinterlassen,

Indessen zu einer stattlichen Erbschaft finden sich bekanntlich die Erben leicht. Unter denselben erschienen auch, und am eifrigsten,

Zürich und Schwyz. Die Züricher wollten ihn als ihren Mitbürger, die Schwyzer ihn, als ihren Mitlandmann, beerben. Die übrigen Orte der Eidgenossenschaft suchten den Streit, nach hergebrachter Ordnung, schiedsrichterlich zu vermitteln. Vielleicht wäre es gelungen, hätten nicht die beiden kleinen Freistaaten Männer an ihrer Spitze gehabt, die sich persönlich haßten.

In Zürich war nämlich der Ritter Rudolf Stüssy Bürgermeister, ein hochfahrender Mann, stark, groß und kräftig von Gestalt, klug in seinen Beschlüssen, fest in seinem Willen. Was er sich einmal vorgenommen hatte, drückte er durch, wie der alte Tschudi sagt. Unter allen damaligen Eidgenossen stand ihm an Staatsklugheit und Starkmuth keiner so gleich, keiner so gewaltig entgegen, als der Landammann Itel Reding von Biberegg. Dieser war der Halbgott seiner Landsleute, der Schwyzer. Vermittelst seiner Leutseligkeit, seiner volksmäßigen Beredsamkeit, seines geschwinden Rathes und unerschütterlichen Wesens im Sturm der Landsgemeinde oder der Schlacht, wußte er die trotzigen, freien Alpenhirten, wie ein unbeschränkter Fürst, zu beherrschen.

Stüssy und Reding waren, schon mehrmals hart an einander gerathen, nun über das Erbe von Toggenburg am unversöhnlichsten. Sobald Stüssy bemerkte, daß sich die Eidgenossen mehr auf die Seite der Schwyzer neigten, griff er zu den Waffen. So brach der Krieg aus. Umsonst suchten die benachbarten Städte und Grafen, die Eidgenossen und die Kirchenversammlung zu Basel, Versöhnung zu stiften. Stüssy sandte seine letzte Erklärung in das Lager der Schwyzer: „Habt nun die Wahl, ihr Schwyzer. Entweder lösen wir unsern Streit mit dem Schwert, oder wir ziehen ihn, als Reichsglieder, vor den Kaiser.“ Die Schwyzer antworteten: „Wohl ehren wir des Kaisers Recht; aber unter Eidgenossen gilt eidgenössisches Recht.“

Als Zürich unbeugsam blieb, erhoben alle Eidgenossen ihre

Waffen gegen die stolze Stadt, und zwangen sie zu einem Frieden, der eben so schmerzhaft für die Ehre, als für das Gut der Stadt wurde. Das ertrugen die Züricher nicht. Sie wandten sich heimlich an den neuen römischen König, Friedrich von Oesterreich; warben um seinen Beistand gegen die Eidgenossen; spiegelten ihm vor, wie sie mit andern benachbarten Herren und Städten eine neue Eidgenossenschaft unter der Hoheit Oesterreichs bilden, ja ihm wieder zum Besitz der dem Erzhause früher entrissenen Erblande helfen könnten.

Friedrich, der Enkel des in der Freiheitsschlacht bei Sempach erschlagenen Herzogs Leopold, war ein schlau berechnender, verschlossener, aber frommer Herr. Er ging betend seinen leisen, langsamen, aber sichern Gang, immer dem Ziele entgegen. Und eines seiner Lieblingsziele blieb, das wieder zu erwerben, was sein Haus durch das Unglück voriger Zeiten in der Schweiz verloren hatte. Er selbst besuchte Zürich, ließ aber vorher durch seine Getreuen die Gesinnungen des Adels und der Städte des Aargaues aushorchen; dann reisete er nach Aachen zu seiner Krönung, wo er mitten unter den Feierlichkeiten derselben den Bund mit Zürich, zu gemeiner Vertheilung der künftigen Länder-Beute, unterschrieb.

Kaum verbreitete sich davon das Gerücht durch die Eidgenossenschaft, und daß der römische König von Anerkennung seiner ehemaligen Hausrechte an dem Aargau rede, ward allgemeine Unruhe. Nun erschien Friedrichs Majestät selbst mit glänzendem Gefolge in Zürich. Aller Adel drängte sich hoffnungsvoll um ihn her. So reisete er durch den Aargau, mit leutseliger Huld und Freigebigkeit, die Städte und das Volk zu gewinnen; dann auch gen Solothurn und Bern und Freiburg. Aber seine Anwesenheit machte den geheimen Zorn der Eidgenossen nur stumm, nicht blind. Kaum hatte der König die Schweiz verlassen, brach der allgemeine Unwille aus; nicht zuerst so laut bei den Regierungen, als beim Volk.

An den Grenzen des Kantons Zürich und Schwyz oder Glarus neckten sich die Gemeinden. Kampflustige junge Leute zogen kriegerisch gegen einander auf, und forderten sich hohnbietend heraus. Nichts erweckte in den Eidgenossen schwerern Grimm, als da sie auf den Kleidern der Züricher zum ersten Mal das alte Zeichen, nämlich das weiße Kreuz, vermißten, woran sich Eidgenossen in Schlachten zu erkennen gewohnt waren, und statt dessen das österreichische rothe Kreuz erblickten. Nun wurde der Name der Oesterreicher Fluch, und von Mauern und Kirchenfenstern, Thoren und Denkmalen wurden die Wappen Habsburgs herabgerissen und zerschlagen.

Die Züricher meldeten zwar den übrigen Ständen der Eidgenossen, daß sie in ihrem Bunde mit Oesterreich die eidgenössischen Bünde vorbehalten, und durchaus friedfertige Gesinnungen hätten. Allein wer hätte ihnen glauben mögen? Inner ihren Mauern saß nun Markgraf Wilhelm von Hochberg und Röteln, der Herrschaft Oesterreich Statthalter in den vordern Landen, welchem der König alle Geschäfte in seinem Namen zu führen übergeben hatte; ferner Thüring von Hallwyl, aus dem aargauischen Adel, in des Königs Diensten, war Kriegsoberster zu Zürich, und die Stadt wimmelte von fremden Söldnern und Kriegsknechten, die auch Rapperswyl am Zürichsee besetzt hielten, und dort grausamen Muthwillen mit den Leuten trieben, die etwa aus Schwyz, Glarus oder Zug dahin zu Markte kamen. Alles Unterhandeln und Vermitteln blieb eitel. Der Grimm des Volkes forderte Krieg gegen die abgefallene Stadt. Von allen Seiten kamen Boten nach Zürich mit Absagebriefen der Eidgenossen an den Herzog von Oesterreich und an die Stadt. Die Bauern beider Theile brachen gegen einander auf, und der Bürgerkrieg erneuerte alle seine Gräuel.

Die Eidgenossen, in den meisten Gefechten und Treffen Sieger, verwüsteten die schönen Ufer des Zürichsees. Nachdem die erste

Wuth ausgetobt, nachdem unter der Gewalt der Eidgenossen Bremgarten, Regensberg und Grüningen gefallen, die Vorstädte von Zürich selbst schon eingenommen, Bürgermeister Stüssy und viele Andere im Kampfe für die Stadt erschlagen, Laufenburg und Rapperswyl belagert und in großer Noth waren, ließ man sich's endlich wieder gefallen, von Waffenstillstand zu reden.

Es ritt von Zürich hinauf ins Lager der Eidgenossen der Bischof von Konstanz, und mahnte zur alten Liebe. Das hohe Alter und die salbungsvolle Beredsamkeit des übelmögenden kranken Herrn rührte die Häupter und Gemeinen der Eidgenossenschaft. Es ward also im Felde von Rapperswyl, am St. Laurenzen-Abend 1443, ein Stillstand der Waffen geschlossen, welcher bis zum St. Georgentag des Jahres 1444 dauern sollte. Die Schlachthaufen allerseits zogen indessen in ihre Heimathen zurück. Das Volk jedoch murrte unzufrieden und nannte diese Ruhe, welche nur eine Erholungsfrist für Zürich und Oesterreich sein würde, den elenden oder faulen Frieden.

Das Volk hatte Recht. Der kurze Zeitraum wurde weniger zur Herstellung einer dauerhaften Versöhnung, als zu größern Rüstungen benutzt.

Markgraf Wilhelm von Hochberg, des Kaisers Statthalter, nachdem er sich mit Herren und Städten, die zu Oesterreich hielten, beredt hatte, sandte den Ritter und Freiherrn Thüring von Hallwyl nach Deutschland an den kaiserlichen Hof, um dort kräftigen Beistand auszuwirken. Allein der Kaiser gerieth in nicht geringe Verlegenheit. Denn die mächtigsten Fürsten des Reichs, nur für sich besorgt, zeigten gar keine Neigung, ihm zu helfen, um das Haus Habsburg zu vergrößern. Friedrich, nur um das nöthige Geld zu schaffen, mußte viele seiner Herrschaften, Burgen und Städte verpfänden. Er schickte Boten an Bern und Solothurn, diese mächtigen Orte von der Theilnahme an den Schweizer-

händeln abzumahnen, und Boten an den König von Frankreich, der als ein vorzüglicher Gönner und Beschützer des Adels galt, daß er ihm Hilfe gegen die unzähmbaren Eidgenossen zukommen lasse.

Früher schon hatte der Markgraf von Hochberg den gewandten Unterhändler, Herrn Peter von Mörsberg, mit glänzender Begleitung von Freiherren, Rittern und Edelknaben, an den französischen Hof in gleicher Absicht gesandt. Herr Peter, schlau, von gefälligen Sitten und der französischen Zunge mächtig, war in seiner Unterhandlung um so glücklicher gewesen, da Frankreich von Schaaren unbeschäftigten Kriegsvolks wimmelte, die bisher gegen Burgund und England und in den bürgerlichen Unruhen gedient hatten. Diese zuchtlosen und zahlreichen Horden, die man Armagnaken hieß, weil sie Graf Bernhard von Armagnac, Connetable von Frankreich, zuerst geworben, und nach ihm auch sein Sohn, Johann von Armagnac, befehligt hatte, waren die Plage und der Schrecken des Landes geworden. Sie wurden von den Franzosen selbst nur Schinder geheißen. Nichts Gräuelvolleres war, als diese Rotten im Kriege zu sehen, die mitten im Frieden nirgends Raub und Mord scheuten.

Sie nun versprach der König von Frankreich dem Kaiser. Auch der Papst ermunterte, so dringend, wie der Kaiser, die Armagnaken bald in die Schweiz zu senden, denn er schmeichelte sich, die Erscheinung derselben vor Basel werde die ihm lästige Kirchenversammlung auseinandersprengen, welche damals in der alten Stadt ihre Sitzungen hielt. Dem König von Frankreich aber selbst kamen die Bitten des Kaisers und des Papstes wohlgelegen, weil dabei auch für seine eigene Krone Eroberungen zu machen waren. Er ließ die furchtbaren Armagnaken zusammenziehen, und bot dazu noch frisches Kriegsvolk auf, also, daß er ein für jene Zeiten gewaltiges Heer von fünfzigtausend Mann zusammenbrachte. Davon sollten zweiunddreißigtausend Mann mit dem Dauphin gegen Basel

ziehen. Zugleich verkündete er: „Was gestalten der allerchristlichste König von dem römischen Kaiser gegen die Unternehmungen der Schweizer, dieser geschwornen Feinde aller von Gott veranstalteten Gewalt, besonders des Hauses Oesterreich und gesammten Adels, um Hilfe ersucht worden, welchem Begehren der König um so eher statt zu geben sich veranlaßt gefunden, als die Krone Frankreich seit vielen Jahren der natürlichen Grenze ihres Reiches, die nämlich der Rheinstrom wäre, unbillig beraubt sei, und er dieselbe herzustellen habe."

Während dieser Rüstungen war indessen die Frist des faulen Friedens fast verstrichen. Noch hatten sich die sieben Orte der Eidgenossenschaft mit Zürich nicht ausgeglichen. Zweimal war schon durch den Bischof von Konstanz vergebens ein Tag zu Baden im Aargau angesetzt worden, um Frieden zu vermitteln. Nun aber Peter von Mörsberg aus Frankreich zurück nach Zürich kam, und zwar ein tröstliches Bild von den ungeheuern Rüstungen des allerchristlichsten Königs entwarf, aber zugleich erinnerte, daß sich der Heranzug von dessen Heeresmacht noch verzögern könnte, fand man allerdings gerathen, Unterhandlung zu Baden zu beginnen, um Zeit zu gewinnen.

Also reiseten die eingeladenen Boten der sieben eidgenössischen Orte, der Städte Basel und Solothurn, Thurgau's und Appenzells und anderer den Schweizern befreundeten Landschaften nach Baden im Aargau. Von der andern Seite erschienen im Namen der Herzoge von Oesterreich Markgraf Wilhelm von Hochberg, mit vielen Edelleuten, die Abgeordneten der Städte Zürich, Winterthur, Rapperswyl, Freiburg im Uechtland, Laufenburg, Waldshut und Seckingen. Dazu kamen noch die Gesandten der Herrschaft Würtemberg und mehrerer Reichsstädte. Die Bischöfe von Konstanz und Basel, als Vermittler, mit großem ritterlichem Gefolge, trafen ebenfalls ein, nebst zween Herren der Kirchenversammlung von Basel.

Den Vermittlern war es ehrlicher Ernst um den Frieden. Es schien ihnen derselbe leicht, wenn einerseits Zürich das österreichische Bündniß, anderseits die Eidgenossenschaft ihre über Zürich gemachten Eroberungen aufgeben würde. Denn dies waren für beide Parteien die Hauptsteine des Anstoßes und die Quellen des Zwiespalts. Allein es kamen, wohl nicht ohne Absicht, noch ganz andere Fragen zur Sprache, welche Alles von neuem verwirrten. Die Eidgenossen, mit aller Ehrfurcht für die vorgeschlagenen Richter, erklärten: „Euer Gnaden und Lieb, noch niemand wird uns verargen, daß wir ungern von unserm Bundesrecht gehen, und nicht fremdes, sondern eidgenössisches Recht begehren, das bisher in den größten Bewegungen verehrt worden." — Dann trat der Markgraf auf und sprach: „Von wegen des zwischen meiner gnädigen Herrschaft und der Eidgenossenschaft bestehenden Friedens, und wer denselben gebrochen, darüber stehe auch ich bereit, einen Rechtsspruch zu nehmen. Da die Eidgenossen vermeinten, dem Reich zuzugehören: so biete ich ihnen Recht vor Churfürsten, Fürsten und Städten des Reichs und so weiter." — Dann entgegnete Itel Redings Sohn, der Eidgenossen Redner und Fürsprecher: „Wir sind auf keinen Rechtshandel mit dem Hause Oesterreich bevollmächtigt, sondern auf gütliche Wiedervereinigung mit unsern alten Eidgenossen von Zürich. Gnädige, liebe Herren, wir haben uns mehr denn genugsam eingelassen und erboten; begehren von Oesterreich nichts, als daß es derer von Zürich müßig gehe und uns lasse schaffen mit unsern Bünden, wie wir gedenken Recht zu thun. Hat Oesterreich an der Eidgenossenschaft etwas zu fordern, möge es der Herr Markgraf unsern Städten und Ländern vortragen, so wird er eine Antwort bekommen, wobei wir mit allen Ehren bestehen mögen."

So ward zu Baden zehn Tage hin und her geredet. Als aber der Markgraf von Hochberg zuletzt verlangte, man solle den Waffen=

stillstand verlängern, und als hingegen die eidgenössischen Gesandten das Gerücht vom Anzuge des französischen Heeres gegen die Schweizergrenzen vernahmen: ward Alles abgebrochen.

„Nichts mehr von diesem faulen Frieden!“ riefen die Eidgenossen: „Fort! Gott und unser Arm helfe uns zu unserm Recht! Hier stinkt es nach Betrug und Verrath!“

So fuhren die Kardinäle, Bischöfe, Grafen, Herren und Boten aller Städte jählings aus einander und ritten den letzten Tag des Märzes 1444 noch spät Abends zu den Thoren von Baden hinaus nach ihren Orten.

Nur Markgraf Wilhelm und Herr Peter von Mörsberg blieben folgenden Tages in ihrer Herberge, weil sie wegen des Zuges der Armagnaken Vieles zu bereden hatten. Auch waren noch einige Herren gen Baden gekommen, um den Markgrafen zu suchen und seine Befehle zu holen.

Jetzt lag dem kaiserlichen Statthalter vor Allem daran, die Städte des Aargau's und noch mehr den aargauischen Adel zu thätiger Mitwirkung für das Haus Oesterreich zu bewegen und von Bern abspenstig zu machen. Dazu erschien ihm Ritter Marquard von Baldegg willkommen, der desselbigen Tages in Baden eingetroffen war. Dieser, dessen Väter in den Schlachtfeldern von Morgarten und Sempach für Oesterreich gefallen waren, dessen Stammburg am Baldegger-See die Eidgenossen schon vor mehr denn hundert Jahren zerstört hatten, war jetzt im Besitz des Schlosses Schenkenberg, einer der größten Herrschaften im Aargau, und der bitterste Feind der Eidgenossen. Obgleich mit Bern verburgrechtet, und dort mit den Bubenbergern verwandt, hatte er doch den Bernern auf ihren letzten Kriegszügen gegen Laufenburg und Zürich mancherlei Bosheit und Schaden zugefügt. Darum war er einige Zeit aus Schenkenberg vertrieben und seine Burg durch die Berner mit achtzig Mann besetzt worden. Nur durch Fürbitte des Bischofs

von Basel und gegen Erlegung von zweitausend Gulden hatte er wieder den Besitz seines Gutes empfangen.

Nun Marquard durch den Markgrafen die zuverlässige Anzeige vom Anzuge des Dauphins und der Armagnaken vernahm, schöpfte seine Rachsucht neuen Muth. Er erbot sich zu Allem. Die im Juragebirg mächtigen Freiherrn von Falkenstein waren ihm durch seinen Bruder Hans verwandt; aller Adel im Aargau und Breisgau ihm befreundet.

„Vor Allem aber," sagte der Markgraf am Ende der Unterredung und eilfertig — denn zur Abreise standen schon die Rosse auf der Straße und der Mittag war vorüber: — „vor Allem trachtet die Städte zu gewinnen! — Machet Euch selber an Brugg. Folgen doch dieser Stadt die Banner Eurer Herrschaft. Die Falkensteine sind dort auch wohlgelitten. Macht's mit dem alten Schultheiß Effinger daselbst so gut Ihr's könnt. Und dann versuchet Aarau. Da vermag mein schmucker Träumer, der Gangolf Trüllerei, das Beste. Ich erwarte seine Heimkehr von Schaffhausen, wohin ihn Herr Peter von Mörsberg während der Heimkehr aus Frankreich geschickt hatte. Findet Ihr ihn, so meldet ihm meinen Willen. Nun müssen wir das Letzte daran setzen, das stolze Bürger- und Bauerngesindel zu demüthigen; oder aller Adel in den vordern Landen geht aus, was Gott verhüten wolle!"

Marquard versprach, zuerst über Zurzach in den Schwarzwald und Breisgau zu reiten, um die Ritterschaft zu wecken; dann die Falkensteine zu suchen, um den Aargau zu bewegen. Der faule Friede war erst nach dreiundzwanzig Tagen am vollen Ende. Man schied. Der Markgraf reisete nach Zürich. Auch Marquard schwang sich aufs Roß, und jagte, von seinem Knecht begleitet, durch die engen und krummen Straßen der Stadt Baden zum Thor hinaus. Regen rauschte in Strömen von Giebeln und Dächern.

2.

Die Gesellschaft.

Er ritt bald gemach. Die rauhen Wege waren von anhaltenden Regengüssen noch ungangbarer geworden. Der Himmel hing wie ein einförmiges graues Gewölbe über ihm, das sich auf die Felsenmauern und finstern Wälder des Siggisberges zu stützen schien. Links jenseits des Limmatstromes schwamm die Landschaft in falbem Nebel des Regengestöbers, mit ungewissen Umrissen. Noch standen die Bäume laublos in winterlicher Oede. Nur die geschwollenen Knospen der Kirschbaumzweige und einzelne Frühblümchen, die sich in den Wiesen oder Felsblöcken gegen die rauhe Jahreszeit verbargen, kündeten die Nähe des Lenzes an.

Herr Marquard schlug den Mantel fester um sich, denn der Wind zog kalt und scharf. Fast gereuete es ihn, die warme Herberge von Baden verlassen zu haben. Und als er nach einigen Stunden, aus dem Siggenthal hervorgekommen, sich von der Limmat ab und rechts um das schroffe Gebirg in die Ebene gegen den Wald wandte, däuchte ihm fast klüger, das näher gelegene Städtlein Brugg jenseits der Aar zu suchen, statt die Straße nach Zurzach und dem Rhein zu verfolgen.

Wie er mit diesem Gedanken beschäftigt und fast am Scheidewege war, der seitwärts zur nahen Aar und zur Stilli führte, erblickte er von ferne einen Reitersmann, welcher ihm aus dem Wald entgegen trabte. Derselbe flog zwischen den hohen Tannen und Eichen durch den Regennebel wunderschnell heran. Er hatte einen grünen Mantel mit goldenen Spangen um sich geworfen, und die graue Filzkappe, der Nässe willen, über die Ohren niedergekrämpt. Auch die rothe und weiße Feder der Kopfbedeckung, vom Wasser verunstaltet, war mit breiter goldener Hafte daran befestigt.

des Gebirgs geschwollen, seine gelbgefärbten Wellen stürmischer fortwälzte. Am jenseitigen Ufer lagen die ärmlichen Strohhütten des Dörfleins Stilli zusammengedrängt, wie eine Heerde, die sich im Felde gegen Regenschauer an einander schmiegt. Seitwärts leuchtete vom Hügel der weiße Kirchthurm auf Rain. Im Hintergrunde flatterten zerrissene Wolken an den Tannen des Geißberges.

Als die beiden Herren von der Höhe langsam den steinigen, steilen Pfad zur Aare hinab ritten, und weder Fährmann noch Fähre gewahr wurden, brüllte Herr Marquard ungeduldig einmal ums andere sein „Hop! Hop!“ über den Fluß hin, die Schiffer aufmerksam zu machen. Es ist noch heut' zu Tage unlieblich, bei Sturm und Regen am kieselvollen Ufer eine halbe Stunde zu harren, und ein gebrechliches Fahrzeug zu erwarten, das den Reisenden, zwei Zoll vom Tode geschieden, ans andere Ufer liefern muß. Herr Marquard fluchte mörderisch. Es war keine von den Naturen, die in der christlichen Geduld den Heiligenschein verdienen wollen. Auch sah man's den rundlichen Formen seiner Gestalt, den vollen Wangen und den lachenden Augen des Krauskopfs wohl an, daß er nicht gern unnützerweise Noth litt, und sich's lieber an einer Tafel mit ausgewählten Speisen von Zeit zu Zeit bequem machte. Wir müssen den Leser bitten, Herrn Marquard nicht nach seinen Worten zu richten. Er pflegte in aller Fröhlichkeit zu fluchen. Seine gute Laune blieb sich sogar in den gefährlichsten Augenblicken eines Gefechtes gleich, wenn er Wunden austheilte oder empfing. Darum hatte ihn Jedermann gern. Er war ein lustiger Gesell, weil er kein trauriger sein konnte.

„Wo habt Ihr den französischen König gelassen?“ fragte er Herrn Gangolf Trüllerey, indem er, gleich diesem, am Aarufer vom Pferde stieg, um sich durch Auf- und Abgehen zu erwärmen.

— Zu Langres in der Champagne. Da beurlaubten wir uns von ihm. Burkhard Mönch von Landskron begleitete den Dauphin

gen Mümpelgard; ich aber folgte Herrn Petermann von Mörsberg und Hansen von Rechberg.

„Wann können wir des Dauphins Banner vor Zürich sehen?"

— Vor sechs Wochen kaum.

„Nun, so müssen wir den Hungergürtel enger schnallen, weil der Braten noch weit liegt."

— Und Ihr wollet den Bernern im ganzen Ernst absagen, Herr Marquard?

„Ich, Ihr und aller ehrliebende Adel vom Aargau! Sie haben mir übel mitgespielt, die von Bern, und ich war ganz unschuldig, wie Ihr wohl wißt. Aber straf' mich Gott, aus den Steinen ihres Rathhauses will ich die Burg meiner Väter am alten Thurm der Hünegg wieder aufrichten, und die von Luzern sollen mir die Steine dazu tragen. Und einen Keller, das schwör' ich Euch, sollen sie mir in den Felsen darunter graben, daß das ganze Berner Münster darin Platz genug findet. Einen Weinkeller soll's geben, desgleichen kein Kloster im heiligen Reich, und der Papst sammt seinen Kardinälen keinen größern hat."

— Ich weiß aber, Herr Marquard, der Kaiser und selbst der Markgraf hoffen noch, daß Bern mit ihnen halten und sich nicht an die Schwyzer und Glarner hängen werde. Darum würde ein wenig Vorsicht von Eurer Seite nicht schaden, damit Ihr zu Schenkenberg nicht wieder vom gefräßigen Bären heimgesucht würdet. — Aber Ihr habt mir nicht gesagt, ob das Fräulein Ursi von Falkenstein noch lange in Brugg verweilen wird?

„Das werdet Ihr heut' Abends von den honigsüßen Lippen Eurer Braut am besten vernehmen. Euer Rath ist übrigens nicht zu verachten, und gründlicher, als die Hoffnung des Kaisers und es Markgrafen. Verlaßt Euch auf mich, ehe vier Wochen durchs Land gehen, ziehen die Berner Banner unter den Fenstern Eures Thurmes Rore gen Zürich vorüber. — Heda! Ho! Hop! Seht

doch, nun erst schleichen die faulen Schlingel zur Fähre drüben herab und binden sie los. Heda, ho, hop! Straf' mich Gott, ich breche jedem Kerl eine Rippe zum Andenken. Das schüttet wieder vom Himmel, wie aus Eimern. Wollt Ihr nicht im Regen ersaufen, Herr Gangolf, so kommt mit mir. Ich denke, unter dem alten Mauerwerk dort seitwärts gibt's vielleicht Obdach."

Herr Gangolf ließ sich den Vorschlag gefallen. Sie führten ihre Rosse längs dem Ufer des Flusses gegen die Trümmer einer Burg, die kaum mehr denn hundert gute Schritte von ihnen entfernt am Wasser lag. Der halb zerfallene, feste Thurm trotzte damals, wie heute noch, den Fluthen des Aarstroms, die seine Grundlagen unterfressen. Ein Kreis niedriger Schutthügel bezeichnete den ehemaligen Umfang der Ringmauern des Schlosses Freudenau, welches die Zürcher vor hundert Jahren, am Vorabend der Tättwylerschlacht, ausgebrannt und zerstört hatten. Ein geringes Ueberbleibsel des Schloßgemäuers, von dürrem Gesträuch und bleichen Grashalmen umweht, lehnte sich, seines nahen Zusammensturzes gewärtig, an den Thurm.

Hier nahmen die durchnäßten Ritter ihre Zuflucht. Nicht ohne Mühe überkletterten sie die Steinhaufen, um zum Bruchstück eines finstern Gewölbes oder Schwibbogens zu gelangen, das ihnen einigen Schutz gegen den Regen verhieß, welcher jetzt abermals in dichten Strömen niederrauschte.

3.

Der Lollhard.

Als sie dem Gewölbe nahten, sahen sie in der Dämmerung desselben sich Gestalten bewegen. Vorn nagte ein Esel am dürren Grase des Gesteins. Im dunkeln Hintergrunde saßen zwei Per-

sonen auf einer schmalen, vermuthlich von Hirten der Gegend gezimmerten Holzbank. Es war eine männliche und eine weibliche Gestalt, die sich beim Eintritt der Fremden langsam erhoben, grüßend verneigten und wieder auf ihre Sitze niederließen.

Gangolf, der seine langen, hellbraunen, vom Regen genetzten Locken aus dem Gesicht über die Achseln zurück strich, beachtete die Anwesenden kaum. Desto mehr beschäftigte sich Herr Marquards Aufmerksamkeit mit ihnen. Er musterte beide neugierig. Das Frauenzimmer trug ein langes Gewand, gleich einer Klosterfrau, von grobem, halbwollenem, aschfarbenem Zeuge. Ein breites Tuch von demselben Stoffe hing über Kopf und Stirn herab, und über die Achseln bis zu den Hüften nieder, gleich einem Mantel, vorn zusammengeschlagen, daß man von dem verhüllten Gesichte nichts erblickte. Unterhalb des Mantels waren die Enden eines Seiles sichtbar, welches wahrscheinlich um den Leib geschlungen, die Stelle des Gürtels versah.

Der Begleiter dieser Vermummten war ein starkknochiger, aber magerer Mensch von ungewöhnlicher Länge, der zwischen den Fünfzigern und Sechszigern zu gehen schien. Aus seinem Gesicht, in welchem ein düsterer, klaghafter Zug der Geberden erschien, ragte zwischen den hohen Backenknochen eine Nase hervor, die man für sich selbst wohlgeformt genannt haben würde, wenn sie nicht für das schmale Hungergesicht eine ganz unverhältnißmäßige Größe gehabt hätte. Wenn man dies seltsame Gesicht, dazu die langen eisgrauen Hauptaare und überhängenden Augenbraunen, so wie den grauen in zwei Spitzen auf die Brust aus einander fallenden Bart sah, und daneben dann wieder den lebhaften, seelenvollen, durchdringenden Blick der hellen, großen Augen: man hätte schwören sollen, es schaue ein feuervoller Jüngling aus der vorgehaltenen Larve eines Greises. Der Alte trug auf dem Kopf ein rundes, kleines Hütchen, welches schon manches Jahr treue Dienste ver-

richtet haben mochte, und vorn in einem langen Schnabel, wie ein Regendach über der Nase, auslief. Hals und Brust waren trotz der rauhen Witterung entblößt. Ein langer, bis an die Waden reichender grober Leibrock, um den Hals mit schlechtem Pelz gefüttert, ward über den Hüften durch einen breiten Ledergurt zusammengehalten.

„Nun, Gevatter Graubart," redete ihn Marquard an, „wohin geht deine Reise?"

Mit einer seltsamen harten, fast knarrenden Stimme erwiederte der Alte: „Zum gleichen Ziel, wie die Eure!"

„Also frische Gesellschaft! Und weißt du denn so genau, wohin mein Weg geht?"

„Allerdings, Herr, zum Grab und zur Ewigkeit."

Sowohl diese Antwort, als die herbe Stimme, in der sie ertönte, hatte für Herrn Marquard etwas Unbehagliches. Er trat, wie vom heimlichen Grausen befallen, einen Schritt zurück und betrachtete den wunderlichen Fremden mit einem stieren Blick, wie einer, der mit sich selbst im Zweifel ist, ob er einen vernünftigen Menschen oder einen Wahnsinnigen, einen Lebendigen oder ein Gespenst, vor sich habe.

„Hört doch, Herr Gangolf," sagte er, und drehte sich zu dem jungen Manne um, der am Ausgang des Gewölbes stand und sich mit seinem Pferde beschäftigte, „hört doch, habt Ihr je im Leben etwas Aehnlicheres gehört, als das Kirren einer alten Hageiche, wenn sie der Sturm biegen will, und diese raspelnde Stimme des alten Schnabelthiers?"

Wirklich hatte Gangolf, als er den ungewöhnlichen Menschenlaut vernommen, das Gesicht einen Augenblick lang nach dem fremden Paare zurückgewandt, bald aber wieder seine vorige Arbeit begonnen, den Regen von Mähnen und Hals seines Rosses zu streichen. „Es ist hier auf den Trümmern der Freudenau der rechte

Ort, eine Bußpredigt zu hören!" sagte Gangolf lächelnd: „Ihr könnet ihrer wohl bedürfen, Herr Marquard."

„Nun so stimm' denn an, du Stimme des Predigers in der Wüste!" sagte Marquard zum Alten: „Ich bin ohnedem lang' in keine Kirche gekommen."

— Verschont mich, Herr, erwiederte der Alte, denn Ihr wollet mein spotten. Eure Ohren sind noch nicht gemacht zum Hören, Eure Augen noch nicht zum Sehen. Darum wißt Ihr nicht, wer Ihr seid und wo Ihr seid!

„Zum Teufel, wer sagt dir, daß ich taub und blind bin? Frag' mich, was ich sehe, und ich will dir treffende Antwort geben, die dich freuen soll."

— Nun denn, wißt Ihr, wo Ihr seid?

„Entweder vor einem Bruder Lollhard, der nächstens gestäupt wird, oder es gibt keinen Lollhard *). Hab' ich's getroffen?"

— Wenn ich zu den Lollharden gehöre, was ficht es Euch an? Aber Ihr sehet nur den Kittel, nicht den Leib; nur den Leib, nicht den Geist. Ihr kennt mich nicht, und Euch nicht, und Eure Wege sind überall die Wege des Wahns. Darum kommt Ihr nimmer zum Ziel, und gelanget bloß hin, wohin Ihr nicht begehret.

„Straf' mich Gott, darin hast du Recht, sonst wär' ich nicht in dies stinkende Gewölbe, auf dem Schutt der Freudenau, in deine angenehme Gesellschaft gerathen."

— Die ganze Welt ist eine zertrümmerte Freudenau, ein verwüstetes Paradies durch die Ruchlosigkeit der Sünder geworden.

---

*) Die Lollharden, oder Begharden, Begutten, Beguinen, Klausner, waren im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert durch die Gebirge und Ortschaften der Schweiz sehr verbreitet. Schon damals litt diese mystische Sekte schwere Verfolgungen, besonders von den Mönchsorden.

An Euern Augen hängt die Wollust, an Euern Lippen-Fluch, an Euern Händen Blut der Ermordeten. — Herr, auch ich war, was Ihr seid; ich wünsche, daß Ihr einst, von der heiligen Gewalt des Geistes ergriffen, werdet, was ich bin.

„Sehr verbunden; doch kann ich dir nicht bergen, daß ich einstweilen die Gewalt des Geistes nicht bemühen möchte, aus meiner Wenigkeit einen fahrenden Bettler zu machen.“

— Der Herr ist allmächtig in den Himmeln und auf Erden; wer widersteht seiner Hand? Er wird Euern Stolz beugen und zur Erde schmettern, wie der Blitz den Wipfel der Tannen. Eure Burgen werden von den Höhen niedersteigen und die Grundmauern demüthiger Strohhütten betten. In Euern Helmen werden die Eulen nisten, und die Kinder auf den Straßen mit gebrochenen Wappenschildern spielen. Siehe, der Tag ist vor der Thür, da die Menschen unter den Schrecken Gottes genesen sollen zur Wahrheit; da die verstoßenen Stiefkinder in ihr ewiges Recht und göttliches Erbe zurücktreten sollen, welches Euer geiziger Hochmuth geraubt hat. Es werden die hochbelaubten Stammbäume am Licht des Himmels verdorren, wie Schwämme der Nacht, und die Söhne der Leibeigenen den Töchtern der Freiherren Brautringe geben. Denn wir sind allzumal Kinder Gottes, der da nicht kennt den Unterschied des edeln und unedeln Blutes, aber der da richten wird die Gerechten und Ungerechten.

Der Alte, indem er dies sprach, flammte mit seinen großen Augen. Unwillkürlich erhob er sich während der Rede vom Sitze; doch mit sanfter Gewalt zog ihn seine Begleiterin wieder an ihre Seite nieder.

„Lollhard, Lollhard!“ rief der Herr von Baldegg und drohte mit dem Finger: „Fast will mich bedünken, du kommest aus den Bergen von Appenzell oder Schwyz, unser Bauernvolk aufzuwiegeln gegen die gnädige Herrschaft von Oesterreich. Hüte dich, Prophet;

hier zu Lande ist der Hanf wohlfeil genug, um dir dafür unentgeldlich einen Schmuck für den dürren Hals zu drehen. Kehre heim, wenn dir zu rathen ist, kehre heim zu deinen aufrührerischen Kühmelkern und sag' ihnen, ihr jüngster Tag komme, ehe die Kirschen reifen. Ihre höllische Brut, die alle göttliche und menschliche Ordnung zerreißen will, soll von der Erde vertilgt werden; und die Nester, in denen sie der Teufel ausheckte, sollen verbrannt werden, daß die Flammen hinauffackeln bis zum letzten Stall in den Alpen."

— Herr, erwiederte der Lollhard gelassen, ich stehe in keines Menschenkindes Dienst, und bin keines Gesandter. Darum lasset mich in Frieden ziehen. Fragt mich nicht weiter. Der Gang des Ewigen ist unerforschlich und ich habe seinen furchtbaren Arm gesehen.

„Mit nichten!" rief Marquard: „So wohlfeil kommst du mir nicht wieder los, du prophetischer Rabe. Bekenne nur, die Eidgenossen haben dich in dies Land gesandt, um ihren verruchten Haß gegen Oesterreich zu predigen und Aufruhr gegen Adel und rechtmäßige Obrigkeit zu stiften. Denn was hast du vorhin verlauten lassen? Sprich!"

— Ich sprach, Gott ist der Herr, und keiner ist Herr, als Er, der Lebendige, schrie der Alte entflammt! Ihr aber seid die Gefäße seines Zorns, die er zermalmen wird zu Scherben, weil ihr seine Stimme nicht hören, seine Zeichen nicht sehen wollet. Er ist der Herr, darum sollen wir nicht Herren sein, nicht Knechte, sondern Brüder in der ewigen Kindschaft zu Gott. Er zerbricht die Scepter der Kronen, und wirft sie zu den Gebeinen der Todten und spricht: Nur die Lebendigen sollen leben, aber Niemand kann leben, als in mir! So spricht der Herr! Wie lange will eure Vermessenheit mit ihm rechten? Ihr habet euer Gesetz gestellt über Gottes Gesetz, eure Ordnung über die Ordnung der Natur,

euern Thron über den Stuhl des Weltenrichters. Eure Brüder habt ihr zu Leibeigenen gemacht und in Knechtschaft verkauft, wie das Vieh. Ihr handelt Gold zu euern Wollüsten ein um Menschenblut, und bauet eure Paläste mit Hohnlachen aus den Schärflein der Waisen und Wittwen. Aber der Grimm des Herrn ist über euch erwacht, darum, daß ihr Götter sein wollet auf Erden, und euch anbeten lasset von euern Unterjochten. Es wird Entsetzen gehen durch die Gauen von Zürich und Wehklage unter den Mauern von Basel. Die Furchen der Aecker sollen Gräber werden, und die Seen blutige Wellen werfen, auf daß die Kinder Gottes frei einhergehen und die Altäre der Abgötter in Staub zerfallen.

„Straf' mich Gott, der Kerl ist wahnwitzig!“ rief Marquard und prallte zurück, als der Alte, welcher in der Begeisterung eines Sehers sprach, sich in seiner langen Gestalt emporrichtete und einen Schritt vorwärts gegen den Ritter that. Die Gefährtin des Lollharden erhob sich nur ein wenig, um diesen wieder an ihre Seite zurückzuziehen. Sogleich gehorchte ihr der Alte, setzte sich und verstummte wieder. Bei der Anstrengung der Nachbarin, ihn zu ergreifen, war aus dem weiten Aermel ihres Gewandes eine so weiße zarte Hand hervorgeschlichen, daß der Herr von Baldegg plötzlich den gespenstischen Greis vergaß und mit seinen Augen dem feinen Vermittlerhändchen folgte, welches sich eben so schnell wieder im groben Tuche des Kleides und Mantels verbarg.

„Bruder Lollhard,“ sagte Marquard, „unter uns gesagt, ich kenne dich und Deinesgleichen. Wir Andern sind in euern Augen allzumal Sünder; aber wenn ihr mit einem artigen Mägdlein Tag und Nacht umherschwärmt, so lebt ihr, nach eurer saubern Lehre, nur im paradiesischen Stand der Unschuld. Wer ist denn die hübsche Begutte *) dort neben dir? Eine Schwester im Herrn?

---

*) Name der weiblichen Begharden oder Lollharden.

Alter, ich verspüre Unrath! Gesteh', aus welchem Kloster hast du dies Nönnlein weggelockt, um mit dir zu gehen?"

— Sie hat noch keinem Kloster angehört! antwortete trocken und kurz der Lollhard.

„Ich verstehe, Alter. Also dein Seelenweib, denn dein wirkliches kann sie nicht sein. Du bist alt genug, um bei ihr heilig zu bleiben."

— Herr, sie ist meine Tochter.

„Eine geistliche Tochter, denk' ich," versetzte Marquard lachend, „und wie mich bedünken will, mit nicht ganz heilem Gewissen, denn umsonst verdeckt sie nicht das ganze Gesicht, als wär's gestohlene Waare. — Nun, fromme Begutte, laß mich dein Antlitz schauen, wenn dein Gewissen gesund ist."

— Herr! rief der Alte ernst: Euer Stand gebietet Euch Ehrfurcht gegen Frauen.

„Hm, Lollhard, nicht gegen Alle, sonst müßt' ich auch des Teufels Großmutter die Hand küssen. Drum mit Erlaubniß, lasset sehen!" rief Marquard und trat zu der weiblichen Gestalt. Der Alte streckte den Arm zum Schutz vor und rief: „Wer gibt Euch Recht, unverschämt zu werden?"

Der Herr von Baldegg warf kräftig den Arm des Greises auf die Seite, riß im gleichen Augenblicke gewaltsam den groben Tuchmantel vom Gesicht der Verhüllten und staunte sie verblüfft an, weil er nicht wußte, wie ihm geschah. Es war ein freilich ihm unbekanntes Gesicht, aber eins, mit welchem man zeitlebens bekannt sein möchte; im rauhen Gewande das feinste Engelsköpfchen voll göttlichen Ernstes; zwischen Felsengrau eine sanftglühende Alpenrose. Der Herr von Baldegg war wohl über die Jahre hinweg, wo der goldbraune Glanz solcher Locken und der schöne Blick solcher Blauaugen gefährlich wirken kann; aber doch fühlte er sich von eben hier nicht erwarteter Anmuth betroffen. Das Frauen-

zimmer hatte sich schon längst wieder und dichter, denn vorher, in den Mantel gewickelt, ehe Marquard von seinem Erstaunen genesen war. Auch hörte und verstand er keine Silbe von den Vorwürfen, welche ihm der erzürnte Alte von der Seite zuschnarchte.

„Höre, Lollhard," redete er diesen endlich an, „sei aufrichtig, bekenne, wo hast du dies arme Kind geraubt? Das ist keine Waare für dich und keine Waare von dir. Ich lasse dich ungestraft ziehen, wenn du mir lautern Wein einschenkst. Sperre dich nicht! Keine Winkelzüge. Es ist schon Alles verrathen. Das Mägdlein ist gestohlen, entführt. — Jungfer, Ihr seid in meinem Schutze. Fürchtet nichts von mir, und noch minder von der Rache dieses Alten. Vertraut Euch mir!"

Die Verhüllte bewegte den Kopf verneinend und streckte die Hand heftig vor, als wolle sie, in einer Bewegung des Abscheues, den Ritter von sich stoßen.

„Versteh' ich Euch recht?" fuhr dieser fort: „Ihr wollt bei dem Lollhard verbleiben?"

Sie neigte bejahend das Haupt.

„Straf' mich Gott, so hat er Euch behext. Meinethalben, schöne Begutte, bleibet wo Ihr wollt; ich mag's wohl leiden, wenn Ihr mit dem lebendigen Tod, mit diesem Geripp und Gespenst, vorlieb nehmen wollt. Aber vergönnt mir wenigstens, noch einmal Euer holdes Antlitz zu bewundern."

— Hebet Euch von mir! sagte die Begutte unterm Mantel, aber mit solchem Wohllaut der Stimme, daß Marquard nur den süßen Klang, nicht den Zorn darin hörte.

„Redet doch nicht zu mir, wie der Herr zum Satan. Ihr habt mir alle Herrlichkeit der Welt gezeigt; nicht ich zeigte sie Euch. Ich verlange von Euch keinen Fußfall, aber Eure Schönheit könnte wohl meinerseits darauf Anspruch machen."

Rasch stand sie, als er dies gesagt hatte, von der Bank auf, zog den Alten mit sich empor und rief: „Fort, fort von hier, mein Vater, daß wir zu andern Menschen kommen!“

„Warum flieht Ihr, fromme Begutte?“ sagte Marquard lachend: „Ich denk' Euch keine Gewalt anzuthun, obschon Ihr in meiner Gewalt seid.“

— Sind wir, rief der Lollhard, in Eure Raubhöhle gerathen, so solltet Ihr doch die Rechte der Gastfreundschaft gelten lassen! Uebrigens stehen meine Tochter und ich nicht in Eurer, sondern in Gottes Gewalt. Laßt uns gehen.

„Dich laß' ich wohl fahren, Graubart!“ versetzte Marquard: „Aber nicht also halten es Ritter mit artigen Mägdlein. Nun denn, spröde Büßende, versagt mir das Lösegeld nicht.“

Er legte bei diesen Worten die Hand an den Mantel. Der Lollhard aber warf sich ihm mit Macht entgegen, stellte sich zwischen ihn und die Jungfrau und faßte mit seiner dürren Hand einen keulenförmigen, langen Knotenstock, der ihm zunächst am schwarzen Gemäuer lehnte. Doch Herr Marquard ließ sich das nicht irren, schleuderte den unkräftigen Greis seitwärts, und schloß die zitternde Verhüllte lachend in seinen Arm, die ein klägliches Geschrei erhob.

In diesem Augenblick kam Herr Gangolf Trüllerey zurück, welcher indessen, weil der Regen nachgelassen hatte, zur Aare gegangen war, um das Landen der Fähre zu sehen. Er hörte das Hilferufen der weiblichen Stimme im Gewölbe, sprang hinein, sah Marquards Ringen mit der Vermummten, und befreite diese, indem er den Ritter mit einem Wurf zum Gewölbe hinausfliegen ließ. Es war aber über den Schutt der Freudenau nicht gut fliegen. Herr Marquard drehte sich durch die Gewalt des Stoßes erst zweimal um sich selbst und saß dann sehr unsanft auf dem Steingetrümmer nieder.

„Verzeiht, Herr Marquard," sagte Gangolf, „aber es ist nicht fein von Euch gethan, ein schwaches Weib zu überwältigen."

Erst aus dieser Anrede konnte sich Marquard, der verwundert und erzürnt nach allen Seiten umhersah, den unwillkürlichen Flug und wie er zum Sitzen gekommen sei, erklären. „Ihr seid ein grober Gesell, Herr Trüllerey!" sagte der Herr von Baldegg ärgerlich, indem er aufstand und sich den Schenkel rieb: „Wer hat Euch, Teufel, zum Ritter gemacht, da Ihr zum Drescher so gut taugt? Setzt künftig den Flegel, statt der Lilie, in Euer Wappenschild!"

— Den Flegel hab' ich zur Hand! — erwiederte der Jüngling ruhig und legte den Zeigefinger auf den blanken Eisenknopf seines Schwertgriffes: Wollt Ihr mir nun zum rothen Felde meines Wappens die Farbe liefern, so soll der Flegel hinein.

„Nehmt's nicht übel," rief höhnisch lachend der Herr von Baldegg, „Euer Witz ist ein erbärmlicher Schmarotzer, der sich an fremden hängen und vollsaugen muß, um das Leben zu haben. Ich frage nur, was mischt Ihr Euch in meinen Handel mit diesem Landstreicher und dieser Begutte? Verdächtiges Gesindel ist's, was durchs Land zieht, das Volk gegen den Adel hetzt, Wege und Stege ausspäht, um den hungrigen Räubern des Gebirgs unsere Küchen, Keller und Speicher zu zeigen. Aufknüpfen sollte man diese Spürhunde längs den Landstraßen, allen Eidgenossen zur Scheuche. Was hindert Ihr den Ausbruch meines gerechten Zorns?"

— Der Ausbruch Eures gerechten Zorns vorhin, versetzte Trüllerey, hatte mehr Zärtlichkeit, als die Sittsamkeit eines Weibes und die Würde eines ehrlichen Edelmanns ertragen mag!

„Junger Mensch," rief Marquard mit donnernder Stimme, und sein unvertilgbares Lächeln ward nun ein bitteres, „ich weiß nicht, ob Ihr Händel an mir wollt; aber sucht Ihr, so sollt Ihr finden! Fast gereut mich, daß ich Euch nicht die tölpelhafte Faust,

als sie sich an mir vergriff, vom Rumpf wegschlug. Jetzt schweigt, und reizt mich nicht. Ich habe Eurer bis jetzt, mit Ueberwindung meines eigenen Aergers, geschont. Ihr wisset, Ihr waret mir lieb! Aber reizt mich nicht, oder die letzten Rücksichten fallen, und ich zahle Euch den verdienten Lohn!“

— Ich werde Euch nicht reizen und werde Euch nicht fürchten, entgegnete Gangolf: lasset diese Leute unangefochten von hinnen ziehen. Sie bleiben unter meinem Schutze, und wehe, wer ihnen ein Haar krümmt!

„So lauft denn mit dem lüderlichen Volk bis an der Welt Ende, wenn Ihr es meiner Gesellschaft vorziehen wollt!“ antwortete Marquard, und ging zu seinem Pferde und schwang sich hinauf: „Aber Junggesell, Junggesell, wahre dich, es könnte dich meine Vetterschaft kosten!“ Damit sprengte er längs dem Ufer hin, der Knecht ihm nach. Der Herr von Baldegg ritt wieder den Weg am stillen Rain hinauf, welchen er in Gangolfs Gesellschaft vor einer halben Stunde erst gekommen war; während dessen gingen die Uebrigen mit Roß und Esel auf die Fähre. Die Schiffleute stießen ab.

4.

Die Begutte.

Der Regen hatte geendet. Hin und wieder brach das einförmige Grau des Himmels und ließ das reinste Blau durchstrahlen. Einzelne Buchfinken, diese fröhlichen Herolde der Frühlingsluft, sangen in den Zweigen des Gebüsches ihre heitern Triller, die aus der Ferne erwiedernd zurückgesungen wurden.

Die Reisenden, während sie zwischen den hohen Ufern der geschwollenen Aar hinüberschwammen, beobachteten, mit sich selbst

beschäftigt, gegenseitiges Schweigen. Der Lollhard hielt den Esel, auf dessen Sattel die daneben stehende Begutte ihre gefalteten Hände und die Arme legte und ihr verhülltes Antlitz niedersenkte. Herr Gangolf aber warf den schweren Regenmantel ab, befestigte ihn auf den Rücken seines Rosses, und stand dann, in Gedanken vertieft, an sein treues Thier gelehnt, einen Fuß über den andern geschlagen.

Er hatte noch die letzten Worte des Herrn von Baldegg im Gedächtniß, die ihn sehr beunruhigten, weil ihr Sinn ihm kein Räthsel geblieben. Marquard nämlich war dem reichen und mächtigen Geschlecht der Freiherrn von Falkenstein verwandt, und galt bei ihnen, wegen des Alterthums seines Hauses, wegen geleisteter Freundschaftsdienste, wegen der Gleichheit seiner Gesinnungen mit den ihrigen, und wegen seines aufgeweckten Wesens, viel. Nun aber war auch Ritter Gangolf Trüllerey nahe daran, in die Verwandtschaft der Falkensteine zu treten. Denn die reizende Ursula, Tochter des Herrn Hans von Falkenstein, war schon jetzt seine anverlobte Braut, die Vermählungsfeierlichkeit schon auf die Zeit festgesetzt, wenn der Friede zwischen Zürich und Oesterreich einerseits und den Eidgenossen anderseits besiegelt sein würde.

Gangolf hätte vielleicht auf die Hand der reichsten Erbin im Aargau keinen Anspruch wagen dürfen, da ihn, obschon altadelichen Herkommens, weder der Glanz seines Geschlechts, noch der Reichthum seines Hauses vorzüglich begünstigten. Aber die besondere Huld des Markgrafen Wilhelm von Hochberg, welcher für ihn, seinen Liebling, selber Brautwerber beim Freiherrn Hans von Falkenstein geworden war, als auch die Neigung des Fräuleins, hatten alle Hindernisse besiegt.

Der junge Mann liebte die schöne Braut mit aller Zärtlichkeit, welche ihre Anmuth verdiente und seinem warmen Blute natürlich war. Wiewohl diese Verbindung ursprünglich weniger die freie

Wahl der Herzen, als das Werk des Markgrafen von Hochberg gewesen sein möchte, hatten die Herzen gern nachher gebilligt, was Klugheit und persönliche Vorliebe des kaiserlichen Statthalters der vordern Lande mit dem Vater der Braut, Hansen von Falkenstein, gestiftet.

Diese Verhältnisse dürfen dem Leser nicht unbekannt sein, um sich Gangolfs stilles und finsteres Benehmen seit seinem Zusammentreffen mit dem Herrn von Baldegg zu erklären. Denn schon die erste Botschaft, welche er von demselben vernahm, daß sich zu Baden alle Friedensunterhandlungen zwischen Zürich und den Eidgenossen zerschlagen hätten, zerriß einen großen Theil seiner Hoffnungen. Mit der Gewißheit vom nahen Wiederausbruch des Krieges hatte er auch die Gewißheit von der längern Aufschiebung seiner Vermählung. Und eine Aussicht, wie diese, trägt für einen Bräutigam nichts Ergötzliches, der in Träumen die Geliebte schon hundertmal in die väterliche Burg, als Neuvermählte, eingeführt hatte. Wie viele tausendköpfige Schicksalshydern umringten und vertheidigten nun wieder das Brautbett gegen die Sehnsucht des Verlobten! Nun lagen noch weite Schlachtfelder, hohe Schloßmauern und Belagerungsstürme, Schlingen und Netze eifersüchtiger Nebenbuhler und zahllose Möglichkeiten von Trennung durch Gewalt, Untreue oder Tod, zwischen ihm und dem Traualtar.

Vielleicht hatte die Verstimmung seines Gemüths durch solche Betrachtungen nicht wenig dazu beigetragen, daß er den Herrn Marquard so unsanft aus dem Gewölbe geschleudert und daß er in jenem Augenblick die ungeheure Stärke seines Arms vergessen hatte. Denn wenige Menschen kamen ihm an Muskelkraft gleich. Er warf Zentnersteine wie leichte Ballen, und drückte eiserne Hufeisen mit der Hand zusammen, wie dünnes Blei. Herr Marquard war im Zorn von ihm geschieden, und die Warnung: Junggesell, es könnte dich meine Vetterschaft kosten! behielt einiges Gewicht.

Denn Herr Marquard war der vertrauteste Freund des Freiherrn von Falkenstein, und sein Einfluß auf diesen groß.

Die Fähre landete indessen am andern Aarufer unter den Hütten der Stilli. Gangolf warf den Schiffleuten für sich und die Begharden den Fährlohn hin. Der alte Lollhard bemerkte seine Freigebigkeit, verbeugte sich und sagte: „Edler Herr, Ihr habt mir und meiner Tochter schon mehr, als Fährgeld erspart. Gott lohne Eure Großmuth.“

Am Ufer hob derselbe dann die verhüllte Tochter auf den Sattel des Esels, auf welchem sie, den Rücken gegen das Gebirg gewandt, bequemlich und leicht saß. Der Alte ging am langen Stabe neben dem Thiere her. Gangolf ritt langsam mit ihnen den vom Ufer emporsteigenden Weg zum Dorf hinauf und die Straße gen Brugg. Der Himmel erheiterte sich. Bald kamen sie unter den Felsen der Kirche von Rain vorüber.

Als der Lollhard bemerkte, daß Herr Gangolf den Lauf seines muthigen Pferdes nur darum zurückhielt, um sie zu begleiten, sprach er: „Wenn ich glauben darf, daß Ihr unsertwegen zögert, so bitte ich, lasset dem Roß die Zügel fahren. Veronika und ich reisen in Gottes sicherm Geleit!“

— Ich verlasse Euch nicht bis zur Stadt, wenn Ihr mich nicht vorher verlasset! antwortete Gangolf kurz, und verfolgte seinen bisherigen langsamen Schritt. Niemand redete weiter.

Indessen fing zuletzt doch selbst den jungen Ritter an, die träge Fortsetzung der Reise ein wenig zu langweilen. Es ward ihm auch das fruchtlose Brüten über seinen Grillen zuwider. Sich zu zerstreuen, warf er den Blick links auf die weite Gegend umher, jenseits der Aar, auf die spiegelnden Wellen erst der Limmat, dann der Reuß, die beide sich aus fernen, weitgetrennten Quellen der Alpen hier zusammenfinden, um ihr Leben in dem des mächtigen Aarstroms aufzulösen. Dann, um seine Begleiter, die er

bisher keines Blickes gewürdigt hatte, kennen zu lernen, wandte er den Kopf auf die andere Seite.

Mehr, als der Alte, welcher mit gesenktem Haupte rasch vorwärts schritt und die Lippen bewegte, als wenn er still für sich betete, zog die Begutte seine Aufmerksamkeit an, eben darum vielleicht, weil ihre Verhüllung seine Neugier mehr beschäftigen konnte. Sie saß, gegen ihn gerichtet, quer auf dem Sattel, den einen Fuß im eisernen Steigbügel, den andern frei hängend. So viel von den Füßen unter dem Saum des faltenreichen Gewandes sichtbar ward, ließ sich eine niedliche Form derselben, und ein noch sehr jugendliches Alter der frommen Reiterin ahnen. Damit schien auch die blendende Weiße und die Feinheit des Kinns übereinzustimmen, in welchem ein weich eingedrücktes Grübchen ganz unverkennbar war. Mehr als des Kinns untern Theil oder sanftgerundeten Apfel, ließ das große, mantelähnliche Tuch nicht sehen, welches so weit über dem Gesicht niederhing, und sich bei jedem Schritt wehend ab und zu bewegte.

Gangolf, weil er keinen andern Zeitvertreib hatte, verwandte sein Auge nicht von dem Grübchen in diesem Schneehügel und bedauerte heimlich beinahe, daß seine Braut des kleinen Reizes entbehren müsse. Dicht unterm Kinn war das Kleid zusammengeheftet. So blieb der Weide seiner Augen nur ein kleiner Spielraum. Nichtsdestoweniger richtete er von Zeit zu Zeit immer wieder den Blick dahin; wohl auch in der Hoffnung, durch eine günstige Bewegung des herabhängenden Tuches, oder durch die Güte eines Luftzuges, fernere Entdeckungen zu machen und die Lippen des Mundes zu erblicken. Aber die Luft blieb still und bleiern schwer der Vorhang.

Einigemal schon hatte er sich vorgenommen, die stumme Reiterin anzusprechen; aber immer wieder, er selbst wußte nicht, warum? unterdrückte er seine Worte. Plötzlich wandte sich die Begutte mit

dem Kopf nach der entgegengesetzten Seite, wo der Lollhard auf der verdorbenen Landstraße trockene Stellen für seine Schritte suchte. Sie lüpfte das Manteltuch vor dem Gesicht, wovon Gangolfs unschuldige Neugier aber keinen weitern Vortheil hatte, als daß er eine kleine, weiße Mädchenhand gewahr ward, deren anmuthig gebogene Finger die äußern Spitzen in Morgenroth getaucht zu haben schienen. Nach einer Weile sagte die immer von Gangolf Abgewandte mit einer schmeichelnden Stimme: „Du bist müde, Vater. Laß mich absteigen und ruhe du.“

Die Süße dieses weiblichen Lautes und die kindliche Liebe in dieser Bitte rührten Gangolfs Gemüth gleich mächtig. Hätte er mit ritterlichen Ehren auf dem Rosse sitzen dürfen, während der schwache Fuß der Jungfrau auf der rauhen, durch Regen zerstörten Landstraße kaum gangbare Stellen gefunden haben würde?

Sie hielt wirklich den Esel an. Gangolf aber war im gleichen Augenblick schon zu Fuß und führte sein Roß dem Alten zu. „Nehmt meinen Platz ein!“ sagte er zum Lollhard: „Denn wer, wie ich, den ganzen Tag auf dem Gaul hing, findet Erholung, wenn er sich seiner Beine wieder bedienen kann. Er ließ nicht nach, bis der Alte das Roß bestieg.

Der Lollhard, welcher seine Müdigkeit nicht verläugnete, zeigte bei Gangolfs Antrage keineswegs jene Verlegenheit, die der Niedrige gewöhnlich bei einer Herablassung und Güte empfindet, mit welcher ihn der Große überrascht, sondern nur ein freundliches Erstaunen über diesen Beweis von einer Leutseligkeit, die damals eben nicht zu den Tugenden der stolzen Ritterschaft gehörte. Er dankte, schwang sich ohne Mühe aufs Roß, und seine Haltung und sein Anstand verriethen, daß er hier nicht an ungewohnter Stelle sei. — Gangolf ging nun zwischen beiden einher. So oft es der Weg gestattete, warf er den Blick seitwärts, um aus seinem veränderten und günstigern Standpunkt unter dem Haupt-

tuch der Jungfrau die Form des Mundes zu entdecken, die vorhin so vielen Wohllaut gebracht hatte.

Der Lollhard seinerseits, nun er der Beschwerlichkeit des Fußwanderns enthoben war, überließ sich wohlgemuth dem Betrachten der herumliegenden Gegend. Er warf noch einmal den Blick auf den Punkt zurück, wo die drei Ströme der Aare, Limmat und Reuß zusammenfließen, und sprach: „So löset sich mir das Räthsel, weswillen die Burg der Freudenau in so unbequemer Tiefe hart an der Aare hingebaut worden sein mag: es galt den Erbauern, Meister der Aarüberfahrt zu sein, die nirgends als dort stattfinden konnte, wo der Strom unter der Stilli zwischen unwandelbaren Ufern breit und ruhig hingeleitet, nachdem er Reuß und Limmat aufgenommen hatte, welche umgangen werden sollten. — Ein wunderschönes Schauspiel, diese Landschaft. Blicke auf, Veronika, und sieh' die ewige Herrlichkeit Gottes!"

In der That flog in diesem Augenblick der letzte Abendsonnenstrahl durch die zerrissenen Wolken verklärend über die dämmernden Fernen, Gebirge, Hügel und die nahen grünen Wiesen der tiefer gelegenen Gründe. Das Ganze ward zu einem stillglänzenden großen Bilde, wie man es nur nach Regenschauern am heitern Abend erblickt.

Gangolf, unbekümmert um dies Bild, sah mit angenehmem Erstaunen die Herrlichkeit des Schöpfers in einem seiner schönsten Geschöpfe aufgegangen. Denn Veronika hatte das Tuch vom Antlitz zurückgeschlagen, und irrte mit hellen, trunkenen Augen durch die Umgegenden. Ein Licht, ungewiß, ob von der Röthe des Abendschimmers, oder der schamvollen Schüchternheit, umfloß die zarten Mienen, in denen ein wunderbarer Zauber kindlicher Anmuth und weiblicher Würde schwebte.

Sie öffnete endlich die kleinen Lippen und sagte: „Welch eine unendliche Schönheit mitten in winterhafter Dürftigkeit! Sieh doch

diesen Glanz in den Nebeln, dies Goldgrün unter den finstern Wäldern! Es ist das Lächeln eines Weinenden." — Und indem sie dies sagte, wußte sie selber nicht, daß die Rührung des Entzückens ihre blauen Augen mit einer Thräne schmückte. Auch verstand Gangolf nichts von Allem, was sie noch ferner zu ihrem Vater sagte. Nur ihre ersten Worte klangen ihm fort und fort in der Seele: „Welch eine unendliche Schönheit mitten in winterhafter Dürftigkeit!" Veronika schien von sich selber geredet zu haben.

Das fortgesetzte Gespräch des Vaters und der Tochter warf endlich dem Ritter eine Frage von den Lippen der schönen Veronika zu, die auf einige Ortschaften hinzeigte, welche vor ihnen im falben Duft der Nebel schwammen.

„Dort auf der leichten Erhöhung," antwortete er der Begutte: „ist das Dörflein Windisch. Es soll daselbst in uralter heidnischer Zeit eine große Stadt gestanden haben, von welcher der Pflug noch immer Bruchstücke aus der Erde reißt. Da werden auch noch Münzen von Kupfer, Gold und Silber gefunden; aber fast unkenntlich und von fremdem Gepräge. Nirgends aber konnte im Aargau wirklich ein schicklicherer Platz zu einer großen und festen Stadt auserwählt werden, als auf jener breiten Landschaft, die sich zwischen der Aare und Reuß, wo sie zusammenrinnen, ausspitzt. Dadurch ist sie von drei Seiten, statt vom Wassergraben, von breiten Strömen beschützt. Und nirgends wieder, als dort, ein Punkt bequemer, über die wilde Aare eine Brücke zu schlagen, wo sie ihre Wassermasse tief und eng durch einen Felsenriß drängt, der kaum über dreißig Fuß breit sein mag. Darum heißt man noch heut das Städtchen, zu welchem wir reisen, Brugg."

Dann zeigte er auf das graue, spitze Thürmlein, hinter Windisch einsam gelegen, und erzählte, wie daselbst das Kloster Königsfelden auf derselben Stätte erbaut worden sei, wo vor mehr denn hundert Jahren Herzog Hans von Schwaben seinen Vetter, den

Kaiser Albrecht, meuchlings erschlagen habe. Auch erzählte er, wie die Blutrache der Kaiserin Elisabeth und ihrer Tochter, der Königin von Ungarland, gewüthet; bei tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder erwürgt, und aus dem Raube und Gute von mehr denn hundert adelichen Geschlechtern, die durch Henkershand vertilgt wurden, das Kloster aufgerichtet habe.

Die Begutte hörte mit vieler Aufmerksamkeit den Erzähler an, der neben ihr hinging, und senkte von Zeit zu Zeit einen Blick auf dessen edle Gestalt. Die graue Filzkappe, mit der weißen und zinnoberrothen Feder, schien mehr zur Zierde, als Bedeckung auf dem dunkeln, langgeringelten Lockenhaar zu liegen. Das feine, festangeschlossene Wamms von grünem Zeug, mit Schößen, die vorn und hinten fast bis zum Knie hingen, und auf beiden Seiten an den Hüften offen waren, mit Goldband unterhalb besäumt, bezeichnete mehr den schlanken Wuchs, als er ihn verbarg. Das kurzgestiefelte Bein in langen Reiterhosen bewegte sich mit leichtem Schritt über die unebene Landstraße hin, wie zum Tanz. So oft aber Gangolf im Gespräch das Auge zu der stillen Hörerin aufschlug, senkte sie die Wimpern ernst und sittig nieder.

Bei der Langsamkeit der Reise trat die Nacht herein, ehe die Stadt erreicht wurde. Während das geschlossene Thor der Ringmauer aufgethan ward, stieg der Lollhard auf der Brücke vom Pferde und leitete es in die Stadt und die steile Straße hinauf bis vor die Thür der Herberge. Hier hob Gangolf die Begutte, deren Antlitz wieder vom Tuche bedeckt war, mit ritterlicher Höflichkeit vom Sattel ihres Esels. „Der Himmel lohne Euch, edler Herr, was Ihr uns armen Leuten heut' gethan!“ sagte sie mit halblauter Stimme. Auch der Lollhard kam herbei, seine Erkenntlichkeitsbezeugungen zu wiederholen. Gangolf aber wünschte Beiden gute Ruhe und folgte schnell den Knechten, die ihm mit brennenden Kerzen ins Haus voranzündeten.

5.

Der Schultheiß von Brugg.

Später, als er selbst gewollt, erwachte der junge Rittersmann am andern Morgen. Alsbald kleidete er sich mit größerer Sorgfalt, um vor den Augen der Braut nicht ganz mißfällig zu erscheinen. Um sein Baret ließ er weiß und roth gekräuselte Federn wehen. Das Wamms, mit Goldstickerei an den Nähten, war um Hals und Brust, und am Saum der faltenreichen Schöße, mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Selbst die Ränder der weiten Stulpen an den Stiefeln, die nur bis zur halben Wade reichten, sah man mit Goldschnur besetzt. Das große Schwert hing an der Hüfte nicht nur vom Leibgürtel, sondern auch vom breiten Gehäng über die Achsel gehalten, sowohl der Zierlichkeit willen, als auch, daß die lange Klinge bequemlicher zu tragen sei.

Als ihn die Wirthsleute, da er sich zum Schultheißen begeben wollte, noch ehrerbietig zur Hausthür begleiteten, vernahm er von ihnen, daß die Begharden bei Anbruch des Tages wieder abgereiset wären. Da gedacht' er, nicht ohne stille Bewunderung, der schönen Reisegefährtin. Doch ward diese bald vergessen, als er nach wenigen Schritten das Haus des Schultheißen Ludwig Effinger erreichte, wo er Ursula von Falkenstein, seine Braut, zu finden erwartete.

Der Schultheiß, ein achtbarer Greis, saß im halbdunkeln Zimmer, und las ämsig ein vor ihm aufgeschlagenes dickes Buch. Er sah nicht um, so gedankenvoll war er. Der Tisch vor ihm, welchen viele Schriften und Pergamentbriefe mit großen daranhängenden Siegeln bedeckten, so wie ihn selbst, beleuchtete der durch die runden Scheiben des kleinen Fensters fallende Sonnenstrahl. Es war ein ehrwürdiger, frischer Alter, den das Gewicht der Jahre nicht beugen zu können schien. Ueber sein volles, röthliches Ge-

sicht scheitelte sich ein schneeweißes Haupthaar zu beiden Seiten bis auf die Achseln, wo das einfache, schwarze Kleid von einem breiten, gefältelten Kragen des feinsten Linnens gedeckt war.

Um ihn nicht zu stören, blieb der Ritter einen Augenblick unter der offenen Thüre stehen, ward aber bald bemerkt. Der Schultheiß erhob sich freundlich, sobald er den Gast erkannte, hieß ihn mit treuherzigem Händedruck willkommen, fragte um Wohlbefinden, und woher? und wohin? und befahl zur Thür hinaus, daß man Erfrischungen bringe.

„Ihr trefft zur Glücksstunde ein, lieber Herr und Freund," sagte er, „denn Jungfrau Ursula ist in unserer Stadt. Zwar hat sie mir das Leid angethan, nicht vor meinem Hause abzusteigen; doch wird sie eben heut' mit uns zu Mittag speisen, und Ihr, versteht sich's, seid von Herzen eingeladen."

Nun erfuhr Gangolf, daß seine liebenswürdige Verlobte nur noch zwei Tage in der Stadt verweilen, dann zu ihrem Vater, Hans von Falkenstein, nach Seckingen reisen werde; daß sie, ungerechnet einige weibliche Bediente, einen Ritter Bentelin von Hemmenhofen und einen lustigen Gesellen von Waldshut, Namens Isenhofer, zur Begleitung habe, der kurzweilige Verse mache, aber ein Erzfeind der Eidgenossen sei.

„Dieser Isenhofer gefällt mir nicht!" sagte der Schultheiß: „Er ist ein Witzjäger, ohne Verständigkeit; ein unbesonnener Schwindelkopf, der zu nichts Rechtem taugt, und da gern Feuer anbläset, wo er löschen sollte. Ich wollte, die Herren von Falkenstein duldeten ihn nicht um sich. Er erbittert gegen die Schweizer, wohin er kommt; das wäre jetzt am wenigsten nöthig, da die Zusammenkunft in Baden so schnöden Ausgang hatte."

Während eine Magd, zum Frühstück, auf silbernem Teller in goldenen Bechern, Malvasier, auch geröstete Brodschnitte und Backwerk aller Art auftrug, ward die letztberührte Begebenheit,

das Anrücken der Armagnaken, die Stärke und Absicht des französischen Heeres, der Anspruch Friedrichs auf sein Recht im Aargau und Anderes besprochen, was Ereignisse dieser Tage berührte. Lieber wäre der Bräutigam seiner Sehnsucht gefolgt, und zur Verlobten hingeeilt, hätte ihn nicht der Schultheiß in ein Gespräch verflochten, welches seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

„Ich war unlängst im Freihof zu Aarau,“ sagte der Schultheiß, „um mit Euerm Herrn Vater und seinen Freunden im dortigen Stadtrath vorläufige Abrede über das Verhalten unserer Städte beim Wiederausbruch des Krieges zu nehmen. Aber ich darf's ja nicht verhehlen, ich erkannte Herrn Rüdiger, Euern Vater, meinen alten Freund, kaum wieder. Von Landessachen war nicht mit ihm zu plaudern. Ihr werdet ihn sehr verändert finden, lieber Herr und Freund, da Ihr ihn seit Eurer Reise zum König von Frankreich nicht gesehen habt.“

„Meinen Vater?“ sagte Gangolf bestürzt.

„Er ist abgeschwunden zu einem Schatten!“ fuhr der Schultheiß fort: „Es scheint, ein unheilbarer Trübsinn verfinstert sein Gemüth und zehrt die Reige seiner Kräfte auf. Er theilt sich Andern wenig mit, spricht viel für sich selber, ist oft ganze Tage im obern Gemach des Thurmes Rore verschlossen, ja oft ganze Nächte, und man lieset die Gleichgültigkeit in seinen Augen, mit der er alle Vorgänge ansieht.“

„Ihr machet mir bange!“ rief Gangolf: „Was ist ihm begegnet?“

„Eine schleichende Krankheit,“ erwiederte der Schultheiß: „die ihren Sitz in der Leber hat, sagt der Arzt. Was weiß ich's? Gar nahe Gefahr ist wohl nicht zu befürchten, doch sollet Ihr Euch auf Alles bereit halten. Darum ist mir's recht, Euch zu sprechen. Denn ich meine, Ihr sollet bei Euerm Vater verbleiben, und nicht weiter mit dem österreichischen Adel und im Dienst des Markgrafen umherziehen.“

„Herr Schultheiß," versetzte der junge Ritter: „Euch ist wohl bekannt, daß unser Haus von seinem alten Wohlstand durch mancherlei Schicksal abgekommen ist. Ich bin ein junger Gesell, zum Kriegshandwerk wie geboren und erzogen, und muß meinem Glück unter fürstlichen Fahnen und an großen Höfen nachjagen. Sitz' ich daheim im alten Thurm von Rore, fragt Niemand nach mir. Kaiserliche und königliche Gnadenbriefe wirft man Keinem zum Fenster herein, und Göttin Fortuna ist aller Welt zu lieb, als daß sie im Freihof zu Aarau Schutz suchen müßte."

„Ihr wollet Euch jedoch erinnern, Herr und Freund," sprach Herr Effinger, „daß der Thurm Rore mit Zinsen, Zehenden, und Gefällen, ein Lehen der Stadt Bern sei, welches sie, kraft obrigkeitlicher und lehensherrlicher Macht, Euch zucken könnte, so Ihr mit den Oesterreichern gegen sie feindlich hieltet. Es scheint mir, man solle die Taube nicht aus der Hand fliegen lassen, bevor die Wildgans geschossen ist. Wenn Ihr nun den Freihof verlöret?"

— Mir will der Markgraf von Hochberg wohl! antwortete Gangolf: Er steht beim Kaiser in hohem Ansehen. Auch wird mich Hans von Falkenstein nicht fallen lassen, dessen Tochtermann ich werde.

„Lieber Herr und Freund," entgegnete kopfschüttelnd der Schultheiß: „vertrauet heutiges Tages nicht auf Fürstenschwur und Edelmannswort, denn beide sind mit Luft auf Luft geschrieben. Freiherr Hans braucht für sein Wohlleben Größeres, als er vielleicht am Ende selbst besitzt. Schon hat er Farnsburg verpfändet; fragt in Seckingen, wo er mit der Hagenbachin lustige Tage gelebt, ob von dem Gelde noch übrig sei? — Und Oesterreich, welches den Aargau feierlich abgetreten hat, spricht wieder von Rechten darauf. Ihr spielet ein verwegenes Spiel, lieber Herr, dafür Euch die Einen schlecht lohnen und die Andern übel danken werden."

— Wird Bern unparteisam zwischen Zürich und den Eidgenossen bleiben? fragte Gangolf.

„Dort liegt des Schultheißen von Erlach Brief: er zweifelt."

— So müssen Adel und Städte bei uns zusammenhalten und den Ausgang ruhig erwarten! rief Gangolf.

„Ihr träumet," entgegnete der Schultheiß, „Pech und Wasser halten besser, als Adel und Bürger zusammen. Dem Adel jucken die Fäuste. Er möchte lieber heut' als morgen den Tanz beginnen."

— Um sich von der Hoheit der Stadt Bern zu lösen. Ich verdenk's ihm nicht! sagte Herr Trüllerey: Es scheint ihm anständiger, Vasall eines großen Königs, als eines hochmüthigen Reichsstädtleins zu sein. Adel kann nicht unter Machtgebot von Handwerkszünften gedeihen; er muß an Höfen der Fürsten in Verdienst und Glanz blühen, oder muß verderben. Anderseits aber laufen unsere Aargauer Städte nicht ebenfalls unter Bern Gefahr? Die Freiheiten, welche ihr Stolz sind, wurden ihnen ja nicht von Bern, sondern durch Gnade der Kaiser und Könige. Bern kann nichts dergleichen geben. Selbst bloß eine Stadt, wird Bern das Aufblühen anderer aargauischer Städte mit Argwohn und Eifersucht anschielen; wird deren Rechtsame und Titel fort und fort benagen, und sich Glück wünschen, wenn zuletzt Brugg, Zofingen, Baden, Aarau und die übrigen, zu armseligen Nestern zusammenschrumpfen.

„Und was folgert Ihr daraus, Herr Gangolf?" fragte der Schultheiß ernsthaft.

— Das, erwiederte Jener lebhaft: wofür ich mein Alles in die Schanze schlagen möchte. Warum kann der Aargau kein unabhängiger, freier Stand sein, mit den übrigen Eidgenossen in gleicher Würde, des Hauses Oesterreich oder Berns Rechte vorbehalten? Heute stehen wir wieder, wie vor dreißig Jahren, zwischen Oesterreich und Schweizerland, als Bern unser schönes Land

überrumpelte, besetzte und zur Beute machte. Was damals ungeschehen blieb, ist heute nachzuholen!

„Genau, lieber Herr, stehen wir noch wie damals," sagte Effinger, „als Städte und Edelleute gen Sursee ritten und nicht eins werden konnten. Der Adel will herrschen und großthun, glaubt sich dazu geboren, und mag mit Stadtbürgern nicht gemeines Werk haben. Unsere Städte aber selbst befeinden sich ebenfalls thörichter Weise unter einander. Es fehlt am besten Kitt unter uns, der heißt zu deutsch: Gemeinsinn, freier Vaterlandsgeist. Darum erlagen wir vor dreißig Jahren. Heute wäre dasselbe Beginnen eitel und noch dazu sträflicher; wir wären Aufrührer, weil wir uns selber, und keine fremde Gewalt, von der rechtmäßigen Obrigkeit löseten. Und wir haben unsern gnädigen Herren von Bern Huldigung geleistet!"

— Huldigung! rief Gangolf mit Aufwallung: Ja, als wir, die wir wehrlos waren, vor dreißig Jahren, überfallen und übermannt wurden. So muß der Sklave huldigen, wenn ihn ein neuer Herr kauft. Aarau wollte schon damals widerstehen oder untergehen. Es war doch noch Muth und Geist in dieser Gemeinde. Die Bürgerschaft unterwarf sich freilich, als sie, ungewarnt von Bern und Solothurn schwer umlagert, und inner kranken Ringgemäuern, ohne Trost, gedrängt ward. Gewalt aber ist kein Recht, sondern Gewalt, Herr Schultheiß, und gezwungener Eid kein freier Vertrag!

„Ei, ei, mein Herr und Freund," entgegnete fein lächelnd der graue Geschäftsmann, „sollten wir's damit so streng nehmen, so würde mehr als ein ganzes Reich keinen Fetzen Landes behalten, und Kriegen und Wiederkriegen, Eroberung und Abtrünnigkeit, ewig fortwähren. Es muß doch endlich eine Zeit kommen, da das, was die Gewalt der Umstände erzwungen, zum rechtsgültigen Zustand wird."

— Könnt Ihr, Herr Schultheiß, die Gewalt der Umstände von

ehemals entschuldigen, so müßtet Ihr auch eine Entschuldigung dieser Gewalt von heut' haben. Eben deshalb enden in der Welt die Kriege und Wiederkriege nicht. Jeder überwundene Fürst bricht, ohne Gewissensbisse, täglich den Vertrag, sobald er sich seinem vormaligen Besitzer gewachsen fühlt.

„Bemerket wohl, Herr Gangolf," sagte der Schultheiß, „Bern hat uns nichts entrissen, sondern, was wir vordem besaßen, rechtskräftig bestätigt, und hat nur genommen, was österreichisches Gut gewesen. Wollten wir uns gegen Bern auflehnen, so wären Gewaltthat und Ungerechtigkeit auf unserer Seite."

— Es ist nicht in meinem Sinne, Herr Schultheiß, versetzte Gangolf: Bern und Oesterreichs Recht und Gut im Aargau zu verletzen. Mögen beide darüber ihren Streit führen. Aber der Aargau sollte zwischen beiden unparteisam stehen, sich keinem opfern, sondern ein eigener, freier Stand werden, mit Vorbehalt fremden Rechts.

„Laßt uns abbrechen, Herr Gangolf; das ist Schwindelei und Traum! Darüber werden unsere Städte nicht unter sich, und die Edelleute nicht mit den Städten einig; denn im Adel ist Hoffart, Stolz und Tyrannei!"

— Und in den Städten, murmelte Gangolf unmuthig zwischen den Zähnen: geist- und herzarme Spießbürgerei!

Das Gespräch dieser beiden Männer, welches sich schon mit bittern Empfindungen zu mischen anfing, war noch zu guter Zeit unterbrochen. Des Schultheißen Sohn, Herr Balthasar, und dessen junge Frau, traten herein, den Gast und Freund zu begrüßen. Ihre redselige Höflichkeit nöthigte ihn, so vielen Erkundigungen und Fragen Genüge zu leisten, daß es unmöglich wurde, den zerrissenen Faden der vorigen Unterhandlung wieder anzuknüpfen. Indessen blieb von derselben in des Schultheißen Brust ein Ansatz argwöhnischer Unzufriedenheit gegen den Herrn von Trüllerey zurück,

und in diesem ein geheimer Aerger über des Schultheißen Unempfindlichkeit für des Aargau's unabhängige Stellung. Sobald sich, nach einiger Zeit, ein schicklicher Augenblick darbot, benutzte ihn der junge Mann, sich zu entfernen, um seine Braut aufzusuchen und zum Gastmahl im Effinger'schen Hause abzuholen.

6.

Die Braut.

Sein Herz schlug bange und freudig, als er die enge Treppe einer bürgerlichen Wohnung zu den Zimmern der Geliebten hinaufstieg. Er hoffte sie zu überraschen. Schon hörte er im Geist ihren Schrei, sah ihre Bestürzung, fühlte ihre Umarmung und wußte er jedes schöne Wort, was er zu sagen habe. Indessen geschieht oft, daß die Wirklichkeit ganz etwas anderes verleiht, als worauf wir uns bereiteten.

Eine der Kammerfrauen trat ihm in einem schmalen Gang entgegen, das Zimmer der Gebieterin zu öffnen. Aus demselben trat im gleichen Augenblick ein reichgekleideter, junger Rittersmann, der sich mit ehrerbietiger Freundlichkeit vom Fräulein beurlaubte, welches über dessen Achseln erröthend den ankommenden Bräutigam erblickte. Ohne sich durch die Gefühle, die sie nicht verbergen konnte, in den äußern Gebräuchen des Anstandes stören zu lassen, entließ sie mit gleicher Huld und Würde den Abgehenden, wie sie den Ankommenden in ihr Gemach zu treten bat. Hier küßte dieser stumm und bewegt erst ihre zarte Hand, dann schloß er mit Ungestüm die schlanke Gestalt der Verlobten an sein pochendes Herz. Sie aber wandte lächelnd das Gesicht seitwärts, daß seine Lippen nur ihre Wangen berührten, und sagte: „Warum so spät, mein edler Junker?“

— Und warum so kalt, mein edles Fräulein? erwiederte er, ihren Ton nachahmend, indem er sie fester an sich zog und sie doch verwundert ansah, daß sie ihm den Kuß des Wiedersehens versagte.

„Wie doch die Männer in Allem immer nur sich selber wiederfinden!“ entgegnete sie: „Aber setzen wir uns.“

— Nicht eher, angebetetes Ursi, bis mir dein Mund den Kuß des Willkommens entrichtet hat.

Sie bot die Lippen mit halbem Sträuben. Dann führte er sie zum Lehnsessel und wählte seinen Platz ihr gegenüber. Nun mußte er von seiner Ankunft in Brugg, von seinem Besuche im Hause des alten Schultheißen, wo er sie zu finden gehofft, dann von seinem Aufenthalt in Frankreich und am Hoflager des Königs, von den schönen Frauen in Paris, von ihrer jetzigen Kleidertracht und Lebensweise erzählen. Seine Betheuerungen, daß von allen jenen verführerischen Schönen keine auf sein Herz Eindruck habe machen können, begegnete der Unglaube ihres eifersüchtigen Zweifelns mit tausend Einwendungen. Doch am schwersten war ihm der Vorwurf zu besiegen, daß er während eines langen Vierteljahres keine Stunde und keine Gelegenheit gefunden, der Braut einen Brief zu senden.

Gangolf kannte die Neigung seiner Verlobten zum verliebten Argwohn, die launenhafte Heftigkeit ihrer Leidenschaft; doch hielt er die Rede für scherzende Neckerei, bis eine Thräne ihrer dunkeln Augen den Ernst verkündete.

„Nein, Gangolf, nein!“ rief sie und erglühte mit Stolz und Unwillen: „Ihr seid den Männern gewöhnlichen Schlages gleich. Verantwortet Euch nicht. Ein Weib zu täuschen im liebenden Glauben scheint Euch leichtes, verzeihliches Werk. Diesmal seid Ihr der Betrogene! Nicht was Ihr saget, nein, was Ihr verschwieget, klagt Euch an. Es ist genug! — Ich begehre kein Herz, das ich mit Bettlerinnen zu theilen verdammt wäre. Oder

begleitete Euch nicht die Treulosigkeit bis zu den Schwellen meiner Wohnung? Nun wißt Ihr, daß ich Euch kenne! Sehr schön, sagt man übrigens, sehr schön soll die Begutte sein, mit der Ihr noch die letzte Nacht in der Herberge fröhlich waret. Wohl! haltet diese züchtige Vermummte aus Frankreich fest. Ich beneide Euch nicht und die Buhlerin nicht. Ihr hattet Unrecht, sie in großer Frühe fortzuschicken, sobald Ihr meine Anwesenheit in dieser Stadt erfahren hattet. Ihr thatet übel, Euch Zwang anzulegen."

In der Ruhe seines Bewußtseins konnte der junge Ritter sich anfangs nicht des Erstaunens, nachher des Lächelns nicht erwehren. Mit wenigen Worten hoffte er sie zu enttäuschen. Aber so oft er zu reden begann, unterbrach sie die Rechtfertigung, ehe dieselbe vollendet war, mit Widerlegungen, und ihre Widerlegungen mit neuen Vorwürfen.

Zuletzt erkor er jenes glückliche Mittel, welches manchem Ehemann bei der keifenden Hausehre zu statten kommt, nämlich schweigend den Sturm über sich hinbrausen zu lassen. Während des regsamen Spieles ihres Züngleins betrachtete er mit Wohlgefallen die Jungfrau, die selbst der Zorn nur weiblicher und reizender machte. Ihr feuervoller Blick ward nur glänzender, das feine Roth ihrer Wangen nur höher. Die schwarzen Augenbraunen, welche sich, wie vom Schmerz des verwundeten Gemüths, über der länglichen, sanftgebogenen Nase zusammenzogen, bildeten dort eine leichte Falte und eine Schwellung der weißen Stirnhaut, die zugleich trotzigen Eigensinn und innigen Kummer bezeichneten. Ihr dunkles Haar, über der Stirne von einem perlenreichen, diademartigen Goldkamm gehalten, wehte um Schläfe und Ohren in einzelnen flammenhaft gebogenen Locken. Das halbdurchsichtige, vielgefältelte Gewebe, welches, wie ein Nebel, ihren Busen umwölkte, und hinter dem langen, griechischen Nacken in köstlichen Spitzenkragen halbmondförmig bis zur Mitte des Hinterkopfes

emporstieg, verrieth auf- und niederwallend die Bewegung im Innersten der Brust.

Selten glaubte Gangolf in Ursula's ganzem Wesen etwas Zauberhafteres gesehen zu haben, als in diesen Minuten. Dazu kam, daß ein äußerer, reicher Schmuck von Ketten und Perlen um den Hals, ein Leibchen von karmesinrothem, golddurchwirktem Stoff über das schwarzseidene Untergewand, enge lange Aermel, von der Schulter bis zum Handknöchel in der Naht aufgeschlitzt und wieder bauschig zusammengenestelt, den Wuchs des Mädchens und dessen Reize um Vieles erhöhten.

Wirklich verlor er in der Lust des Schauens so vollkommen alle Aufmerksamkeit des Hörens, daß er in Verlegenheit gerieth, als Ursula wiederholt in ihn drang, ihre letzte Frage zu beantworten, die er nicht gehört hatte.

Erst schien sein Verstummen alle ihre eifersüchtigen Vermuthungen zu bestätigen; dann, da er um Wiederholung der Frage bat, seine Unachtsamkeit ihren weiblichen Stolz noch mehr zu empören.

Sie erhob sich schnell vom Sitz und rief mit einem Blick der Verachtung: „So ist denn selbst meine Gegenwart nicht vermögend, Eure Gedanken einen Augenblick von jener feilen Dirne zu befreien, die Ihr Euch zulegtet. Eilet doch lieber zu der Begutte. Weit kann sie nicht sein. Ich halte Euch nicht. Die Bettlerin mag allerdings besser zum Ritter ohne Land und zum verfallenen Thurm Rore taugen, als eine Erbtochter des Hauses Falkenstein, Urenkelin alter Grafen."

Die stolze, schneidende Stimme, dies unerwartete Vorrücken seiner Armuth weckten aber plötzlich den edlen Trotz, welchen jeder Mann empfindet, wenn das Weib spüren läßt, daß Liebe, bei ungleichem Reichthum und Abstammen, nur Gnadensache sei. Er sprang finster auf. Wohl kannte er in dem reizenden, jugendlichen Geschöpf jene wandelbaren Launen, jenen kindischen Eigensinn eines

im Aelternhause verzogenen Lieblings: aber daß die Braut sich, im leidenschaftlichen Rausche des Unwillens, ihrer höhern Herkunft und ihres Reichthums bewußt blieb; daß sie ungroßmüthig dessen erwähnen konnte, ihn zu demüthigen, noch Braut nur, den Bräutigam schon: das erschütterte ihn.

„Fräulein," sagte er mit halbunterdrückter und doch schrecklicher Stimme, indem er ihr mit Hoheit entgegentrat: „Ihr habt mich nie geliebt. Das hättet Ihr nie gesprochen, wenn je eine Faser Eures Herzens für mich freundlich gezuckt hätte. Der böse Geist ist unerwartet, aber zur rechten Stunde, aus dem Engel des Lichts hervorgetreten. Wir sind geschieden."

Sie entsetzte sich bei diesen Worten, indem sie dabei sein starres, bleiches, schönes Gesicht erblickte. Sie bereuete, obgleich selbst noch halb im Zorn, die unvorsichtig ausgestoßene Rede. „Geschieden?" sagte sie leise und finster: „Wir sind's, wenn's Euch beliebt." — Aber ihr Herz zitterte, wenn sie wieder sein edles, leichenhaftes Antlitz erblickte.

„Ich habe Euch geliebt," fuhr er fort, „Euch nur, uneingedenk Eures Namens und Gutes. Wär' ich ein Königssohn, ich würde Kronen zu Euern Füßen gelegt haben, und wenn ich Euch in Lumpen, unter dem Dache einer Zigeunerhütte, gefunden hätte. Gold, wie Lumpen, sind Staub; nicht das zog mein Herz zu Euch. Ich habe Euch geliebt: nun nicht mehr."

Sie erblaßte, aus ihrem Auge fiel eine Thräne. Sie selber wußte nicht, wie ihr geschah, was in ihrem Innern vorging? Doch faßte sie sich und sprach halb weinerlich, halb versöhnt lächelnd: „Nachdem mein gestrenger Herr selber nicht läugnen konnte, daß eine elende Dirne mir mein theuerstes Herz geraubt, muß ich noch darum Vorwürfe leiden, als wär' ich die Sünderin. Redet doch, und mein leichtgläubiges Herz glaubt Euern Worten schon, eh' Ihr sie ausgesprochen habt. Also die Begutte war nicht ein Schön-

heitswunder? Dacht' ich's doch! Eine Bettlerin und Schönheit erster Art! Sagt doch, sie sei häßlich gewesen! Nicht so? der Lollhard war auf der Straße erkrankt, daß Ihr ihn aus Barmherzigkeit auf Euer Roß ludet? Es ist Lüge, daß Ihr das feile Mädchen in Eure eigene Herberge führtet; daß Ihr es in die Arme schlosset, und vor der Thür des Wirthshauses selber vom Sattel hobet. Redet doch, meine Ueberzeugungen von Eurer Unschuld fliegen Eurer Erklärung auf halbem Wege entgegen."

— Ihr wollt mein spotten, Fräulein. Man hat Euch, merk' ich, von der Art meiner gestrigen Ankunft und meiner seltsamen Begleitung treu und untreu berichtet! — sagte Herr Trüllerey mit vorigem Ton. Und nun erzählt' er die Geschichte seines Abenteuers, des Baldeggers rohes Betragen, — Alles bis zum letzten Augenblick, mit der unbefangensten Offenheit. Er pries selbst die rührende Anmuth der frommen Veronika, aber betheuerte, daß sein Herz auch einer größern Schönheit unverwundbar geblieben sein würde; sein Gedanke, seine Sehnsucht wäre nur die Verlobte gewesen. Er sprach mit dem Stolz beleidigter Unschuld, mit dem Schmerz seiner muthwillig verhöhnten Liebe, mit dem Gefühl seines bessern Werthes. Der Ausdruck von Redlichkeit in seinen schönen Gesichtszügen, und zugleich furchtbar fester Entschlossenheit in seinen Blicken, bezauberten zugleich und erschreckten die Braut. Alles, was ihn je in ihren Augen liebenswürdig gemacht hatte, erschien jetzt noch liebenswürdiger. Die Erinnerung seliger Stunden erwachte. Statt des Zornes brannte ein zärtliches Feuer in den träumerischen Blicken, mit denen sie an ihm hing. Ihr Wesen und Lieben schien wieder in Gluth aufzuleben, während sie aus der todtenhaften Ruhe seines Aeußern ahnete, ihr sterbe ein Herz ab, das ihr eigener Hochmuth gebrochen habe.

„Oh!" rief sie endlich mit weicher, zitternder Stimme: „ich kenne mich selbst nicht mehr, und muß mich hassen, weil ich zu

sehr liebe!" Sie schlug ihre beiden Arme um seinen Nacken und schluchzte laut an seiner Brust, und rief: „O du göttlicher Bösewicht! was hast du aus mir geschaffen?" Und ihre heißen Lippen hingen an seinen Lippen, als wollte sie die von ihr weichende Seele des Bräutigams an sich trinken.

Lange schien er gefühllos ihre Liebkosungen nur zu dulden. Der warme Hauch ihres Odems, das Brennen ihrer Lippen, die stille Gluth der Blicke, welche wie voll süßer Berauschung in seinen Blicken untergingen, äußerten aber bald ihre unbesiegbare, Seel' und Sinnen überwältigende Macht. Er zog sie an sein Herz und sprach in einem Seufzer: „O warum bist du nicht so arm, wie schön!"

„Was willst du, Gangolf?" erwiederte sie schmeichelnd: „Bin ich nicht eigentlich die Gabe, die sich dir gibt, und alles Andere nur zufällig Mitgabe, die du in den Kauf erhältst?"

— Verflucht sei jeder Heller, den ich von deiner Mitgabe berühre, rief er wieder heftiger; und Unsegen bringe auf die väterliche Burg Rore, was aus deinem Gut sie schmücken will!

Sie strafte mit sanften Fingerschlägen seinen Mund, wand sich lächelnd aus seinem Arm und sagte: „Die Mitgabe deiner Braut, nun du sie zur Missethat machst, wird im Freihof von Aarau wenigstens Zufluchtsstätte haben, wie jeder arme Sünder, der dort seine Hand an das heilige Gestein legt. Aber . . . ." Hier trat sie vor den Spiegel, hauchte in ihr Taschentuch und drückte es sich auf die Augen, um die Spur der Thränen zu vernichten: „Aber es ist genug gezankt, junger Herr! Nun führet mich zum Schultheißen. Seid freundlich und artig, und vergesset!"

„Fräulein!" sagte er, mit sich verdüsterndem Blick auf die blitzenden Diamantringe an ihren Fingern: „Warum mußtet Ihr mir etwas zu vergessen geben!"

7.

Das Gastmahl des Schultheißen.

Beinahe eilf Uhr Vormittags war es, als sie in das Zimmer des Schultheißen traten, wo man ihrer schon geraume Zeit gewartet hatte. Der greise Effinger führte alsbald nach feierlicher Verbeugung gegen die junge Freiherrin von Falkenstein, diese, kaum ihre Fingerspitzen berührend, in das Speisezimmer; Gangolf Trüllerey begleitete des Schultheißen artige Sohnesfrau; die Uebrigen folgten unter tausend gegenseitigen Höflichkeiten, Bitten und Entschuldigungen, weil sich, nach den Gesetzen feiner Lebensart, Niemand des Vortritts anmaßen wollte.

Vom langen Tisch, den ein blendend weißes, goldgeblümtes Tuch bedeckte, dampften Gemüse, mancherlei Geflügel, Salme aus dem Rhein, Forellen und Wildpret, anlockenden Duft durch einander. Fünf hohe Weinkannen von Silber in getriebener Arbeit ragten schimmernd über das steigende Gewölk hinweg, wie die Kuppeln der Kirchthürme über den Rauch der Stadthäuser. Vor jedem der Gäste glänzte der Silberbecher, abwechselnd mit einem vergoldeten Pokal.

Das Tischgespräch, bei den ersten Gerichten stockend, halblaut und arm, wurde nach und nach, sobald auch die Weine versucht waren, voller, wärmer und fröhlicher. Ein lebhafter, hübscher Mann, und zwar derselbe, welchen Gangolf aus Ursula's Zimmer kommen gesehen hatte, weckte zuerst mit heitern Scherzen die gute Laune der Gesellschaft. Es war Herr Bentelin von Hemmenhofen, den, außer Gangolf, alle Uebrigen wohl kannten. Ursula behandelte ihn sogar mit einer Art Vertraulichkeit, welche der gewandte Mann mit jener schmeichelhaften, fast zärtlichen Ehrfurcht erwiederte, die jedes Frauenzimmer am liebsten für gegebene Freundlichkeit zurückempfängt. Ihn unterstützte in der Unterhaltung ein

hagerer, kleiner Mann von etwa vierzig Jahren, der ihm gegenüber saß und sehr einfach gekleidet war. Man nannte ihn Isenhofer. Gangolf hatte von demselben schon zuweilen gehört. Einige hielten ihn für einen großen Gelehrten, Andere für einen Halbnarren, Andere ihn für einen durchtriebenen Schlaukopf, Andere ihn für einen Schwärmer. Sein blasses, schmales Gesicht, mit kurzer Spitznase, spitzem Kinn, tiefen Augenhöhlen, in denen ein Paar kleine, lachende Augen blitzten, verrieth weder das Eine noch das Andere.

Niemand fühlte sich bei diesem Freudenmahl fremder, als Gangolf. Was er seit vierundzwanzig Stunden erlebt und erfahren hatte: die nothwendige Verzögerung seiner Vermählung, die schlechte Aussicht für Aargau's Unabhängigkeit, der Gold- und Ahnenstolz seiner Braut, die Kränklichkeit seines Vaters, das Alles schied ihn von bisher gewohnten Hoffnungen, Aussichten und Verhältnissen. Seine Stille und Einsilbigkeit ward von Jedem bemerkt, am meisten und nicht ohne kleine Gewissensunruhe vom Fräulein von Falkenstein. Sie wendete ihm oft den traulichen Blick, oft das neckende Wort zu, bis seine unwandelbare eiskalte Höflichkeit ihren Stolz von neuem reizte. Da drehte sie sich von ihm hinweg, und widmete dem Herrn von Hemmenhofen eine Aufmerksamkeit, für welche dieser dankbarer zu sein wußte. Vielleicht hoffte sie auch den sterbenden Liebesfunken im Gemüth ihres Bräutigams durch Eifersucht wach zu blasen. Er aber, in todter Gleichgültigkeit, achtete kaum darauf.

Drei Stunden dauerte dies Spiel, bei dem sich Herr Bentelin am besten befand. Gegen Ende der Mahlzeit aber ward es am andern Ende des Tisches desto lauter, wo von den Männern Gang und Gefahr des unvermeidlich gewordenen und nahen Krieges besprochen wurde. Darin waren sie alle einig, es müsse zwischen Oesterreich und den Eidgenossen Kampf auf Leben und Tod wer-

den; entweder gesammter Adel im Schweizerland verderben, oder dieses wieder unterjocht sein. Wenn schon einige der Gäste, meistens Glieder vom Rath der Stadt Brugg, heimlich zweifeln mochten, daß die Pfauenfeder — damals das Sinnzeichen der österreichisch Partei — den wilden Geist der unerschrockenen Gebirgsbewohner zähmen werde: wagten sie doch nicht, in Gegenwart der fremden Ritter ihre Besorgnisse kund zu thun, sondern nickten höchstens schweigenden Beifall, wenn man die ungeheure Macht des Kaisers und Reichs, die vereinte Stärke des Adels und die im Anzug begriffenen Heerhaufen Frankreichs mit großer Uebertreibung schilderte.

Herr Isenhofer hob den vollen Becher und sprach im Tone des Begeisterten folgende Verse aus dem Spottlied*), welches er in diesen Tagen gegen die Eidgenossen gemacht hatte:

„Die Wolken sind vom Berg gedrückt,
Das schafft der Sonne Glanz;
Den Bauern wird die Macht entzückt,
Das thut der Pfauenschwanz!“

„Brav, Isenhofer!“ rief der Ritter Bentelin: „Doch vergiß den Uebermuth der Städte nicht. Luzern hält's offen mit den Melkerbuben, Basel trägt den Schalk im Nacken, und Bern läßt seine Tücke nicht.“

— Ihr habt Recht, erwiederte der Dichter.

Ob Städte oder Bauern?
Klein ist der Unterscheid,
Den machen ein paar Mauern,
Und das ist ihnen leid.

---

*) Es ist in Tschudi's Chronik ganz aufbewahrt und beim Jahre 1444 aufgeführt.

Sie wären selbst gern Herren,
Sie sind sich nur zu grob.
O König, du sollst wehren,
So mehret sich dein Lob!

„Diese Verse, Isenhofer," sagte Bentelin lachend, „haben ein frisches Herz trotz ihrer Gliedersucht."

— Darum eben sind sie gut österreichisch!" erwiederte der Dichter: Der König hat den rechten Muth; aber er sucht ebenfalls bessere Glieder. Das Reich ist störrisch, die Ritterschaft faul, nur hinter Weinkannen nicht; und Frankreich will helfen, aber nicht dem römischen König, und nicht dem Adel, sondern sich selber. Sind das nicht schlechte Glieder für Oesterreich?

„Gott's Blut!" schrie Bentelin: „Und bist du nicht das faulste von Allen? Mich nimmt Wunder, ob du nicht unterm Wamms ein weißes Kreuz trägst?*)"

— Besser, als das rothe, wenn's Euch die Schweizer mit Hellebarden auf den Rücken malen, daß ihr darunter pfuchset, wie pipsige Hühner! erwiederte Isenhofer. Viele der Anwesenden lachten.

„Ihr Herren von Brugg!" rief Bentelin: „Der Witzbold führt euch aufs Glatteis! Ist euch zu rathen, so lachet mit denen, die zuletzt lachen. Manch Städtlein wird ein rothes Kreuz von Feuer und Flammen empfangen, und Bern das erste. Ihr seid unter dem Hause Habsburg reich geworden, und von Kaisern und Königen mit Freiheiten und Rechten beschenkt. Warum wollet ihr nicht zu Habsburg zurück, und lieber undankbar mit den Feinden desselben gegen eure alten Wohlthäter ziehen?"

Da nahm der greise Schultheiß Effinger das Wort und sagte: „Meiden wir solche Gespräche, sie führen zu keinem guten Ende!

---

*) Das weiße Kreuz auf den Kleidern trugen die Eidgenossen, um sich in Schlachten zu erkennen; die Oesterreicher das rothe.

So lange die Städte im Aargau Oesterreichs Schirm genossen, haben sie treulich dessen Kriege gethan und mit Gold und Blut die Gnadengeschenke der Könige abbezahlt. Als uns Habsburg fahren ließ, haben wir zu Bern geschworen. Wie könnt' uns der König vertrauen, wenn wir Verräther würden an unsern lieben Herren zu Bern und den Eidgenossen? Das sei ferne von uns. Es ist leichter, daß unsere Brückenthürme an den Bötzberg hinaufstanzen, als daß wir von Treu und Glauben lassen."

„Das nenn' ich mir einen Trumpf!" rief Isenhofer: „Doch wollen wir sehen, wer im Spiel den letzten Stich macht! Im Grund, ihr Herren Aargauer, scheint mir's, euch sollt' es gleich gelten, wessen Schleppe ihr nachtraget, Habsburgs oder Berns. Ihr seid in jedem Fall doch nur gehorsame Diener; und ein Herr ist zuletzt wie der andere."

„Gott's Wetter schlag' drein!" schrie Bentelin: „Macht dich der Wein so früh verkehrt, Isenhofer? Ein Herr, wie der andere? Willst kaiserliche Majestät in Reih' und Glied stellen mit dem Kühmelker von Schwyz, oder dem Metzgermeister von Bern?"

„Hei!" rief der Dichter von Waldshut lachend: „Thron oder Melkstuhl, ist beides zuletzt Wurmfraß; der Mann darauf gilt, der Herr ist! Die Eidgenossen wissen, wofür sie fechten. Frei wollen sie sein, Könige in ihren Hütten. Kein übler Einfall! Die Menschen haben dem Zufall und Scharwenzel in die Karten gesehen. Sie halten den Thron für einen vergoldeten Melkstuhl, und wollen nicht des Herrn Kühe sein. Ihr Aargauer aber, was wollet ihr? — Für die Ehre eurer Kuhschaft die Hörner abstoßen?"

„Verdammter Frevler!" sagte der Herr von Hemmenhofen, indem er aus vollem Halse lachte: „Säß' ich neben dir, ich würde dir die Ohren zupfen!"

„Und ich," fiel Gangolf ein, indem er Isenhofern die Hand

über den Tisch reichte, „drücke dir dafür die Hand, Biedermann! Du hast ein wahres Wort gesprochen."

„Wie, Herr Gangolf?" schrie Bentelin: „Ist's also gemeint? Bleibet auch Ihr nur auf der Halbscheid? Treibet keinen Scherz. Wer das Glück hat, die Schönste aller Schönen zum Altar zu führen, wird ihr nach der Hochzeit lieber eine Grafenkrone, als eine Bürgerhaube schenken. Ach, mein himmlisches Fräulein," setzte er hinzu, indem er sich an Gangolfs Verlobte wandte, „ich würde sterben vor Schmerz, oder vor Lachen, wenn Ihr zuletzt eine ehrbare Base und Gevatterin aller Metzger, Bäcker und Schuhmacher werden müßtet, und auf die gnädigen Blicke einer dicken Frau Schultheißin warten solltet."

Ursula warf ein freundliches Auge auf den Herrn von Hemmenhofen, nahm dann die Miene der stillen Dulderin, ohne doch ihre Schalkheit ganz zu verbergen, und sagte: „Herr Gangolf ist sehr genügsam, glaubt mir's. Der Thurm Rore im Freihof zu Aarau ist ihm so werthvoll, wie ein Palast, und er würde nicht zürnen, wenn ich zum Brautkleide den Kittel einer Begutte wählte."

Herr Trüllerey ward bei diesen kränkenden Worten feuerroth. Er richtete auf die Verlobte einen Seitenblick, in welchem weniger Liebe, als Verachtung, zu lesen war. „Nicht Purpur, nicht Zwillichkittel, das Herz macht die Braut!" sagte er.

„Da hört Ihr es selber, lieber Bentelin!" rief Ursula lächelnd: „Helft mir wenigstens, daß ich an der Hochzeit nicht in den Holzschuhen der Schwyzer tanzen muß."

„Ich würde ihm lieber gestatten," erwiederte der Ritter, „mir zuvor auf dem Nacken zu tanzen."

„Dazu könnte mich fast Lust anwandeln," sagte Gangolf trocken, „wenn der unzeitige Schirmherr meiner Braut nicht so gut schweigen, als prahlen gelernt hat."

„Was ficht Euch an?" schrie Bentelin mit funkelnden Augen:

„Danket's dieser achtbaren Gesellschaft und der Gegenwart des Fräuleins von Falkenstein, daß Ihr nicht schon zum Fenster hinausgeflogen und den Gassenbuben ein Gelächter seid!"

„Still, liebe Herren und Freunde!" rief der alte Schultheiß, indem er sich vom Tische erhob und die ganze Gesellschaft seinem Beispiel folgte: „Keine Händel. Es soll nicht gesagt werden, daß zwei tapfere Edelleute feindselig von meinem Tische aufgestanden sind, an dem wahrlich nichts Schlechtes, als der Wein war. Aber begleitet mich ins Nebenzimmer, da wird uns mit besserem aufgewartet werden. Herr Gangolf ist etwas übler Laune, und nicht ohne Grund, weil er vernommen, wie sein Herr Vater krank und siech worden ist."

„Herr Schultheiß, Ihr mahnet mich zur rechten Zeit daran!" sagte Gangolf: „Erlaubet, daß ich nach Aarau aufbreche und mich bei Euch beurlaube."

Ursula erschrak vor diesen Worten, ging mit zwei raschen Schritten zu ihrem Bräutigam, ergriff seine Hand und sagte halbleise: „Gangolf, Gangolf, ist's dein Ernst? Kaum zu mir gekommen, mich wieder verlassen? O Gangolf, ist das deine Liebe?"

„Ich muß meinen alten Vater sehen. Ihr höret, daß er krank ist, vielleicht dem Tode näher, als wir wissen!" antwortete er.

„Reise morgen, Gangolf, ich bitte! Reise morgen, Gangolf!" setzte sie mit leiser Stimme hinzu und mit gesenkten Augen: „Ich habe dich in Unbesonnenheit beleidigt, ich muß dich diesen Abend allein sehen und versöhnen. Morgen reise! Ich befehle es, du Trotzkopf."

„Könnet Ihr auch dem Tode befehlen, daß er das Leben meines alten Vaters um eine Nacht verschone?"

„Aber niemand hat gesagt, daß die Gefahr groß sei!" versetzte sie.

„Laßt mich ein gutes Kind sein," erwiederte er, „wie Ihr

eine gute Tochter seid, die auch im Taumel des Entzückens ihre Ahnen nicht vergißt."

Empfindlich trat das Fräulein zurück und sagte: „Ich gelt' Euch nichts. Ich fühle es. Ihr werdet mich nicht zu meinem Vater nach Seckingen führen?"

„Wann gedenket Ihr abzureisen, Fräulein?"

„Uebermorgen."

„Gestattet es die Gesundheit meines Vaters, bin ich schnell zurück, und, befehlt Ihr, diese Nacht noch."

„Und ich," rief Isenhofer dazwischen, „bürge für ihn, gnädiges Fräulein. Wenn er's erlaubt, beglett' ich ihn und bring' ihn selber zu Euch zurück."

„Ihr seid mir willkommene Gesellschaft!" sagte Gangolf zum Dichter, „wenn Euch ein strenger Ritt so leicht wird, als ein Vers. Es sind vier Stunden; wir machen sie in zwoen."

Gangolf küßte zum Abschied des Fräuleins Hand, und stahl sich nebst Isenhofern aus der muntern, geräuschvollen Gesellschaft, nachdem er dem Schultheißen noch ein dankbares Lebewohl zugeflüstert hatte.

8.

Der Ritt nach Aarau.

„Gottlob!" rief Herr Trüllerey fröhlich, da er mit seinem Gefährten aus dem obern Thor über die Brücke des Stadtgrabens in die grünen Wiesen hinausritt: „Ich mag wieder athmen, nun ich meinen Aarstrom, meine Wälder und dort hinten die Berge meiner Heimath wieder sehe! Mir war gar nicht wohl da drinnen im engen Städtchen."

— Ei, ei! versetzte Isenhofer: Ich möchte das für keine Tonne Goldes der schönen Tochter des Falkensteiners beichten.

„Kann ich dafür? Ich liebe sie, muß sie lieben; aber es waltet über dieser Liebe, glaub' ich, ein böser Stern. Es zieht mich aus weitester Ferne zu ihr mit unüberwindlicher Gewalt; aber in ihrer Nähe werd' ich alsbald elend; unter ihren Liebkosungen wird mein Herz zerrissen. Die arme Mücke muß und muß zum feurigen Licht, und dann jämmerlich in der Flamme vergehen.“

— Ich merk' es, Herr Gangolf, Euch thut Zerstreuung noth; die beste Arznei gegen verliebten Verdruß. Und wollt Ihr einen guten Rath nebenbei? Denn glaubet mir, ich kenne den Sitz Eures Uebels.

„Laßt hören!“

— Ihr macht aus Euch selber allzuwohlfeile Waare, wie es junge, warmblütige, leichtgläubige Leute machen. Ihr verschenket Euch jeden Augenblick mit Leib und Seele; gehöret Euch nie selber an; und als fremdes Eigenthum könnet Ihr den Schmerz nicht ertragen, wenn der Andere Euch nimmt und hält, wie es ihm eben behagt. Versteht Ihr mich? Wenn Ihr dürstet, bleibt am Ufer, trinket; aber stürzet Euch nicht in den Strom, er verschlingt Euch. Gebet Allem, was Euch freundlich anspricht im Leben, den Finger oder die Hand, aber Keinem Euch ganz. Die Welt steht fest, aber nichts in der Welt; darum haltet an dem, was bleibt, aber an nichts in der Welt.

Gangolf nickte mit dem Kopf und dachte der wunderlichen Rede nach. Er fühlte darin etwas Wahres, und sein Inneres davon getroffen. Isenhofer wollte aber den jungen Mann nicht zu lange dem Nachdenken überlassen, sondern dessen Gedanken nach andern Dingen leiten. Er zeigte auf den grauen Thurm des Schlosses Habsburg empor, der links von ihnen von der Höhe des waldigen Wülpelsberges herab, wie ein König, mit alterthümlicher Würde durchs Land sah.

„Ist das nicht das Stammschloß unsers Kaisers?“ fragte er.

— Allerdings! erwiederte Gangolf: Die Sägesser von Brunegg haben es von Bern zum Lehen.

„Sic transit gloria mundi! Der Adler ist aus seinem Nest geflogen, nun hecken die Dohlen darin mit ihrer Brut!“ sagte Isenhofer, der das begonnene Gespräch nicht wieder stocken ließ, sondern es über Alles verbreitete, was er in der ihm fremden Landschaft erblickte, deren Schönheit er nicht genug preisen konnte.

Sie ritten in raschem Trabe durch die grünen Wiesen und Aecker des rechten Aarufers am Fuße des Wülpelsberges dahin. Jenseits des breiten Stromes, dessen unruhiger Lauf vielerlei Sandbänke und kleine Inseln schuf, bildete das Juragebirge seinen weiten Bogen. Sie sahen drüben die Hütten des Hofes Schinznach gelagert, der Sägesser Eigenthum, berühmt und besucht wegen benachbarter Heilquellen. Diese stiegen damals noch am linken Ufer des Flusses aus dem Boden, bis die Aare sie in einer ihrer verwüsterischen Launen verschlang*). Hinter den Hütten jenes Hofes tiefte sich im grünen Schoos der Berge ein geräumiges, heiteres Thal ein, worin die finstern Burggemäuer von Castelen**), und darüber an den Felsen hängend die Thürme und Zinnen von Schenkenberg sich sonneten.

Jeder Schritt verwandelte um die Reisenden her das Schauspiel. Die Gebirgslandschaft regte und bewegte sich durch einander wie ein Zaubergemälde, in welchem Dinge Leben haben, die sonst starre Massen sind. Eben gesehene Thäler verschwanden in Wäldern, und neue schlossen dem Auge freundlich ihr Inneres

---

*) Erst im Jahr 1690 wurde die Quelle mitten in der Aare auf einer Insel wieder gefunden. Jetzt fließt sie am rechten Ufer aus.

**) Das jetzige Schloß ist erst im Jahr 1643 gebaut, weil das alte, der Schenken von Castelen Stammhaus, dem Zusammensturz nahe war.

auf, während Berghöhen sich unter Hügeln bald versteckten, bald wieder überraschend hervortraten.

Nach einer Stunde streckte links und rechts das Gebirge seine Arme näher gegen einander. Hüben und drüben des Stroms erhoben sich zwei gewaltige Felsenschlösser, Schiltwachten vor dem Eingang in eine neue Thalwelt; links auf schroffer, buschigter Felswand, mit vielen kleinen Thürmen und Angebäuden, die Veste Wildegg, wo Petermann von Greifensee hausete; rechts, im Schatten finsterer Tannen, das romantische Wildenstein über dem Aarufer. Dann schloß sich vor den Blicken der Reiter eine große Ferne auf, wie mit einem unendlichen Wald überkleidet. Die unübersehbare Bergkette des Jura zur Rechten zeigte ihre steilen Höhen, ihre Zacken und Gipfel, je weiter hin, um so viel erhabener, zahlreicher und blauer. Links strahlten über den Wipfeln des Forstes, im Abendlicht, die Zinnen der Lenzburg von einer Felshöhe; und von einem andern Hügel daneben die weißen Mauern des Kirchleins der alten Grafen von Lenzburg.

Doch nach kurzer Zeit schwand Alles, da der Weg immer rauher und übler ward, und die Reisenden mit sich in die finstere Einöde eines Waldes zog.

„Mich nimmt nicht Wunder," sagte Isenhofer, „wenn es dem Adel von Oesterreich gelüstet, dies prächtige Land wieder dem Bären*) aus den Zähnen zu reißen. Darüber aber wird der fette Bissen selber am meisten zerfetzt werden."

— Dächten die Andern im Aargau wie ich, erwiederte Herr Trüllerey, sollten dem Adler und Bären Schnabel und Zähne an unsern Felsen stumpf werden. Wir könnten uns gar wohl unserer Haut wehren, wenn wir Herren und nicht Knechte sein wollten.

„Grämet Euch kein graues Haar darum an, Herr Gangolf.

---

*) Der Bär war in Berns Wappen, wie noch heut.

Der ungeheure Mehrtheil unsers Geschlechts besteht aus Narren und Bestien, die mit Seifenblasen spielen oder im Koth wühlen; für ein paar Plappart*) Lohn, für ein Weibergesicht, für ein Pfaffengeschrei, für einen windigen Namen ihre gesunde Vernunft in die Pfanne schlagen und dem Tode in den Rachen springen. Das Leben hat wohl etwas, wofür das Leben selbst der Preis sein könnte. Aber . . . ."

— Und das wäre?

„Das, was Bestien und Narren nicht haben: schlichter Menschenverstand und was aus ihm hervorwächst, das Rechte, das Wahre und Gute. Merket's Euch, Bestien und Narren, mehr nicht!"

— Wie kann dir bei der Art zu denken unter den Menschen wohl sein?

„Himmlisch wohl! Ich heule mit den Wölfen, gaukle mit den Narren, und lache in der Einsamkeit. Macht's wie ich, wenn Ihr froh sein wollet."

— So stehst du ja einsam mitten in der Welt und siehst Deinesgleichen nicht mehr.

„Ich bin so einsam nicht; hab' einen guten Freund, kann zu ihm, wenn ich will, und der ist Gott! Ihr habet ohne Zweifel von ihm reden gehört, aber kennet ihn schwerlich."

Gangolf sah bei dieser Wendung des Gesprächs seinen Nachbar seitwärts mit großen Augen an und sagte: „Wie meinst du das?"

— Buchstäblich. Ihr wißt's von Pfaffen und Schulmeistern, die wissen's wieder von ihren Meistern; einer plappert dem andern nach, wie der Staar, und so ist Alles todtes Geplapper. Glaubet mir, wenn Ihr's auch nicht versteht, Gott ist ein ganz anderer Gott, als der Gott in den engen Kirchen und Schulen.

„Woher weißt du es besser, als sie, Freund Isenhofer?"

---

*) Eine damalige Scheidemünze, etwa drei Kreuzer werth.

— Ich habe eine geschriebene Bibel; lese oft die geschriebenen eigenen Worte Christi; habe noch eine ungeschriebene Bibel, und die ist Gottes eigenes, ausgesprochenes Wort, nämlich seine Schöpfung, die Natur, das All der Wesen vom Aufgang bis Niedergang. Alles Andere ist Traum, Geckerei, Pfaffendunst. Glaubt mir's!

„Du hast ein loses Zünglein im Munde!“ sagte Gangolf: „Es kömmt dir zu statten, daß diese Tannen und Eichen keine Ohren haben. Die Kirchenversammlung sitzt heut noch in Basel beisammen, und sie könnte dir leicht ein warmes Bett machen, wie vor dreißig Jahren dem böhmischen Huß zu Konstanz.“

— Und was wär' es mehr? entgegnete Isenhofer gleichgültig: Der Böhme war kein Narr, sag' ich Euch, sondern ein Mensch, der wohl wußte, warum er zu Bette ging. Ich ginge, sobald man's verlangte. Alles ist Traum, der Tod neue Schöpfung, die Todesart nur Vorurtheil unserer armen Narren. Und es ist wohlgethan, daß rechte Menschen hier und da einmal das Leben auf eine Karte ins Spiel setzen, auf die es kein anderer wagen würde. Der übrige Janhagel wird wenigstens dadurch stutzig und neugierig, ob noch etwas Anderes zu gewinnen sei, als Seifenblase und Koth.

Hier schwieg der wunderliche Waldshuter, und nach einigen Augenblicken sang er plötzlich einen Gassenhauer aus dem Appenzellerkriege mit lauter Stimme. Gangolf unterbrach ihn und gestand, daß er an dem Liede weniger Gefallen habe, als an dem vorigen Gespräch. Er bat, dasselbe fortzusetzen, weil er im Stillen schon viel Aehnliches gedacht habe, und hub nun wieder an zu fragen, um den Dichter ins alte Geleise zurückzubringen. Es gelang ihm damit nach einiger Mühe, denn Isenhofer wollte lange seinen Singsang nicht lassen. Meine Leser hingegen werden mit mir zufrieden sein, wenn ich die Unterredung der beiden Reisenden übergehe. Denn sie dauerte durch den ganzen Wald hindurch, aus dem sie bei einem kleinen Dorfe hervorkamen, bis zur Brücke

über den unbändigen Strom der Suren. Da erblickten sie, als sie den Weg steil aufwärts geritten waren, in lachender, freier Ebene vor sich das Städtlein Aarau, dahinter den schwarzen Teppich der Tannenwälder am Gebirge. Im Hintergrunde ragten hoch von den Zwillingsgipfeln eines fernen Berges die Trümmer der Wartburgen, einst der Hallwyle Bergvesten, von den Bernern und Solothurnern gebrochen. Links über den bescheidenen Hütten des Hofes Suhr, dessen eine Hälfte noch den reichen Geßlern angehörte, sah man auf der Waldhöhe im Thale die weißen Schloßgemäuer von Liebegg. Es war dies alte Haus durch die Hand seiner Erbtochter vor Kurzem erst an die Edeln von Luternau gekommen.

Damals streckte vor dem St. Lorenzenthor von Aarau noch keine Vorstadt ihre langen Häuserreihen, mit geschmackvoll aufgeführten Gebäuden, aus. Sondern Gangolf und Isenhofer ritten auf müden Rossen schrittlings zwischen Wiesen und kleinen, umhägeten Gärten, worin die bürgerlichen Hausfrauen sammt ihren Mägden eben mit Frühlingsarbeit auf Gemüse- und Blumenbeeten beschäftigt waren. Wo heutiges Tages Platanen und Akazien von einem Thore zum andern geräumige, freundliche Schattengänge bilden, zog sich damals ein breiter, tiefer Graben um die hohe, mit Schießscharten wohlversorgte Ringmauer.

Rechts vor der Stadt, auf niedern Felsen an der Aare, hob die Burg, ein uralt-heidnisches Gemäuer*), ihren gevierten Thurm in die Luft; gleich Zyklopenthürmen aus gewaltigen Steinmassen emporgehäuft. Die Sage rückte seine Erbauung bis in die Tage der Römerherrschaft in Helvetien zurück. Eher mag geglaubt werden, daß ihn die Hand der Burgunden zum Schutz ihrer un-

*) Jetzt das „Schlößli", und im fünfzehnten Jahrhundert, selbst noch im folgenden, der „alte Thurm" genannt.

sichern Eroberungen gegen die Wildheit der Allemannen aufgeführt habe. Denn hier vorüber ging einst der alte Straßenzug von der untergegangenen Vindonissa nach Solothurn und Aventicum, den Ufern des Aarstromes nach, so lange südwärts noch Alles unermeßlicher Wald war, von keiner Art gelichtet.

Gangolf grüßte freundlich zum Thurm hinauf, wo aus dem schmalen Fensterlein der alte Herr von Luternau die Vorüberwandelnden betrachtete. Sein Geschlecht hatte die Burg schon seit alten Zeiten von den Königen zum Lehen getragen, und Gangolf hatte mit den Kindern Luternau's einst seine Jugendspiele getrieben.

Ueber die Brücke des städtischen Ringgrabens ritten unsere Reisenden wohlgemuth durch das hochgethürmte Thor, mit dicken Pfortenflügeln und Fallgattern wohlversehen, zu der noch ungepflasterten Straße des Städtleins Aarau hinein. Links und rechts in den Häusern war es von mancherlei Gewerb und Handwerk laut; und neugierige Köpfe fehlten nicht an den Fenstern, die Eintretenden zu betrachten. Ueber den Brücken des schmalen, rauschenden Stadtbachs wandelten ehrbare Bürger gemächlich auf und ab in Gesprächen von Stadt- und Hausdingen. Alle zogen freundlichgrüßend Baret und Kappen vom Haupt, als sie den Junker Trüllerey erblickten, der ihnen lieb war, wie von jeher sein Geschlecht. Denn dasselbe hatte sich jederzeit an der Stadt Aarau löblich verhalten und derselben viel Gutthaten und treue Dienste erwiesen.

Rechts, am Ende einer Seitengasse, stieg abermals ein mächtiger, gevierter Thurm mit niedrigem Seitengebäude empor, durch den Burggraben und die starke Ringmauer von der übrigen Stadt getrennt. Eine schmale Zugbrücke an Ketten lag über dem Graben. Das war die alte Veste Rore, der Freihof von Aarau. Man hatte damals in mehrern Städten Freihöfe, worin jeder verfolgte Unglückliche Zuflucht und Sicherheit fand, er mochte schuldig oder unschuldig sein. Die Wildheit der Sitten in jenem Zeitalter,

wo ungestüme Selbstrache nicht selten der unbehilflichen und langsamen Gerechtigkeitspflege vorgriff, entschuldigte das Dasein dieser Stiftungen, die endlich nach fester Ausbildung der Staaten verschwunden sind *).

Der alte Thurm Rore stand hier schon seit manchem Jahrhundert. Einst war er der Grafen von Rore Sitz gewesen, deren Gebiet sich, in heut' unbekannten Grenzen, von hier und der Aare bis an die Reuß hinauf, über das Kloster von Muri hinweg, ausgedehnt hatte. Hier war des ganzen Landes Mallstätte gewesen, wohin das Volk gekommen war, vor dem Stuhl des Grafen Recht zu nehmen. Daher vermuthlich hatten nachmals die Fürsten von Oesterreich, als sie Gebieter dieser Landschaften geworden waren, die Freiheit oder Zufluchtstätte der Verfolgten und Missethäter dahin gelegt. Das Geschlecht des Grafen von Rore selbst war schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts erloschen. Aus den Wohnungen, die sich um die Veste des Grafen nach und nach erhoben hatten, mag die Stadt Aarau ihren Ursprung empfangen haben. Man nennt auch einen Landolin oder Laudolus, der um das Jahr Christi 806 als der Letzte seines Stammes gelebt haben soll. Aber nicht unmerkwürdig ist, daß bis zum heutigen Tage unter den Landleuten der benachbarten Gegend, im Solothurner-Gebiet, ein Geschlecht fortblüht, welches uralte Vermächtnisse und Schenkungen, als unveräußerliches Familiengut genießt, und nicht nur in männlichen, sondern auch in weiblichen Nachkommen stets den Namen „Rudolf von Rore" trägt und forterbt.

*) Nach dem Absterben des Geschlechts Trüllerey kaufte im Jahr 1515 die Stadt Aarau die Veste Rore an sich, füllte die Burggraben aus, veränderte das Gebäude, machte daraus ihr Rathhaus (doch steht der Thurm Rore noch in alter Gestalt mitten im Gebäude) und verlegte den Freihof (oder das Zufluchtsrecht) auf ihren Kirchhof.

9.

Der alte Rüdiger.

„Wo ist mein Vater?“ rief Gangolf den beiden Knechten zu, welche aus dem Seitengebäude hervorrannten, sobald sie ihren jungen Herrn mit dem Fremden über die Zugbrücke in den engen Zwinger hineinkommen und vom Rosse steigen sahen.

„Im obersten Gemach des Thurms, gestrenger Herr!“ entgegnete der Jüngere, der Gangolfs Pferd am Zügel nahm: „Er läßt keine Seele vor sich.“

„Halt's Maul, Jrni Fäsen!“ rief der ältere Diener, Hemman Enderli, welcher Isenhofers Roß hielt: „Mußt du den Schnabel immer voraus haben?“

„Du Narr!“ erwiederte Jrni: „Keinem wächst der Schnabel hinten aus. Und was ich gesagt habe, ist wahr. Der alte Herr läßt Niemanden vor. Ich muß Jedermann abweisen: er hat's mir bei Leib und Leben geboten.“

„Aber der Sohn vom Hause gehört doch nicht unter die Jedermanns, Gelbschnabel! Achtet doch nicht auf des Tölpels Gewäsch, Junker. Seid willkommen!“ sagte Hemman: „Wir haben Euch lange nicht mehr bei uns gesehen. Das Umherfahren in Deutsch- und Welschland ist Euch nicht übel bekommen; der alte Herr wird sich freuen, Euch wieder zu haben.“

„Nun, bei St. Lorenz!“ schrie Jrni dazwischen: „Das wäre seit langer Zeit die erste Freude. Ich will's dem gestrengen Herrn wohl gönnen. Aber ich sag's Euch, liebster Junker, der alte gnädige Herr läßt Niemanden vor sich, ist trübselig, wie der König Saul im Evangelio, und thut den Mund so wenig zu Frag' und Antwort auf, als ein Stummer am Teich Bathseba.“

„Bethesda, du Esel, Bethesda!“ rief der alte Hemman ärgerlich: „Du aber thust dein ungewaschenes Maul viel zu weit

auf. Muß man denn gleich Alles anbringen und mit der Thür ins Haus hineinplatzen? Schickt sich das, du struppiger Strudelkopf? — Es ihr wahr, liebster Junker, der alte Herr ist seit einiger Zeit etwas still und unpäßlich."

„Was? seit einiger Zeit!" unterbrach ihn Irni: „Dein Gedächtniß, Hemman Enderli, hat kurze Waare feil. Nein, liebster Junker, es ist schon seit dem Tage vor Lichtmeß, als die Zigeunerin bei ihm war, die sich vor den Stadtknechten in den Freihof rettete."

„Schwatz du und der Kukuk!" schrie Hemman: „Ich glaube, Irni Käsen, deine Mutter hat sich an Bileams Esel versehen. — Nun ja, lieber Junker, weil der Kerl denn nichts bei sich behalten kann, so gesteh' ich, seit Lichtmeß mag es sein. Doch was die Zigeunerin betrifft, so kann Niemand eigentlich sagen . . ."

„Ich aber, bei St. Lorenz, bin ein Jemand!" fiel Irni ihm in die Rede: „Und ich sage, die schwarzgelbe Hexe vom Herzog Michel aus Aegyptenland hat's ihm angethan. Hemman Enderli hat's nicht gesehen, aber ich kniete hinter dem Stallthürlein und melkte die Geiß. Lieber, gestrenger Junker, der alte, gnädige Herr stand dort an der Thurmecke, und die Vettel mit pechschwarzen Augen vor ihm und sah ihm in die Hand. Der Stadtknecht Heini Zoberist hat auch Beide aus der Ferne betrachtet, denn er paßte vor dem Burggraben auf, weil die Zigeunerin eine Henne auf der Gasse gestohlen hatte. Die Henne gehörte des Hansen Heinikers Mutter. Es ist gewißlich wahr. Und wenn die ausgefuchste Diebin nicht mehr Teufel im Leib gehabt hat, als kohlrabenschwarze Haare auf dem Kopf, so will ich weder leben noch sterben. Denn sie ist in der Nacht aus dem Freihof entkommen, Niemand weiß, wie? und wohin? Und der alte gnädige Herr ist den ganzen Abend stumm und still, starr und steif am Wappenfensterlein gestanden, als wäre er zur Salzsäule geworden, wie Sodom und Gomorrha."

„Ist's nun heraus?“ rief Hemman Enderli: „Kann ich nun zum Wort kommen? Was muß unser Herr Junker nun von dir denken, du plumper, ungeschliffener Block?“

„Hei, ich meine, er wird wohl denken, ein ungeschliffener Diamantblock sei mehr werth, als ein abgeschliffener Kieselstein, wie du, dergleichen man tausend an der Aare findet!“ entgegnete Irni.

„Haltet euch Beide ruhig!“ sagte der Junker gelassen: „Besorget unsere Rosse wohl. Warum zeigt sich Meister Langenhardt nicht, der Hofmeister?“

„Stracks wird er erscheinen, sobald er Eure Ankunft vernimmt!“ antwortete Hemman: „Er begab sich auf ein Abendtrünklein zu meinem wohlweisen Herrn Schultheißen Zehnder.“

„Und Heini Entfelder, der Jäger?“

„Unten an der Aare mit allen Hunden!“ erwiederte, sich jedesmal ehrerbietig verneigend, der alte Knabe des Hauses: „Es ist eine Schmach, meiner Treu, daß bei der Ankunft des gnädigen Junkers Alles ausgeflogen sein muß und das liebe Nest leer steht. Sogar Frau Elsbeth, die Beschließerin, und Mareili sind zum Herrn Leutpriester in die Messe.“

„Führe die Rosse umher, Hemman, daß sie sich abkühlen!“ sagte Gangolf: „Du Irni Fäsen, suche die Leute zusammen. Wir gehen indessen ins Haus.“

Mit diesen Worten trat der Junker voran, dem Gaste den Weg zu zeigen. Er ging eine schmale Wendeltreppe innerhalb der dicken Thurmmauer hinauf. Die ausgetretenen steinernen Stufen beurkundeten ihr hohes Alterthum, gleichwie die häusliche Sparsamkeit des Burgherrn. Nur durch eine enge, schuhlange Oeffnung in der Mauer floß so viel Licht auf den Wendelsteig, daß eine karge, doch nützliche Dämmerung darüber schwebte. Vermittelst derselben erkannten bald die Hinaufsteigenden im Winkel der Mauerblende seitwärts Etwas, das durch Bewegungen sich als Lebendi-

ges andeutete. Gangolf, ungewiß dessen, was er erblickte, blieb stehen.

„Bist du es, Gangolf?“ sprach eine dumpfe, halblaute Stimme aus der Blende: „Ich sah dich gegen die Stadt reiten.“

Ein mattes Licht fiel auf die Gestalt, als sich hinter derselben die Thür eines Zimmers öffnete. Gangolf erkannte seinen Vater, dem er, sobald sie mit einander in das Gemach eingetreten waren, ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Zugleich stellte er ihm den Gast vor, zu dessen Empfehlung er einige Worte beifügte. Der alte Ritter that mit der Hand eine langsame Bewegung, welche den Fremden willkommen hieß, während sich dieser tief verbeugte.

Es war aber etwas Schauerliches in der Art des Greises, der fast gar nicht sprach, und selbst durch keinen Blick, durch keine Aenderung der starren Gesichtszüge das Dasein einer Empfindung verrieth, welche wohl sonst das Vaterherz beim Wiedersehen eines lange abwesenden Kindes bewegt. Man entdeckte keine Spur von Ueberraschung, von Freude, oder auch nur von Neugier; eben so wenig ein Zeichen des Verdrusses oder der verhehlten Unzufriedenheit, sondern eiskalte Gleichgültigkeit eines Leichnams gegen das, was ihn umgibt. Das Aeußere des Mannes verstärkte noch auf Isenhofer den Eindruck. Eine hohe, breite, würdevolle Gestalt war ganz und gar, vom Hals bis zu den Füßen, in einen schwarzen, weiten Pelzrock gehüllt, von dessen Gürtel, an einer Silberkette, ein Dolch mit silbernem Gefäß und ein Rosenkranz hing. Ueber den Kopf war kappenartig ein schwarzes Wolltuch geschlagen und um den Hals befestigt, daraus das bleiche, stille Antlitz mit den großen, an nichts haftenden Augen, mit langer, gebogener Nase, harten, scharfen Gesichtszügen noch düsterer hervortrat, und das kurze graue Haar um das Kinn, und den Spitzbart über der Oberlippe, wie eine abwechselnde Schattung zeigte.

„Mein Herr Vater, Euch scheint nicht wohl zu sein?“ stam-

melte Gangolf etwas beklommen, nachdem er viel erzählt und weder dessen Aufmerksamkeit, noch dessen Antwort gewonnen hatte.

„Wohl!" erwiederte der alte Rüdiger, und ging mit langsamem aber festem Schritt durch das geräumige, gewölbte Zimmer hin, dann wieder zurück.

Gangolf beobachtete mit Absicht langes Stillschweigen, in der Hoffnung, seinen Vater zu einer Frage zu zwingen. Doch irrte er sich. Jener ging in der Stube auf und nieder, als wär' er einsam. Er bemerkte weder den Fremden, noch den Sohn. Nach und nach wurden seine Schritte rascher. Es schien fast, als trieb ihn innere Unruhe.

„Gewiß, mein Herr Vater, Ihr leidet an einer Krankheit!" sagte Gangolf wieder nach einer guten Weile, und ging ihm nach. Herr Rüdiger schien ihn weder zu hören, noch ihn an seiner Stelle zu bemerken, sondern setzte den Schritt stumm und still fort. — Ein langes Schweigen folgte abermals.

Plötzlich blieb der Alte stehen, hob die Augen zu seinem Sohn auf, und sagte: „Gut, daß du hier bist, Gangolf. Morgen laß ich dich zu mir rufen. Bewirthe den Gast, wie sich's gebührt." Darauf wandte er sich zu einer schmalen Seitenthür und ging mit schnellem Schritt hinaus. Gangolf eilte ihm nach.

Herr Isenhofer war indessen mit peinlichen Empfindungen Zeuge des seltsamen Empfanges gewesen, und hatte den alten Herrn mit unverwandten Blicken verfolgt. Zuerst war ihm dieser wie ein bei Tag umgehendes Gespenst, dann wie ein von stillem Wahnsinn befallener Mensch vorgekommen.

Er athmete tief und froh auf, sobald er den alten Rüdiger verschwunden und sich allein sah. Zu seiner Zerstreuung betrachtete er nun das geräumige, längs den Wänden mit Nußbaumholz getäfelte Zimmer, worin jedes Geräth von Wohlstand und bescheidener Pracht des Burgherrn zeugte. Auf dem Gesimse, über

welchem ein goldener Helm glänzte, sah man die Reihe hoher und niederer Silberbecher nach ihrer Größe geordnet; an der Wand gegenüber hingen in prächtigen Wehrgehänken zwei Schwerter kreuzweis, darüber ein blanker Stahlhelm mit rother und weißer Feder. Ein zierlich gewirkter, bunter Teppich, mit langen Fransen bedeckte den breiten Tisch, ohne jedoch dessen in dicke Löwenklauen ausgehenden, kunstvoll geschnitzten Füße ganz zu verbergen. Gleiches Schnitzwerk verzierte die damit fast überladenen eichenen Zimmerthüren und die etwas schwerfälligen Stühle von braunem Nußholz. Blaue Polster, mit großem, vielfarbigem Blumenwerk darauf, lagen sowohl auf den Sesseln, als auf den schmalen Wandsitzen am Fenster.

So viel Lebensbequemlichkeit hätte Isenhofer, beim ersten Anblick des finstern Thurmes, weder von dessen Innerm, noch so viel Geschmack dafür von dessen düsterherzigem Gebieter erwartet. Es that ihm aber wohl, zu glauben, daß Beide, der Thurm und der Herr, sich nicht weniger von innen glichen, wie sie von außen gleich abschreckend waren.

Am meisten zog ihn die heitere Aussicht an, als er zum Fenster trat, durch dessen obere bunte Glasscheiben die niedergehende Sonne in mancherlei Lichtern spiegelte. Der Fuß der Veste ruhte drunten auf Felsen, von welchen eine berasete Halde schräg, wie die Böschung vom Walle, zur niedern Ringmauer lief, an deren Stelle heutiges Tages eine in derselben Richtung gekrümmte Linie Häuser steht. Damals aber schlugen die Wellen der Aare fast bis an die Ringmauer. Jenseits des Stromes, der vor der Stadt eine Weideninsel gebildet hatte, stieg das Gebirg des Jura mit hinter einander aufschwellenden Hügeln stufenweise zu den Wolken. Drüben schmiegten sich zur Linken malerisch in den Busen der Berge die Hütten des Dörfleins Erlisbach; rechts schimmerten die Zinnen des Schlosses Biberstein, wo Johanniter-Ritter hauseten,

am Fuß der Gisulästue, deren sanft gebogenes Felsenhorn im Wiederschein des Abendgewölks über das Thal leuchtete.

Isenhofer hatte Zeit genug, die heitern Umgebungen zu betrachten, und seinen Einbildungen und Gefühlen ungebundenes Spiel zu gönnen; denn Gangolf kehrte erst nach einiger Zeit zurück, da draußen schon die Sterne, im Zimmer des Thurmes schon die hellen Lampen brannten, und von der Dienerschaft der Tisch mit Wein und Speisen besetzt war.

„Du hast Langeweile gehabt, Freund Isenhofer!“ sagte der Junker, als er ins Zimmer trat: „Aber seit Neujahr sah ich das väterliche Haus und die Stadt nicht. In Brugg hättest du fröhlichere Unterhaltung gehabt, wärest du dort geblieben!“

— Ihr irrt Euch. Ich bin nie in schlechterer Gesellschaft, als in großer; nie in besserer, als in keiner. Habt Ihr Euerm Vater Rede abgewonnen? Wie verließet Ihr ihn?

„Wie du ihn sahst!“ erwiederte der Junker mit dem Ausdruck geheimer Besorgniß: „Ich folgte ihm bis zur Thür des obersten Saales. Ich redete ihn an, bat ihn um Gehör. Er schüttelte den Kopf, wies mit der Hand zurück, und sagte: „Morgen!“ Dies war sein einziges Wort, und damit schloß er sich ein. Es ist etwas Fremdes in ihm, oder an ihm. Ich erkenne von außen noch die väterliche Gestalt; aber es ist in diese ehrwürdige Behausung seines Geistes ein unbekannter Gebieter eingezogen.“

— Puh! rief Isenhofer, und stellte sich, als schüttle ihn Fieberfrost: Das wäre, so wahr ich lebe, Seelenwanderung vor dem Tode. Jagt mir keine Furcht ein; es ist Nacht und in Eurer tausendjährigen Burg vielleicht sonst nicht ganz geheuer. — Scherz beiseite oder untern Tisch! Hättet Ihr lieber den Arzt, oder das Hausgesinde, oder andere Leute befragt, die in der Nähe des alten Herrn leben, was ihm in Eurer Abwesenheit begegnet sei? Denn er scheint mehr am Gemüth, als am Leibe erkrankt.

„Hörtest du nicht, Isenhofer, was Irni Fäsen, der Knecht, von der Zigeunerin sagte? Darüber stimmt Alles im Freihof zusammen, die Hexe hab' es ihm angethan mit ihrer Teufelskunst."

— Das möcht' ich glauben, wenn sie jünger und schöner gewesen wäre. Verlaßt Euch auf mein Wort, der Teufel mag die alten Weiber so wenig, als ich.

„Es kömmt darauf an. Ueber dergleichen Dinge scherz' ich nicht. In der Stadt gibt es noch einen andern Argwohn. Es geht die Rede, daß die alte Hexe nicht von ungefähr nach Aarau gekommen, sondern abgeschickt sei."

— Doch nicht vom Beelzebub? Was hat der wider die gute Stadt Aarau? Ist sie zu fromm?

„Vierzehn Tage vor Erscheinung des wüsten Weibes war Thomann von Falkenstein hier und hatte mit meinem Vater Wortwechsel. Thomann verließ ihn — Alle haben es gehört — unter den fürchterlichsten Drohungen."

— Junker, wenn der Falkensteiner eine Sache abzuthun hat, ist er Mannes genug, sich mit Hilfe des Schwertes Recht zu schaffen. Fürwahr, der hat nicht die Miene, sich an eine Zigeunerin zu hängen. Ihr kennet den Oheim Eurer Braut schlecht. Indessen laßt hören, was hat Thomann mit Euerm Vater?

„Es betrifft einen alten Handel. Vor etwa siebenundzwanzig Jahren hatte Ulrich von Hertenstein, als Vogt von den unmündigen Söhnen des Hans Werner von Königstein, die Veste und Herrschaft desselben feil. Die Burg jenseits der Aare, in den Bergen, eine halbe Wegstunde von hier, war den Aarauern wohlgelegen. Da rieth mein Vater zum Ankauf dieser Herrschaft mit aller Zugehörde, hohen und niedern Gerichten, Wohn' und Weid', Holz und Feld. Denn der Bann unserer Stadt war gering und so klein, als ihn vor anderthalbhundert Jahren Kaiser Rudolf von

Habsburg festgestellt hatte. Nach großer Mühe gelang's. Die Stadt kaufte das Schloß Königstein nebst Herrschaft an sich, und damit erhob sich die Feindschaft des Adels ringsum gegen Aarau."

— Weil die lockern Freiherren besorgten, es werde zwischen ihren Nestern ein zweites Zürich oder Bern aufsteigen. Der Gebrannte scheut das Feuer. Wohl sah'n es mitunter Eure gnädigen Herren und Obern zu Bern selbst ungern, daß sich das Reichsstädtlein Aarau heben wollte.

„Richtig, Isenhofer, das war's! Hätte unsere Stadt jederzeit tüchtige Männer im Rath gehabt, sie wäre längst Herrin weit umher, gleich Zürich und Bern. Denn die Aarauer sind ein mannhaftes, freiheitliebendes Völkchen, welches für die Ehre seines Gemeinwesens den letzten Heller und Blutstropfen nicht theuer achtet. — Nun gab's mit allen Anstößern Ungemach und Spann. Die Falkensteine, die Rechberge, die Johanniter zu Biberstein, lebten um die Wette den Aarauern zum Verdruß; wollten die Zollstätte in Küttigen nicht gelten lassen, welche Aarau errichtete; thaten dem Vogt, der Namens der Stadt auf Königstein saß, jedes Leid, und waren besonders meinem Vater gram, der den Ankauf am meisten betrieben hatte, und der sich jetzt am heftigsten widersetzt, wenn Rede ist, die schöne Erwerbung wieder zu veräußern. Nun, Isenhofer, du kennst den Thomann von Falkenstein! Der schwarze Heide schlägt Vater und Mutter todt, wenn's seinen Vortheil gilt."

— Nun ja, Junker, ein wilderes Thier in einer Menschenhaut hab' ich noch nicht gesehen. Aber welchen Verband findet Ihr zwischen ihm und der Zigeunerin?

„Seine ganze Höllennatur. Er ist verschmitzt wie ein feiger Fuchs, tapfer dazu wie ein Leu, grausam wie der hungrige Wolf, und Tugend und Verbrechen wiegen in seiner Wagschale gleich

schwer, wie dem Teufel, wenn er auf Beute ausgeht. Ich schwöre dir, fesselte mich nicht die Hoffnung eines großen Gewinnes, nicht die Huld des Markgrafen, nicht die Liebe der schönen Ursula, ich hätte mich längst den Eidgenossen hingegeben, unter ihrem Freiheitspanner gefochten, den verdorbenen Adel ausrotten zu helfen, und den Schändlichsten von Allen zuerst, den Thomann von Falkenstein. Die Eidgenossen, bei Gott, sind ehrlich und wahr und gerecht; die Edelleute weit um uns her in der Runde selbstsüchtige Allesfresser."

— Oho, Ritter Trüllerey, nichts für ungut, nehmt's nicht mit dem Thomann auf! Wie wollt Ihr doch mit dem Fuchs, Leu, Wolf und Teufel zugleich anbinden, und seid doch so zart, daß Euch ein Regenbogen, eine Seifenblase todtschlagen, ein Spinnenfaden erdrosseln kann.

„Wie meinst du, Isenhofer?"

— Lähmt oder tödtet nicht Euern bessern Geist die bloße Hoffnung großen Gewinnes, dieser Regenbogen in der Ferne, der in der Nähe Nichts wird? Der Spinnenfaden einer Mädchenliebe? Die Seifenblase eines Fürstenwortes? — Ritter Trüllerey, Ihr seid mir lieb, und werdet mir jede Stunde lieber. Ich will Euch ein Geheimniß sagen oder vielmehr singen:

Wer viel begehrt,
Was ihm nicht gehört,
Ist leibeig'ner Mann,
Gehört Andern an;
Wer den Ruhm verschmäht,
Der wird erhöht;
Wer nichts will, als Recht,
Ist Niemands Knecht,
Der ist Gottes Held,
Dem gehört die Welt!

So sang Isenhofer. Gangolf ward plötzlich still und schien nachzusinnen; dann zuckte er die Achseln, indem er lächelnd zu Isenhofer hinblickte, der sich unterdessen an einem Becher Wein gütlich that. „Ich versteh' dich, Isenhofer," sagte er „aber . . ."

— O die ungeheure Seifenblase! O der furchtbar starke Spinnenfaden! rief der Waldshuter Dichter: Sagtet Ihr nicht vorhin, Euerm Aarau hab' es nur an Männern im Rath gefehlt? — Die Bürger sind doch Narren, daß sie Weiber hineinwählten. Ich bitt' Euch, Ihr müsset nicht Schultheiß von Aarau werden, Herr Ritter, der guten Stadt zu lieb. —

Gangolf lachte, setzte sich zum Tisch, indem er Isenhofers Beispiel folgte, und den Teller vor sich mit Speisen, den Becher mit Rebensaft füllte: „Weißt du, Isenhofer, was Schultheiß Effinger von dir urtheilt? Du taugest zu nichts Rechtem, als Feuer anzublasen, wo du eigentlich löschen solltest. Bei meinem armen Leben, ich glaube, er hat Recht."

— Vollkommen Recht, Junker; wiewohl der alte Mann seine eigene Weisheit nicht ganz verstand! erwiederte der Dichter: Das ist mein wahres Handwerk! Die Menschen haben in der Welt nichts eifriger zu thun, als das göttliche Feuer mit vollen Backen auszublasen, was ihre Kinderspiele und Kartenhäuser zu verbrennen droht. Sie wollen die heilige Himmelsflamme der Wahrheit überall löschen. Ich blase immer an. Freilich, das versengt manchen grauen Bart, Hermelin und Stammbaum, und die Leute sind mir übel an.

„Aber es scheint mir, Ihr hetzet auch den Adel eben so gern gegen die Städte?"

— Natürlich. Man legt Holz hinzu, daß das Feuer nicht ausgehen soll; und es ist dessen noch mehr als genug vorhanden.

„Mein Vetter Johannes, der zu Schönenwerth Probst ist, ein gewaltiger Geschichtsklitterer, rechnete mir vorigen Sommer der

Burgställe und Schlösser, die bei einer Meile um die Stadt liegen, mehr her, als der Schiffer Winde zählt." *)

— Daß sich's Gott erbarm! seufzte Isenhofer mit spaßhaftem Schrecken: Da habt Ihr noch Wald auszuroden. Und sind die Nester noch voll?

„Mit nichten!" entgegnete der Ritter: „wohl zur Hälfte schon öd' und leer."

— Nun denn! schrie Isenhofer lachend und hob den Becher auf, Glück zu! Die Menschen sind auf dem besten Wege, Menschen zu werden. Ich dank' es wahrlich meinem Vater schlecht, daß ich zu voreilig, id est, nur um ein paar hundert Jahre zu früh, in die liebe Welt hinein mußte. Was hab' ich jetzt in diesem Narrenkasten zu schauen, wo die Leute noch auf allen Vieren kriechen, zur Narrheit in die Schule gehen, und den ehrlichen, gesunden Menschenverstand für den leibhaften Satan halten? Laßt Euch eins singen, Ritter:

> Sind die Herren nicht Götzen mehr,
> Stehen Klöster und Burgen leer;
> Sind die Dörfer den Städten gleich,
> Kömmt auf Erden das Himmelreich.

„So wahr ich lebe!" sagte Gangolf, ihn unterbrechend: „Ich

---

*) Frohburg, hinter Olten, Hagberg, zwischen Olten und Trimbach, Winznau, Hochwartburg, Niederwartburg, Gößgen, Obergößgen, Isenthal, Kienberg, Wartenfels, Farnsburg, Saffenwyl, Reitnau, Rued, Beinwyl, Rynach, Hallwyl, Fahrwangen, Seengen, Schafisheim, Liebegg, Trostburg, Lenzburg, Meisterschwanden, Königstein, Rupperswyl, Lörach (bei Kilchberg), Biberstein, Auenstein, Alten-Thierstein (vermuthlich Ursitz bei Dentsbüren), Schenkenberg, Rauchenstein und Castelen, Wildenstein, Wildegg. Mehr als diese wüßt' ich dem Probst Johannes Trüllerey nicht nachzuerzählen.

glaube, du bist ein Lollhard, nur mit bunten Federn. Gestern traf ich solchen an der Stille; er predigte mir Zeugs, wie du. Hätt' er nicht einen Engel vom Himmel bei sich gehabt, ich hätte wohl mehr von ihm gelernt."

— Aha, den Engel, Herr Trüllerey, den Ihr zu Brugg vom Esel herablüpftet, und ein Weilchen über Gebühr an Eure Brust drücktet?

„Wer sagte dir das?" entgegnete Gangolf, der ein Erröthen nicht von seinen Wangen abwehren konnte.

— Jedes meiner Augen! erwiederte Isenhofer: Die Jungfrau von Falkenstein, mit welcher der Herr von Hemmenhofen und ich eben vorübergingen, erkannt' Euch auf der Stelle. Ihr waret blind, weil Ihr nicht sahet, daß wir still standen. Der gern gefällige, geschmeidige Ritter Bentelin übernahm es noch denselben Abend, den Engel in der Herberge näher zu beschauen.

„Wie, war er dort?"

— Aus Auftrag Eurer Braut, die vielleicht Ursach haben mochte, neugieriger zu werden, als sonst Weiberlein sind.

„Sag' mir, ehrlicher Freund, wie steht Bentelin mit dem Fräulein von Falkenstein?"

— Seid Ihr eifersüchtig? Wohlan, ich will mein Handwerk treiben, anblasen statt zu löschen. Bentelin ist reich, großen Geschlechtern verwandt, künftiger Erbe ansehnlicher Güter, ein feines Männlein, hat welsches Wesen, ein artiges Gesicht! . . .

„Blase! Isenhofer, blase!"

— Item: Fräulein Ursula ist ein Mädchen, zweitens ein Mädchen, drittens ein Mädchen, id est: sie weiß, daß sie schöner ist, als sie selbst; gefällt gern, ist reizbar, stolz, warmblütig, ewiger Aprilhimmel. Sie macht nichts aus Augenblicken und Jahren; der Augenblick aber aus ihr Alles.

„Blase, blase!"

— Brennt's noch nicht?

„Es glimmt noch eine letzte Kohle. Blase!“

— Der Mensch hat viel Odem in der Lunge; das Schicksal noch mehr. Laßt diesem auch etwas übrig.

So plauderten die beiden Reisegefährten bis in die Nacht hinein; aber zuviel für das Maß eines Kapitels und für des armen Gangolfs Herz.

10.

Die nächtliche Erscheinung.

Der junge Ritter stieg sehr verstimmt und düster in sein hochgethürmtes Bett. Er befand sich an einem großen Scheideweg des Lebens. Seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz, seine Liebe zur reizenden Ursula lockten ihn links, zeigten ihm den Besitz eines schönen Weibes, die Verbindung mit mächtigen Häusern, die Erbschaft reicher Güter, die Huld des Markgrafen von Hochberg, die Wiederauffrischung des alten Glanzes vom ritterlichen Stamme der Trüllerey. Aber männlicher Stolz, Liebe des Vaterlandes und des Rechts mahnten ihn, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, als freier, frommer, selbstständiger Mann, der für die bessere Ueberzeugung das Theuerste opfern müsse. Dort winkten Einbildungskraft und Leidenschaft zum Genuß der Liebe, des Ruhms, des Reichthums; hier warnte der Verstand, nicht den Frieden des Gemüths und das Glück des Lebens um fremdes Geld, um ungewisse Fürstengunst und um die Hand eines gebieterischen und wankelmüthigen Weibes zu verkaufen. Vielleicht würde der Streit bälder entschieden gewesen sein, wäre Ursula minder schön, oder Gangolfs Neigung zu der verführerischen Braut weniger tief gewesen.

Er mochte kaum einige Stunden unruhigen Schlummers genossen haben, als ihn ein Geräusch an der Thür des Gemachs weckte. Die Thür ging langsam auf; ein dunkelrothes Licht strömte immer heller und falber durch die sich erweiternde Oeffnung. Gangolf richtete sich mit halbem Leib nicht ohne Bestürzung auf, als er seinen Vater eintreten sah, der in der Hand eine brennende Lampe trug. Die Lampe, der lange schwarze Pelzrock, das blasse Antlitz, welches aus dem um das Haupt geschlagenen und unter dem Kinn zusammengehefteten Tuche hervorschaute, gaben der hohen Gestalt des Greises etwas Gespensterhaftes.

„Seid Ihr es, mein Vater?“ fragte Gangolf mit ungewisser Stimme.

— Steh' auf, Gangolf, und folge mir! antwortete jener.

Gangolf gehorchte, sprang aus dem Bette und warf die Kleider um. Sobald er seinen Anzug vollendet hatte, ging Herr Rüdiger voran und winkte dem Sohn. Dieser folgte ihm die engen Wendeltreppen hinab, dann unten in einen schmalen Seitenweg, wo in der dicken Mauer des Thurms eine kleine Thür angebracht war, welche Gangolf wohl kannte, und für die Thür eines Mauerschrankes gehalten hatte.

„Rede kein Wort, Gangolf,“ sagte der Alte! „sondern höre und gehorche schweigend. Er zog einen großen Schlüssel hervor, öffnete die Thür, kroch durch das Pförtlein gebückt voran, ging wieder einige Stufen abwärts, öffnete eine zweite niedere Thür und trat in ein enges Gemach, kaum sechs Schuh hoch und eben so lang und breit. Dem jungen Ritter ward es in dieser ihm bisher fremd gebliebenen Gegend des Thurms etwas unheimlich; noch mehr, als zu seinen Füßen im Stroh eine menschliche Gestalt lebendig ward, die er beim Eintritt nicht bemerkt hatte. — Ein altes Weib, in Lumpen gewickelt, schwarzgelben Gesichts, mit hervorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn, spitzer Nase und

dünnen Lippen richtete sich auf. Es strich die schwarzen Haupthaare, welche, wie aus dem Wasser gezogen, in einzelnen, geraden, naßglänzenden Zotteln um den Kopf hingen, vom Gesicht hinweg, und zeigte gähnend, den zahnlosen, finstern Rachen. Der junge Ritter trat mit Grausen so weit zurück, als ihm der enge Raum gestattete. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dies eben jene Zigeunerin sein müsse, die Irni Fäsen beschrieben hatte, und nicht entwischt, sondern bisher in der Veste verborgen gehalten worden war.

„Steh' auf, du bist frei!" sagte der greise Rüdiger zu dem Weibe: „Mein Sohn führt dich hinaus." Dann wandte er sich mit halbem Leibe zum Sohne um und sagte: „Führe das Weib durch das Hinterpförtlein; hier ist der Schlüssel zur Stadtmauer. Du wirst eine Leiter vom Stall nehmen, das Weib über die Mauer gehen lassen. Aber, Gangolf, alles in der Stille, daß dich Niemand bemerke. Du wechselst mit dieser Bettel kein Wort, beantwortest keine Frage und fragst nicht." Darauf sprach er wieder zur Alten, die nun aufgestanden war, ihre Röcke schüttelte und ein schmutziges Bündel unter den Arm nahm: „Bist du über die Stadtmauer, so halte dich links, immer der Mauer entlang, um die Stadt herum, in die Schachen; von da aufwärts zur Landstraße, die nach Schönenwerth führt. Ueber die Bäche und Graben findest du Stege. Noch ist's von den Sternen hell genug. Der Tag graut schon. Fort!"

Er selber zündete mit der Lampe voran, öffnete Gangolfen und der Zigeunerin die Thurmpforte zum Schloßzwinger und ließ Beide gehen. „Leb' wohl, alter Schatz!" sagte die Zigeunerin mit vertraulichem, wiederholtem Kopfnicken gegen Rüdiger: „Du hast mich bewirthet mit Lems, Johanns und Wendrich, du hast mich geschirmt vor den Schubers, als sie mich drucken wollten in der Gabel. Fahre wohl, alter Schatz. Halt wohl meinen Fingerreif in Ehren!"

„Schweig', Vettel, verdammte!“ rief der greise Rüdiger mit zorniger, aber sehr gedämpfter Stimme: „Oder ich breche dir das Genick, eh' es der Henker bricht.“ Damit schloß er die Thurmpforte.

Gangolf, welcher von dem Rothwelsch der Zigeunerin wenig verstanden hatte, glaubte doch so viel daraus folgern zu können, daß sie zu seinem Vater in einem besondern und geheimnißvollen Verhältnisse gestanden habe und im Thurm Rore keineswegs hart behandelt worden sein müsse. Es that ihm fast leid, daß ihm Schweigen auferlegt war. Doch beobachtete er's gewissenhaft, indem er seine verzeihliche Neugier mit kindlicher Ehrfurcht überwand. Er fand die Leiter; er öffnete das hintere Pförtlein; er führte die Alte zwischen Felsstücken und Gesträuchen an der schroffen Halde unter dem Thurm nieder zur Stadtmauer, lehnte die Leiter an, stieg zuerst hinauf und ließ die Zigeunerin nachklettern. Als sie droben war, zog er die Leiter auf und setzte sie von außen an.

„Gibst du mir einen Zehrpfennig, sag' ich dir Schönes!“ redete ihn die Alte an, indem sie jenseits der Mauer schon den Fuß auf der obersten Leitersprosse hielt. Gangolf suchte einige Geldstücke und gab sie der Zigeunerin, nicht sowohl aus Mitleiden, als aus Furcht vor geheimen Künsten, oder gefährlichen Verwünschungen der Aegypterin, wenn er sie im Zorn von der väterlichen Burg scheiden ließe.

„Goldsöhnchen!“ sagte sie, indem sie mit den Fingern derselben Hand, in der sie das Geld empfing, die Stücke behend hin und her schob und zählte: „Laß dich's nicht reuen. Du wirst hochalt, ein steinreicher Mann; und das schönste Kind ist deine Frau, wenn du pfiffig bist. Es hat dich lieb. Mach' bald Hochzeit. Es wartet auf dich. Greif' zu; schnappt's dir sonst ein Anderer weg. Warte nicht, bis dein Väterchen heimkehrt; Väterchen kömmt lange nicht heim.“

— Du meinst meinen Vater? fragte Gangolf.

„Ich sage dir's ja, schmuckes Kind. Denk' an mich. Ihn jagen die Hornissen. Thut nichts. Fängt Jeder seine Mücken, aber Mücken stechen. Thut nichts. Gehab' dich wohl, Goldkind!“

Die Alte machte eine Bewegung, hinabzusteigen.

„Noch einen Augenblick!“ rief Gangolf: „Wer schickte dich nach Aarau?“

„Wer kann mich schicken? Bin ein armes Ding. Suche gute Leutchen, barmherzige Leutchen; sind selten. Meinst du, mich schickt wer? Rathe, wer? Ich sag' dir's, wenn du's triffst.“

„Zum Beispiel, ein Freiherr? Antworte!“

— Nenn' ihn, Schätzchen!

„Thomann von Falkenstein.“

— Nichts! nichts! Mich schickt Keiner. Gehab' dich wohl. Der Morgen kömmt.

„Noch eins. Ich gebe dir eine Handvoll Gold, wenn du meinen Vater wieder gesund machst, wie er war, eh' du zu ihm kamst. Warum hast du ihm Uebels angestellt?“

— Goldsöhnchen, was konnt' ich ihm Leides thun? Meinst, unsereins hat kein Herz? Wir haben's wie Ihr. Väterchen soll an mich denken. Hab' ihn lieb. Hat mich gepflegt, hat mich gehütet. Hältst du Wort, wenn ich ihn heile?

„Gewiß.“

— Sprich, auf deine ritterliche Ehre!

„Bei meiner Ehre.“

— Ich such' ihm Balsam. Halt' Wort, dann siehst du mich wieder.

„Rede Wahrheit.“

— Was soll ich dir lügen? Zahlst mir für's Lügen nichts.

„Woher willst du den Balsam holen?

— Goldsöhnchen, vom End.

„Was fehlt meinem Vater?“

— Vom End. Gehab' dich wohl. Siehst du die rothe Wolke?

„Wohin gehst du?“

— Zum End. — Und mit diesen Worten war die Alte behend an der Leiter hinab. Sie verschwand längs der Mauer.

Gangolf zog die Leiter zurück, stieg nieder, gab ihr den alten Ort und eilte in die Veste zurück. Die Pforte des Thurmes war nur angelehnt; er sah seinen Vater noch auf der Wendeltreppe mit der Lampe stehen.

„Du lässest mich lange warten!“ sagte Herr Rüdiger: „Ich hoffe, du wirst nicht mit der Zigeunerin geworttwechselt haben. Oder hast du?“

— Sie bettelte. Ich gab ihr ein Almosen. Ich verstand kein Wort von allem, was sie mir sagte. Es war Unsinn! — erwiederte Gangolf.

„Schließ leise die Pforte und folge mir!“ sagte der alte Herr. Gangolf gehorchte und folgte seinem Vater, der ihn mit sich in denselben Saal führte, in welchem Gangolf und Isenhofer den vorigen Tag geplaudert hatten. Es schien sich während dieser Nacht mit dem alten Herrn eine große Veränderung begeben zu haben. Seine starre, todtenartige Ruhe oder Unempfindlichkeit war gewichen; seine Augen, seine Gesichtszüge hatten Leben und Beweglichkeit erhalten; doch lag darin ein furchtbar finsteres Wesen, welches dem Sohne nicht minder beängstigend entgegen trat, als die frühere leichenhafte Kälte.

„Welche Nachrichten bringst du aus Frankreich?“ sagte Herr Rüdiger nach einer Weile. „Man spricht davon, der Tag zu Baden sei eitel geblieben, der Krieg der Eidgenossen wider Zürich und Oesterreich hebe von Neuem an.“

Gangolf erzählte vom Anzuge der französischen Kriegsmacht gegen Basel und den Rhein, von den Rüstungen der Zürcher und

des römischen Königs, von den neuen Ansprüchen desselben auf den Aargau, von den unzweideutigen Gesinnungen des Adels für Oesterreich, und von der Erwartung des Markgrafen von Hochberg, daß sich alle Städte im Aargau für das Erzhaus vereinigen würden.

Herr Rüdiger schüttelte den Kopf und sprach mit starker Stimme: „Kein Meineid, Gangolf, kein Meineid! Behüte dich Gott vor Meineid! Wir haben zu Bern geschworen; wir sind Lehenträger der Stadt. Gangolf, wenn dir deine Seele lieb ist, kein Meineid! — Was gedenkst du zu thun?"

— Mein theurer Herr Vater, nichts wider Euern Willen! versetzte Gangolf: Und wenn Ihr befehlet, verlaß' ich selbst die Dienste des Markgrafen und des Königs.

„Das will ich nicht!" entgegnete der alte Herr: „Aber folge deinem Gewissen. Du bist frei. Der König kann dich zu Ehren erheben; Bern kann und wird dir nichts verleihen. Du bist daran, dich durch die Hand deiner Braut mit den Falkensteinern zu verbinden. Ich wollt', es wäre schon geschehen; mein Herz würde um vieles erleichtert sein. — Gangolf, ich sage dir noch mehr. Du bist arm. Nichts wirst du von mir erben, als den Freihof. Alles Uebrige, was ich habe, gehört nicht dir, nicht mir, sondern einem Dritten. Frage nicht weiter. Schlage dich durch die Welt, wie du es vermagst; aber Gangolf, kein Meineid, um Gottes und deiner Seele willen, kein Meineid! Thu' Alles, nur hüte deine Seele, daß sie nicht Beute des Teufels wird. Du bist arm. Geh', diene dem Könige mit deinem Leibe; er kann dir's lohnen, Bern dir's nicht verargen. Es dient mancher Ehrenmann um Geringeres, als du. Aber kein Meineid! Diene ehrlich. Lieber Bettlerbrod, lieber Hungertod, als Falschdienerei! Bist du mit Urlaub nach Baden gekommen?"

— Ich wollte gen Baden oder Zürich zum Markgrafen! ent-

gegnete Gangolf; dann aber zog mich die Nachricht vom Aufenthalt meiner Braut zu Brugg dahin, und was mir der Schultheiß Effinger von Euerm Uebelsein meldete, hieher zu Euch.

„Uebelsein? Er hält mich ohne Zweifel für sich. Nein, ich bin gesund. Du aber bist zu guter Stunde angekommen. Ich verlange, daß du einige Tage im Freihof bleibest. Wir haben Vieles abzuthun; denn, Gangolf . . .“ Hier brach Herr Rüdiger plötzlich ab, und ging mit langsamen Schritten durch das Zimmer, wandte sich aber schnell wieder um und sagte: „Also in Schaffhausen warst du? Sahst du die Trüllerey's, unsere Vettern?“

— Ich traf sie im besten Wohlsein. Zufällig war von Rothweil auch Hans Trüllerey, der Kommenthur, bei ihnen. Doch mein Aufenthalt war kurz. Wir hatten . . .

„Da fällt mir ein, Gangolf,“ unterbrach ihn sein Vater mit einem gleichgültigen Ton und einer Miene, als dächt' er ganz andere Sachen, „du hast viel gesehen und gehört. Vernahmst du vielleicht zufällig vom Junker Jörg von Ende, dem Freiherrn? Er soll, glaub' ich, im Rheinthal auf dem Schloß Grimmenstein sitzen oder gesessen haben?“

Gangolf erinnerte sich des Namens nicht, sondern fuhr fort, von den Vettern zu Schaffhausen zu erzählen.

„Erwartet dich der Markgraf von Hochberg zu bestimmter Zeit in Zürich bei sich?“ unterbrach ihn der alte Herr von neuem.

— Ich glaube nicht, antwortete Gangolf: Denn er ließ mir durch Marquard von Baldegg unterwegs Aufträge zukommen, ich solle Aarau dem Hause Oesterreich günstig machen.

„Bluten, bluten kannst du, sterben kannst du für den König!“ rief Herr Rüdiger heftig: „Aber kein Meineid, Gangolf! Gangolf! ich würde dich enterben, verstoßen, verfluchen! Ja, das würd' ich!“

Gangolf erschrak fast vor der Heftigkeit seines Vaters und versicherte, daß er lieber des Königs Dienst verlassen würde.

„Auch das nicht, es darf das nicht sein!“ erwiederte Herr Rüdiger: „Dann verlierst du die Hand deiner Braut; dann wärest du Bettler. Fei're zuvor die Hochzeit; nachher bindet dich Niemand. Fei're sie bald, auch wenn ich nicht zur Hochzeit erscheine. Es liegt eine große Reise vor mir. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme.“

— Wie? Ihr wollet eine Reise thun? fragte Gangolf erstaunt, und ihm fielen die Reden der alten Zigeunerin bei: Wohin? Darf ich Euch begleiten?

„Frage nichts. Ich habe dem Himmel Gelübde gethan, sie sollen gelöset werden!“ antwortete ihm der Vater düsterer, als vorher: „Frage nicht. Hemman Enderli soll mich begleiten. Er ist ein treuer Mensch. Ich bin zu ihm gewöhnt. Er kennt meine Bedürfnisse, wie Keiner. Darum beruhige dich.“

— Doch werdet Ihr so bald nicht von hinnen ziehen wollen, Herr Vater?

„Morgen, übermorgen, in drei, vier Tagen, sobald ich dir Alles übergeben habe. Du bist gekommen, vom Himmel in der Glücksstunde gesandt. Eine Woche später, du hättest mich nicht mehr gefunden. Alle Titel und Briefe werd' ich dir übergeben und erläutern. Wir wollen heut' und morgen die Marchen unsers Eigens und Lehens umreiten. Auf unsern Grundstücken haften keine Schulden. Ich überantworte dir Großes und Kleines. Eins bleibt verschlossen: das ist die Eisenkiste im obersten Gemach des Thurmes. Die wirst du nicht öffnen, bis du gewisse Botschaft von meinem Hinscheide hast, oder wenn von heut' an zehn Jahre vergangen sind, ohne Nachricht von mir. Dann in Gottes Namen, ja dann! In der Kiste sollst du meinen Willen finden, und ich binde dir die Erfüllung desselben auf die Seele.“

Der Jüngling ergriff tief erschüttert die Hand seines Vaters und beschwor ihn mit Thränen im Auge und mit zitternder Stimme,

daß er, wenn es möglich sei, den Freihof in dieser Zeit nicht verlassen solle; müßt' er aber, daß er dann den Sohn zum Begleiter mit sich nehmen möchte, zum Schutz und zur Pflege. Der alte Herr blieb unbeweglich.

„Ich hab' ein heiliges Werk zu thun!“ sagte Rüdiger: „ich soll mich entsündigen, eh' ich zu den Vätern gehe, und das Gelübde erfüllen. Störe mich nicht. Du bleibst im Lande, und leistest der Stadt deine Bürgerpflicht. Seit mehr denn zweihundert Jahren haben unsere Altvordern diesen Thurm bewohnt, und der Stadt in bösen und guten Tagen getreulich beigestanden *). Vergiß das nicht. Müßtest du der letzte der Trüllerey's werden, sollst du der erste unter den Besten von ihnen sein. Hab' Acht auf die Falkensteine, auf Thomann insbesondere. Er ist der Stadt und mein geschworner Feind. König Rudolf hat Aarau befreit; vor ihm war die Stadt lange Zeit ein dienstbares Hündlein, das von den Grafen von Rore und den Habsburgern am Halsband gezogen ward; nun ist es ein auffliegender Adler geworden **). Gangolf, wache, daß der Adler nicht abermals ein Hund sein muß! — Ich werde dir noch Vieles sagen. Jetzt aber sollst du für deinen Gast sorgen. Die Sonne will aufgehen.“

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Rüdiger.

---

*) Schon zum Jahre 1229 wird ein Kunzmann Trüllerey, Ritter, als Schultheiß der Stadt Aarau aufgeführt.

**) Vermuthlich Anspielung auf das Wappen der Stadt, ein ausgebreiteter Adler, während vordem im Wappen von Rore ein schwarzer Hund mit einem Halsband gestanden war. Es ist unbekannt, seit wann die Stadt ihr eigenes Wappen geführt haben mag.

11.

Der Zug nach Seckingen.

Die Bewohner des Freihofes waren nicht wenig überrascht, als sie die unerwartete Verwandlung bemerkten, welche sich in einer einzigen Nacht mit ihrem Herrn und Gebieter zugetragen hatte. Sie hielten dieselbe für eine natürliche Wirkung der Freude über das Wiedersehen seines Sohnes, den Alle lieb hatten. Die Theilnahme an dieser Genesung würde wohl noch froher beim Anblicke des alten Herrn gewesen sein, als er wieder, wie ehemals, im Baret, hirschledernen Wamms, und in klirrenden Ritterstiefeln rüstig umherwandelte, Keller, Stallungen und Fruchtschütten besuchte, Befehle ertheilte, Rechenschaften forderte, wenn ihm nur nicht die Blässe des Antlitzes, der düstere Blick und der zurückschreckende Ernst der Geberden geblieben wäre. Dazu kam etwas Beängstigendes, was jedes Geheimnißvolle für die Neugier der Zuschauer mit sich führt. Man bemerkte die Verrichtungen, welche zu einer nahen Abreise des Herrn Rüdiger getroffen wurden. Niemand kannte Ziel und Zweck der Reise, selbst Hemman Enderli nicht, der sie mitmachen sollte. Hemman ließ nur errathen, daß sie von langer Dauer sein werde; vielleicht eine Wallfahrt zu den Schwellen der heiligen Apostel in Rom, oder gar nach Jerusalem zum heiligen Grabe.

Auch Herr Isenhofer, der einen langen, guten Schlaf gethan hatte, war erstaunt, als er bei der Morgensuppe seinen Reisegefährten Wangolf nachdenkend mit zerstörter Geberde, und dessen Vater hingegen lebhaft und gesprächig erscheinen sah. Er erkannte diesen kaum wieder. Man sprach vom Züricherkriege, von Reisen, von Bekanntschaften. Der alte Rüdiger verrieth große Welterfahrung.

Doch in allen seinen Aeußerungen sprach eine gewisse Beredsa

tung des Lebens mit, und ein unheimliches, düsteres Wesen, wie es in seinen bleichen Mienen unwandelbar lag.

Noch während der Unterhaltung erschien ein Bote des Fräuleins von Falkenstein aus Brugg. Er brachte die Nachricht an den Bräutigam, daß dessen Verlobte schon diesen Morgen über den Bötzberg nach Seckingen reisen werde; daß sie ihn, nebst Isenhofer, unterwegs in Frick zu finden hoffe, wohin er auf kürzerm Weg über das Gebirg gelangen könne.

Herr Rüdiger heftete einen verdrossenen, still fragenden Blick auf seinen Sohn. Dieser aber, welcher den Gedanken des Vaters errieth, sagte sogleich: „Ich werd' Euch nicht verlassen, mein Herr Vater, sondern so lange hier verweilen, als Euch gefällt, oder bis Ihr abgereiset sein werdet." Zugleich bat er Isenhofern, ihn bei dem Fräulein zu entschuldigen, indem er ihm über die bevorstehende Abreise seines Vaters und über die Nothwendigkeit von mancherlei Abreden mit demselben Auskunft ertheilte, da dessen Entfernung von Aarau lange dauern könne.

„Ihr traget mir böse Gesandtschaft auf, Junker," sagte Isenhofer, sich hinter den Ohren krauend: „Ich billige Euern Entschluß zwar; aber Ihr gebt mir zu, daß es kein Spiel sein werde für mich, den ersten Sturm des jungfräulichen Zorns auszuhalten. Nun denn, es sei, weil es nicht zu ändern steht. Wetterwolken sind nur in der Ferne schwarz. Lasset mich in einer Stunde aufbrechen, damit ich den Zug der Reisenden bei Frick nicht verfehle."

In einer Stunde standen die Rosse gesattelt vor der Veste. Gangolf hatte inzwischen Zeit gefunden, seinen neuen Freund von Allem zu unterrichten, was ihn zurückhielt, dem Ruf der Braut zu folgen. Doch von der Zigeunerin schwieg er, weil ihm sein Vater aufs strengste verboten hatte, die Anwesenheit derselben im Thurm, und die Art ihrer Entfernung irgend Jemandem zu verrathen.

Isenhofer nahm freundlichen Abschied von dem Jüngling, der ihm in so kurzer Zeit durch schlichten und reinen Sinn theuer geworden war; desgleichen von dem alten Rüdiger, welcher sich mit jugendlicher Raschheit aufs Pferd schwang, um in Begleitung des Sohnes die Hausgüter zu besichtigen. Noch einmal rief Isenhofer sein Lebewohl, und ritt, während jene quer durch die Stadt trabten, links einen steilen Rain abwärts zum nahen Thor. Beim ersten Schritt aus demselben betrat er sogleich eine lange hölzerne Brücke, die ihn zum andern Ufer des Aarflusses hinüberbrachte.

Eine Zeit lang ritt er längs grünen Vorhügeln des Jura hin, bis der Weg seitwärts, durch eine geräumige Thalung und das Dorf Küttigen, in das Innere des Gebirgs zog. Da sah er links die gewaltige Wasserflue aus der Tiefe emporsteigen, an deren graue Kalkgipfel sich einzelne Tannen, wie zartes Epheu schmiegten. Zu den Füßen des Berges hoben auf schroffen Felsen die Mauern des Schlosses Königstein im Buschwerk ihre Zinnen empor. Er aber verfolgte den steinigten Bergweg seitwärts um einen weiten, sumpfigen Grund zu den Höhen der Staffelegg, deren kahler Rücken vor ihm lag. Dann leitete er das Roß langsam die steile, von Regengüssen zerfressenen Straße aufwärts, wo er von droben, wenn er zurückschaute, zwischen einer Klüftung der nahen, dunkeln Vorberge, das helle Grün der Aarufer, die fern im Sonnenglanz schwimmende Stadt, und im Hintergrund, wo Erd' und Himmel schieden, die weiße, ewige Wand erblickte, welche, von Schnee und Eis gebaut, große Länder und Völker von ungleichen Denkarten und Sprachen sondert.

Er blieb mehrmals stehen, betrachtete mehrmals das Wunderbild und hob stumm und unwillkürlich Antlitz und Blick und Hände gen Himmel. Dann, als er die Höhe erstiegen hatte, sah er vor sich unter seinen Füßen ein stilles, ödes Thal; in der Ferne den weichen Umriß des Schwarzwaldgebirges. Er ritt hinab zur Tiefe,

wo sich die Berge enger an ihn drängten, und kesselartig ein armseliges Dörflein umfingen. Doch bald erweiterten sie sich wieder zu einem schmalen, freundlichen Grunde voller Hütten, Höfe, hellgrüner Wiesen, blühender Kirschbäume, welcher immer offener ward, und sich zuletzt in den hintern Frickgau am Rheine zwischen Jura und Schwarzwald aufschloß.

Da ward er zur Rechten, von wannen die große Landstraße über den Bötzberg aus dem Seitenthal hervortrat, eines langen und glänzenden Zuges von Reisigen gewahr, Herren und Frauen in freundlichem Gekose neben einander reitend. Bald erkannt' er an der Spitze des Zuges das Fräulein Ursula von Falkenstein auf einem weißen Zelter, an jeder ihrer Seite einen Ritter. Einer derselben war Bentelin von Hemmenhofen, der andere ein unbekannter, aber schöner, junger Mann, schlank und stolz, in scharlachrothem, goldgesticktem Wamms, mit himmelblauer, goldgestickter Schärpe, und blau und weiße Federn anmuthig um den kleinen Hut wehend, unter welchem schwarze Locken hervorringelten.

„Ah, so allein, Isenhofer?“ rief das Fräulein mit vornehmem Lächeln ihm entgegen: „Herr Gangolf scheint's, will Krankenwärter bleiben?“

— Mit nichten! antwortete Isenhofer, ehrerbietig die Kommenden begrüßend: Er könnte aber selbst ein Kranker aus Liebe und Sehnsucht werden, da die Rüstungen seines Vaters zu einer Reise nach dem gelobten Lande, oder Gott weiß wohin, ihn abhalten . . .

„Nichts davon!“ fiel ihm Ursula lachend ins Wort: „Wir kennen den frommen Schneemann besser. Er wartet vermuthlich, bis wir ihn selbst aus seinem Thurm Rore abholen.“

— In wenigen Tagen, denk' ich, wird er in Seckingen zu den Füßen seiner Angebeteten liegen! sagte Isenhofer: Inzwischen sendet er der Braut die zärtlichsten Grüße und Seufzer . . .

„O!“ unterbrach ihn Ursula spöttelnd: „Ich habe sie empfunden, ehe Ihr kamet. Sie hatten die Luft so eiskalt durchdrungen, daß wir Alle fast erstarrten. Indessen bitt' ich Euch, erzählt weiter.“

Die Ritter lachten mit lauter Stimme. Isenhofer, welcher sich dem Gefolge, zunächst hinter dem Zelter des Fräuleins, anreihte, stattete fernern Bericht ab; bemerkte aber bald, wie wenig Antheil an seiner Erzählung genommen wurde, und stimmte daher sogleich in die muthwilligen Scherze der Gesellschaft ein. Sowohl Bentelin, als das Fräulein, schienen mit dem fremden, jungen Rittersmann sehr vertraut zu sein, der mancherlei lustige Schwänke und Abenteuer von den Höfen Königs Friedrichs und des Herzogs von Oesterreich erzählte. Doch inmitten aller Scherze entging es dem Waldshuter Dichter nicht, daß weder der fremde Jüngling, noch die Jungfrau einander ganz unbefangen sahen. Nie fiel der Blick des Ritters auf die Freiherrin, ohne daß er lange und brennend an deren Reizen behangen blieb; und Ursula, als könne sie den Flammenblick dieser schwarzen Augen, die sie doch suchte, nicht ertragen, mußte jedesmal erröthend und lächelnd die Augen vor sich niedersenken. Dies stille Gespräch der Mienen, zwischen dem hellen Gespräch oder Gelächter der Andern, bemerkte selbst Bentelin nicht, welcher auf der entgegengesetzten Seite ritt.

Isenhofer, den die Neugier stach, blieb im Zuge, wie zufällig, zurück, bis er in die Nähe einer von Ursula's Kammerfrauen gerieth, mit der er wohlbekannt war. Von ihr vernahm er, daß der junge Ritter mit den Flammenaugen ein Freiherr, Hinz von Sax, ehemaliger Jugendgespiele des Fräuleins, nun Verlobter einer schönen Gräfin von Zollern und Bentelins von Hemmenhofen treuester Freund und Waffengefährte sei. Er war am vorigen Tage von Zürich gen Brugg gekommen, um zu den Falkensteinern nach Seckingen zu reisen; hatte unvermuthet daselbst den Freund und die reizende Gespielin seiner Kindheit gefunden und

mit Beiden bis tief in die Nacht einen fröhlichen Abend genossen. Selbst die Kammerfrau sprach mit unwillkürlicher Wärme von dem liebenswürdigen Manne. Isenhofer gesellte sich nachher zu dessen Knechten, und diese erzählten tausend Dinge von des Jünglings Waghalsigkeit und verwegenen Streichen stundenlang.

Schon war Mittag vorüber, als man endlich den blaugrünen Rheinstrom und drüben am Fuß des Waldgebirgs in anmuthiger Ebene das Städtlein Seckingen erblickte, über welchem die grauen Thürmlein von St. Fridolins ehrwürdigem Stift und der Kirche längst gesehen worden waren. Da wurden Trompetenstöße gehört, und von der Brücke her kam dem Zuge der Reisenden eine Schaar zu Pferd entgegen; alles auf prächtigen Rossen, alles festlich gekleidet. Voran ritt Ursula's Vater, Freiherr von Falkenstein, und dessen Bruder, Thomann, Landgraf von Buchsgau und Sisgau. Ihnen folgte Max von Ems, Graf Görg von Sulz, Hug von Hegnau, Fritz vom Haus, Görg von Knöringen, Balthasar von Blumeneck und viele andere Edelherren, welche während der Friedenstage mit den Falkensteinern zu Seckingen wohllebten.

12.

Ritterliches Wohlleben.

Ich will hier weder den bunten Wechsel, noch die Pracht der Lustbarkeiten und Feste schildern, welche die fröhliche Ritterschaft bald in dieser Stadt, bald auf den Burgen des benachbarten Adels beging. Jeder Tag brachte der lebenslustigen Menge neuen Genuß, welchen Witz und Anmuth, Umtriebe und Liebschaften der schönen Edeltöchter und Frauen aus der weiten Umgegend würzten.

Die Königin aller Feste aber schien Gangolfs Braut zu sein, welche in der verschwenderischen Freigebigkeit ihres reichen Vaters

jede ihres Geschlechts an Pracht, wie täglich an neuen Reizen, übertraf. Sie selbst eine volle Blüthe der Lust, sog gleichsam ihr Leben aus dieser Fülle mannigfaltiger Freuden; und, wo sie erschien, verbreitete sich wie durch Zauber rauschendes Vergnügen. Was sie unter den Weibern, war Hinz von Sax unter den Männern. Man würde das schöne Paar für mehr als ehemalige Gespielen gehalten haben, hätte nicht Jeder gewußt, daß er der Bräutigam einer Fremden, wie sie die Verlobte Gangolfs, war. Auch wußte Ursula mit mädchenhafter Feinheit alle Uebrigen auf gleiche Weise zu behandeln, so daß weder der junge Freiherr, noch ein Anderer sich eines Vorzugs bei ihr rühmen konnte, wenn nicht der Zufall dem Einen zuweilen in ihrer Nähe holder, als dem Andern ward. Nur Isenhofer, der in diesem Getümmel den überall willkommenen Freudenmeister und Possenmacher spielte, und doch der einzig nüchterne blieb, blickte heller. Ihm ahnte, wenn er zuweilen die trunkenen, blitzenden Augen Beider sich verstohlen begegnen sah, welche verbotene und verhehlte Gluth da glimmen möge.

„Ach, der arme Gangolf!" seufzte er eines Abends, da er im kerzenvollen Saale still am Fenster den Reihen der Tänzer zusah, aus welchem Ursula glühend hervorkam, um auf einem Sessel in seiner Nähe zu ruhen.

— Ist's nicht wahr, Isenhofer? fragte sie vertraulichleise und hastig: Der böse Mensch! Ist's zu verzeihen, daß er mich so lange vergessen kann?

„Der arme Gangolf!" seufzte Isenhofer abermals, doch spaßendmitleidig: „Er soll sich nicht hieher sehnen. Ihm ist besser im Thurm von Rore."

— Wie meinet Ihr das? sagte sie, das Köpfchen spöttisch und vornehm zurückwerfend.

„Fröhlich würd' er nicht sein," antwortete jener, „uns aber manche unschuldige Freude stören."

— Nun ja, Isenhofer, wie er immer pflegt. Ich könnt' ihn fast hassen darum. Denkt nur, wie er's in Brugg trieb!

„Fräulein, was thun?" sagte Isenhofer, und rasch mit ernster Miene setzte er hinzu: „Sieh da, er kömmt!"

— Wo? fuhr erschrocken Ursula auf, und verließ schnell den Sitz.

Lachend antwortete Isenhofer: „Bleibt ruhig, mein Fräulein, ich irrte mich, als ich drüben Herrn Veit von Ast hereinschreiten sah."

— Narr und Tölpel, mir Schreck zu machen! sagte das Fräulein zwar lächelnd, doch verdrießlich.

„Soll ich's wieder gut machen?" fragte jener mit schalkhafter Furchtsamkeit.

— Auf der Stelle! Und womit? fiel Ursula neugierig ein.

„Mit der Botschaft, daß er bald hier ist. Ihr werdet schon wieder ernst, mein Fräulein? Mich freut's, beide, den Herrn von Sax und Herrn Trüllerey, zusammen zu sehen, um durch Vergleichung zu erfahren, wer doch eigentlich der schönere Mann sei?"

— Aber ich, erwiederte Ursula, ich zittere, sie werden keine Freunde werden. Mein edler Bräutigam ist von wunderlichen Launen heimgesucht. Ich muß gestehen . . .

Sie sagte nichts weiter. Sie drehte den Kopf gegen das Fenster zurück, nach den Sternen zu sehen, wie in einer Verlegenheit von Wünschen.

Doch Isenhofer schien sie zu errathen. „Ihr habt Recht!" sagte er: „Gangolf ist ein vortrefflicher Mensch, aber fast zu vortrefflich. Er fügt sich nicht in die Welt unsers Jahrhunderts. Er gehört in die alten Zeiten seines Thurms. Es würde mich wenig kosten, ihn zu bereden, im Freihofe von Aarau zu bleiben, so lange es Euch gefiele."

— Ach! stammelte Ursula verlegen und zerstreut, indem ihre Augen unter den Tänzern dem jungen Freiherrn von Sax magnetisch folgten: Nur noch wenige Zeit, nur wenige, bis . . . Ihr

begreifet es ja selber. Ich bitt' Euch, denket an den Handel mit Bentelin über Tisch beim Schultheiß Effinger! Sollt' er uns dergleichen hier erneuern? Ich bitt' Euch, wenn Ihr etwas über ihn vermöget, thut uns allen ein Liebeswerk!

„Ihn noch eine Weile zu entfernen?" fragte Isenhofer.

— Ich bitt' Euch! Nun ja doch! flüsterte sie schmeichelnd, und legte traulich auf seinen Arm ihre Finger: Nur kurze Zeit.

„Bis etwa ..." sagte Isenhofer leiser, indem er ihr schelmischlächelnd ins Auge sah, als hätt' er ihre Seele ausgeforscht: „Bis ... nun es ist natürlich. Es muß geschehen! — Bis der junge Freiherr von Sax ..."

Ursula fühlte sich von dem Laurer ertappt und ward roth. „Spitzbube!" sagte sie verschämt und doch mit schmeichelndem Lächeln, wie eine Gefangene, die um Gnade flehen will, und gab ihm mit der Hand einen leisen Streich auf die Backen: „Möchtest du gern stehlen?"

Mit diesen Worten entfernte sie sich von ihm, wandte sich aber ein paar Schritte von ihm noch einmal um, mit dem Finger drohend, und mischte sich in das glänzende Gewühl. Ihr Herz pochte. Sie fühlte, es sei etwas verrathen, das sie sich selber nicht gestanden haben wollte.

Aber in diesem Augenblick fühlte sie von einer ganz andern Unruhe ihr Herz zusammengezogen. Ein Schauer von Eifersucht überflog sie. Sie wollte hinweg aus dem Saale, sie konnte den Fuß nicht vom Boden heben. Ihr Jugendgespiele tanzte voll unaussprechlicher Anmuth mit dem Fräulein Hagenbach.

In der That von allen Nebenbuhlerinnen bei den Huldigungen der Männer war die niedliche Hagenbach weitaus die gefährlichste. Ursula hatte anfangs diese Geliebte ihres Vaters, des Freiherrn Hans von Falkenstein, für die er ungeheure Summen verschwendet hatte, von Herzen gehaßt oder verachtet; aber da-

mit geendet, sie nicht nur liebenswürdig zu finden, sondern ihre vertrauteste Freundin zu werden. Dies Mädchen stand durch sein Treiben und Thun im vollsten Widerspruch mit dem Ruf, der von ihm verbreitet worden war. Es lebte eingezogen, fromm und anspruchlos; kleidete sich geschmackvoll, aber höchst bescheiden und züchtig, und war von allen Künsten des Gerngefallens so entfernt, daß selbst Frauenzimmer an dieser Verläugnung der Mädchen-Natur irre wurden.

Hans von Falkenstein, der erklärte Liebhaber dieser seltsamen Schönen, bis zur Narrheit in sie vergafft, behandelte sie mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit, so wenig er übrigens sonst viel auf die Fesseln des Anständigen halten mochte. Mit allen andern Frauenzimmern waren die Männer freier, als mit ihr, und doch konnte keiner von diesen die niedliche Verführerin mit Gleichgültigkeit ansehen. Die Natur hatte in der Bildung ihrer Gesichtszüge zwar nicht die gewöhnlichen Regeln des Schönen beobachtet, aber in jeden Zug Seele und Feinheit gelegt. Zwar ihr Wuchs war nicht hoch, aber er hatte das zarteste Ebenmaß, und jeder Theil war zierlich gedreht. Sie vereinte in sich eine wahrhaft kindliche Blödigkeit und Furcht mit der Harmlosigkeit und dem Muthwillen der unerfahrnen Unschuld. Jene ernste, unentweihbare Schüchternheit hielt alle Männer zurück, und dieser kindische Frohsinn und Uebermuth unter ihren Freundinnen zog unwiderstehlich an sie. Das Gerücht ging, mehr als ein Mann wäre demungeachtet der Beglückte gewesen; aber die Beglückten selbst schienen ihre Eroberung nur wie Beute der Gewalt und Ueberraschung zu betrachten, und sich selber um so mehr darum mit Vorwürfen zu strafen, weil sie von da an nur Abscheu gegen sich in jeder Geberde der Angebeteten fanden. Und doch behauptete die böse Zunge des weiblichen Neides oder Scharfblicks, gerade das sei das klugberechnete Spiel des schlauen und lebenslustigen Mädchens. Sie tanzte jetzt mit

dem jungen Freiherrn Hinz; aber so kalt, so ängstlich, daß jede ihrer Bewegungen einen Widerwillen, einen innern Zwang verrieth, und doch tanzte sie gleich einer blöden Grazie. Mitten im Tanz bemerkte sie Ursula's Unruhe, und die eifersüchtig-finster nachschleichenden Blicke derselben. Sie verstand sie noch besser, als sie darauf zu ihr trat und Ursula's Eintönigkeit und Wortarmuth vernahm.

Unter unbedeutendem Vorwand lockte sie dieselbe in die Einsamkeit eines kleinen Nebenzimmers, schloß sie an ihre Brust und sagte: „Mein' Ursi, du leidest. Warum quälst du dich, liebe Seele, im Kampf mit deinem Herzen? Du bist die Verlobte eines Andern, aber dein Herz hatte sich schon in der Kindheit dem Einzigen verlobt, den du nicht selbst kaum zu nennen wagst. Und der arme Unglückliche! ihn verzehrt die stille Gluth um dich. Ich beschwöre dich, süßer Engel, folge dem heiligen Zug des Gemüths! Bringe dich nicht fremden Berechnungen zum Opfer. Du machst mich elend, wenn du nicht wieder frei wirst."

Ursula umklammerte mit Schmerz die Freundin und weinte heftig an ihrem Halse: „In Ewigkeit nicht! Nie werd' ich froh. Ich möchte mich selber verabscheuen. Ja, ja, magst du es wissen, aber nur du! Ich bin eine Wahnsinnige. Ich vergehe für den, den ich fliehen sollte. Wär' er nie erschienen! Wir hingen schon als Kinder fest an einander. Gott, und jetzt, wie ist er herrlich verwandelt und doch immer derselbe noch!"

Mit aller Leidenschaftlichkeit, die dem Fräulein von Falkenstein eigen war, erzählte sie nun von den seligen Tagen ihrer Kindheit; vom Wiedersehen des frühern Geliebten in Brugg, und von tausend kleinen Dingen, die einem so tief ergriffenen Gemüth in solchem Augenblick wichtig sein können. Ihre Freundin hatte Mühe, sie zu beruhigen, und bat sie, noch einige Augenblicke allein zu bleiben, um sich zu fassen, und in die Gesellschaft treten zu können, ohne durch ihr verweintes Auge auffallend zu werden.

Die Hagenbach trat allein in den Saal zurück. Wie Zufall war's, daß sie mit dem Freiherrn von Sar zusammentraf, der sie abermals zum Tanz aufforderte.

Sie stieß fast mit Zürnen seine Hand zurück und sagte: „Leichtsinniger, wenn die liebenswürdige Ursula weint, möget Ihr noch tanzen?"

Er entfärbte sich. Er fragte nach Ursula's Aufenthalt. Seine Wangen brannten. Sein Auge ward Flamme. Er fragte dringend, flehend, wiederholt, wo das Fräulein sich befinde? Er erfuhr's endlich und verschwand.

Als nach langer Zeit das Paar, welches man in dem bunten Getümmel kaum vermißt hatte, zurückkehrte, leuchtete aus des jungen Freiherrn-Gesicht das Entzücken. Ursula schien heiter, doch verlegen.

„Wie siehst du mir so wunderbar drein?" flüsterte ihr das Fräulein Hagenbuch zu.

Ursula lächelte und sagte: „Was sieht man mir an?"

„Du hättest mich doch nicht verrathen sollen. Nur in dem Augenblick nicht, wo ich mir zu wenig gehörte."

— Bist du beruhigt, süßes Ursi?

„Ja!" sagte Ursula ganz leise: „Wenn er nicht ein Bösewicht ist."

Einige Tänzer erschienen und unterbrachen das Gespräch der Jungfrauen.

13.

Erklärung.

Dem Falkenblick des Dichters von Waldshut entging es nicht, daß seit diesem Abend Ursula's Verhältniß zum Freiherrn von Sar

andere Natur angenommen hatte. In die Stelle ihrer Zweifel war Sicherheit, an den Platz der Sehnsucht Genugthuung getreten. Es gab kein Fliehen, kein Suchen der Blicke mehr, sondern das zufriedene Lächeln gegenseitigen Verständnisses. Gangolf war von seiner Braut nicht vergessen, weil er von ihr nun gefürchtet war. Wie sehr wünschte sie, von ihm vergessen zu sein! Fast hoffte sie es zuletzt, weil eine Woche um die andere verstrich, ohne daß er sich im freudereichen Seckingen zeigte. Isenhofer mochte am besten wissen, warum der Verlobte den Thurm seiner Väter nicht verlassen wollte. Aber ihn fragte sie nicht. Isenhofer belustigte sich indessen, Spottverse auf Treue der Weiber und Flattersinn der Männer zu machen. Beide Theile lernten seine Verse auswendig, in Ermangelung eigenen Witzes, ihre Unterhaltungen oder Neckereien damit zu würzen.

Der damalige Leichtsinn des weiblichen Geschlechts aus höhern Ständen, und die Sittenlosigkeit des Adels war so bekannte und allgemein angenommene Sache, daß sich die Vornehmen dessen nicht schämten, die Unterthanen es für Vorrecht oder eigenthümliches Wesen der adelichen Natur hielten und die Priester es nicht zu tadeln wagten, weil sie selbst häufig mithielten. Ging doch sogar Rede, daß der schöne Hinz, während sich das Fräulein von Falkenstein seiner Eroberung freute, in St. Fridolins Stift nicht minder zärtliche Verbindungen mit einer der jüngsten Domfrauen gepflegt habe, die seine Verwandtin war; aber für ihre frommen Gelübde zu reizend und zu reizbar gewesen sein soll.

Der junge Freiherr hatte jedoch, über die Schönen von Seckingen, keineswegs die Männer daselbst vergessen, derentwillen er vom Hoflager Herzogs Albrecht von Oesterreich mit Aufträgen hieher gekommen war. Er sollte die Ritterschaft dieser Gegenden nicht etwa für das Haus Oesterreich gewinnen, denn ihm gehörte sie schon mit Leib und Seele, sondern für irgend ein großes Unter-

nehmen gegen die Städte und Landschaften des Aargau's. Diese für Oesterreich wieder zu erringen: das war die Aufgabe. Ritter Marquard von Baldegg, welcher vom Adel des Schwarzwaldes die glänzendsten Zusagen nach Seckingen gebracht hatte, war jenes Freiherrn eifrigster Beistand geworden. Viele andere Herren, Grafen und Ritter ließen sich zu Allem willig finden. Sie würden insgesammt eingestimmt haben, wenn nicht eben Thomas von Falkenstein durch Unentschlossenheit eine große Anzahl schüchtern gemacht hätte.

Mit allerlei Entwürfen, mit Unterhandlungen, Empfangen und Versenden von Botschaften war die Zeit verstrichen und beinah der St. Georgentag herangenaht, an dem der Waffenstillstand auslief. Schon wußte man, daß die Schweizer in den Bergen laut wurden; daß sich um ihre Banner in allen Thälern kampflustiges Volk schaarte; daß ihre Absicht gegen die Stadt Zürich und die Veste Rapperswyl gerichtet sei; daß Bern zu ihnen halte und auch das Land Appenzell den Zürchern und dem Herzog Albrecht von Oesterreich Krieg ansagen wollten, weil er der abgefallenen Schweizerstadt Beistand gab.

Da beschlossen sie zu Seckingen, man solle gesammte Ritterschaft der Umgegend auf einen Tag versammeln. Man müsse zum Entschluß kommen, um so mehr, da der Markgraf von Hochberg befohlen hatte, der Freiherr von Sar solle mit der Erklärung des Adels zurück nach Zürich kommen, um dann zum Herzog Albrecht zu gehen.

Der Mittwoch vor St. Georg war zur Zusammenkunft in Seckingen bestimmt. Schon am Vorabend traf von allen Seiten die eingeladene Ritterschaft so zahlreich ein, daß kaum die Herbergen Raums genug bestellten. Selbst derjenige kam, an dessen Erscheinen Alle gezweifelt hatten, Gangolf Trüllerey.

Ursula von Falkenstein saß mit dem Fräulein von Hagenbach, dem Freiherrn Sar, Ritter Marquard von Baldegg und Bentelin

von Hemmenhofen in fröhlichen Plaudereien beisammen, als die Thür des Zimmers geöffnet ward, und Freiherr Hans von Falkenstein hereinschritt, seinen künftigen Eidam an der Seite.

„Denkt doch!“ rief lachend Freiherr Hans: „Dieser gottesvergessene Mensch wollte vor einer Herberge absteigen, statt bei der Braut einzukehren. Aber Isenhofer verrieth ihn, und ich nahm den blöden Schäfer gefangen.“

Herr Gangolf stammelte Entschuldigungen. Die Anwesenden wandten mit sehr verschiedenartigen Empfindungen ihre Augen auf den Jüngling. Ursula war leichenblaß geworden. Sie behielt kaum Macht genug, sich vom Sessel aufzurichten und ihm einen Schritt entgegen zu gehen. Gangolf verbeugte sich tief, die zitternde, kalte Hand seiner Verlobten mit Ehrfurcht zu küssen; dann verneigte er sich grüßend gegen die Uebrigen. Fräulein Hagenbach bemerkte die tödliche Unruhe ihrer Freundin und beugte sich flüsternd zu ihr, ohne sich doch enthalten zu können, einen furchtsamen Blick von der Seite auf den fremden Jüngling fallen zu lassen.

„Willkommen Herr Gangolf!“ rief Marquard von Baldegg, ihm mit drolligem Lachen die Hand bietend: „Wir wollen wieder Freunde sein! Straf' mich Gott, jetzt ist Noth an Mann, und es würde mich doch nun ärgern, hätt' ich Euch bei der Stille eine Spanne kürzer gemacht, und zwar solchen Lumpenpacks und Strolchengesindels willen. Laßt's gut sein.“

Gangolf schüttelte ihm treuherzig die Hand und erwiederte: „Einem Biedermann zürnt man nicht lange.“

Herr Wentelin von Hemmenhofen drehte sich in Verlegenheit her und hin, streckte aber endlich Herrn Trifflerey die Hand ebenfalls dar und sagte: „Haltet Ihr auch mich für einen Biedermann? Ich glaube, der Schultheiß von Brugg gab uns bösen Wein. Wir müssen bekannter mit einander werden beim guten aus Falkensteins Kellern.“

„Was Teufel!“ schrie Freiherr Hans, während sich Bentelin und Gangolf freundliche Höflichkeiten sagten: „Hat denn der Spring-in-die-Welt mit allen Raufbolden Händel gehabt? So recht, schließt Frieden zusammen. Wir werden in wenigen Tagen Kriegs vollauf haben. Freiherr Hinz von Sar, begrüßt auch Ihr meinen künftigen Eidam freundlich; ich will nicht hoffen, daß Ihr schon einander ins Gehege gelaufen seid.“

„Der Ritter wird mich deß nicht anklagen können!“ sagte Hinz: „Und ich habe von ihm des Lieben zu viel gehört, daß ich nicht um seine Freundschaft werben sollte.“ Darauf neigte er sich mit den artigsten Worten zu Gangolf.

Weder Ursula, noch die Hagenbach, konnten sich in diesem sonderbaren Augenblick erwehren, die Augen zu den beiden Männern aufzuschlagen, welche im Gespräch mit einander, beisammen zu stehen schienen, um vor diesen Richterinnen ihren Werth, einer über den andern, geltend zu machen. Anmuthiger in jeder Bewegung, lieblicher im Spiel der Mienen, einnehmender im ganzen Wesen war offenbar der Freiherr von Sar. Ein reicher, mit Sorgfalt gewählter Anzug erhöhte den Zauber, welchen ihm die Natur gegeben. Und doch schienen diese Vorzüge neben Gangolfs ruhiger Würde, neben dem stillen Adel eines Antlitzes zu verschwinden, in welchem alle Klarheit und Macht eines lautern Gemüthes strahlte. Er stand, gleich einem Weltgebieter, vor dem schmeichelnden Vasallen, und seine schlichte Reisetracht schien auszeichnungsvoller, als aller Sammet-, Gold- und Silberschmuck des Freiherrn.

„Weiß Gott!“ flüsterte die Hagenbach in Ursula's Ohr: „Der Gangolf wird jeden Augenblick schöner!“

Ursula hatte indessen ihre natürliche Farbe und Fassung wieder erhalten. Aber die Worte der Hagenbach trieben ihr eine dunkle, flüchtige Röthe über das Gesicht.

„Was denn? Bist du närrisch, liebe Seele?“ flüsterte die Hagenbach, als sie die Gluth in Ursula's Gesicht bemerkte! „Soll ich an dir irre werden?“

Das Gespräch unter den Männern ward lauter. Bald wurden auch die Frauenzimmer hineingezogen. Ursula fand ihre gewöhnliche Laune und gefiel sich in den unbefangensten Scherzen, selbst gegen Gangolf, als wäre zwischen ihnen am alten Verhältniß nichts verwandelt. Nur er schien den alten Ton nicht wieder finden zu können, sondern blieb, wie er gekommen, fremd und ernst, doch voll gefälliger Höflichkeit. Der ungezwungene Ton, welchen Ursula gegen den Herrn von Sar, wie gegen ihn, führte, erregte seine Verwunderung über so viel Gewandtheit und Selbstbeherrschung, hinterließ aber nur wachsenden Widerwillen. Sogar die einsilbige, schüchterne, sittsame Verlegenheit des Fräuleins Hagenbach zog ihn mehr an, als der lustige Witz seiner Verlobten und ihrer heitern Umgebungen.

Die Gesellschaft vermehrte sich von Rittern und Freunden des Freiherrn von Falkenstein, die er zum Nachtschmause eingeladen hatte. Man verlor sich im Getümmel von einander. Doch, als der Freiherr zum Abzug in den Speisesaal mahnte, gesellte sich, wie es schon der Anstand gebot, der erklärte Bräutigam zum Fräulein von Falkenstein. Sie lehnte sich, doch nur leise, auf den von ihm dargebotenen Arm und sagte im Hinausgehen halblaut, mit der Miene stolzer Empfindlichkeit: „Wie kommt Ihr dazu, daß Ihr meinen Arm verlangt, da Euch an meiner Hand so wenig gelegen ist? Werft doch den Zwang ab, der Euch so lästig fallen muß, als er mir peinlich ist!“

„Fräulein,“ flüsterte Gangolf zurück, „würdet Ihr mir zwei Worte unter vier Augen erlauben, ich dürfte hoffen, meine scheinbare Unart gegen Euch entschuldigen zu können.“

„Ihr macht mich fast neugierig!“ sagte sie und trat mit ihm

seitwärts, um die plaudernden und fröhlichen Herren vorüber zu lassen, die dem Eßzimmer zugingen: „Uebrigens nach solchem Betragen, wie Ihr gegen mich zu beobachten gut fandet, scheint's mir, komme jede Entschuldigung zu spät. Ich kann höchstens nur Erklärung erwarten.“

„So fleh' ich wenigstens um die Gnade, mich erklären zu dürfen!“ antwortete er mit einer Bescheidenheit, die fast an Traurigkeit grenzte.

„Ich gestatt' es! Doch kurz, mit zwei Worten!“ sagte das Fräulein ernst und mit dem eigenen Ton, welchen man demjenigen zumißt, dem man nicht zu verzeihen geneigt ist. Dabei öffnete sie das Zimmer, welches sie erst vor einem Augenblick verlassen hatten. Sie traten hinein.

„Noch einmal bitt' ich,“ sagte sie mit Hoheit und Strenge, als sie allein beisammen standen: „seid kurz. Man erwartet uns. Ihr verdienet nicht, daß ich Euch wieder unter vier Augen hörte. Ich bin vollkommen Euretwillen enttäuscht.“

„Und ich, Fräulein, enttäuscht über Euch!“ antwortete Gangolf.

„Desto besser, Herr Trüllerey. Was habt Ihr mir also zu sagen?“

„Das Lebewohl!“ antwortete Gangolf trocken, und reichte ihr einen diamantreichen Ring.

Ursula ward blaß. Sie erkannte den Verlobungsring. Obgleich in ihr selber nur der Wunsch gewaltet haben mochte, daß die Erklärung zuletzt eine Trennung herbeiführen sollte, damit sie dem Freiherrn von Sar näher treten könne, hatte sie doch den Augenblick gefürchtet. Dieser Augenblick war aber vorhanden, und brachte ihrem Stolze die schmerzlichste, unerwartetste Demüthigung. Denn sie hätte den Bräutigam verabschieden, nicht von ihm verworfen werden mögen.

„Was wollt Ihr?“ rief sie, und es war eben so viel Erschrocken-

heit als Zorn in ihrer stammelnden Sprache, wie in dem ungewissen und doch funkelnden Blick ihres Auges.

— Habt Ihr dieses Ringes und unserer heiligsten Stunde vergessen? erwiederte der junge Mann: Sehet hin! Er ist das Allerletzte, was Ihr von mir nehmen könnet, und das Letzte, was Ihr einem Andern geben könnet, dem Ihr schon mehr gegeben habet, als die Jungfrau durfte.

„Elender!“ schrie das Fräulein, trat hochroth glühend einen Schritt zurück und sagte, indem sie ihn mit Verachtung und Grimm über die Achseln seitwärts betrachtete: „Seid Ihr gekommen, zu allen Kränkungen, die ich von Euch ertrug, noch die blutigste zu fügen? Ich werd' einen Andern senden, der für mich Rechenschaft fordert. Die Tochter der Falkensteine entweihte sich nur einmal, und zwar, als sie Euch erheben wollte. Entfernet Euch von meinen Augen.“

Gelassen versetzte der Jüngling, indem er sein halbgesenktes Haupt langsam erhob: „Nehmet das Letzte, was Ihr mir nehmen könnet, nehmet diesen Ring. Meine Ehre liegt außer Euerm Bereich, nicht die Eurige außer dem meinigen. Denn wisset es: ich selbst war jenen Abend Augenzeuge Eurer Untreue und meines Unglücks. Gekommen war ich in großer Heimlichkeit, die Geliebte zu überraschen, und fand, — o laß mich schweigen! — — Hat Euch nicht Isenhofer meine Nähe verkündet? Und als Euer Verbrechen — o! als es vollendet war, warum erschraket Ihr, da Ihr mich Verhüllten in der Fensterblende des langen Ganges erblicktet, durch welchen Ihr mit Freiherrn von Sax zum Tanz heimschlichet? — Brechen wir ab. Hier ist der Ring.“

Jedes dieser Worte, wie leise und traurig sie auch hingesprochen waren, trugen etwas Zermalmendes an sich. Ursula stand ohne Bewegung, ohne Sprache. Das brennende Roth ihrer Wangen ward von Schneebläße umzogen. Ihr Auge starrte gläsern und düster.

„Er weiß Alles!“ war ihr einziger, heller, tödtender Gedanke. Sie wollte den vorigen Ton fassen, ihrer mächtig werden, wollte antworten, und konnte nicht. Sie zuckte mit den Lippen.

„Warum zaudert Ihr, Fräulein?“ fragte Gangolf milder.

— Geht! antwortete sie kaum hörbar und mit schwerer Anstrengung: handelt's mit meinem Vater ab.

„Das sei ferne!“ entgegnete Gangolf: „Meine Dankbarkeit will Euch eine Schuld für Zeiten abtragen, da mich eine Liebe beglückte, die Ihr nicht hattet. Euer und Eures Hauses Name soll nicht durch unsre Trennung zum Weltgespött werden. Entsaget mir öffentlich zuerst; dann wird's nicht befremden, daß ich zurücktreten muß. Es steht Euch besser an, dem Vater zu bekennen, daß Ihr kein Herz für mich habet. Ich hingegen müßte ihm sagen, seine Tochter sei meine Braut und eines Dritten zugleich Eigenthum gewesen.“

Er schwieg. Sie blieb tonlos; ihr Inneres voller Vernichtung. Ihr Herz schlug mit harten Schlägen. Um ihre Ohren brausete es, als ginge die Welt in Nichts auseinander, und doch klang Gangolfs Stimme entsetzenvoll aus dem betäubenden Rauschen hervor. Um ihre Augen schwamm Verworrenes und Gestaltloses. Alles ward Auflösung. Die Luft fing an zu fehlen. Sie that angstvolle Odemzüge.

Gangolf, welcher ihren Zustand nicht ahnete, sagte: „Kehren wir zur Gesellschaft zurück, daß man uns dort nicht vermisse. Verrathet das Geheimniß nicht selber!“ Dabei legte er ungeduldig den Ring in die herabhangende Hand. Sie ließ ihn bewußtlos fallen. Er bot ihr mit Höflichkeit den Arm, sie hinwegzuführen. Sie aber seufzte heftig athmend: „Ich kann nicht!“ —

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Fräulein Hagenbach trat herein und erschrak beim Anblick ihrer entstellten Freundin. „Ihr ist nicht wohl!“ rief sie: „Geht, laßt uns allein;

man erwartet Euch am Tische.“ Gangolf gehorchte und entfernte sich, zufrieden, ein unangenehmes Geschäft abgethan zu haben.

14.

Der Nachtbesuch.

Im hochgewölbten Speisesaal scholl an wohlbesetzter, langer Tafel lautes, fröhliches Getöse der schmausenden und zechenden Gäste. Gangolf empfing seinen Platz neben einem leer gebliebenen Sessel, welcher seiner Braut bestimmt sein mochte.

Die ganze Pracht und Ueppigkeit der Falkensteine schien hier im glänzenden Silbergeschirr aufgetischt zu sein, in welchem von hundert brennenden Kerzen die Strahlen zurückspiegelten. Zwanzig reich gekleidete Diener waren geschäftig, mit dem Auf- und Abtragen der Speisen, oder die Wünsche der Gäste zu befriedigen. In langen Reihen dampften abwechselnd Lamm- und Rinder-, Hasen- und Hirschbraten, Milchschweine und Wildschweine, Lachsforellen, Hechte, Karpfen, zahmes und wildes Geflügel; Alles köstlich bereitet und für die Augenlust mit Blumen, Lorbeeren, Zitronen und Granaten ausgeschmückt. Dazwischen stiegen künstlich geordnete Thürme von Backwerk und andern Leckereien empor. Landwein, edler Rheinfall, Malvasier und griechischer Rebensaft umringten in schimmernden Silberkannen die Gäste.

Gangolf befand sich in diesem Paradiese der Gaumseligen bald heimisch und wohlgemuth. Er gedachte seiner verlornen Braut mit einer Gleichgültigkeit, als hätte er sie nie geliebt; ja, ihm kam es fast unglaublich vor, daß er für sie habe Neigung empfinden können. Er schämte sich, ihr einst Gefühle bekannt zu haben, die weniger aus ihm selber hervorgegangen, als vielmehr von Außen her, durch Wünsche des Markgrafen, durch Aussicht auf Verbindung mit einem mächtigen Hause, durch Vertraulichkeiten mit einem

reizvollen weiblichen Geschöpf erregt und erkünstelt worden waren. Er trank den fröhlichen Nachbarn fröhlich zu, und leerte fleißig die Teller mit der Behaglichkeit eines Feinschmeckers.

Schon mochte eine Stunde vergangen sein, als das lauter werdende Geräusch der Tischgenossen um ihn her, die jetzt mit gehobenen Kelchen sich jauchzend gegen den Eingang des Saales drehten, seine Aufmerksamkeit anzog. Es traten die Fräulein Falkenstein und Hagenbach herein, ohne Zweifel vom Geber des Festes, dem Freiherrn Hans herbeigeholt, der sie begleitete. Nicht bloß Zufall mochte es sein, daß die Frauenzimmer die ihnen bestimmten Plätze verwechselten, und statt der Braut die Freundin derselben an Gangolfs Seite den Sessel, Ursula aber den leeren auf der entgegengesetzten Tischseite einnahm, so viel auch Ursula's Vater, aber zu spät, dagegen eifern wollte.

Die Erscheinung störte indessen nicht im mindesten Gangolfs Zufriedenheit, um so weniger, da das Fräulein von Falkenstein durch keinen Zug verrieth, welchen schrecklichen Augenblick sie bei ihm verlebt hatte. Ein schärferer Beobachter, als er, hätte freilich aus dem Gezwungenen ihres Lächelns, aus der Einsilbigkeit ihrer Reden, und daß sie mehr Zuschauerin, als Mitgenießende, an der Tafel blieb, anders geurtheilt. Auch den Uebrigen würde es aufgefallen sein, wären sie nicht zum Theil von der Unpäßlichkeit schon benachrichtigt oder zu sehr mit sich selber beschäftigt gewesen.

Desto gesprächiger wurde Gangolfs Nachbarin mit ihm, ganz wider ihre Gewohnheit. Alte Bekanntschaft, und ihr Verhältniß zum Fräulein von Falkenstein, berechtigten sie jedoch wohl zu größerer Vertraulichkeit. Er hatte sie jederzeit im Umgange einnehmend gefunden, und so oft er in ihrer Nähe war, konnte er die thörichte Leidenschaft ihres bejahrten Anbeters, des Freiherrn Hans, verzeihlich heißen. Doch traulicher, gütiger, als diesen

Abend, war sie nie gegen ihn gewesen. Man hätte argwohnen können, als wäre ihr darum zu thun, in seinem Herzen das leer gewordene Plätzchen einzunehmen. Aber ein Einfall von so frevelhafter Art würde nie Gangolfs arglosen Sinn, auch nur aus der Ferne berührt haben.

Schon nach einer halben Stunde gab das Fräulein von Falkenstein von drüben her, ihrer Freundin wieder das Zeichen zum Aufbrechen. Diese, ehe sie den Sitz verließ, flüsterte Gangolfen freundlich ins Ohr: „Es ist nothwendig, daß ich Euch diesen Abend noch wegen Ursula's spreche. Ich erwarte Euch nach aufgehobener Tafel in meinem Zimmer." — Gangolf verhieß zu gehorchen. Die Frauenzimmer beide verschwanden.

Unterdessen nahm er an den Verhandlungen der Herren über die bevorstehende Eröffnung des Krieges lebhaften Antheil. Es war lärmendes Streiten zwischen Allen, welche Partei ergriffen werden müsse? Die Gluth des Weins, welche die Gemüther entflammte und die Zunge beflügelte, äußerte zugleich ihre überreizende Wirkung auf die Einbildungskraft der Habernden, also daß die Unterhaltung in bunten Sprüngen wild umherflatterte, ohne je ihr Ziel zu erfassen. Man trank auf den Untergang aller Eidgenossen, und vertheilte deren Städte und Länder in große Vogteien, die, wie billig, dem tapfern Adel im Namen Oesterreichs zu verwalten gebührte. Man fluchte der Saumseligkeit des Dauphins und seiner Feldherren, welche mit ihren Schlachthaufen längst schon über Mümpelgard und Altkirch vor Basel, wo nicht an der Aare, stehen sollten. Viele meinten, der französische König sei mehr wegen Straßburg, als der Schweiz wegen, ins Elsaß gezogen.

Schon rückte Mitternacht heran, da sich Gangolf seines Versprechens erinnerte und die zankenden Ritter verließ. Es schlug im benachbarten Thurm der Stiftskirche eilf Uhr, als er durch einen langen, halbdunkeln Gang vor das Zimmer der Hagenbach

trat. Fast däuchte es ihm zu spät oder unziemlich, in solcher Stunde das Gemach eines Frauenzimmers zu betreten. Doch vernahm er darinnen Geräusch, und bei seinem leisen Anpochen schien es sich zu vermehren. Er hörte eine Thüre darin verschließen, während die, vor welcher er stand, von innen entriegelt ward. Sie öffnete sich, und schloß sich hinter ihm nach seinem Eintritt schnell.

„Heiliger Himmel!“ rief halblaut das Fräulein, welches im Nachtgewand, halb entkleidet, schamhaft in sich selber zu versinken schien: „Seid Ihr's noch? Ich hätt' Euch in Wahrheit nicht mehr erwartet. Und doch — Ihr wollet uns morgen schon verlassen, und wir müssen zuvor mancherlei mit einander . . .“

— Verzeiht, Fräulein, unterbrach sie Gangolf mit Verlegenheit, indem er die Augen zur Erde senkte: Ich werde Euch morgen vor der Abreise suchen. — Er machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

„Wir müssen unbelauscht und ungestört reden. Das erlaubt der Tag unmöglich, zumal bei der Menge der Fremden!“ sagte sie, hüllte den Obertheil ihrer Gestalt in ein leichtes Tuch und schmiegte sich in einen Lehnsessel eng zusammen. Dann wies sie ihm einen Platz nahe vor ihr an; gern wäre er weiter zurückgesessen, hätte es nicht die Wand hinter ihm gehindert. Die Spitze ihres kleinen Fußes stieß zuweilen an den seinigen.

Nun begann sie das Gespräch mit sanften Vorwürfen über seine Grausamkeit gegen Ursula. Sie gab eine Schilderung der drohenden Folgen, welche aus so plötzlicher und auffallender Trennung entspringen würden. Sie behauptete, er sei nur von Ohrenbläsern getäuscht, und die Unschuld seiner Braut wäre verleumdet worden. Sie redete für ihre beklagenswürdige Freundin mit so großem Eifer, daß sie oft darüber sich selbst, und die flüchtige Art ihrer Bekleidung vergaß. Verführerischer konnte sie unmöglich sein, als wenn sie in solcher Selbstvergessung mit bittender, schmeichelnder

Stimme, und die Augen durch den Thau einer Thräne verschönt, vor ihm stand.

Er nahm endlich zur Rechtfertigung seines Schrittes das Wort, so ruhig und doch siegend mit allen Gründen, daß am Ende selbst die Vertheidigerin nichts mehr erwiedern zu können schien, sondern nur zum Versöhnen und Verzeihen mahnte.

„Und gesetzt," sagte sie endlich mit fast unwilligem Ton, „das gute Ursl hätte sich einen Augenblick vergessen können! Ihr, mein schöner junger Herr, waret Ihr denn noch niemals schwach? Wollet Ihr nicht einem armen Mädchen verzeihen, was Ihr, starker Held, Euch selber vielleicht nur allzugern verziehen habt? Gesteht mir's nur!"

— Erlaubt, Fräulein, antwortete er, und sah sie ruhig mit seinen hellen Augen dabei an: Ich hatte mir nie in dieser Art etwas zu verzeihen.

Sie drohte schalkhaft mit dem Finger und rief: „O, wer doch Alles wüßte! Auch in keinem Gedanken hättet Ihr gegen die Treue gesündigt? Geschwind beichtet mir, und ich will Euch Absolution ertheilen."

— Wofür haltet Ihr mich? antwortete er mit einer Stimme und Miene, welche fühlen ließ, daß ihn der Zweifel kränkte.

„Nun denn, mein lieber Heiliger," sagte sie, indem sie den blendend weißen Arm gegen ihn ausstreckte und seine Hand ergriff: „der Himmel hat Vergebung für alle Sünden, und Ihr versagt sie einer einzigen, kleinen, flüchtigen?"

— Der Himmel vergibt die Sünden, antwortete Gangolf lächelnd, aber er vergibt sich nicht selber an Sünder. Ich bin im nämlichen Fall, und möchte so wenig, als er, Sündendeckel werden.

„O, Ihr seid ein böser, sehr böser, harter Mann!" seufzte das Fräulein und stand auf: „Und wenn ich Euch nun gar schön,

gar rührend bitten würde, mir die kleine Freude zu gönnen, eine Versöhnung zu stiften.

— Sie ist Euch schon geworden! antwortete er, indem er sich ebenfalls vom Sitze erhob: Hab' ich nicht gesagt, daß ich das Fräulein nie hassen, aber auch nie lieben könne?

„Ach, das ist eine Versöhnung," erwiederte sie, „schauerlicher, als der wildeste Groll. Ich wollte, Ihr haßtet mein Ursi. Dann säh' ich doch mehr, als die todte Kohle dieser Versöhnung. Es wäre doch ein Fünkchen da, aus dem sich ein Flämmchen, in anderer Richtung, blasen ließe! Ich bitte, ich beschwöre Euch, trauter Gangolf, lasset Euch erweichen. Ist denn dies Herz von Felsen?" — — Sie legte bei letztern Worten ihre Hand auf seine Brust, die andere auf seine Achsel, und nahe an ihn gelehnt, sah sie so zärtlich schmeichelnd zu ihm empor, daß er den Blick kaum ertragen konnte.

Verwirrt schwieg er. „O, wie dies Herz schlägt!" sagte sie leise und lehnte ihr Haupt an seine Brust: „Schlägt es im Erbarmen? Laßt mich doch horchen. Was spricht es?"

Allerdings schlug es dem Jüngling. Er warf verlegene Blicke im Zimmer umher, als fall' er mit sich selber in Noth. Es war ihm unmöglich, eine Antwort hervorzubringen. Sie legte indessen schmeichelnd ihren Arm um ihn, und stand lange neben ihm in einer liebkosenden, unschuldigtraulichen Selbstvergessung, die uns in Christens von Unterwalden schöner Zusammenstellung Amors und Psyche's rührt.

„Ursula ist gewiß nur Opfer grundlosen Verdachtes!" flüsterte sie an ihm auf: „Denket, wenn sie erschiene; wenn sie uns Beide in diesem Gemach, in dieser Stunde, in dieser Traulichkeit überraschen würde . . . . müßte uns nicht der Schein bei ihr anklagen? und wären wir schuldlos, wie sie es war, obwohl sie uns verdammen müßte?"

— Ihr habet Recht. Auch den Schein sollen wir meiden! rief er: Gute Nacht, Fräulein! — Und mit diesen Worten ging er plötzlich von ihr, und riß, ehe sie es, nachspringend, verhindern konnte, die Thür auf, — aber in Verwirrung und Eilfertigkeit die unrechte, welche nur in ein Seitenzimmer führte. Und hart neben dieser Thür stand — man male sich sein Erstaunen! — in der Stellung einer Horchenden, das Fräulein von Falkenstein. Sie trug noch die Prachtkleider, in denen er sie vor mehrern Stunden gesehen hatte. Stumm und betroffen sah er die vom Schreck Erblaßte an; dann umher durch das Zimmerchen, welches keinen andern Aus- und Eingang zeigte; dann auf die Hagenbach zurück, welche, ihr Gesicht mit beiden Händen verbergend, wie närrisch in der Stube umherlief.

„Was soll das?“ rief der Jüngling empört mit seiner vollen donnernden Stimme: „Welch loses Spiel gedachtet ihr Beide mit mit mir zu treiben? Verabredung also?“

„Jesus, Maria und Joseph!“ winkte ihm die Hagenbach leise und ängstlich zu: „Mäßiget doch Euer Geschrei! Wecket nicht das ganze Haus, wie ein Rasender, wegen eines Zufalles.“

„Ich verlange Licht!“ donnerte er, wie vorher: „Hier sind Tücke! Meinethalben, ich will das Haus, ich will ganz Seckingen und gesammten Adel hier zum Zeugen.“

„Um Gotteswillen, Gangolf!“ rief Ursula, und sank von Scham und Furcht überwältigt auf das Knie, indem sie die Hände flehend zu ihm streckte: „Wenn Ihr mich je geliebt habet, machet keinen Zusammenlauf! Bändiget Euch! Wollt Ihr uns Alle verderben und zum Gassenlied hingeben? Geht, geht! Aus Barmherzigkeit, geht!“

„Und warum argwohnet Ihr das Schlimmste sogleich?“ setzte gefaßter Fräulein Hagenbach hinzu, doch mit noch verstörter Geberde: „Nun ja, ich verbarg meine Freundin, damit ich sie als-

bald Euerm Herzen hätte zuführen können, wenn mein Versöhnungsversuch gelungen wäre. Welche andre Absicht hätte ihr und mir wohl das zügelloseste Mißtrauen beimessen dürfen?“

„Verzeiht, Fräulein,“ entgegnete Gangolf kälter, „dazu, scheint mir's, sei weder die nächtliche Stunde, noch eine Bekleidung vonnöthen gewesen, die mit Eurer Sittsamkeit im Widerspruch ist.“

Das Fräulein von Hagenbach ward feuerroth. Ursula riegelte zitternd die andere Thür des Zimmers auf, öffnete sie dem Ritter und faltete die Hände, unter einem stumm flehenden Blick gegen ihn.

Er begab sich schweigend, sogar ohne Abschied, hinweg, und überließ die Beiden ihrer Reue, oder ihren gegenseitigen Vorwürfen.

15.

Die Ritterversammlung.

Ohne Zweifel hatten seine Vermuthungen das Ziel dieser angestellten Gaukelei nicht allzusehr verfehlt. Er kannte die herrschende Leichtfertigkeit der meisten Frauen höhern Standes; aber kaum, wessen die gereizte Bosheit derselben sich ermessen konnte. Wahrscheinlich hatte die verschmitzte Geliebte des Freiherrn Hans von Falkenstein nur die Versucherin gespielt, damit ihn seine verstoßene Braut in deren Armen überraschen, sich an seiner Demüthigung weiden und über Entweihung der Treue, wie des Gastfreundschaftsrechts, vor dem Vater klagen könnte. Dem Jüngling schauderte. Solcher Ausschweifung blinder Rachsucht hätte er das weiche, spielende, zärtliche, schmeichelnde, thränenselige Evensgeschlecht nicht, oder wenigstens nicht die schöne Ursula, gewachsen geglaubt. Unter Betrachtungen dieser Art entschlummerte er erst spät, mit Verachtung und Ekel wider gesammte weibliche Bevölkerung des Erdkreises.

Zum Glück war der Traumgott, welcher in dieser Nacht über dem unruhigen Schläfer schwebte, klüger, als der junge Mann, welcher in Gefahr stand, vollkommener Weiberhasser zu werden. Denn da erschien ihm in verklärter Gestalt ein frommes Mädchen, dessen Schönheit und stille Milde ganz dazu geschaffen war, die Hölle selbst gottesfürchtig zu machen. Dieselbe Gestalt war's, die er einst von der Stilli nach Brugg begleitet und unter den Trümmern der Freudenau gefunden hatte. Er konnte sich nicht enthalten, vor allen Dingen wieder, wie damals, das Schneegrübchen im Kinn zu bewundern und sie, auf ihrem Esel reitend, einer fliehenden Mutter Gottes zu vergleichen. Aber der Traumgott machte sie unendlich schwesterlicher, als sie in der Wirklichkeit erschienen war. Gangolf fühlte sich in beklommener Sehnsucht zu der Heiligen gezogen. — Und was er empfand, das schien auch sie zu fühlen. Er las in ihrem Wesen, ob sie auch schwieg. Sie beschenkte ihn mit einem Strauße dunkelblauer Blumen. Das aber war die letzte Huld des Traumes. Als Gangolf die Augen aufschlug, ergossen sich die Sonnenstrahlen schon warm und blendend durch die runden Scheiben des Gitterfensters.

Er kleidete sich eilfertig an. Keine Erinnerung an das Abenteuer des gestrigen Abends schien ihm geblieben, Alles vom Zauber des Traumes verwischt zu sein. Er sann sich gern in diesen zurück; er spann ihn gern fort. Es war, als müsse er die dunkelblauen Blumen wieder finden. Er konnte sich's selber kaum verzeihen, das Edelste und Schönste, was seinen Augen je begegnet war, vergessen gehabt zu haben. Nun wiederholte er im Geist ihre Worte und das Unnennbarsüße ihres Tones; nun die Zartheit ihrer Gesichtsbildung, das Heilige im Blick ihrer Augen, ihr ganzes Aeußere, bis auf den schönen Faltenwurf der groben Beguttentracht. Nun nannte er sich ihren Namen Veronika. Er empfand im Innersten der Brust noch das Beklemmende der

Sehnsucht aus dem Traum; es war ein Weh voll geheimer Wonne.

Zuweilen, wenn zwischen diesem Treiben seiner trunkenen Einbildungskraft der Blick seines gesunden Verstandes heller ward, lächelte er über sich selbst.

Indessen ward leise an die Thüre gepocht. Zwei Diener brachten die Morgensuppe und den Wein. Sie waren schon dreimal vergeblich da gewesen. Er erfuhr, die Ritterschaft sei längst zur letzten Berathung versammelt. Man mußte ihn dahin führen.

In einem hohen, gevierten Saale von St. Fridolins Stiftgebäude saßen bei vierzig Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte längs den Wänden auf Polsterbänken umher. Ueber ihren Häuptern sah man rings an den übertünchten Mauern die Wappenbilder der Aebtinnen des Klosters seit den Tagen Bertha's, der frommen Schwester Kaiser Karls des Dicken; auch betende Heilige und Engelsgestalten zwischen Wolken, bunt in Kalk geätzt. — In des Saales Mitte saßen um einen schwarzbehangenen, viereckigen Tisch mehrere Ritter; Freiherr Hans von Falkenstein obenan, als Führer der Versammlung; ihm unten gegenüber Herr Isenhofer von Waldshut, emsig schreibend, als Kanzler der Ritterschaft. Sowohl das allgemeine Vertrauen, als seine Gelahrtheit machten ihn dieses Amtes würdig.

Es redete so eben, bei tiefer Stille der Uebrigen, ein Benediktinermönch des Kloster St. Blasien im Schwarzwalde, welcher von seinem Abt Nikolaus zur Kirchenversammlung nach Basel abgeordnet war. Auf der Durchreise in Seckingen hatte man ihn erbeten, dem Zusammentritt des Adels durch seine Gegenwart größere Würde und durch sein Gebet heilige Weihe zu geben. Es war ein schöner, vollblütiger Mann, und galt für den vorzüglichsten Redner St. Blasiens.

„Das göttliche Zorngericht," rief er, „ist bereit, über die

frevelhaften Häupter der Schweiz auszubrechen. Wenn ihr auch furchtsam wanket, das göttliche Zorngericht wanket darum keinen Augenblick. Es wird die sogenannten Eidgenossen, jene wilden Empörer zerschmettern, welche die Satzungen Gottes und der Natur mit Füßen treten, und die es wagen, ihre Hand gegen den König, gegen den Gesalbten des Herrn, gegen ihre rechtmäßige Herrschaft zu erheben. Jedes Volk des Erdkreises gehorcht Königen; diese Bauern aber wollen Herren heißen; das will sagen, sie rufen die höllische Zwietracht zu ihrer Fürstin aus.

„Vortrefflich spricht St. Hieronymus zum **rusticum Monachum**: Vielherrschaft taugt nicht. Rom, kaum erbaut, konnte nicht zwei Brüder zu Königen haben, darum ward es mit Brudermord eingeweiht. Esau und Jakob fingen schon Krieg vom Mutterleibe an. Im Himmel ist nur ein Gott, auf Erden nur ein Haupt der Kirche; in der Welt nur ein Kaiser; im Schiff nur ein Steuermann; im Hause nur ein Hausherr; im Heere nur ein Feldoberst. Die Bienen folgen nur einem Führer; die Störche, wenn sie in langen Reihen durch die Wolken ziehen, nur einem, der voranfleugt."

Gangolfs Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der stattlichen Gestalt des Mönchs, der zum Schlusse seine Zuhörer gegen die unzähmbaren Rotten der Schweizerbauern mit einer Inbrunst ermahnte, als wär' es zu einem Kreuzzug wider die ungläubigen Sarazenen.

„Straf' mich Gott, wenn der wohlehrwürdige Vater nicht Recht hat!" rief aus der Ferne eine Stimme. Es war die des begeisterten Herrn Marquard von Baldegg: „Man muß die verdammten Kühmelker mit Stumpf und Stiel austilgen, wie der wohlehrwürdige Vater sagte, gleich der Rotte Koran, Dathan und Abimelech. Nun, Vetter Thomas von Falkenstein, wie steht's jetzt. Erkläre dich vor uns Allen. Alle fordern wir es! Entscheide dich!"

Thomas von Falkenstein erhob sich. Gangolf mochte ihn kaum

ansehen, so widerwärtig war ihm dieses Gesicht von jeher gewesen. Ein schwarzbrauner Kopf, mit dickem, schwarzem, zottigem Haupthaar und Knebelbart, großer Nase, vorstehenden, trotzigen Augen, scharfen Gesichtszügen, deren Härte kaum durch das Sinnlich-Ueppige um den Mund und um das feiste vorstehende Kinn gemildert ward. Es war übrigens eine breite, untersetzte Gestalt, die, ihrer Leibesstärke bewußt, mit jeder Bewegung zu drohen oder losschlagen zu wollen schien.

„Meint Ihr," rief Freiherr Thomas aus gewaltiger Kehle, und seine beiden Hände krallten sich vor der Brust: „es jucke mir nicht die Faust, mehr denn Euch Allen, den Tanz mitzumachen? Lieber heut', als morgen, möcht' ich die Nester der Eidgenossen mit eisernen Besen fegen. Aber ihrer sind viel. Wo bleibt des Königs verheißene Hilfe? Wo das Heer der Franzosen und Armagnaken? Wenn ich die Staubwolken vom Anzuge des Dauphins erblicke, dann sollt Ihr die Rauch- und Feuersäulen sehen, welche Thomas von Falkenstein vor ihm her schicken wird. Alles Andere ist Tollheit! Meine Burgen längs der Aare liegen zwischen Bern, Basel und Solothurn im Sack. Es wird mir Keiner eine Fensterscheibe zahlen, wenn meine Schlösser von den Eidgenossen berannt und zerstört sind, und ich um Hab' und Gut gebracht bin."

„Hundert- für einmal hab' ich's Euch gesagt; und vor versammelter Ritterschaft hier wiederhol' ich's Euch feierlich," entgegnete Freiherr Hinz von Sax: „Herr Landgraf von Buchsgau und Sißgau, das ist der Wille meines gnädigen Herrn, des Herzogs Albrecht von Oesterreich, wie viele Burgen Euch im Krieg verloren gehen, so manches Schloß an der Etsch will Herzog Albrecht Euch wiedergeben!"

„Hättet Ihr mir sein fürstliches Wort in Brief und Siegel gebracht, Herr von Sax, so dürft' es sich hören lassen!" antwortete Thomas: „Die Lippen der Fürsten, weiß man, sind jeder-

zeit freigebig, aber ihre geizigen Hände taugen besser zum Griff. Wer gewährleistet mir, am Ende der Dinge, Albrechts Zusage?"

Da erhoben sich fast alle Ritter lärmend von ihren Bänken und riefen: „Wir sind Bürgen, wir, wir, Herr Landgraf! Wir gewähren, wir Alle!"

Nachdem das Getümmel gestillt war, sagte der Landgraf: „Sei's darum! So gilt's! Euer Aller Ritterwort gilt mir ein Fürstenwort. Doch rühr' ich mich nicht, bevor wir der Städte Zofingen, Aarau, Brugg und der übrigen im Aargau versichert sind. Sie könnten uns ein Seil spannen, darüber wir im Lauf den Hals brächen. Für Aarau haben wir Sicherheit. Trüllerey ist unter uns. Er gibt mir jeden Tag die Stadt, wenn sie nicht gutwillig geht. Wie halten wir's mit den andern?"

„Macht keine falsche Rechnung, Herr Landgraf!" unterbrach ihn Gangolf: „Aarau und der Thurm Rore haben zu Bern geschworen und werden fest und ehrlich zu Bern halten. Ihr aber, wie möget Ihr vergessen, daß Bern so lange Eure Vormundschaft geführt und Euch, als Ihr unmündig waret, vertreten hat, daß Ihr nun Eurer Wohlthäterin so untreu werden wollet?"

Es entstand Todtenstille. Jeder richtete den Blick auf den Jüngling. Langsam wandte auch Thomas von Falkenstein das eiserne, braune Gesicht nach ihm und sagte: „Wer will uns hier lehren, was ein Edelherr bürgerlichem Volk schuldig sei? Ihr also haltet mit Aarau zu Bern ... sagtet Ihr so? He?"

„So sagt' ich!" versetzte Trüllerey.

„Warum kamet Ihr denn in die Versammlung des Adels, wenn Ihr wider uns seid?" fragte Thomann.

„Warum ließet Ihr mich berufen?" antwortete jener: „Uebrigens werd' ich nicht wider Euch sein, wenn ich nicht für Euch bin."

„Aber, straf' mich Gott! so habt Ihr ja den Markgrafen an=

gelogen!“ schrie Marquard von Baldegg: „Der Markgraf Hochberg baut Häuser auf Eure Ergebenheit, Herr Trüllerey!“

„Er ist von meinen Entschlüssen vollkommen unterrichtet!“ erwiederte Gangolf: „So lange die Abwesenheit meines Vaters und der Krieg dauert, weich' ich nicht aus Aarau.“

„So wahr mir Gott und seine Heiligen beistehen, Gangolf,“ schrie Ursula's Vater, Freiherr Hans von Falkenstein, dazwischen: „Es sollt' Euch bitter bekommen, wenn Ihr den Ausreißer machtet. Was zum Hause Falkenstein gehört, soll und muß mit den Falkensteinern gehen. Meine Tochter ist der Preis der Dienste, so Ihr noch der guten Sache zu leisten habet. Wisset Ihr's noch?“

„Soll mein erster Dienst ein Meineid sein, Freiherr?“ fragte Gangolf.

„Meine Tochter ist der Preis der Dienste, die Ihr uns zu leisten habet!“ wiederholte warnend Freiherr Hans und erhob sich stolz vom Lehnstuhl.

„Ich bin ein freier Rittersmann, adelichen Stammes, aber keines Menschen Sklav!“ entgegnete mit starker Stimme Gangolf: „Behaltet Euern Preis, ich behalte Freiheit und Ehre!“

„Ihr Herren alle, Ihr seid Zeugen!“ schrie Hans von Falkenstein hastig, als käme ihm Gangolfs Wort eben zu rechter Zeit: „Ihr habt es angehört; er sagt sich von der Hand meiner Tochter los! So will ich sie denn lieber einem meiner leibeigenen Knechte antragen, eh' ich gestatte, daß Ihr sie Braut heißet. Kein Markgraf, kein König und kein Kaiser soll's je ändern, so wahr Gott helfe!“

„Gangolf, Herzensschatz, Trotzkopf!“ rief Marqurd von Baldegg: „Plaget Euch der lebendige Satan? Kehret um, es ist hohe Zeit! Die schönste aller Jungfrauen steht auf dem Spiel.“

„Die Ehre des Mannes ist schöner, als die Schönheit des schönsten Weibes!“ versetzte Gangolf sehr ruhig.

„Ha!“ schrie jetzt Landgraf Thomas erbost: „Ungezüchtigt sollst

du, Milchbart, fürwahr nicht eine Tochter von Falkenstein dem Bürgergeschmeiß deiner Städte opfern. Und will ich Aarau, sieh'! morgen soll's mir gehören, und hätt' es die Mauern von Eisen. Deinen Thurm stürz' ich, wie einen mürben Sandblock, in die Fluthen des Stromes hinab. Sag's deinem Vater, dem Duckmäuser, ich will aus den Schloßfenstern von Königstein lachen, wenn er und seine Spießbürger mit dir, Bettel- und Brandbriefe durchs Land tragen."

„Thomas von Falkenstein, wahre dein Lästermaul!" rief Gangolf: „Mische den Namen meines Vaters nicht in deinen Geifer. Hier stehst du unter uns Rittern, nicht aber unter deinen bezahlten Zigeunern."

Brüllend schoß der Landgraf von seinem Sitz auf und gegen Gangolf in drei Sprüngen: „Frecher Knabe!" schrie er: „Zu wem sprachst du? Wessen unterfängst du dich?"

Langsam richtete sich der Jüngling vor ihm auf und sagte: „Meinst du, mein Wort könnte einem Einzigen in dieser ehrbaren Versammlung gelten, wenn nicht dir?"

Der Landgraf riß die nahe Saalthür auf und brüllte: „Hinaus! hier hinaus! bernischer Spürhund! Hinaus, wenn ich dich nicht durchs Fenster stürzen soll! Wird's?"

„Thomas Falkenstein, du bist ein so gemeiner Bösewicht," sagte Gangolf kaltblütig, „daß der Koth deiner Worte meine Ehre so wenig besudeln kann, als ein Fliegenfleck meinen Schild."

Aus dem ganzen Saale traten bestürzt und langsam die Anwesenden näher. Freiherr Thomas aber stand, wie vom Starrkrampf gebunden, lange Zeit unbeweglich. Seine Gesichtsfarbe ward im Zorn zum häßlichen Rothgelb, seine bebende Unterlippe veilchenblau. Könnte ein Mensch, wie ein Basilisk, durch vergiftendes Anschauen tödten: sicherlich hätte der stierglotzende Blick des Freiherrn, aus welchem Wuth herüber funkelte, den Mord

vollendet. Sein Anblick war schauderhaft. Man sah das krampfhafte Zucken seiner Finger und der Gesichtsmuskeln.

Jählings, mit dem Satz eines Tigers gegen die Beute, sprang Thomas gegen den ihn furchtlos betrachtenden Jüngling und krallte seine starken Fäuste in dessen Achseln. Dieser aber wich nur einen Schritt, stemmte sich dann und Beide fingen unter furchtbarem Geschrei an zu ringen.

„Friede! Friede!“ brüllten die Stimmen der Zuschauer durch einander: „Gangolf! Thomas! Laßt ab! Thut's auf ritterliche Weise!“ Aber die beiden Erbitterten hörten nicht mehr. Nach einer Weile anhaltenden Ringens fühlte sich Freiherr Thomas, durch Gangolfs Armeskraft ergriffen, dem Fußboden entrückt, und von dessen Fäusten, wie ein Knabe in die Luft gehoben. Der Freiherr stieß einen entsetzlichen Schrei aus, und fuhr, gleich einem wilden Thier, mit den Zähnen schnappend, rechts und links. Gangolf schleuderte ihn aber so mächtig zur Erde, daß das Haus erdröhnte.

Jedermann glaubte, die sämmtlichen Rippen des Landgrafen müßten von dem ungeheuern Wurf gebrochen worden sein. Der Freiherr lag wie ein Zerschmetterter da, die mörderischen Augen noch starr auf den Gegner gerichtet. Eben wollten sich einige der Umstehenden nahen und ihm aufhelfen, als er von selbst jach emporsprang. Er riß das Schwert aus der Scheide, und rannte schnaubend gegen Gangolf. Dieser begegnete ihm behend mit der Klinge. Doch zehn andere Degen streckten sich zwischen Beide, und rücklings zerrte man die Kampfsüchtigen von einander unter tobendem Rufen: „Halt! hier ist heiliger Boden! Kein Mord im Kirchentwing!“

Viele umringten den Freiherrn, Andere aber Herrn Gangolf, den sie zu besänftigen trachteten. Sie führten ihn hinweg, und baten ihn, Seckingen zu verlassen, denn der rasende Thomas sei jeder That fähig, und von seinem aufgebrachten Bruder Hans zu Allem unterstützt. Gangolfs Roß ward gesattelt. Einige der Ritter,

die den unerschrockenen Jüngling liebgewonnen hatten, begleiteten ihn noch zur Rheinbrücke und hinüber ans jenseitige Ufer.

16.

Die nächsten Folgen der Versammlung.

Der Vorfall hatte nicht nur jener Versammlung ein unerwartetes Ende gemacht, sondern den ganzen Rittertag aufgelöset. Der größte Theil des nach Seckingen gekommenen Adels verließ eilfertig noch desselbigen Tages die Stadt und kehrte auf seine Schlösser zurück, als stände, beim nahen Ausbruch des Krieges, jedem die Gefahr schon vor den Mauern. Vieles blieb ganz unausgemacht, was noch im Wurf gelegen gewesen war.

Es versteht sich, daß alle Schuld dieser störenden Begebenheit dem erklärten Abfall Trüllerey's angerechnet wurde. Jeder im Hause der Falkensteine sandte ihm Verwünschungen nach; die fürchterlichsten von allen der Landgraf Thomas. Zehnmal wiederholt' er an dem Tage seinen Schwur, er wolle sich keines gesunden Schlafes mehr erfreuen, wolle nicht selig sterben, wenn Aarau nicht zum wüsten Steinhaufen werden, und der Thurm des Freihofes nicht in den Grund der Aare stürzen sollte. Und man wußte gar wohl, daß der Landgraf Mann genug war, sein schreckliches Wort zu erfüllen.

Freiherr Hans fluchte zwar auch brüderlich mit, doch in den Flüchen, die dieser ausstieß, war eine gewisse Zufriedenheit mit dem Ausgang des Ereignisses unverkennbar. Er freute sich heimlich, daß er es diesem Anlasse danken konnte, auf gute Art eines Schwiegersohnes losgeworden zu sein, der seinem Stolze nie anständig gewesen war. Auch Fräulein Ursula würde frohe Miene zu dem unverhofften Spiel des Schicksals gemacht haben, das ihre

Wünsche über alle Erwartung begünstigte, hätte nicht die bevorstehende Abreise des Freiherrn von Sax, dem sie ihrerseits nun ohne Hinderniß angehören konnte, sie zur bittersten Traurigkeit gestimmt. Es that ihr wohl, ihrem Schmerz keine Gewalt anthun und die Thränen nicht zurückhalten zu müssen. Wer sie nicht näher kannte, schrieb diese Betrübniß dem plötzlichen Bruch mit dem ehemaligen Bräutigam zu. Freiherr Hans, ihr Vater, erschöpfte sich in Trostgründen.

Schon am zweiten Tage in der Frühe reiste der schöne Freiherr von Sax zum Markgrafen von Hochberg nach Zürich ab, mit den besten Zusicherungen des Beistandes von Seite der Falkensteine, so wie des aargauischen und breisgauischen Adels für das Haus Oesterreich. Ihm ward auch, auf Verlangen gesammter Ritterschaft, Herr Isenhofer von Waldshut als Rathgeber und Geheimschreiber zugegeben, der die Falkensteine ununterbrochen von Allem unterrichten sollte, was in Zürich und beim Markgrafen und in den Kriegshändeln der Eidgenossen Merkwürdiges geschehen möchte.

Ursula war nach der Abreise ihres geliebten Jugendgefährten untröstlich, ob er ihr gleich noch vor dem Abschiede den Schwur der Treue und das Versprechen erneuert hatte, ohne Verzug auch seinerseits mit der ihm Anverlobten brechen, und dann öffentlich um die Hand der Erbin von Falkenstein anhalten zu wollen. Isenhofer hatte dem Fräulein in die Hand geloben müssen, da der Freiherr selber nicht schreiben gelernt, ihr vom Befinden, Thun und Lassen desselben fleißige Meldung zu machen.

Inzwischen schon nach einigen Tagen gerieth Ursula in keine geringe Bestürzung, als sie durch Zufall erfuhr, daß ihre schönen Augen nicht allein dem liebenswürdigen Hinz nachweinten. Man sprach von einer seltsamen Entdeckung, die im Domstift gemacht worden sei, wo eines der frommen jungen Fräulein, oft nächt-

licher Weile, die Besuche des Freiherrn angenommen. Diese Entdeckung veranlaßte im Stift viele Unruhen und Untersuchungen. Das Gerücht davon, welches sich bald durch das ganze Städtchen verbreitete, führte aber unvermuthet zu einer zweiten, ihr ähnlichen. Die hübsche Tochter eines reichen Bürgers, in dessen Hause Freiherr Hinz Wohnung gehabt hatte, verfiel in Verzweiflung und Wahnsinn, als die Nachricht von dem, was inner den heiligen Mauern geschehen war, zu ihren Ohren kam. Denn Hinz hatte ihr ausschließliche und unvergängliche Liebe gelobt gehabt. Das Entsetzen, sich betrogen zu sehen, raubte ihr den Verstand. Sie erzählte Jedem, der es hören wollte, ihre Leidens- und Liebesgeschichte.

Da Niemand, außer der Hagenbach, die geheimen Verhältnisse Ursula's kannte, berichtete man dieser um so unbefangener die Stadtmährchen, und mit immer neuen Ausschmückungen. Alle Kunst und Macht weiblicher Verstellung mußte Ursula aufbieten, um nicht zu verrathen, wie bei diesen Nachrichten in ihrem Innern der Schmerz wüthete. Ihr Wesen war zerrüttet und zerrissen. Selbst des einzigen Trostes noch entbehrte sie, ihren Kummer an der Brust einer treuen Freundin auszuweinen; denn seit wenigen Tagen hatte sie auch gegen die Hagenbach einen Argwohn gefaßt, der vielleicht nicht ganz grundlos sein mochte. Dies schlaue Mädchen, obwohl immerdar blöde und schüchtern in männlicher Gesellschaft, doch darum nicht minder anlockend, hatte eben in den letzten vier Tagen vor der Abreise des schönen Hinz den unverhehltesten Abscheu gegen ihn geäußert. Er hingegen hatte sie seitdem mit größerer Ehrerbietung behandelt, angelegentlicher ihre Nähe gesucht, und in seinen Augen war, man hätte sagen sollen, eine Abbitte voll zärtlicher Traurigkeit zu lesen gewesen.

Es blieb zwar noch zu errathen, was zwischen beiden vorgefallen sein konnte, das einer Abbitte bedurft hätte. Ursula kannte aber

die lockere, wunderliche Geliebte ihres Vaters, kannte deren Art und Weise gegen Anbeter, die sie beglückt hatte; und nach Allem, was sie von der beispiellosen Untreue des Freiherrn von Sax vernehmen mußte, behielt sie keinen Zweifel, daß auch die Hagenbach mit ihm, gegen sie, verrätherisch gehandelt habe. Sie verbannte dieselbe aus ihrem Umgang, und verschloß sich tagelang in ihr Gemach. Da saß sie, starr und thränenlos. Nur dann und wann löste sich ein tiefer Seufzer aus dem Innern ihrer Brust, bis der zusammengepreßte Schmerz ihre Gesundheit zerriß.

Sie fiel in ein hitziges Fieber, das dem Leben Gefahr drohte. Selbst dem Krankenbette durfte sich die Hagenbach nicht nahen. Ursula gerieth jedesmal, beim Anblick derselben, in wahrhafte Raserei. Die Kunst der Aerzte, und noch mehr ihre jugendliche Lebenskraft, retteten zwar die Kranke vom Tode; doch auch beim Genesen blieb Ursula düster und sprachlos. Nur zuweilen entschlüpfte ihr halbleise das Wort „Ungeheuer!“ Aber Niemand wußte es zu deuten. Zuweilen küßte sie still weinend den prächtigen Diamantring, welchen ihr Gangolf am letzten Abend zurückgegeben hatte. Man sah es; man rieth umher nach den Ursachen; man fragte sie. Ursula weinte heftiger und schwieg. Sie ließ Niemanden das finstere Heiligthum ihrer Geheimnisse sehen.

Unterdessen war der Freiherr Hinz von Sax, unbekümmert um die Thränen, welche seinetwillen zu Seckingen von so viel schönen Augen flossen, mit Isenhofern glücklich am letzten Tage des Waffenstillstandes, oder des faulen Friedens, in Zürich angekommen. Hier herrschte lautes kriegerisches Leben. Außer den Ringmauern und Festungswerken wurden neue Bollwerke und Gräben aufgeworfen. Die Straßen der Stadt wimmelten von bewaffneten Bürgern, Landleuten und Söldnern. Oesterreichisches Kriegsvolk wachte an den unverschlossenen Thoren. Furcht vor den Eidgenossen erblickte man nirgends, obwohl Jedermann wußte, daß sie wie Waldströme aus

ihren Bergen hervorgebrochen, und mit ihren Bannern in vollem Anzuge gen Kloten, in der Grafschaft Kyburg, waren. Die Herberge, in welcher die beiden Reisenden einkehrten, erscholl vom fröhlichen Gelärm zechender, habernder, singender Gäste. Da wurde die Stärke der französischen Heeresmacht und der kaiserlichen Hilfe aus Deutschland besprochen; der Tag berechnet, an welchem die Fahnen der Armagnaken am Zürcher Seeufer flattern könnten, und Spottlieder auf die Eidgenossen tönten dazwischen von andern Stuben und Tischen her.

Der Freiherr begab sich folgenden Tages zum Markgrafen Wilhelm von Hochberg, seine Verrichtungen zu melden. Er brachte aber böse Botschaft heim, als er, nach dem Mittagsmahle, in die Herberge zu Isenhofern zurückkam.

„Schreib' den Falkensteinern!“ rief er mit einem Gesicht, welches noch vom Weine der markgräflichen Tafel glühte: „Du wirst des Schreibens vollauf haben. Die Feindseligkeiten sind angehoben. Den ersten Gruß haben die Schweizer aus Höflichkeit dem Herrn Markgrafen selbst gemacht und ihm seine zwei Schlösser im Thurgau, Spiegelberg und Grießenberg, in vergangener Nacht niedergebrannt.“

— Das ist schlimme Vorbedeutung! antwortete Isenhofer: Es hätte fröhlicher gelautet, wenn die Oesterreicher oder Züricher den ersten Streich geführt hätten.

„Sprichst du doch, wie der alte Rathsherr am Markgrafentisch!“ entgegnete der Freiherr: „Der wollte sogar von einer Prophezeiung melden, Kaiser und Könige müßten in der Schweiz zu Grunde gehen. Wir aber lachten den alten Narren gebührlich aus. Ist mir doch auch von einer Zigeunerin schon in der Kindheit geweissagt, ich werde in Purpur sterben, und sehe doch zur Stunde keine schöne Prinzessin, die mir Krone und Thron bietet.“

— Ihr seid auch noch jung, um Vieles zu erleben! versetzte

Isenhofer: Was aber hat der Markgraf vor? Denkt er an keine Unternehmung, die Eidgenossen einzuschüchtern? Es ist wahrlich ein unlustiges Ding, sich seine Burgen vor der Nase wegbrennen zu sehen, auch wenn man deren ein Dutzend hätte.

„Nichts!“ erwiederte Hinz: „Ich stimme dem Markgrafen bei. Man muß es ihm lassen: er ist ein gemachter Feldherr, kalt, bedächtig, schlau. Er lachte, als der Eilbote zitternd die Botschaft von dem Brand der zwei Schlösser auskramte. Er sagte bloß: Die Schweizer trinken mir früh zu; ich will ihnen Bescheid thun, ehe sie sich's versehen.“

— Gut gesprochen! bemerkte Isenhofer: Aber gut geschlagen, wäre besser. Was hat er im Wurf?

„Nichts, sag' ich dir!“ antwortete der Freiherr: „Bis zur Ankunft der Armagnaken. Nichts! Unsere Besatzungen halten indessen den Feind vor den Städten fest. Wir Andern machen Streifzüge, gehen auf Abenteuer und Beute aus, damit wir nicht vor Langeweile sterben, oder . . .“

— Schmausen, saufen, und erobern Weiberherzen, fiel Isenhofer spottend ein, während die Schweizer Euer Land verheeren und Euch zuletzt hinauspeitschen.

Der Freiherr lächelte höhnisch-stolz und erwiederte: „Wenn sie es mit Helden deines Gleichen zu thun hätten, deren Schwerter im Gänsestall geschmiedet sind! — He, Meister Skribifax, begleitest du mich, wenn's in ein Gefecht geht? Der Markgraf hat mir verheißen, beim ersten Stück Arbeit mich zu wählen, wo es Kopf und Kragen gilt.“

— Kopfarbeit der Art ist mir nicht neu. Ich komme! sagte Isenhofer mit gleichgültigem Ton.

„Kommst du?“ rief Hinz von Sax einige Tage später, als er abermals vom Markgrafen zurückkehrte: „Nun gilt's Kopf und Kragen! Diesen Augenblick lass' ich mein bestes Roß satteln. Ich

muß zum Wildhans nach Greifensee. Alle Schweizer sind von Kloten dahin im Anzug. Und gilt es Kopf und Kragen, ich muß vor ihnen in Greifensee hinein."

— Ihr allein, oder mit Kriegsvolk? fragte Isenhofer.

„Ich allein, und mein gutes, hartes Schwert!" antwortete der Freiherr: „Ich bringe dem Wildhans die letzten Befehle. Er muß das Schloß halten, bis die Franzosen herankommen und ihn befreien. Nicht zwei Wochen währt's, dann ist der Dauphin mit vierzigtausend Mann zum Entsatz da. Hans von Rechberg hat Freudenbotschaft aus dem französischen Lager gesandt. Kömmst du?"

— Ich komme. Lasset für mich satteln. Mir ist das Abenteuer nicht ungelegen.

„Geht's gut, sind wir noch diesen Abend zurück!" sagte der Freiherr fröhlich: „Drei Stunden Wegs fliegen wir in halber Zeit, wenn uns die Schweizer nicht den Paß verrennen."

Die Pferde wurden gesattelt. In Eil flogen die Reiter durch die engen, krummen Gassen der Stadt, durch die Thore, über die donnernden Zugbrücken hinaus ins Freie. Es war der erste Maitag. Die Mittagssonne brannte. Der Weg ging rauh und mühsam durch ein Hügelland nordwärts.

Als sie nach scharfem Ritt an die Ufer der Glatt kamen, sahen sie links in der Ferne die Schlachthaufen der Eidgenossen schon in vollem Anzuge. Blitze von Schwertern und Harnischen aus wehenden Staubwolken längs den Höhen; flatternde Banner inner Wäldern von Speeren. Rechts, wohin sich unsere Reisigen eilig wandten, wimmelte die Landstraße, von Greifensee her, mit flüchtenden Leuten bedeckt, die ihnen entgegen kamen. Der Wildhans, schon vom Aufbruch der Schweizer unterrichtet, hatte die Einwohner des Städtleins Greifensee ermahnt, mit ihrer besten Habe davon zu gehen, wenn sie nicht die Schrecken der Belagerung, vielleicht die Einäscherung ihrer Häuser sehen wollten.

„Platz!“ schrie Freiherr Hinz, und sprengte durch die kläglichen, stillen Haufen, die ihm links und rechts erschrocken auswichen. Isenhofer folgte mit einem Blicke des Bedauerns dem Jammerzuge der Auswanderer. Weiber trugen auf ihren Häuptern schwere Lasten Gepäcks, oder in den Armen schreiende Säuglinge. Männer trieben Kühe vor sich her, oder Schweine. Kleine Knaben führten Ziegen am Seil. Keiner wanderte ganz leer. Selbst jüngere Kinder, die mit einer Hand den Rock der Mutter festhielten, trugen im andern Arm ihr Spielzeug, oder ihr Lieblingskätzchen, oder ein anvertrautes Bündlein. Kranke lehnten sich ächzend auf den Arm der Gesunden. Karren, ohne Ordnung, mit Hausgeräth, Waaren und Lebensmitteln beladen, brachten den Zug bald ins Stocken, bald durch Eilfertigkeit, ins Gedränge. Jeder war da mit sich beschäftigt und sah kaum zu beiden Reitern hinauf, die an ihnen vorüber trabten.

„Es ist hohe Zeit für uns, Isenhofer!“ rief der Freiherr von Sax vergnügt, als sie an den kleinen See gelangten, der zwischen dunkelgrünen Matten, Hügeln und rauhen Felsbergen seinen hellen Spiegel anmuthig ausbreitete. Bald erblickten sie auf einem schmalen Vorgebirg des Ufers die alte Burg von Greifensee und darunter die Häuser des ummauerten Städtleins.

— Heut' kehren wir dieses Weges schwerlich zurück nach Zürich! antwortete Isenhofer: Wir haben der Thorschließer zu viel hinter uns.

„So setzen wir Nachts bei Sternenschein über den See!“ entgegnete Hinz: „Siehst du des Wildhansen Schiffe dort unter den Weiden? Der Weg über den Berg gen Zürich ist bös, aber kurz.“

17.

Schloß Greifensee.

Sie erreichten endlich die kreisförmige Ringmauer der Stadt und das kleine finstere Thor, welches schon verschlossen war und eben von innen verrammelt werden sollte. Nur das enge Pförtlein, in einem der Thorflügel angebracht, stand noch offen. Einige gemeine Kriegsknechte, in Panzerhemden und Pickelhauben, befanden sich wie Wächter draußen, und lüpften ihre Hellebarden, als sie die fremden Ritter heransprengen sahen.

„Oeffnet die Thore, lasset uns ein!" rief Freiherr Hinz: „Ich komme vom Markgrafen mit Aufträgen an euern Befehlshaber."

„Es hätte wohl mancher Lust, hineinzukommen!" sagte einer der Söldner mit rauher Stimme, und streckte den Spieß vor: „Haltet Euch aber zehn Schritte von der Brücke, oder ich lasse Euerm Roß und dann Euch selbst zu Ader."

„Ungewaschener Schnauzbart!" schrie Hinz: „Ich werde dich lehren, Rittern gebührende Achtung beweisen; oder sind deine Eulenaugen bei Tage blind?"

„Nicht halb so sehr, daß ich Euch nicht mit der Partisane ein neues Knopfloch ins Goldwamms bohren sollte, wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zurückzieht!" rief der Söldner, und that einen Schritt vorwärts.

Während des fortgesetzten Gesprächs, das eine ernste Wendung zu nehmen drohte, kroch aus dem Thorpförtlein ein schlichtgekleideter Mann hervor, in breitem, rundem Hut, von dem eine schwarze Feder über das Gesicht niederhing. Der lange Degen an seiner Seite verrieth, daß er ein Kriegsmann sei.

„Was ist Euer Begehr?" fragte er mit ernstem Gesicht und gebieterischem Tone.

„Ich will zum Herrn Hans von der Breitenlandenberg!“ antwortete der Freiherr.

„Der bin ich!“ sagte Jener und trat näher.

Hinz sprang vom Pferde, zog hinter seinem goldbesetzten Brustlatz einen Brief hervor und überreichte ihn dem Ritter, der ihn sogleich erbrach und las.

Während des Lesens hatte sowohl Hinz, als Isenhofer, Zeit genug, den vielgefürchteten Hans von der Breitenlandenberg, oder Wildhans zu betrachten, dessen wirkliche Gestalt gar nicht dem Bilde entsprach, das sich Beide aus den Erzählungen von dessen verwegenen Kriegsstreichen zusammengesetzt hatten. Er war eher klein als groß, aber von körnigtem, gedrängtem Gliederbau. Sein Gesicht, welches einen Mann in den Vierzigern verrieth, hatte etwas Zusammengedrücktes; nichts, was den herrischen Trotz, die wilde Entschlossenheit, das jähe Aufbrausen ankündigte, welches Kriegsleuten so leicht zur Gewohnheit wird. Vielmehr glaubte man in den Mienen einen hohen Grad gutmüthiger Biederkeit und menschenfreundlichen Wohlwollens zu lesen. Nur aus seinen schwarzen Augen flammte zuweilen unter den überhangenden, finstern Braunen ein Blitz hervor, der von den Gewittern im Innern redete. Auch sein übriges Aeußere zeigte einen vernachlässigten Anstand, gemeine Haltung, aber dabei bewegliche Gewandtheit und Ausdauer.

„Die Schweizer rücken an; Ihr könnt den gleichen Weg nicht mehr zurück!“ sagte der Wildhans und legte den Brief zusammen: „Folgt mir in die Stadt. Ihr müßt zu einem andern Loch hinaus.“ Dann befahl er, der Rosse willen die Thore zu öffnen, und darauf sogleich zur Verrammlung derselben zu schreiten. Er selbst blieb, bis diese vollendet war. Einer der Knechte führte die Pferde hinweg; ein anderer die beiden Reisenden in ein benachbartes Haus, wo angesehene Herren von der Besatzung lustig zechten. In den Straßen war es todt. Die Häuser standen öde und offen. Man

vernahm in der weiten Stille des Städtchen nur von Zeit zu Zeit das schallende Gelächter vom Trinkhause, oder das Gepolter der Arbeiter am Thore, oder das Rufen der Wächter auf der Stadtmauer.

Es währte nicht zwei Stunden, als ein naher Schuß von großem Geschütz zur Bemannung der Ringmauer rief. Isenhofer und der Freiherr von Sax eilten mit den andern dahin. Die Eidgenossen rückten an, aus Städten und Landschaften, was Stab und Stangen tragen mochte, in ungeheurer Menge. Man sah ihre Schlachthaufen im Abendsonnenglanz langsam daherwogen, dann nach verschiedenen Richtungen aus einander fließen. Vor dem Eichenwäldchen oberhalb der Burg flatterte das blutrothe Banner von Bern, diesem zunächst, weiter aufwärts, das von Luzern und Zug in den Wiesen am See. Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus lagerten sich im Dörflein ob Greifensee, wo die Straße herein geht. So ward die ganze Stadt in kurzer Zeit umlegt; und alsbald begann auch der Donner der Feuerschlünde gegen die Veste und die Ringmauer. Vom Schlosse herab, auf dessen Thurm Wildhans die Reichsfahne wehen ließ, antwortete das Geschütz der Züricher. Zwar fielen die Schüsse nur einzeln, in beträchtlichen Zwischenräumen, denn die Kunst der Stückschützen stand damals noch tief unter der heutigen Vollkommenheit; dennoch war die Luft von einem ununterbrochenen Donner des Geschosses in Bewegung, den der Wiederhall des Gebirges verlängerte, bis er längs See und Wald in dumpfes Schnarchen dahin starb. Einzelne Schweizerrotten liefen von allen Seiten gegen die Mauer, drückten ihre Armbrüste auf die Belagerten hinter den Brustwehren ab, und riefen ihnen mit jedem Pfeil zugleich einen Fluch oder ein kräftiges Schimpfwort zu. Diese hingegen antworteten spottend und lachend mit nachgemachtem Gebrüll der Kühe.

„Der Spaß wird endlich kurzweiliger!“ sagte Isenhofer zum

Freiherrn von Sar, der neben ihm an der Brustwehr stand und hinab sah: „Betrachte mir einer das närrische Volk da! Wahrhaftig, die Leute sind Kinder, wenn sie nicht wilde Bestien sind. Wär' ich nicht selbst in die Menschenhaut eingespannt, ich würde mich meines Geschlechtes schämen."

— Was schwatzest du wieder Wunderliches durch einander, seltsamer Kauz? sagte Hinz: Das ist Krieg! Hier erkennt man das Heldenherz. Zwischen Leben und Tod schreitet der Mann einher, höher als Leben und Tod, wie ein Gott, und fürchtet und sucht weder eins noch anderes. Sieh' dort, wie am Hag unter den alten Buchen die Rotte der Schweizer aus einander fährt! Eine Stückkugel vom Schloß hat glücklich in den Haufen geschlagen: vier, fünf Knechte zappeln am Boden. Die übrigen ziehen aber frech wieder gegen unsere Mauer an.

„Die wissen, warum sie kommen und wofür sie sterben wollen!" antwortete Isenhofer: „Die leben für etwas Besseres, als das Leben; für Freiheit, für Gedanken des Rechts, für Unabhängigkeit ihres alten Bundes. Aber unsere Leute hier auf der Mauer? Wofür streiten und sterben die? Für die Herrschaft, für den Ehrgeiz, für die Habsucht Anderer, zu deren Werkzeugen sie sich verkauft haben. Es ist das Menschengeschlecht eine bis zum Ekel dumme Thiergattung; denn anderes Vieh, wenn es sich gegenseitig zerbeißt und zerreißt, hat noch die Entschuldigung, keine Vernunft zu haben. Ist wohl eine Heerde von Wölfen und Bären so albern, sich, weil es einem oder dem andern Wolf oder Bär so gefällt, von ihm sammeln und in den Tod schicken zu lassen?"

Hinz wollte eben auf die Bemerkung, welche hier ganz am unrechten Ort gemacht zu sein schien, eine derbe Antwort geben, als die ganze Mauer unter ihnen von einer feindlichen Stückkugel erdröhnte. Kalk und Steine fielen durch die Erschütterung von der Brustwehr ab.

„Teufel!“ schrie Hinz, und sein schönes Gesicht ward etwas bleich: „Das war nahe genug; hart unter uns. Komm, suchen wir eine andere Stelle.“

Isenhofer lachte und sagte: „Possen! soll ich den Platz verlassen, von dem ich nun weiß, daß sie gegen ihn zu tief schießen? Ich bleibe. Auf einer andern Stelle zielen sie vielleicht richtiger.“

Indem kam der Wildhans längs der Brustwehr zu ihnen heran und sagte zum Freiherrn: „Es ist mir leid um Euch. Die Berner Stückschützen haben meine Schiffe in Grund geschossen. Ihr könnet nicht mehr über den See zurück, und müßt bei mir bleiben, bis wir Entsatz bekommen.“

„Das ist schlimme Botschaft!“ rief Hinz erschrocken: „Der Markgraf erwartet mich diese Nacht zurück.“

„Will er Euch, so schicke er uns Kriegsvolk zu Hilfe. Es ist kein Loch mehr offen!“ sagte der Herr von der Breitenlandenberg und fuhr fort, während die Mauer unter ihnen von einem Stückschuß abermals bebte: „Es beginnt dunkel zu werden. Schließt Euch an, wenn der Zug in die Festung geht. Ich habe zu wenig Leute, die Stadt zu behaupten; keine hundert Mann. Die Ringmauer ist zu weit ausgedehnt und zu schwach. Schon hat sie beim obern Thor einen Riß erhalten.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Wildhans gelassen und setzte die Musterung längs der Mauer fort. Hinz fluchte über das ihn getroffene, widrige Geschick. Isenhofer lachte und rief lustig: „Mitgefangen, mitgehangen! Das Abenteuer sollte Euch schon der Abwechselung wegen gefallen. Was hättet Ihr doch bei den schönen Frauen in Zürich Anderes, als bei den Falkensteinen in Seckingen gefunden? Bisher habt Ihr nur belagert, und die sprödesten Weiber, ich glaube selbst die schlaue, niedliche Hagenbach, erobert. Nun versucht's, laßt Euch einmal von den krausbärtigen

Schweizern belagern, aber haltet fester gegen sie, als die reizende Ursula gegen Euch."

Dem Freiherrn war's nicht um Scherze zu thun. Er fluchte und schwor, der Teufel habe ihn zur Unglücksstunde in dies elende Nest geführt, das er nun wider Willen vertheidigen helfen müsse. Wenn er das Leben wagen müsse, wolle er's tausendmal lieber im offenen Felde und in freier Mannsschlacht daran setzen.

„Oho! habt Ihr schon Todesgedanken!" rief Isenhofer: „Denkt an die Wahrsagung, daß Ihr als Prinz im Purpur sterben sollet! Was mich betrifft, halt ich's für einerlei, ob ich kunstgerecht durch die Pille eines Arztes oder durch eine Karthaune das Loch finde, aus welchem meine Seele von einem Traum in den andern überfährt." — Darauf fing er nach seiner Gewohnheit an, lustiger Weise ein Lied zu dudeln.

Sowohl aus der Festung, als aus dem Lager der Schweizer fielen die Schüsse immer seltener, je finsterer es ward. Zuletzt schwieg das Geschütz von beiden Seiten. Man erblickte in der Dunkelheit, ringsum in der Weite, nur die Flammen von Wachtfeuern, neben welchen sich undeutliche Gestalten, wie düstere Schatten, bewegten, und Bäume und Gesträuche ihre Aeste und Blätter wie glänzende Zungen und Arme aus dem schwarzen Schoos der Nacht gespenstisch vorstreckten.

Da wurden Isenhofer und Hinz von ihrem Stand auf der Ringmauer abgerufen. Sie folgten einer vor ihnen herwandernden Reihe Kriegsknechte, die von der Mauer nieder in die Stadt ging, dann durch ein enges Gäßlein auf hölzerner Stege gegen das Schloß hinanzog, endlich auf einem schmalen Wege zwischen Felsen und Gesträuchen, in verschiedenen Krümmungen, zum Thor an der Ringmauer des Schlosses gelangte. Der Raum zwischen dieser Mauer und der alten Veste war mit Gras bewachsen, nur wenige Mannsschritte breit, und mit bewaffneten Männern angefüllt. Alles hielt

sich still. Man hörte nur das Rauschen und Klappern der Panzerhemden, zusammenstoßenden Harnische oder anschlagenden Schwertscheiden. Zwo dunkelbrennende Laternen, mit denen von den Stufen der Schloßpforte herabgeleuchtet ward, warfen über die bärtigen Gesichter unter den Pickelhauben und Helmen widerliche Lichter. Hans von Landenberg ging lebhaft in den Haufen umher, die sich von den Frischankommenden aus der Stadt verstärkten. Er gab allerlei Befehle; stellte Wachten im Schloßhof aus; schickte Mannschaften in die Stadt hinunter, andere ins Innere des Schlosses. Als er zu Isenhofern und dem Freiherrn von Sax kam, sagte er: „Tretet in die Burg und laßt euch bei uns wohl sein. Es wird euch an nichts fehlen. Wir wollen gute Tage leben. Der Feind kann uns nicht an. Er muß mit blutigem Haupt von hinnen."

Hinz und Isenhofer folgten einigen Andern ins Schloß. Sie gingen durch einen winkelvollen Gang neben einer großen Küche vorüber, worin mehrere Feuer brannten und Speisen in Fülle bereitet wurden; dann traten sie, als sie eine steinerne gewundene Stege emporgestiegen waren, in einen geräumigen Saal. Hier saßen, beim Schein von Lampen und Kerzen, zehn bis zwanzig Bewaffnete an einem langen Tisch, die den Weinbechern fleißig zusprachen und die Eintretenden ermunterten, dem löblichen Beispiel zu folgen. Bald füllte sich nicht nur dieser Saal mit Kriegsmännern, sondern auch jedes der vier kleinen Gemächer, welche, vermuthlich in den ans Hauptgebäu stoßenden Thürmlein, mit dem Saal in Verbindung standen. Man legte die Waffen ab, oder hing sie an hölzerne Nägel längs den Wänden. Das Nachtmahl ward aufgetischt. Jeder setzte sich, wie sich's fügte, und langte zu. Das Gespräch war fröhlicher, bunter Art, und ward, je tiefer in die Nacht hinein, je lauter und ausgelassener. Isenhofer ergötzte seine Nachbarn durch lustige Schwänke und Witzreden, mit denen er zuweilen sehr ernsthafte, oft unverständliche Einfälle ver-

band, bis ihn die Sache selbst nicht mehr ergötzte, weil er ermüdet war.

Er entfernte sich am ersten unter Allen, um das Nachtlager zu suchen. Man führte ihn eine Wendeltreppe hinauf in einen andern Saal, der sich über demjenigen befand, welchen er verlassen hatte. Rings umher war der Fußboden mit Betten und Kissen aller Gattung belegt, die man ohne Zweifel, wie manches andere Geräth, aus den Bürgerwohnungen der Stadt heraufgeschleppt hatte. Der verworrene Lärm und Sang der Kriegshelden im untern Saal hinderte ihn am Einschlafen. Dann störte ihn eine andere unerwartete Erscheinung.

Der finstere Saal bekam Klarheit. Bald ließ er sich deutlich von einem Ende zum andern übersehen. Isenhofer vermuthete Mondenaufgang; aber die wunderbare Helligkeit vermehrte sich, wie zur Tagesheitere. Tische und Stühle warfen starke Schatten auf die Betten und die weißen Mauern, und die hölzernen Balken der Zimmerdecke leuchteten, wie vom Morgenroth. Er sprang verwundert vom Lager auf, öffnete das schmale Fenster und sah mit Schaudern unter sich ein weites Meer von Flammen und glühend aufwirbelnden Rauchwolken. Spielende Lichtstreifen fuhren über den zitternden Spiegel des Sees, dunkelroth und bleichgelb, bis zum jenseitigen Ufer, die im Halblicht zuweilen nebelhaft hervortraten und wieder verschwanden. Die Wolken des Himmels schienen von der Brunst entzündet zu werden, hingen mit blutigem Schein über die Gegend und leuchteten das schlummernde Gebirg an. Brennendes Getreide und Stroh aus den Ställen und Speichern, von der Macht der Gluth emporgejagt, sank auf allen Seiten, wie ein Sternenregen, aus der Höhe. Die ganze Stadt Greifensee brannte. Der Wildhans hatte sie anzünden lassen, da er sie nicht behaupten zu können glaubte.

Durch die schauerlich beleuchtete Gegend, welche zuweilen wie=

der im Schatten aufwärts gewälzter Rauch= und Staubwolken unterging, oder im Spiel und Wechsel der Flammen sich lebendig her und hin zu regen schien, waltete die tiefste Stille. Um so grausenhafter und bestimmter vernahm man das Gesurr und Gewirr der aufflackernden Lohe, das Krachen und Geprassel der zeitweise zusammenstürzenden Wohnungen. Schrecklich noch tönte dazwischen das Gebrüll von Rindern, Pferden, Schafen und anderm Vieh, welches in den Ställen der Stadt lebendig verbrennen mußte; man hörte bald das herzzerreißende Geheul von Menschen, meistens Kinder= und Weiberstimmen. Nicht alle mochten auf des Wildhansen Mahnung geflohen, sondern im Städtlein bei ihrem Vermögen heimlich zurückgeblieben sein. Nun halfen sie einander, wie sie konnten, aus Fenstern und Löchern der Stadtmauer. Man sah sie einzeln, nackt und bloß, über die hellen Wiesen rennen, dem Lager der Eidgenossen entgegen, die in der Ferne, wie drohende Gespenster, umherschwebten.

Isenhofer kehrte zurück in den Speisesaal, um unter den Menschen zu sein; denn droben war ihm geworden, als schaue er in den Flammenrachen der Hölle. Viele der Trinker saßen, wie er sie verlassen hatte, wohlgemuth an den Tischen; andere sangen; andere standen neugierig an den Fenstern.

„Schau hinaus," rief Wildhans Isenhofern zu, „kannst das Trauerbild in schöne Reime fassen, daß die Eidgenossen es singen."

„Ritter," antwortete Isenhofer, „Ihr habet den armen Teufeln zu Greifensee eine heiße Nacht bereitet. Gnade Euch Gott, wenn Ihr den Schweizern in die Hände fallet. Ich wette, sie verfertigen zu Euerm Fegfeuer schon die Schwefelhölzlein."

„Mögen sie sich wahren und ihre Finger nicht selber daran verbrennen!" erwiederte der Herr von Landenberg gleichgültig, indem er seinen Silberbecher mit Wein füllte: „Ich zahle den Grüningern heut' verdienten Lohn aus. Zweimal inner zwei Jahren

haben sich die Ketzer feigerweise an den Feind ergeben, und sie hätten mich dem Schwyzervogt, Werner von Ruffe, längst in die Hände gespielt, wenn die Verräther Meister gewesen wären."

„Ohn' Erbarmen!" rief Meister Felix Ott von Zürich: „Markgraf Wilhelm wird diese Nacht das rothe Wahrzeichen am Himmel sehen und denken: „Wildhans bezahlt mir die Thurgauer Schlösser."

„Noth rechtfertigt Vieles, Wildhans," sagte Hans Escher, und warf einen finstern Blick auf den Herrn von Landenberg, der aber ruhig den Becher an seine Lippen setzte: „wenn Noth Eisen bricht, soll sie nicht Recht und Menschlichkeit brechen. Du hättest zuvor das arme Vieh wohl, oder doch wenigstens die noch zurückgebliebenen Weiber aus den Thoren jagen sollen. Was hatten dir die gethan und die nackten Kindlein?"

„Das sag' ich auch!" lallte lachend der Freiherr von Sax mit weinschwerer Zunge: „Hätt' er Verstand gehabt, würd' er den Schweizern die alten Vetteln des Städtchens zugeschickt und die jungen Mädchen aufs Schloß genommen haben. Werden wir nicht bald des Feindes entschüttet, müssen wir bei unserm Cölibat, in der verdammten Klausur, ohn' ein Gelübde gethan zu haben, wie nonnenlose Mönche Hora's singen, oder vor Langeweile sterben. Männer und Männer, ach! sind trockene Gerichte!"

18.

Belagerung und Mordtag.

Die Eidgenossen waren am folgenden Tage schon früh in Bewegung, alle dem Schlosse näher. Ringsum flatterten ihre vielfarbigen Fahnen, donnerten ihre Feuerschlünde, brüllten ihre Schlachthaufen. Ihr kriegerischer Grimm schien durch den Anblick der ver-

brannten Stadt in blinde Wuth verkehrt worden zu sein. Bläulicher, stinkender Qualm stieg noch von den Kohlen und zerfallenen Mauern der schwarzen Brandstätte auf, und schwamm darüber, wie eine pestbringende Nebelwolke. Doch die Stückkugeln der Belagerer schlugen vergebens gegen das dicke Schloßgemäuer, an dem sie, wie leichte Ballen aus Thon, zerschellten, oder zurückprallten. Vergebens rannten die kühnsten Rotten bis zum Fuß der Burg an, wo sie unter herabgeschleuderten Steinen, Gebälken und Pfeilen Tod und Wunden, aber keine Stelle fanden, Leitern anzulegen, oder in Steinfugen aufwärts zu klettern, oder zwischen Fels und Mauergrund einzubrechen. Sie mußten wieder in ihr Lager zurück, nachdem sie manchen tapfern Mann eingebüßt hatten. Alle aber schrien beim Abzuge noch hinauf zur Mauer: „Wildhans, wir kommen wieder! Wildhans, das kostet dir doch den Hals!“

Der Herr von Breitenlandenberg befahl der Besatzung, die feindlichen Drohungen, Flüche und Schimpfreden nicht zu erwiedern, sondern zu schweigen und zu handeln. „Das geziemt Männern!“ sagte er: „Weibern überlasset die Zungenschlacht. Wir können auf diesem Schlosse keinen Ruhm ärnten, als den der Standhaftigkeit. Unser Häuflein ist zu gering, glückliche Ausfälle ins Lager der Schweizer zu thun. Doch haben wir deren Macht und Wuth keineswegs zu fürchten. Diese Mauern durchbohren und ersteigen sie nicht, und unsere Vorräthe schützen vor Hungersnoth. Binnen vierzehn Tagen, oder drei Wochen, sind wir sicherlich erlöst durch den König von Frankreich.“

Die Schweizer setzten indessen täglich ihre Arbeiten und Angriffe ohne Furcht, aber auch ohne Glück, fort. Es verstrichen vierzehn Tage oder drei Wochen; die Burg blieb gewaltig und stark, wie das Herz der Heldenschaar darinnen. Schon verzweifelten die Eidgenossen, welche durch das Geschütz des Schlosses manchen Schaden erlitten, am Gelingen ihres Unternehmens. Nur

Furcht vor Spott hinderte sie, abzuziehen. Das ganze Land hatte auf diese Belagerung die Augen.

Alltäglich stieg indessen der Wildhans selbst zum obersten Thurmkranz hinauf, um zu spähen, ob von nirgendsher Entsatz sichtbar sei? Es beugte seinen Muth nicht, als er endlich schon in der vierten Woche vergebens umhersah. Von allen Verbindungen mit der Umgegend abgeschnitten, wußte er sogar nicht, wie es um Zürich stand, oder ob je die verheißene Hilfe der Armagnaken erscheinen werde? Doch dies machte ihm wenig Unruhe; mehr aber, als er wahrnahm, daß die Eidgenossen seit einigen Tagen ihre ganze Thätigkeit auf einen einzigen Punkt des Zwingolfs oder der Vormauer des Schlosses richteten. Bald rannten einzelne Verwegene aus den feindlichen Haufen zu der Stelle, sie zu untersuchen; bald schlugen da die Kugeln des feindlichen Geschützes mit vereinter Kraft ein. Da ließ der Wildhans den in der Kirche gewesenen großen Altarstein auf die Zinne der Mauer führen, senkrecht über die Stätte, wo die Schweizer den Zwingolf zu untergraben gedachten. Diese hingegen bauten ein starkes Schirmdach, in damaliger Kriegssprache Katze geheißen, fuhren damit Nachts an die Mauer und zerstörten darunter mit Pickeln, Hauen und Schaufeln die Grundfeste. Wie aber der Tag zu leuchten begann, befahl der Wildhans, den Altarstein fallen zu lassen. Er fiel, und zermalmte mit großem Gekrach das Schirmdach. Die Männer, welche darunter waren, wurden zerschmettert und erschlagen.

Der Unfall erschütterte die Schweizer nicht. Bald schickten sie eine stärker gerüstete Katze gegen das begonnene Mauerloch aus, um die Mäuse dort aus ihrer Falle zu holen. Die Belagerten stürzten nun zwei Fässer, mit Steinen gefüllt, darauf nieder; aber nicht ohne Entsetzen wurden sie gewahr, daß die Wucht derselben zu gering blieb. Fortgesetzt dauerte die Arbeit unter dem Schutzdach fort, man hörte das Hämmern und Schlagen die ganze Nacht.

Feldsteine, Mauerkitt, Balken und Mörtel wurden herausgebrochen. Die Stunde war vorauszusehen, da der unabwehrbare Feind mit Brand und Schwert in die Veste eindringen würde. Denn eben hier war der den Schweizern verrathene schwächste Punkt des Zwingolfs; hier hatte, und in solcher Tiefe, die Mauer keine Schießlöcher; und wer so nahe einmal war, befand sich unter dem Schuß in Sicherheit.

Da beredete sich der Herr von Landenberg mit seinen Tapfern, von welchen schon neun während der Belagerung getödtet worden waren. Die noch Vorhandenen fürchteten den Tod nicht, wohl aber, weil kein Priester bei ihnen war, ohne Beicht' und Ablaß von hinnen zu fahren. Also ging der Wildhans auf die Mauer und rief hinunter, daß er zu unterhandeln begehre. Es trat lachend Itel Reding von Schwyz zur Mauer und sagte: „Nun wir Euch im Sack halten, meint Ihr noch Unterhandlung pflegen zu können?"

„Ihr uns im Sack?" rief der Wildhans droben mit furchtbarem Tone nieder: „Freier Mannen Seele ist ewig frei. Ich zünde die Burg an mit Allem, was darin ist. Wir sterben unter Trümmern und Flammen, und hinterlassen Euch Schutt und Stank zum Erbe. Saget mir, ob ihr uns im Sack habet?"

„Du hörst, wovon die Rede ist?" sagte der Freiherr von Sax zu Isenhofern im Zwinghof und machte traurige Miene: „Es gilt Gefangenschaft oder Tod."

„Es ist die Frage, wo sich's behaglicher sitzt," erwiederte Isenhofer: „ob in Abrahams Schoos, oder im Kerker der Schweizer? Ein weiser Mann muß jedes Bett weich finden. Ich drehe nicht die Hand dafür um, ob, wie seit vier Wochen, hier im Schlosse, oder in einem andern Leben eingesperrt zu sein, oder einen Sprung ins zweite Leben zu thun. Denn ich glaube fast, ich bin nur in diese Welt geschickt, Augenzeuge menschlicher Narrheiten zu sein;

und ich meine, ich habe deren genug gesehen, um des Schauspiels satt zu bleiben."

„Höre, Isenhofer," sagte der schöne Hinz, „sollte ich Seckingen nun so bald nicht, oder nie wieder erblicken: so bringe dem lieblichsten aller Geschöpfe unterm Himmel die zärtlichsten Grüße meines treuen Herzens."

„Sprecht doch nicht diesen Augenblick von Treue," sagte Isenhofer, „da wir vielleicht ins Paradies wandern sollen, wo es von schönen Mädchen wimmeln muß."

„Du frecher Lästerer!" rief der Freiherr: „Hier ist die Zeit nicht zum Spaßtreiben. Aber, wie gesagt, grüße mir, wenn's dir vergönnt wird, — doch heimlich, Keiner darf's wissen — dir vertrau' ich's — die himmlische Hagenbach!"

„Oho!" schrie Isenhofer: „ich dachte, an Fräulein Ursi, nicht an die irdische Hagenbach, von der noch zu erwarten stand, ob sie im Himmel selbst himmlisch werden kann! Aber dann, beim Himmel! so habt Ihr auch das schöne Ursi hinters Licht geführt, und seufztet, während Ihr vor ihm knietet, zur Hagenbach? Seht Euch nach einem guten Beichtvater um, denn Ihr müsset sonst einen schweren Pack Sünden auf der Reise in die andere Welt mitschleppen."

Während dieses Gesprächs, welches beide noch eine Weile in gleichem Ton fortsetzten, ward die Unterhandlung mit den Eidgenossen geschlossen. Wildhans und die Seinen ergaben sich zur Gnade, das Schloß zur Ungnade. Nachdem dies beredet worden, halfen die Belagerten ihren Ueberwindern selbst über die Mauer. Man warf alles Holz der Burg hinunter, daraus eine Stiege und Steige zu machen; denn das Thor war über die Maßen verrammelt, daß es Keiner leicht öffnen konnte. Alsbald ward die Besatzung entwaffnet, dann auf den Abend mit gebundenen Händen über die Mauer hinausgeführt. Es waren ihrer noch zweiund-

siebenzig Mann, alt und jung. Man vertheilte sie unter starker Wacht in die Orte über Nacht.

„Bist du nicht Meister Isenhofer von Waldshut?“ fragte diesen ein von Kopf bis zu Fuß geharnischter Ritter, welcher nach Mitternacht die Wache befehligte, dessen Gesicht aber, wegen des geschlossenen Visirs, unkennbar blieb: „Bist du's nicht?“

„Leider!“ antwortete Isenhofer.

„Wie aber kömmst du zu den Zürichern nach Greifensee?“ fragte Jener weiter.

„Ganz so planlos, wie ich in die Welt gekommen bin und wahrscheinlich dereinst wieder hinausfahre!“ entgegnete Isenhofer und erzählte, welche Umstände ihn in diese Burg gebracht hatten.

Als der Ritter Alles vernommen hatte, hob derselbe warnend die Hand und sprach: „Meisterlein, Meisterlein, du spielst ein böses Spiel mit!“ Darauf wandte er sich und ging davon, ohne wieder zu kommen. Isenhofer glaubte die Stimme des Ritters zu erkennen: doch errieth er den Mann nicht, wie lange er auch umhersann. Endlich entschlummerte er, wie unbequem er auch auf harter Erde in einer elenden Hütte, mit hartgebundenen Händen, dalag.

Folgenden Morgens — es war am Donnerstag vor Pfingsten — ward er, nach empfangenem Frühmahle, nebst seinen übrigen Unglücksgefährten erst spät fortgeführt. Auf den Wiesen, zwischen Greifensee und dem Dorfe Nänikon, standen die Schlachthaufen der Eidgenossen, alle unter ihren Panieren, in Waffen, einen geräumigen Kreis bildend: im Innern des furchtbaren Ringes die Häupter und Feldobersten der Städte und Länder. Sie hielten Gemeinde über das Schicksal der Gefangenen, die in den Kreis hineingeführt wurden. Es herrschte große Stille. Eben redete der Landammann Itel Reding von Schwyz. Er sprach von der grausamen Einäscherung der Stadt, von der Rache, die zu neh-

men sei, auf daß durch ein großes Strafbeispiel die Züricher geschreckt würden; denn die Gnade, welche der Besatzung des Schlosses verheißen worden, sei ein zweideutiges Wörtlein.

Darauf trat ein Mann von Schwyz vor, warf einen ergrimmten Blick auf die Gefangenen und schrie: „Ich stimme, daß Alle vom Leben zum Tode gebracht werden, bis auf Einen, das ist Ulrich Kupferschmied von Schwyz, ein Ehrenmann, dessen man sich erbarmen muß."

„Meinethalben!" rief ein Anderer, „führt den Wildhans und alle Fremden zum Tode, die keine Züricher sind, und schnöden Soldes willen den Eidgenossen Leides anthaten. Aber das dünkt mich unbillig, daß dreißig Mann den Tod leiden sollen, die aus dem Amt Greifensee sind, und als Unterthanen von Zürich auf Befehl ihrer Obrigkeit treulich gestritten haben."

Nun schritt Holzach, Hauptmann der Männer von Menzingen am Zugerberge, weiter in den Ring vor, und sprach: „Eidgenossen, biderbe Männer! Fürchtet Gott, schonet unschuldiges Blut! Wenn auch Hans von Landenberg kein geborner Bürger von Zürich ist, so ist er doch der Stadt durch den Bürgereid verwandt. Konnte er sich dem Gebote der Stadt entziehen, ohne Eidbruch, ohne ewige Schande, wenn er für die Stadt, der er geschworen, zu den Waffen gerufen ward? Hätten wir ihm sein Vermögen ersetzt, wenn er, als Ehr- und Treuloser, dessen durch Zürich verlustig gemacht worden wäre? Und die Andern, wer sind sie? Seine Dienstleute. Sollten diese ihre Herren in der Gefahr verlassen? Oder arme Leute, die, Weib und Kind daheim zu nähren, um Kriegssold dienen? Wollt Ihr sie tödten, dieweil sie sich anders nicht zu helfen wußten? Oder Unterthanen der Stadt Zürich, welche ihrer Obrigkeit gehorchten und für sie stritten. Ist das todeswerth? Eidgenossen, fürchtet Gott! Gedenket Eurer eigenen Armen daheim, Eurer Unterthanen und Verwandten!"

Als Holzach schwieg, lief ein dumpfes Gemurmel durch die Versammlung, vermischt mit Getöse der Harnische und Waffen. Viele riefen dem Holzach Beifall. Aber die große Menge fluchte. „Sie haben uns mehr Leute getödtet," hieß es, „als wir ihnen zu tödten haben. Sie müssen sterben, Alle sterben!"

„Butz und Benz, Alle müssen daran!" brüllte der, welcher zuerst zum Tode gerathen hatte, und die blutgierigen Haufen, besonders die von Schwyz und Unterwalden, brüllten ihm nach.

Reding aber wandte sich gegen den Hauptmann Holzach und schrie: „Bei Gottes Wunden, Holzach, wer wie du redet, ist ein heimlicher Züricher!"

„Fürwahr!" rief Holzach mit lauter Stimme: „Ich bin ein Eidgenoß und biderb, so sehr, Reding, wie du und alle die Deinen, und habe zu Ehren der Eidgenossen Rath gegeben. Itelhans, wahre dich, denn unschuldiges Blut schreit zum Himmel!"

„Ich merk' wohl an deiner Rede," fuhr ihn der Landammann von Schwyz an, „daß dir noch eine Feder vom Pfauenschwanz am Steiße steckt!"

Da geriethen Beide grimmig an einander, daß man ihnen mit Gewalt Frieden gebieten mußte. Aber in der Versammlung haderten blutdürstiger Zorn und Menschlichkeit, Rache und Edelmuth. Ein Partei überschrie die andere; keine hörte die andere. Es war unter den Schlachthaufen eine Bewegung, ein Getöse, als wollten sie alle die Schwerter wider sich selbst zucken.

Als Reding die Uneinigkeit sah, bat er um Stille. Sie wurde nach langem Rufen bewirkt. „Sei es denn!" rief er: „So mögen die Leute aus dem Amt Greifensee das Leben erhalten; aber der Wildhans und die Andern müssen sterben. Dabei bleibt's."

„Heuchler, so saufe dich denn satt im Blut!" schrien einige Stimmen: „Gott fordert dich vor sein Gericht! Ueber dein Haupt die Blutschuld!"

„Keine Schonung! Alle, Butz und Benz! Alle müssen daran!“ brüllten plötzlich tausend Kehlen durch einander.

Da entstand allgemeine Stille. Der Kreis öffnete sich. Ein Zug von wankenden Greisen an Stäben, Jungfrauen, Weibern mit Kindern an den Händen oder Säuglingen an der Brust, schwankte laut weinend mit herzzerschneidendem Jammer daher. Es waren die Väter, Mütter, Söhne und Töchter der Gefangenen aus dem Amt Greifensee. Einige derselben sanken ohnmächtig zur Erde nieder, als sie ihre Verwandten, bleich und mit kreuzweis gebundenen Händen, dastehen sahen. Andere fielen auf die Knie und streckten wehklagend mit flehenden Geberden ihre Arme gegen die eisernen Reihen aus. Andere rangen unter kläglichem Gewinsel die Hände zum Himmel. Das Geschrei Aller drang in die Wolken empor, aber nicht in die verpanzerten Herzen der Krieger.

Da erhob der Wildhans seine gewaltige Stimme und sprach zur Gemeinde: „Tödtet mich, Männer! Aber was haben diese hier verbrochen?“

„Fort, fort mit ihnen!“ schrien die Haufen: „Hinaus mit dem Weiber- und Kinderpack!“ — Als wenn eine ganze Meeresfluth über das Gebirg mit betäubendem Donner herniederrauschte, so furchtbar war der Sturm von tausend und tausend Stimmen unter dem Geprassel der Waffen und Harnische. Man schleppte die Jammernden hinweg. Ihr Zetergeschrei drang weit umher. Man hörte es noch in der Ferne.

Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, gebot Reding, über Tod und Leben abzustimmen. Es entstand tiefe Stille. Er setzte zuerst ins Mehr den Tod.

„Der Teufel hat den Itelhans durstig gemacht nach der armen Leute Blut!“ tönte eine gellende Stimme. Aber wie es still ward, sah man die Hände der Tausende schauerlich für den Tod Aller emporgestreckt. Darauf gingen Viele aus der Gemeinde

hinweg, die an der Blutschuld keinen Theil haben wollten; Viele fluchend, Viele mit thränennassen Augen. Aber Reding blieb und sagte zu den Umstehenden: „Wenn das öffentliche Wohl nur durch Schrecken zu behaupten ist, soll es der Mann von Herz nicht fürchten.“

Der Scharfrichter von Bern trat in den Kreis und entblößte sein breites Schwert, welches im Licht der schon niedergehenden Sonne, wie ein blutrother Strahl, schimmerte. Den Gefangenen aber näherte sich, mit Kreuz und Rosenkranz, ein hagerer, langbärtiger Mönch, ihnen die letzte Beichte abzunehmen. Sie standen düster, stumm und fast sonder Bewegung, Alle noch die Hände kreuzweis gebunden, in einem Haufen beisammen. Einige schienen still mit den Lippen Gebete zu sagen; Andere schossen grimmige Blicke auf ihre Mörder, unter tiefgesenkten Augenbraunen, hervor; Andere trugen im starren, entstellten Antlitz das über sie gekommene Todesschrecken zur Schau; Andere, doch die Wenigsten nur, zeigten unerschütterlichen Muth ohne Trotz, und Ergebung in das entsetzliche Schicksal, ohne Verzweiflung.

„Männer!“ redete sie der Herr von Landenberg an: „Der Allmächtige will's, was geschieht; der Allwissende sieht's! Ich hab' in Eurer Mitte gelebt, an Eurer Spitze gefochten. So will ich gern mit Euch sterben und der Erste in den Tod gehen!“ Dann wandte er sich zum Scharfrichter und sagte zu ihm: „Meister Peter, verrichte dein Amt!“ — Er kniete nieder, warf einen Blick gen Himmel, schloß die Augen und sein Haupt fiel.

Da ward Grabesstille weit umher. Eine schwarze Wolke legte sich über die Abendsonne und warf weiten Schatten über Thal und Berg. Isenhofern durchzuckte ein Schauer. Sein Haar sträubte sich empor. Er war bisher mit vieler Fassung Beobachter des gräßlichen Schauspiels gewesen. Als aber Wildhans in seinem Blute fiel, da entwich ihm schier die Besinnung. Er stierte düster vor sich hin, und bemerkte nicht, daß auch der zweite, auch der dritte

seiner Schicksalsgenossen, nachdem jeder zuvor gebeichtet, den Tod empfangen hatte. Jählings störte ihn aus seiner Verlorenheit ein seltsames Geräusch, ein leises, allgemeines Flüstern, auf. Die Augen aller Anwesenden waren gen Himmel gerichtet. Es flog eine schneeweiße Taube über den Blutplatz; ihr folgte eine zweite; dieser eine dritte, dann mit glänzenden Fittigen ein ganzer Flug unter den dunkelgrauen Wolken, als wären sie, wie Zeugen der Unschuld, gesandt worden.

Der Scharfrichter sah es, senkte das Schwert gegen die blutige Erde, und wandte sein Antlitz zum Itel Reding, als erwarte er von diesem den Befehl zur Schonung der Uebrigen. Der Landammann aber erhob die Stimme und sprach: „Fahr' fort! Muß ein Anderer statt deiner kommen, so fängt er bei deinem Kopf an."

Die Hinrichtungen begannen von neuem. Noch einmal durchbebte Isenhofern ein Frostschauer, als sein Blick von ungefähr auf den Freiherrn von Sax fiel, der sich eben dem Mönch zum Beichten näherte. Kaum war der schöne Jüngling noch zu erkennen. Das ehemalige Lächeln seiner Augen und Mienen war in einer leichenhaften Starrheit aller Züge untergegangen; er hatte ein Gesicht wie aus bleichgelbem Wachs gebildet. Vom Mönch zurückkehrend, schwankte er langsam an Isenhofern vorüber und sagte mit eintöniger Stimme: „So sterb' ich im Purpur, wie geweissagt ist." — Zween Männer führten ihn fort. Wie er wegging, schien sein Antlitz erdgrau, sein Mund bleifarben. Er kniete. Sein Haupt fiel.

Schon lagen die entseelten Leichname neun an der Zahl beisammen. Da stellte der Scharfrichter den zehnten Mann besonders: „Laut Kaiserrecht gebührt bei großen Hinrichtungen der Zehnte dem Nachrichter!" sagte Meister Peter von Bern. „Aber bei uns gilt Landrecht, nicht Kaiserrecht!" fuhr ihn der Landammann an: „Thu', was deines Amtes! Schweig', Klaffer." —

Er hatte kaum diese Worte beendet, ließ sich aus den Haufen des Kriegsvolks abermals die gellende Stimme hören: „Itelhans! Nicht Kaiserrecht, nicht Landrecht wird dich treffen, aber Gottesrecht wird dein Blut vergießen, wie du heut' Blut vergießest*)."

An Isenhofern schien alles Todesgrauen vorüber gegangen zu sein, als er das Haupt des schönen Hinz fallen gesehen hatte. Der Aufruhr seiner Natur war gestillt, sein Gemüth wieder in gewohnter Kraft aufgerichtet. Er sah gelassen dem Blutwerk zu, und eine stille Freudigkeit, im Gedanken an ein unsterbliches Dasein geboren, erhob ihn über die Schrecken der Gegenwart.

„Seid Ihr nicht Meister Isenhofer von Waldshut?" fragte ihn Jemand von hinten. Als er dies hörte, schickte er sich munter an, zum Mönch hinüber zu gehen und die Beichte abzulegen; denn er glaubte, man rufe ihn. Er ward aber von dem Frager am Arm zurückgehalten und mit den vorigen Worten angeredet; dann, als er geantwortet, wurde er durch einen unbekannten alten Mann in einiger Entfernung von den Uebrigen seitwärts geführt.

„Was habt Ihr mir noch zu sagen?" fragte ihn Isenhofer.

„Ihr sollt auf diesem Platze stehen," erwiederte der Alte, „und die Stätte nicht verlassen, bis man Euch fordert. Ich sag' Euch, lieber Herr, gehorchet."

„Von wem kömmt der Befehl?" fragte Isenhofer.

„Ei nun, gleichviel das!" stotterte der Alte etwas verlegen; setzte dann aber leise hinzu: „Er kömmt vom Freihof von Aarau." Damit begab er sich eilfertig hinweg in die Volkshaufen.

Isenhofer war verwundert, daß man ihm in seiner Todesstunde den seltsamen Auftrag überbrachte. Sein Geist sagte dem edeln Gangolf, welchen er ungemein lieb gewonnen, das Lebewohl. Dann

*) Er ward im August 1466 zu Schwyz von einem unbekannten Menschen erstochen. Zwei Stunden nach dem Stiche starb er.

stieg sein Gedanke wieder über die Welt empor, betend zum Urheber seines Daseins.

Das Häuflein der dem Tode Geweihten ward immer kleiner. Mehrmals ruhte der Scharfrichter und sah mit jämmerlichem Blick auf Reding. Dieser winkte zur Fortsetzung des Werks. Vierzig Leichen lagen neben einander gereiht auf dem Boden. Das Blut floß zusammen; der Wiesengrund trank es nicht mehr. Als der fünfzigste Mann fiel, war's schon nächtlich dunkel geworden. Der Scharfrichter sprach: „Ich kann nicht mehr sehen!“ Reding entgegnete: „Man wird dir zünden, Petermann!“ Und er befahl, Fackeln herbei zu bringen. Ihr flatterndes Licht warf über die bewaffneten Zuschauer, über die Leichen im blutigen Grase, über die noch vorhandenen Opfer einen düstern Schein. Als das neunundfünfzigste Haupt zur Erde fiel, war es volle Nacht. Die meisten Zuschauer hatten sich schon verloren. Als der sechszigste Mann zum Scharfrichter begleitet wurde, begab sich auch Itel Reding hinweg; es sei, daß er selber des wüsten Schauspiels müde, oder von andern Geschäften abgerufen war.

Sobald man seine Abwesenheit bemerkte, lösete sich der Ring der Zuschauer auf, und Alles ging durch einander, wie wenn die Handlung beendigt wäre. Petermann von Bern warf das blutige Schwert zur Erde und trocknete den Schweiß vom Gesicht. Man zog nach allen Seiten davon. Isenhofer fühlte seine Hände berührt, und das Seil, welches sie band, aufgelöset. Der Alte, welcher ihn auf die Stätte, wo er stand, hingeführt hatte, nahm ihn von da mit sich zu dem nahen Dörfchen Mänikon.

19.

Die Hütte am Katzensee.

„Gott sei mit all' seinen Heiligen gelobt und gepriesen!" rief der Alte, der wie ein rascher Jüngling lief: „Meister, Euch hat der Himmel wohl gewollt. Nur noch dreizehn sind übrig geblieben. Eilet, eilet von dem verfluchten Ort hinweg. Jesus, Maria und Joseph, ich sehe noch immer Petermanns Schwert und wie er so kläglich zum Landammann hinschaute, wenn wieder ein Rumpf vorwärts gefallen war."

„Wohin bringt Ihr mich?" fragte Isenhofer.

„An guten Ort, fraget doch nicht!" rief keuchend der Alte: „Ich mußt' Euch ja auf den Rettungsplatz da hinstellen, wo Ihr einer von den Letzten wäret. Petermann that auch sein Theil, zog das Blutwerk in die Länge; der alte Mönch desgleichen. Man hoffte Erbarmen von der Zeit: der Itelhans hatte keins. Gott sei gelobt in Ewigkeit!"

Damit lief der Alte in einen Stall, zunächst dem Dorfe, führte zwei gesattelte Pferde hervor. Auf das eine hieß er Isenhofern sitzen, auf das andere schwang er sich selbst; dann ritt er im scharfen Trab davon, Isenhofer ihm nach. Dieser bemerkte, so viel es die Eile der Reise und das zweifelhafte Sternenlicht gestattete, daß sie beide denselben Weg machten, auf welchem er von Zürich vor vier Wochen mit dem unglücklichen Freiherrn von Sax nach Greifensee gekommen war. Es währte aber kaum eine starke Stunde, so ward ihm die Gegend wild und fremd. Der Weg lief rauh bergauf, bergab, bald durch Bäche, bald durch Waldgestrüpp; verlor sich, fand sich wieder und mied die bewohnten Ortschaften. Umsonst trachtete Isenhofer, seinem Führer Rede abzugewinnen. Der ritt auf seinem behenden Klepper stumm vor

ihm her durch die Nacht, immer im strengen Trotte. Die nächtlichen Gestalten der Felsen und Baumstämme wanderten links und rechts, wie eilende, finstere Gespenster, vorbei.

Es mochte um Mitternacht sein, da brach der Mond hinter Gewölken hervor, indem er sein blasses Licht über Waldhügel und den zitternden Spiegel eines Sees warf. In nicht großer Entfernung schimmerte röthliches Licht, wie von einem erleuchteten Fenster. Der Alte nahm in geradester Richtung über feuchte Wiesen dahin den Lauf. Rechts rauschte der Wind durch Schilf und Binsen im Moor, links auf einem Hügel ragten im Mondglanz Thurm und gebrochene Mauern eines Schlosses. Vor einer ärmlichen Hütte, unter deren niedrigem Strohdach das erleuchtete Fenster strahlte, sprang der Alte vom Rosse.

„Wo sind wir?“ fragte Isenhofer.

„Gott sei gelobt, bei meiner Schwester am Katzensee!“ antwortete jener: „Nun können wir ruhen. Steigt ab.“

Es trat ein Knabe aus der Hütte, hinter ihm ein altes Weib.

„Bist du's, Hemman?“ rief das Weib: „Jesus Maria, mir ward schon bange um dich, Brüderlein.“

„Das war aber auch ein Ritt!“ sagte der Alte und streckte die steif gewordenen Glieder: „Hör'! der gestrenge Herr ist doch bei dir, hoff' ich?“

„Schon lange vor Nacht kam er,“ antwortete jene: „wollt' aber nicht essen, nicht trinken. Halt' dich fein still. Er sitzt im Winkel am Tisch und nickt ein wenig; wollte nicht aufs Lager, bis er dich gesehen.“

„Felix,“ rief nun wohl zufrieden der Alte dem Burschen zu, „die Rosse sind erhitzt, führe sie auf der Wiese um, bis ich wieder zu dir komme.“

„Bist du es Hemman?“ rief eine Stimme durchs Fenster, die Isenhofer wohl kannte. Es war die Stimme des geharnischten

Ritters, der vorige Nacht ihn und andere Gefangene bewacht hatte. „Bist du es, Hemman? Langst du allein an?"

„Nein, mein allerliebster, gnädiger Herr!" schrie der Alte zurück gegen das durchsichtige Fenster: „Alles ist wohl gelungen. Er ist gerettet!" Bei diesen Worten ergriff der Alte Isenhofers Hand und führte ihn in die Hütte. Eine vom Küchenrauch geschwärzte niedere Stubenthür öffnete sich. Isenhofer trat in ein enges, kaum sechs Fuß hohes Gemach, das zum vierten Theil von einem gemauerten, breiten Ofen ausgefüllt war. An einem dicken Tisch, von Tannenholz gezimmert, der fast die Hälfte des kleinen Raums der Wohnung einnahm, saß beim Schimmer der dampfenden Oellampe ein betagter Herr, dem Freude aus dem Antlitz lachte.

„Willkommen, Meister Isenhofer, ins Leben!" rief derselbe und streckte in froher Bewegung beide Hände nach ihm über den Tisch: „Wie starret Ihr mich doch an, als wär' ich ein Gespenst! Möget Ihr Euch mein nicht mehr erinnern?"

Allerdings war Isenhofer überrascht. Denn er erkannte, nach einigem Besinnen, Herrn Rüdiger Trüllerey, den er im Freihof zu Aarau, freilich in nur jedesmal kurzen Erscheinungen, gesehen hatte.

„Wie nun lief's auf der Wiese von Nänikon ab?" fragte der Ritter weiter: „Erzähle mir du, Hemman, denn der Meister von Waldshut ist von seinem Entsetzen noch nicht genesen. Aber Petermanns scharfe Klinge stand ihm schon nah' am Genick. — Else! Wo ist die alte Else? Nun tische deinen Karpfen auf, Else, und vom guten Klosterwein der Herren von Wettingen!"

„Ritter!" sagte Isenhofer, und seine Augen glänzten feucht, und gerührt drückte er die Hand des frohen Greises: „Ihr also seid mein rettender Schutzgeist gewesen?"

„Das nun wohl nicht!" erwiederte der greise Rüdiger: „Mei-

ster, du warst der Einzige, den ich von allen Gefangenen aus Greifensee kannte. Da wir Andern nun den Tod Aller unvermeidlich sahen, traten wir aus dem Kreis und beredeten uns. Es waren eitel wohlgesinnte Herren von Bern, Zug, Luzern. Sie wurden einig, in den Gang des blutigen Geschäfts auf alle Weise so viel Langsamkeit zu bringen, daß bei Einbruch der Nacht noch kaum die Hälfte der armen Sünder abgethan sein sollte. Dann wollte man den Uebrigen, wo sie bis zum Morgen in Verwahr gethan waren, durch List oder Gewalt zur Freiheit helfen. Nun empfahl ich Euch dem Hauptmann von Glarus, der im Kreise Wacht hielt über die Todesopfer, daß er den armen Meister von Waldshut zu den Letztern in der Reihe stelle. Das war Alles. Ich hinterließ darum den Hemman mit guten Rossen und ritt hieher, um nicht das Elend von Nänikon zu sehen und um auf jeden Fall Euch sichere Herberge zu bereiten. Nun, Hemman, erzähle du! Wie wurden die armen Leute aus den Krallen des Itelhans erlöset?"

Der alte treue Diener Rüdigers verbeugte sich tief, und berichtete mit umständlicher Breite, wie er zum Hauptmann von Glarus gekommen; wie dieser ihm befohlen habe, selber den rechten Mann unter den Gefangenen auszusuchen und zu stellen; dann wie nach der Entfernung des Landammanns Reding weiter keine Ordnung geherrscht, und jeder von denen, die noch hingerichtet werden sollten, seinen guten Freund gefunden habe.

Während dieser Erzählung hatte Mutter Else gar rührig den geräumigen Tannentisch mit Brod, Emmenthaler Käse, Wein in zinnernen Kannen und gekochten, gebratenen, gebackenen Fischen besetzt, welche eben sowohl den Reichthum des Katzensees in seinen verschiedenen Fischgattungen, als die Kunst der alten Else darthaten, sie schmackhaft zuzubereiten.

„Laß' dir's wohl sein!" sagte der greise Rüdiger zu Isenhofern:

„Else hat mir lange im Freihof zu Aarau die Küche bestellt, bis sie das Weib des Wettinger Klosterknechts ward, auch da hat sie nichts verlernt. Das wissen die geistlichen Herren zu ehren. Bei jedem großen Schmause in der Fastenzeit muß Else noch heut' zur Hilfe in die Klosterküche. Vor allen Dingen, Meisterlein, versuch' hier den Karpfen an der braunen Brühe mit Zwiebeln und Mohrrüben! Er wird dir besser schmecken, als das magere Henkersmahl von diesem Morgen."

Der Gast ließ sich nicht lange bitten. Nüchtern seit dem Frühstück, hatte der Stand auf dem Richtplatz, dann der scharfe Ritt von fast sechs Wegstunden seine Kräfte zur gänzlichen Neige gebracht. Wie aber diese bei der nahrhaften Kost und dem goldhellen Rebensaft vom Markgrafenland allmälig zurückkehrten, gewann er auch die Lust zum Gespräch und seine eigenthümliche Laune wieder.

„Fürwahr," sagte er, „der Mensch ist ein gemeines Uhrwerk, das seiner Zeit aufgezogen sein will, wenn's gehen soll. Hat der Magen sein Gewicht, läßt sich das Glockenspiel der Zunge lustig hören, und der Verstand, als Zeiger, weiset die rechte Stunde. Meine Augen sehen nun selbst die heutige Mörderei bei Nänikon schon anders an, als diesen Mittag."

Auf Rüdigers Begehren mußte Isenhofer berichten, durch welche Umstände er zum Wildhans gekommen und in dessen Schicksale verflochten worden sei. Der alte Ritter hörte ihn mit Vergnügen, und gewann immer größeres Gefallen an dem sonderbaren Mann, der so richtig und redlich urtheilte und auch noch über die schreckensvollsten Augenblicke seines Lebens Scherze fallen ließ.

„Doch heut' ist dir," sagte Rüdiger, „bei Petermanns Arbeit das Lachen schwer geworden?"

„Wie Ihr's nehmen wollt, gestrenger Herr!" antwortete Isenhofer: „Ich mag ein ernstes Gesicht gewiesen haben, wenn sich

das Leben gegen das Sterben in mir sträubte. Aber meine Seele lachte zum Himmel. Ich würde so ruhig vor Petermann ins Gras gekniet sein, wie jeden Abend ins Nachtlager, wenn ich's besteige. Auf der Wiese von Nänikon, nicht eine Spanne stand ich da näher dem Tode, als an diesem Tische. Möge d'rum der liebende König des Lebens walten, der uns hieher schickt und wieder abruft, und es nimmer böslich meint, weder das eine noch das andere Mal."

Rüdiger setzte, als Isenhofer diese Worte sprach, den schon gehobenen Zinnbecher wieder auf den Tisch und sah den heitern Redner ganz unerwartet mit derselben Verstorbenheit des Blicks, mit demselben Todesernst an, wie er zum ersten Male im Thurm Rore gezeigt hatte. Isenhofer erschrak beim Anblick der Verwandlung, und wollte eben den Mund öffnen, ihn zu fragen, ob ihm unwohl sei? als jener, wie warnend, die Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger um etwas hob und eintönig sagte: „Der eifrige, starke Gott, der die Sünden der Welt heimsucht . . . !"

„Das ist der Priestergott, nicht der Gott des Heilandes, zu dem wir rufen: „Abba!" entgegnete Isenhofer.

„Wie?" rief der Alte: „du hattest auf dem Richtplatz vor wenigen Stunden keine Furcht, vor sein Angesicht zu treten?"

„Mit nichten!" erwiederte der Waldshuter: „Glauben, Liebe, Hoffnung! Wir stehen auch jetzt vor diesem Gottes-Angesicht."

„Dem Schuldbeladenen ist's verhüllt in tausend Finsternissen!" sagte der Greis und ließ die noch immer gehobene Hand zitternd sinken.

Isenhofer ward verlegen. Er sah, daß Herr Rüdiger in seine vorige Schwermuth zurückgesunken war. Er wollte dem Gespräch eine heitere Wendung geben. Doch wagte er keinen Scherz beim Anblick dieses schreckhaften Gesichts, welches immer starrer und leichenhafter ward. Ohne Zweifel quälte den Greis ein Geheimniß. Isenhofer empfing durch Rüdigers seltsame Reden davon Ahnung,

und beschloß, wenn es möglich sei, zur Beruhigung des Mannes beizutragen, dem er sich so viel verpflichtet fühlte.

„Erlaubt mir," sagte er, „ein wenig unbescheiden zu sein, Herr Rüdiger. Ihr glänztet eben erst in der freudigsten Stimmung. Warum vertauscht Ihr nun so plötzlich das Freudenkleid, welches Euch so wohl anstand, mit dem Trauermantel?"

Rüdiger saß starr da, mit in sich zurückgewandten Sinnen. Er schien nichts zu vernehmen.

„Ich sollte denken," fuhr jener fort, „heut' mehr, denn jeden andern Tag müsse der ganze Himmel in Eure Seele hineinlächeln, da Eure Menschenliebe eines Menschen Leben rettete."

Rüdiger verrieth durch keine Bewegung, daß Isenhofers Rede zu seinem Ohr gekommen sei. Die ganze Gegenwart schien dem Alten verloren, dessen Leib wohl in der Fischerhütte, dessen Geist in anderer Gegend war.

„Mich dünkt, Herr Rüdiger, Euch wandelt ein übler Zufall an!" sagte Isenhofer nach einer langen Stille, in welcher er den Greis nicht ohne Grauen und Furcht betrachtete: „Eure Gesichtsfarbe ist anders geworden. Eure Augen und Wangen scheinen eingesunken. Ihr seid krank. Wollt Ihr Euch mir vertrauen? Ich war zu Bologna und Paris, unter großen Meistern, der Arzneikunst obgelegen. Laßt wissen, wie Euch ist? wo Ihr den Schmerz fühlt? Schon zu Aarau im Freihof bemerkt' ich, daß Eure Gesundheit schwer erschüttert sei. Reicht mir Eure Hand. Der Puls wird mir mit seinen Schlägen sagen, ob nicht vielleicht ein schleichendes Fieber an Euerm Leben zehrt."

Als Isenhofer Rüdigers Hand ergriff, den Puls zu suchen, wandte Rüdiger stillschweigend und wie träumend den Kopf nach ihm, zog die Hand zurück, stand rasch auf hinterm Tisch, ging hervor, und im engen Raum des Gemachs unruhig auf und ab. Auch Isenhofer erhob sich und folgte dem Alten lange mit den

Augen. Dann redete er ihn abermals an und sprach: „Macht mich glücklich. Ich habe eine schwere Schuld abzutragen."

Rüdiger blieb bei diesen Worten vor Isenhofern stehen, seufzte und sagte: „Eine schwere Schuld? Du, Meister?"

„Die Schuld eines ganzen Lebens!" antwortete Isenhofer.

„Und kannst sie nicht mehr abtragen?" fragte Rüdiger, mit düsterm, forschendem Blick.

„Wohl kann ich's, wenn Ihr nur wollt!" antwortete jener: „Ich bin Euch die Lebenstage schuldig, die mir noch vergönnt sind. Ohne Eure Sorge läge diesen Augenblick mein Leichnam bei den neunundfünfzig Enthaupteten auf der Wiese zu Nänikon. So gestattet mir, erkenntlich zu sein, und dies Leben, das ich Euch danke, dem Dienst und Wohl des Ewigen zu widmen, ja, wär' es nöthig, für das Eurige zu opfern."

Herr Rüdiger schüttelte den Kopf, setzte den unruhigen Gang im Gemach wieder fort, hielt dann wieder vor Isenhofern still und sagte: „Gut, gut! Ich will. Mach' eine Wallfahrt mit mir gen Rom."

— Warum nach Rom?

„Daß ich meine Ruhe finde an den Schwellen der heiligen Zwölfboten, wenn mir der Himmel es versagt, meinen Frieden anderswo zu finden."

— Wer könnt' Eure Ruhe nehmen oder genommen haben?

„Die Hölle."

— Das kann sie nicht, Herr Rüdiger.

„O sie kann's! Sie streckt ihren scheußlichen Arm tief hinein in mein Leben. Glaub' mir's! — Geh' schlafen. Heut' nichts mehr. Ziehst du mit mir im Land umher oder nach Rom?"

— Wohin Ihr wollet. Aber darf ich . . .

„Morgen, Isenhofer, du mußt es wissen, sollst es hören. Geh' schlafen. Sieh', im Kämmerlein hier ist uns gebettet. Ich folge

dir bald nach. Geh' schlafen. Damit öffnete der Ritter das Seitenkämmerlein, wo der Erdboden mit frischem Stroh belegt und mit grobem, doch sauberm Linnen bedeckt war.

Isenhofer gehorchte und warf sich auf dies Lager. Rüdiger verschloß die Kammer. Isenhofer hörte ihn aus dem Zimmer gehen und aus der Hütte. Er wollte ihm nacheilen, denn es ward ihm für den Greis bange. Doch gab er den Vorsatz wieder auf, in Besorgniß, dem Ritter mißfällig zu werden, oder durch Zudringlichkeit ein eben ankeimendes Vertrauen zu zerstören. Er erwartete ihn lange vergebens und entschlummerte. Der schicksalschwere Tag mit seinen Wechseln hatte die Kraft des Mannes erschöpft.

20.

Die Erzählung.

Spät Morgens erwachte Herr Isenhofer von einem langen und tiefen Schlaf. Das Gestrige war durch den Zauber desselben zum schattenhaften Traum geworden, der neben Glanz und Wärme der Gegenwart, erbleicht und werthlos, zurückzutreten begann. Selig der Mann, welcher einer Gegenwart lebt, und sie nicht in Sehnsucht oder Klage um das Vergangene vergißt, oder sie leichtsinnig gegen Hoffnungen des Künftigen wegtauscht.

Keine Spanne weit von sich ward er auf dem Strohbett an seiner Seite den Greis gewahr, gestiefelt und gespornt, aber in einen braunen, groben Wollmantel gewickelt, dessen Kutte, von hinten über den Kopf gezogen, die Stelle einer Kappe versehen mußte. Neben demselben lag das entblößte Schwert. In den auf der Brust gefalteten Händen hing ein Rosenkranz. Blässe hatte die scharfen Züge des Antlitzes überflossen. Er glich einem zur Schau gelegten Todten, der, obwohl Ritter, nach damaliger Sitte

der Frömmigkeit, in einem Mönchskleid zur Erde bestattet werden sollte.

Doch bei Isenhofers erster Bewegung schlug auch Herr Rüdiger Trüllerey die Augen auf. Man begrüßte sich mit freundlichen Wünschen, ordnete den zerstörten Anzug, wusch Kopf, Bart, Hals und Hände im kalten Wasser; that seine Morgengebete und entnüchterte sich durch einen kräftigen Imbiß, während die geschäftige Else mit tausend Worten die schlechte Bewirthung entschuldigte.

Als sie darauf vor die Hütte hinaustraten, die Reinheit und Frische des Maimorgens zu athmen, sprach Herr Rüdiger: „Freund, du versprachst, mein Wandergefährte zu werden, mich sogar nach Rom zu begleiten. Ich entlasse dich des Wortes, wenn es dich gereut.“

„Nein,“ erwiederte Isenhofer, „entbindet mich der Zusage nicht, insofern sie Euch gefällig kam. Ich hab' Euch eine große Schuld abzutragen, und bin froh, diese Blutbühne des gräuelhaft geführten Krieges nicht länger zu sehen. Ihr aber werdet Euch erinnern, daß Ihr mir das mitzutheilen verhießet, was Euch bedrängt und zur Fahrt nach den heiligen Gräbern treibt.“

„Das hab' ich Niemanden noch offenbart!“ sagte der Alte ernst: „Meister, ich hab' zu dir Zuversicht gewonnen, wie noch nicht leicht zu einem Sterblichen. Was ich dir anvertrauen will, wird selbst Gangolf, mein Sohn, erst vernehmen, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Du hingegen gelobst mir Verschwiegenheit, bis ich im Grabe liege.“

Isenhofer streckte die Hand zum Himmel und sagte: „Bei Gott und seinen Heiligen allen!“ Dann reichte er dieselbe Hand bekräftigend dem Ritter.

Beide gingen in Gesprächen über die feuchten Wiesen gegen den Berg, auf dessen Rücken hoch über dem Thale das Städtlein Regensberg im Sonnenlichte glänzte. Daneben streckten, schwarz

und rußig, Thurm und gebrochenes Gemäuer des ausgebrannten alten Schlosses Regensberg ihr Gestein in die Luft, ein Bild schauerlicher Wehklage über der Menschen Wahnsinn. Es war erst vor zwölf Monaten von den Eidgenossen zerstört worden, nachdem es in ehrwürdiger Herrlichkeit beinahe fünf Jahrhunderten Stirn geboten hatte.

Die Sonne stand schon hoch. Die Lustwandelnden suchten am Bergabhang einen Schattenplatz unter wilden Birnbäumen. Vor ihnen, hinter den grünen Wiesen, zog spielend der Morgenwind im beweglichen Spiegel der Zwillingsseen weitgekrümmte Furchen. Isenhofer hatte bisher von seinen Reisen in Deutsch- und Welschland, von seinen Verhältnissen zu den Falkensteinern, von seiner ersten Bekanntschaft mit Gangolf, von Ursula's Untreue, von dem stürmischen Rittertag zu Seckingen und dem Tode des Freiherrn von Sax erzählt. Der greise Rüdiger, welcher ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, seufzte und sprach: „So mög' es sein. Er ist ein starker und eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern! Der Glanz meines alten Hauses ist erloschen. Gangolf muß, als ein armer Söldner, durch die Welt ziehen, bis er dem Tode begegnet. Ich hoffte noch, daß er sich durch Verbindung mit dem Hause Falkenstein aufrichten werde. Nun ist auch das vereitelt!"

— Wollet Ihr für den Gangolf Kummer leiden, dem sein Arm und sein Herz Ueberfluß gewinnen, sobald er ihn will? sprach Isenhofer: Erbe dereinst Eurer Güter und . . .

„Nein," unterbrach ihn rasch Herr Rüdiger: „Er hat kein Erbe. Er wird Bettler sein. All mein Besitzthum hat einen andern Herrn. Und entdeck' ich diesen nicht, so fällt Alles der Kirche zu, damit meine Seele Ruhe finde.

— Die Kirche wird das Geld nehmen, die Geistlichkeit wird dabei wohlleben; aber Ruhe gibt nur Gott! sagte Isenhofer lächelnd.

Doch bitt' ich, lasset mich erfahren, wie Ihr die Sache meint. Wer ist der andere Herr, von dem Ihr nicht einmal zu wissen scheint, wo Ihr ihn entdecken müsset?

„Es ist der Freiherr Jörg von End, Herr zu Grimmenstein, im Rheinthal. Hast du jemals von ihm gehört?“ fragte Rüdiger.

— Von manchem Ende, antwortete Isenhofer, aber von keinem Menschen, der sein Ende schon im Namen hat.

„Ich war ein wilder Gesell,“ fuhr der Ritter fort, „zur Zeit, als die Berner, auf Befehl des Kaisers Siegmund und der Kirchenversammlung zu Konstanz, den Aargau einnahmen. Mein Vater hielt mich streng, wie ein unmündiges Kind, doch hatt' ich meine dreißig Jahre damals schon voll. Wir waren selten zusammen eins. Er hielt zu den Bernern; ich mit dem übrigen Adel zum geächteten Herzog Friedrich von Oesterreich. Im Zorn stieß er mich endlich von sich aus, und verbot mir, je wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Ich ging lachend in die Welt hinaus, froh, der Mißhandlungen meines Vaters und seiner magern Kost los zu sein. Ein gutes Pferd, ein gutes Schwert, das war mein Reichthum. Damit hofft' ich mir genug zu erwerben. Ich trieb mich eine gute Weil' umher, anständigen Herrendienst zu finden. Als aber mein geringes Geld zur Neige ging, gerieth ich ins Verzagen. Heimzukehren in den Thurm Rore und des Vaters Gnade zu erflehen, verdroß mich; als gemeiner Soldat und Knecht mit niedrigem Dienst den altadeligen Namen meines Hauses zu beflecken, schämt' ich mich. Da nannt' ich mich Günther von der Weide, entschlossen, des schlechtesten Gewerbes wegen nicht roth zu werden, und müßt' es auch Räubergewerb sein.“

— Wie kamet Ihr zu dem zarten, bürgerlichen Gewissen? sagte Isenhofer: Dies Gewerb ist rein adelich, und eine freie Kunst, vor der kein Kaiser und kein König roth wird, wenn er fremdes Land überzieht. Aber Kleinigkeiten rauben, nur arme Pilger und

Kaufleute überfallen und ausplündern, nun freilich, das ist stinkend. Wie triebt Ihr's?

„Es kam anders!" sagte Rüdiger, dessen ernstes Gesicht zu verrathen schien, er habe an Isenhofers Scherz keinen Gefallen: „Zu St. Gallen in der Herberge, als ich traurig dasaß, redete mich ein reicher Herr an, von etwa fünfunddreißig Jahren, der mit großem Troß von Pferden und Hunden angekommen war, den Abt zu besuchen. Er war schlank und schön, von ungewöhnlicher Größe, prächtig gekleidet, freigebig, lebhaft und gesprächig. Sobald er von mir vernahm, wo mich's drücke — ich erzählte ihm ein Mährchen von Kriegsunglück —, sprach er mir zu: Wohlan, Günther von der Weide, Leute deines Schlages kann ich brauchen. Tritt in mein Gefolge. Dich soll's nicht gereuen! — Das war der Freiherr Jörg von End. Ich folgt' ihm. In manchem Fürstenschloß wohnte nicht so viel Wohlleben und Pracht, als auf der Burg Grimmenstein.

„Nicht Alles ist Gold, was glänzt, sagt's Sprüchwort. Der Freiherr lebte in unglücklicher Ehe und täglichem Streite mit seinem Weibe und Verwandten desselben. Jörg war ein edler Mensch, aber reizbar, stürmisch, jähzornig; seine Gemahlin hingegen ein Ausbund des Schlechtesten, verlogen, verbuhlt, rachsüchtig und verschmitzt. Sie lebte mit einem jungen Edelknecht, der Konrad genannt ward, in heimlicher Unzucht. Sie wiegelte nicht nur ihre Brüder gegen den Freiherrn auf, sondern stiftete selbst zwischen ihm und seinen eigenen Blutsfreunden Todfeindschaft. Er aber, dessen wilden Zorn im Hause Alle fürchteten, hatte Händel mit sämmtlichen Nachbarn weit umher; damals, als ich zu ihm kam, noch Fehde dazu mit einigen Reichsstädten. Sein böses Weib wünschte ihm gern den Untergang.

„Jörg gewann mich lieb. In manchem blutigen Strauß stand ich ihm wacker zur Seite. Er beschenkte mich fürstlich aus jeder

gemachten Beute. Ich wußte mich in seine Launen zu schicken, sein Auffahren zu ertragen. Ich ward sein Freund, sein einziger in der Welt. Mir vertraute er Alles.

„Nun begab sich ein großer Unfall. Es war im Frühjahr 1416, daß sich Junker Jörg nach Konstanz begeben hatte, um mit einigen Prälaten und Herren der Kirchenversammlung Unterredung zu pflegen. Er wohnte aber daselbst in großer Heimlichkeit, denn er hatte Fehde mit der Stadt. Niemand war mit ihm, als Konrad, der Edelknecht. Am Palmabend erhob sich heftige Klage in der Stadt, es hätten die Diener des Freiherrn von End ein Schiff auf dem Bodensee aufgefangen, darin viel Korn und anderes Gut gewesen, das denen von Feldkirch, Konstanz und andern Leuten gehört habe. Schon zuvor hätten des Freiherrn Diener einige geistliche Personen, Bischöfe und Aebte, die zur Kirchenversammlung reisen wollten, angerannt auf den Landstraßen und beleidigt. Der Lärmen war groß in Konstanz. Da ging Konrad der Edelknecht tückisch und verrieth seines Herrn Aufenthalt. Konrad aber entwich dann aus der Stadt über den See. Man eilte ihm jedoch nach, fing ihn und ertränkte ihn im See mit Harnisch und Gewand."

— Wohlgethan! rief Isenhofer dazwischen.

„Als die Botschaft nach Grimmenstein kam, daß die von Konstanz wollten über den Junker Hochgericht halten," fuhr Rüdiger fort, „spottete die Freifrau, und sagte: so ist der Wolf in der Falle! Ich glaube noch heut', daß dies Weib, in Abwesenheit ihres Gemahls, den wüsten Handel ihm zu Leid angestellt habe. Denn er selbst wußte von dem Vorgefallenen nichts. Doch ehrenhalber gingen einige seiner Freunde nach Konstanz, für sein Leben zu bitten. Ich gesellte mich zu ihnen. Sie erreichten beim Rath zu Konstanz ohne große Mühe, daß sein Leben gefristet, seine Burg Grimmenstein aber den Konstanzern eingeantwortet und zerstört werden solle. Bis dahin müsse er gefänglich in der Stadt bleiben,

und dann Urfehde schwören, weder denen von Konstanz noch andern Reichsstädten Leides zuzufügen.

„Wie wir in den Thurm kamen, dem Junker dies harte Urtheil zu hinterbringen, gerieth er in erschreckliche Wuth über seine Dienerschaft und über den Rath von Konstanz. Doch mußt' er sich darein ergeben. Da seine Blutsfreunde von ihm gingen, behielt er mich allein bei sich und sagte: Sie sind allesammt Verräther und Schelmen an mir, die mich verderben wollen. Es soll ihnen allen nicht gelingen. Ich habe wohl noch, daß ich mehr als zwei neue Schlösser, wie Grimmenstein, bauen kann! — Dann fiel er mir um den Hals und sagte: Mein lieber Freund Günther, auf dich allein setz' ich meine Zuversicht, du kannst mich retten. Schwöre mir vor Gott, daß du gehorsam und verschwiegen sein wollest. Ich möchte dir etwas Wichtiges vertrauen. — Darauf that ich auf den Knien einen Eid, nach seinem Willen zu leben."

Hier hörte der greise Rüdiger auf zu erzählen. Er faltete seine Hände krampfhaft vor sich hin. Seine Augen waren halb geschlossen, die Mienen seines Gesichts schmerzhaft verzogen. Es zuckte sein Odem, als wenn er weine; doch entkam seinem Auge keine Thräne. Mit den Lippen sprach er einigemal leise das Wort: „Meineid! Meineid!" aus. Herr Isenhofer betrachtete den alten Mann neben sich mit Grausen und Mitleiden, doch wagt' er denselben durch kein Wort zu stören.

Erst nach geraumer Zeit sammelte sich der Greis wieder und sagte: „Nun, Meister, du sollst ja Alles wissen. Der Freiherr offenbarte mir nun, er habe eine Truhe, nicht nur voll geprägten und ungeprägten Goldes, sondern auch zum Theil voll von Perlenschmuck und edeln Steinen. Er bezeichnete mir den heimlichen Ort in der Burg, wo der Schatz wohl verborgen und verwahrt war, und sagte: Eile nach Grimmenstein und bemächtige dich der Truhe. Bringe sie anher, und wär' ich noch nicht frei, so überantwortest

du sie Niemanden, am wenigsten meinem Weibe, du bewahrst sie, bis ich sie selber von dir abfordere, oder der dir in meinem Namen — hier zog er mir den Ring vom Finger ab — diesen deinen Ring zurückbringt, den ich von nun an bis da hinbehalte. — Nachdem Freiherr Jörg dies gesprochen hatte, eilt' ich, seinen Auftrag zu vollstrecken. Ich fand den Schatz von Grimmenstein und hob ihn am Ostertag, kurz zuvor, ehe die Veste denen von Konstanz eingeantwortet wurde. Ich verbarg mich, weil die Gegend unsicher war, in einer Bauernhütte. Ich sah am Dienstag die Flammen aus der Burg aufsteigen. Wie ich nach Konstanz kam, sagten sie mir, der Freiherr Jörg von End sei losgelassen; man wisse nicht, wo er hingekommen sei."

Rüdiger schwieg hier abermals, als müsse er Kraft schöpfen. Dann fuhr er mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme fort: „Isenhofer, da ward ich vom Teufel versucht und vollkommen überwältigt. Denn ich eignete mir den Schatz zu, floh nach Straßburg, kaufte mir prächtige Kleider, legte meinen falschen Namen ab, und kam gar stattlich wieder gen Aarau in die Veste Rore zu meinem Vater. Als dieser von mir erfuhr, daß ich im Kriege reiche Beute gemacht habe, womit ich sein verpfändetes und verschuldetes Gut frei machen könne, ward er mir sehr hold und gewogen; ließ mich nicht mehr von sich, vermählte mich, und war bis an das Ende seiner Tage ein zärtlicher Vater. Ich aber konnte nicht alle Tage froh sein, wie er. Mein Weib war die zärtlichste Gattin und Mutter, ein Muster christlicher Frömmigkeit. Sie starb heiter, gleich einer Heiligen, und pries das Glück ihres Lebens, das sie in meinem Arm genossen hatte. Ich aber war nicht alle Tage froh gewesen.

„Erst zwanzig Jahre nach der Zerstörung des Grimmensteins forscht' ich, doch heimlich nur, nach dem Loose des Freiherrn Jörg von End. Ich durchreisete die Gegenden im Rheinthal. Ich sah

die Trümmer seiner Veste. Acht Tage lang hatten sechszig Mann arbeiten müssen, um die dicken Mauern zu schleifen. Ich sprach die Verwandten des Freiherrn. Sie besaßen sein Gut. Die Zugehörden von Grimmenstein hatte Ludwig von End dem Spital der Stadt St. Gallen verkauft. Aber Niemand wußte, wohin der Freiherr Jörg gekommen sei, der nach Einäscherung seines Schlosses noch einige Jahre am Bodensee auf seinen Gütern gewohnt hatte, und dann, nach dem Tode seiner ruchlosen Frau, für immer verschwunden war. Einige sagten, er sei in ein Kloster gegangen; Andere, er sei nach Jerusalem auf die Wallfahrt; Andere behaupteten, Reisende hätten ihn im Tirol, als Waldbruder, gesehen.

„Nun aber bin ich auf, ihn zu suchen. Ich weiß, er lebt! — Gottes Erbarmen ist mit mir; will nicht des Sünders Tod, sondern meine Erlösung vom Meineid! — Ja, er lebt. Es ist mir vom Himmel selber offenbart. Nun, Meister Isenhofer, weißt du Alles. Bewahre mein Geheimniß! Du willst mein Gefährte sein. Ich suche den betrogenen, verrathenen Freund, daß ich ihm das Seine zurückgebe. Noch kann ich Alles zurückerstatten. Aber ich und mein Sohn Gangolf sind Bettler. Wir haben nichts mehr. Und sollt' ich seines Todes sicheres Zeugniß empfangen, gehört mein Hab und Gut der Kirche an. In der Trüllereyen Hand soll kein ungerechtes Gut liegen. Ich hab' daheim mein Haus bestellt!“

Hier schwieg der Alte. Meister Isenhofer betrachtete ihn seitwärts, wie er mit in den Schoos gefalteten Händen, auf die Brust niedergesenktem Haupte, bleich und erschöpft neben ihm saß, und sagte dann: „Ritter, Euer Meineid, Euer Verbrechen jagte mir einen Schauder ab. Aber seid getrosten Muthes. Ihr waret ein arger Sünder; schon jetzt seid Ihr das nicht mehr. Ich helf' Euch den unglückseligen Freund suchen, und wär' er am Ende der Welt. Indessen müßt Ihr mir doch sagen, woher Ihr wisset, daß

er noch lebt? Denn unter uns, ich traue den himmlischen Offenbarungen in unsern Zeiten nur halb."

Rüdiger seufzte schwer auf, gab jedoch keine Antwort.

„Sind zum Beispiel bei dieser Offenbarung Kloster- oder Weltgeistliche beschäftigt gewesen?" fuhr Isenhofer fort, indem er die Achseln zuckte und die Unterlippe in die Höhe drückte: „Pah! ich gebe keinen Angster *) dafür. Die Herren treiben heutiges Tages in ihren geistlichen Arzneiladen mit allen überirdischen Dingen Handel für das liebe Geld. Sie können Sünden-Ablaß und Gespenster, Erlösung vom Fegfeuer und Kobolde, Wunder und Teufelsverbannungen, Offenbarungen und Geisterbeschwörungen, kurz Alles feil haben, was man sucht."

„Nichts, nichts!" rief Rüdiger heftig: „Jörg von End ist mir selber erschienen!"

„Wie, er selber?" fuhr Isenhofer mit Erstaunen auf: „Im Traum?"

„Nicht im Traum!" sagte Rüdiger: „O das war kein Träumen! Lebendig war er's. Wie du hier neben mir, so stand er vor mir im Thurm Rore zu Aarau. Es sind noch keine zwölf Wochen, da stand er vor mir."

„Warum denn ließet Ihr ihn von hinnen ziehen, ohne ihm sein Eigenthum zuzustellen?" fragte Isenhofer etwas ungläubig: „Warum müssen wir ihn jetzt suchen? Warum scheint Ihr zu zweifeln, ob Ihr ihn je finden werdet? Die Offenbarung ist mir etwas verdächtig. Verzeiht meiner Thomas-Natur."

„Isenhofer, du wirst nicht mehr so sprechen," sagte der Greis, „wenn du Alles gehört hast. Seit manchem Jahr schon hatt' ich die Edelsteine und das Perlengeschmeide nicht betrachtet; denn ich konnte das nie ohne Zittern. Nun geschah es dennoch. Es sind

*) Eine damalige kleine Scheidemünze.

noch nicht zwölf Wochen seitdem. Mein Sohn Gangolf war auf der Heimkehr von Paris. Und als ich den Reichthum beschaute, gerieth ich in schwere Versuchung; der größte Theil des Goldes war zur Zahlung von meines Vaters Schulden verwendet worden. Aber der übrige Schatz, wem gehörte er? Es gelüstete mich, ihn mir anzueignen; meinem Hause dafür Zehnten und Bodenzinse oder eine Herrschaft anzukaufen, auf daß die Falkensteine sähen, Gangolf sei kein armer Ritter, der sich von ihnen müsse füttern lassen. Doch gelobt' ich der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Klosterfrauen zu Aarau den schwersten Perlenschmuck, daß sie meine Fürbitterin bei Gott werden möge. Ich schrieb der Priorin und dem Konvent der Klosterfrauen wirklich den Uebergabebrief, und gedachte ihn folgenden Tages selber in deren Hofstatt zu tragen.

„Darüber war es Nacht geworden. Als ich zu Bett gegangen und noch nicht ganz eingeschlafen war, ward ich aus dem Halbschlummer geweckt. Denn in der Stube ward ein Geräusch und ich hörte mich bei meinem falschen Namen deutlich und von einer bekannten Stimme rufen: Günther von der Weide! — Ich erschrak außer der Maßen. Ich hielt die Augen verschlossen. Mich fror. Ich wollte mir selber weiß machen, es sei Traumwerk. Darauf ward ich noch einmal gerufen, viel heller, denn das erste Mal. Die Stimme hallte im Thurme wieder. Beim dritten Ruf aber konnt' ich mich selbst nicht mehr täuschen. Der Mund dessen, der mich beim falschen Namen nannte, war hart vor meinem Ohr; ich fühlte seinen eiskalten Odemzug; — ich fühlte — seine kalte Hand fühlt' ich, wie sie sich in meine Brust tief einkrallte, als wollte sie mir das Herz aus der Brust reißen. Ich that einen Schrei vor Schmerz. Ich sprang aus dem Bett. Der Mond im letzten Viertel leuchtete hell über den Hungerberg in mein Gemach."

Isenhofer lächelte mitleidsvoll und hätte den Greis, dessen Gesicht immer verstörter ward, gern beruhigt. „Laßt's gut

sein, sagte er: „also doch zuletzt ein schwerer Traum und nichts weiter.“

„Ein schwerer Traum?“ entgegnete der alte Rüdiger, nestelte dabei Wamms und Leibchen auf, entblößte weit die breite Brust und deutete mit dem Finger auf die Stelle des Herzens. Da sah man noch die Stätte blaugelb unterlaufen, und ringsum fünf Wunden, die geblutet hatten, wie von den Fingernägeln eines Mannes eingeschlagen, alle noch vom verhärteten Blut deutlich gezeichnet. Genau ließ sich die Stelle, wo der Daumennagel gelegen, durch die größere Narbe und ihre gleichweite Entfernung von den vier übrigen Wundmalen erkennen. „Heißt das träumen?“ sagte der Alte mit gedämpfter Stimme, und bedeckte sich die Brust wieder. Isenhofern ward etwas wunderbar zu Muth. Er konnte seine Augen nicht Lügner heißen, und wollte doch seinen Augen zu gefallen nicht den Verstand weggeben.

„Aber nun sah ich ihn ja selber!“ fuhr Rüdiger fort: „Jörg von End saß auf der Eisenkiste, worin die Truhe mit dem Schatz liegt. Der Mond beschien ihn zur Hälfte klar, daß ich jedes Zucken seiner Mienen, jedes Haar seines Kopfes deutlich sah. Ich bin kein Furchtsamer, doch bei dem Anblick empfand ich, daß sich mein Haupthaar vor Entsetzen emporsträubte. Da streckte er die Hand in den Mondschein aus und sagte: Kennst du den hier noch, Günther? — Er zeigte mir meinen Ring, mit dem grünen Smaragd darin, den er mir in Konstanz vom Finger gezogen hatte, und drehte ihn links und rechts im Licht des Halbmondes. Ich erkannte meinen Ring. Nach diesem steckte er denselben wieder an seine linke Hand und sagte: Keinen Stein, keine Perle sollst du von meinem Eigenthum vergeuden, meineidiger Günther, oder ich fordere dir deine Seele. Bilde dir morgen nicht ein, ich sei nicht bei dir gewesen. Morgen hast du zum Wahrzeichen diesen Ring an der Hand. Wo ich aber bin, sag' ich dir nicht. Es ist an

dir, Meineidiger, mich zu suchen. Ich habe dir nun den Sündenfrieden aus der Brust gerissen! — Als ich dies hörte, ging ich zitternd gegen ihn, kniete vor meinem alten Herrn und Freunde nieder und sagte: Seid Ihr es denn wirklich selber, oder ist's Euer abgeschiedener Geist, der wegen des Schatzes umgeht? — Er aber setzte seinen Fuß gegen meine Brust, und stieß mich mit solcher Gewalt, daß ich weit zurückflog, und mit dem Gesicht gegen die Mauer geschmettert, die Besinnung verlor. Ich lag noch Morgens am Erdboden, als ich mein Bewußtsein wieder erhielt. Ich fühlte mich sehr schwach. Die Fußdielen des Gemachs waren weit mit Blut überflossen. Mein Gesicht war blutig. Ich hatte den Schmerz der Wunden auf der Brust. In meinem Gemach lag Alles in unbegreiflicher Zerstörung, und die Uebergabeschrift fand ich zerrissen in meinem Blute."

Isenhofer schüttelte, als der Alte schwieg, ernsthaft den Kopf, wie einer, der mit sich selbst uneins ist. „Indessen könnte es doch Traum, fieberhaftes Delirium mit halbdunkelm Bewußtsein verbunden, gewesen sein!" sagte er zu Herrn Rüdiger: „Euer Geblüt mochte vom Gedanken an die vergangene Zeit, oder vom Schreiben und Nachdenken erhitzt sein. Ihr fühltet Fieberangst, hörtet Stimmen, empfandet Schmerz, kralltet vielleicht bewußtlos unter krankhaftem Weh Eure eigene Faust in Euer Fleisch ein, spranget aus dem Bett, träumtet mit offenen Augen, richtetet die Zerstörung an, während die Einbildungskraft in Fieberwehen Gespenster zeigte, bis Ihr in einer Art Betäubung das Gesicht an der Wand zerschluget, und in starker Verblutung ohnmächtig wurdet. Es könnte doch sein, Herr Ritter; denn Krankheitszustände dieser Gattung gehören nicht zu den unerhörten."

Der Alte verneinte aber mit stillem Kopfschütteln; hob die Hand, und zeigte an derselben einen dicken goldenen Ring, in dessen Kästlein ein grüner, zierlich geschliffener Smaragd mit der Trüllereyen

Wappen zu sehen war. „Da ist der verheißene an meiner Hand wieder!“ sagte Herr Rüdiger: „Vor achtundzwanzig Jahren zog ihn mir Jörg von End ab. Jetzt trag' ich ihn wieder.“

Verblüfft starrte der weltkluge Waldshuter bald den verhängnißvollen Ring, bald den Nachbar an. Sein Verstand zermarterte sich vergebens, den Knoten des grauenvollen Räthsels zu lösen, und behielt doch die feste Ueberzeugung, daß hier Selbsttäuschung oder fremder Betrug obwalte. In diesem Widerspruch mit sich verzog er die Miene zum Lachen über sich selber. Rüdiger bemerkte es mit verdrießlichem Blick und sagte: „Du zweifelst noch an der Wahrheit?“

— Verzeiht, Herr Ritter! antwortete Isenhofer: mein eigener Verstand wird mir lächerlich, wie ein Schulbube, der vor einem Taschenspieler mit Entsetzen Reißaus nimmt. Seid Ihr gewiß, daß Ihr den Jörg von End und keinen Andern in der Nacht bei Euch sahet? Woran erkanntet Ihr ihn sogleich und so bestimmt?

„An seinen Geberden, an seiner Stimme, ich möchte sagen, an seiner Kleidung sogar!“ antwortete Rüdiger: „Er war ganz so, wie ich ihn immer gesehen hatte.“

— Nun denn, schrie Isenhofer lebhaft, so konnte das der Freiherr nicht sein, sondern Eure Einbildungskraft entlehnte dessen Gestalt aus Euerm Gedächtniß. Bedenket Ihr nicht, daß der Mann, welcher vor achtundzwanzig Jahren erst fünfunddreißig alt war, jetzt ein Greis von dreiundsechzigen sein müsse?

Herr Rüdiger ward durch diese einfache Bemerkung sehr überrascht. Er schaute ein Weilchen sinnend, und an sich selber irre geworden, ins Blaue hinaus; dann sagte er halblaut: „Aber dieser Ring! er ist doch wahrhaft der, welchen ich dem Freiherrn gegeben.“

— Und Ihr hattet ihn Morgens nach der Erscheinung am Finger? fragte Isenhofer.

Der Ritter antwortete: „Das nicht! Aber am Abend desselben Tages, als ich unter der Pforte meines Thurmes stand, stürzte ein häßliches Zigeunerweib in den Freihof, das von den Stadtknechten verfolgt war. Es hatte ein Huhn gestohlen. Wegen so unehrbarer Sache wollt' ich der Hexe keine Freistatt gewähren; sie aber betrachtete mich scharf mit den schwarzen Augen, und sagte: Sei gegrüßt, Herr Günther von der Weide; wenn du mich aus dem Freihof stößest, hast du dein Glück verstoßen. Du kennst mich nicht, aber ich dich an der Schramme über der linken Augenbraune. Weißt du, wir sahen uns im alten Bauernhaus, da du die Truhe von Grimmenstein verstecktest, und das Schloß des Jörg von End brannte! — Isenhofer, da erstarrte ich, als das Weib solches sprach. Es nahm meine Hand und betrachtete darin die Linien, und sagte: Du suchst Verlornes, ich bring' es dir, wenn du mich verbirgst und aus den Händen der Verfolger rettest. Du hast Kummer, ich kenne das Kräutlein dafür. — Ich verbarg darauf die Aegypterin in eine verborgene Kammer des Thurms. Da fragt' ich: Wenn du wahr redest, so zeige mir das Verlorne, was ich suche. — Sie übergab mir grinsend den Ring, welchen sie in einem Walde bei Winterthur gefunden zu haben vorgab. Und als ich in sie drang, mir zu sagen, von wem sie wisse, daß er der meinige sei, sagte sie: vom Wappen über der Pforte des Freihofes."

— Die Diebin hat ihn gestohlen! rief Isenhofer: Doch ein seltsamer Zufall — oder wenn Ihr lieber wollt, Werk der ewigen Vorsicht ist's, daß Euch der Goldreif zukam, während Ihr die Nacht zuvor im Rausch des Fiebers Dinge träumtet und sahet, welche Euch beinahe schon dreißig Jahre lang heimlich gefoltert hatten.

„Nenn' es, Meister, wie du willst!" sagte Herr Rüdiger: „Hier aber ist eine furchtbare Hand geschäftig! Auch ich glaubte, die Zigeunerin habe den Ring entwendet, und wem anders, als dem

Freiherrn Jörg? Sie läugnete, selbst als ich mit Folter und Galgen drohte, beharrlich. Doch behauptete sie, ihm noch vor mehrern Monaten bei Eglisau begegnet zu sein, und, wenn ich ihr zur Freiheit helfe, ihn zu finden; denn das sei mein Kummer, dafür sie das Fräulein kenne."

Ungläubig lächelte Isenhofer und sagte: „Ich kenne dies Gesindel. Es lebt vom Wahrsagen, aber nicht vom Wahrreden!"

„Ich aber muß dem Weibe vertrauen!" entgegnete Rüdiger: „Denn es hat mir viele Geheimnisse entdeckt. Auch kann ich mir vorstellen, wie dies ägyptische Volk, das in allen Ländern umherzieht, Alles erforscht und erspäht, und sich einander auf Kreuzwegen, in Ställen und Wäldern begegnet, leichter denn wir Andern, auskundschaftet, was es wissen will."

„Wo ist die Zigeunerin geblieben?" fragte Isenhofer: „Ihr ließet sie entwischen? Die Hexe weiß ohne Zweifel vom Freiherrn Jörg mehr, als sie gut fand, Euch zu sagen."

„Ich gab ihr die Freiheit, nachdem ich sie lange verpflegt hatte!" erwiederte der Ritter: „Entdeckt sie den Aufenthalt des Freiherrn, hat sie ein reiches Geschenk zu erwarten. Sie weiß jederzeit mich zu finden, so wie auch in Aarau Gangolf immer von meinem Aufenthalt Nachricht hat. Beim Heer der Eidgenossen vor Rapperswyl, wo ich den unglücklichen Jörg suchte, auch im Lager vor Greifensee ist er nicht. Doch hab' ich Spuren, er sei in ein schwäbisches Kloster gegangen. Dahin will ich. Für mich ist auf Erden keine Rast mehr. Es drängt und treibt mich Tags und Nachts. Ich bin unstet, gleich dem ersten Brudermörder. Und hab' ich vom Tode des Freiherrn Gewißheit, bleibt mir nichts, als der Zug nach Rom."

Hier schwieg der Greis, welchen seine alte Bangigkeit wieder zu überfallen schien. Er schloß seine dürren Hände krampfhaft in einander und starrte mit erstorbenen Blicken vor sich hinaus. Isen-

hofer neben ihm verfiel in ein langes Nachdenken über die seltsame Begebenheit, welche ihn zum Gewerbe der irrenden Ritterschaft einlud. Er bemerkte wohl, daß der alte Herr durch die Bisse des Gewissens krank am Gemüth geworden, dabei, wie jeder Unglückliche, abergläubig sei, und nicht immer die kürzesten Wege zum Ziele wähle.

„Euer Geheimniß bleibt und stirbt in mir!“ sagte er endlich zum Ritter: „Ich verlass' Euch nicht, bis Ihr getröstet seid. Aber, Alles wohl erwogen, gewährt mir eine Bitte. Erwartet mich bis zum dritten Tag. Ich thue eine Reise nach Aarau zu Gangolf, mancherlei mit ihm zu bereden. Dann lasset uns vor allen Dingen von hier ins Rheinthal gehen und nach Schwaben, sämmtliche nahe und ferne Verwandte und Bekannte des Freiherrn Jörg von End wiederholt auszuforschen, und erst dann, als fahrende Ritter, in der weiten Welt umherkreuzen. Ich wette, wir treffen, was wir jagen, ohne Zigeunerkunst.“

Herr Rüdiger, nach einigen Bedenklichkeiten, willigte in die Vorschläge. Sie kehrten über die Wiesen zu Elsens Hütte zurück. Hemman Enderli führte bald darauf Isenhofers Roß gesattelt vor, und der Meister von Waldshut eilte durch das Hügelland den Ufern der Limmat entgegen.

21.

Das Wiederfinden.

Das Abendroth eines der schönsten Maitage war schon verglüht, als Isenhofer über Baden nach Aarau gelangte und durch die Straßen des Städtleins in den alterthümlichen Freihof einritt. Aus dem Thurm Rore, der sich in der Dämmerung riesenhaft ausstreckte, trat der Jüngling Gangolf ihm zum gastfreundlichen

Empfang entgegen und führte ihn in den hell erleuchteten Saal der Veste.

„Du bist mir wohl willkommen!“ sagte Gangolf: „Denn ich lebe wie ein Einsiedler, und bewache gegen Thomas von Falkenstein mein Haus und die Stadt. Doch vernimmt man nicht, daß er Rüstungen veranstalte. Unsere Bürgerschaft ist indessen schlagfertig. Bringst du mir neue Mähr vom Kriege bei Zürich, Greifensee und Rapperswyl? Es soll da blutige Köpfe setzen, und von den Eidgenossen schon manche Burg und manches Dorf in den Rauch geschickt sein. Acht Tage lang und länger mußt du mir erzählen von Allem.“

„Lieber Junker, es sind mir bei Euch kaum acht Stunden vergönnt,“ versetzte Isenhofer: „denn mich treiben ernste Geschäfte von hinnen, glaubt mir's. Frühmorgens in der Kühle reit' ich über Laufenburg nach Waldshut, mein Haus vielleicht auf geraume Zeit zu bestellen, und am Pfingstmontag muß ich wieder bei Euerm Herrn Vater eintreffen.“

Nun, beim heitern Abendmahle, erzählte Isenhofer seine Abenteuer, den unglücklichen Ausgang des Freiherrn von Sax und die eigene wunderbare Rettung, welche seine Dankbarkeit dem greisen Rüdiger zueignete. Darüber ward von Beiden lange her und hin gesprochen; zwischenhinein that Isenhofer, wie von ungefähr, mancherlei Fragen, bald über Gangolfs Vater, bald die Zigeunerin betreffend, ob diese seitdem im Freihof wieder erschienen sei, oder statt ihrer vielleicht ein fremder Rittersmann, und Anderes mehr. Gangolf bemerkte wohl, daß die Fragen auf das geheimnißvolle Schicksal und die Erinnerung seines Vaters Bezug haben mochten; doch drang er nicht weiter in Isenhofer, was er von Herrn Rüdigers unglücklichen Verhältnissen kenne, zu offenbaren, sobald jener erklärte, daß er eidlich angelobt habe, zu schweigen. Es war für den Jüngling Beruhigung und Trost genug, daß ein

so treuer und einsichtsvoller Mann, wie Isenhofer, sich entschlossen habe, der Begleiter und Rathgeber seines Vaters zu bleiben. Auch versprach er demselben, die verschiedenen Aufträge, welche er von ihm empfing, in allen Stücken zu erfüllen, wiewohl er von mehrern die wahren Zwecke nicht einsah.

Es war tief gegen Mitternacht, als die Freunde von einander schieden, einige Sommernachtsstunden dem Schlummer zu geben; und kaum schimmerte am Jura das Felsenhorn der Gisulafluе im Morgenlicht über das Thal, saßen sie schon am Frühmahl beisammen, um die letzten Abreden zu nehmen, wie sie sich oft und mit Sicherheit von einander Kunde mittheilen könnten. Da Isenhofer über die Zugbrücke des Freihofs hinausritt, gab ihm Gangolf, neben dem Rosse herwandernd, das Geleit zum Stadtthor hinab, über die beiden Aarbrücken zu den Hügeln am Fuß des Gebirgs. Die ganze weite Landschaft mit den schroffen Felsgipfeln des Jura, den fernen Silberstreifen der Schneegebirge, den weichen Anhöhen und Hainen rings umher, schwamm in zartem durchsichtigem Duft, wie ein Zauberbild. Es sang am Himmelsblau die Lerche, am Bache die Amsel, im Gebüsch der Buchfinke. Von der Blüthe des Apfelbaums wehte süßer Odem umher. Von Zeit zu Zeit schauerten alle Halmen und Blumen der Wiesen sanft zusammen unter dem wollüstigen Seufzer der Morgenluft, und es regnete von den Spätkirschenzweigen schimmerndes Silber.

Die Anmuth des Tages und der Gegend lockte Gangolfen, die Begleitung weiter fortzusetzen, als er anfangs beschlossen hatte. Und wie er vom Hügel, über welchen der Weg ging, rechts über Anhöhen, Thälern und Gebüschen unfern auf dem Kirchberg die weißen und grauen Gemäuer der einsamen Pfarrwohnung und des Kirchleins sah, das sich dort schon seit dem zehnten Jahrhundert für die Andacht der benachbarten Ortschaften Küttigen und Biberstein erhob, beschloß er, mit hinaufzusteigen in das Dorf

von Küttigen, welches im Thal drunten seine braunen Strohhütten zur Hälfte in einem Wäldchen krauser Obstbäume versteckte. Hier schied er von seinem Freunde, welcher rechts den Weg über die wilde Staffelegg einschlug, die er schon einmal vor zwei Monaten überstiegen hatte, als er zum ersten Mal den schönen Hinz von Sar im Gefolge des Fräuleins Ursula erblickte.

Gangolf aber wandte sich, links aus dem Dorfe, dem Fuße der hohen Wasserflue und des Benkenberges zu, wo ihm die Fenster vom Schlosse Königstein über den Felsen röthlich im Morgenschein entgegen glänzten. Er schritt pfeifend durch das stille Thal, in dessen Hintergrund sich Wälder und Bergwände zusammendrängten, und stieg, ohne andern Zweck, als sich in der Frische des Morgens zu ergehen, den Schloßberg hinan. Droben ruhte er im Schatten breiter Ahornen und alter Linden neben den Burgmauern, die weit hinauf von dunkelgrünen Ranken des Epheus umsponnen waren. Er verlor sich in ein behagliches Träumen, zu welchem die Seele am liebsten geneigt ist, wenn sie sich, von keiner Hoffnung und keiner Sorge bewegt, im reinen und harmlosen Leben der Natur auflöset. Die Einöde des Bergthales links, die großen Umrisse der Gebirgsmassen, die weite Stille dieser Gegend erweckten in ihm die Empfindungen einer erhabenen Ruhe, wie sie das Gemüth der Unschuld nach Stürmen und Anfechtungen der Welt genießt.

Das Gebell eines kleinen, schneeweißen Hundes, der gegen ihn schmeichelnd ansprang, dann zurück lief ins Gebüsch, wieder bellend hervor kam, und wieder verschwand, störte ihn aus seiner Selbstvergessenheit. Das muntere Thierchen schien ihn durch die vielen Hin- und Hersprünge aufzufordern, mitzugehen. Er folgte ihm endlich auf einem schmalen, selten betretenen Fußwege, der durchs Gebüsch abendwärts lief, und über den Bergrücken jenseits in ein ödes Thal hinabführte. Das Hündchen sprang lustig durch die Wiesen, über einen schmalen Bach, jenseits wieder bergan.

Auch dahin folgte Gangolf mit behendem Schritte. Der Berg zog sich nur allmälig aufwärts, doch zu einer beträchtlichen Höhe. Ein uralter Rothtannenwald beschattete die breite Fläche des Bergrückens. Gangolf, so weit gelockt, folgte dem kleinen Wegweiser noch gern in die Kühle des Forstes; denn die Sonne brannte schon heftig. Hier aber war er kaum unter das schwarzgrüne Obdach der wehenden Tannenzweige getreten, sah er seinen bisherigen Führer im Gebüsch verschwunden; kein Rufen, kein Pfeifen brachte den Treulosen wieder. Indessen setzte er seinen Gang über den weichbemooseten Boden des Waldes fort, und erkannte leicht, daß er auf der Hard sei, einer hohen Bergebene, wo schon damals, zwischen Wäldern und Wiesen zerstreut, wenige einsame Hütten gefunden wurden. Er hatte die Einöde oft mit seinen Jagdhunden durchstrichen, wenn er den Wildschweinen und Rehen nachgegangen war. Daher kannte er sie.

Nach einer Weile wurde es um ihn lichter. Er trat in eine kleine Wiese hinaus, und erblickte am Ende derselben im Schatten zweier hohen, weitzackigen Eichen ein kleines Bauernhaus gelegen, ganz neu von behauenen und in einander gefügten Baumstämmen aufgeführt. Das gelbe Strohdach hing, nach ländlicher Bauart, weit vor, um den kleinen Fenstern und dem nächsten Raum vor der Hütte Schatten, oder beim Regenwetter Schirm zu verleihen. Ein kunstlos um die Wohnung gezogener Hag von zusammengeflochtenen Holzscheiten deutete auf die Anlage eines kleinen Gemüsegartens der Eigenthümer.

In selten besuchter Wildniß den Spuren der schaffenden Menschenhand begegnen, spricht jedes Gemüth freundlich an. Doch Gangolfs Aufmerksamkeit ward plötzlich von einem ganz andern Gegenstand gefesselt. Neben der Stelle, wo er aus dem Walde hervorgegangen war, bildeten die vielblüthigen Aeste eines wilden Quittenbaums, durchflochten vom Laubwerk der Waldrebe und vom

Grün und Roth eines dazwischen aufgeschossenen Weinrosenstrauchs, ein vorhangendes, zitterndes Dach, in dessen leichten Schatten ein junges Mädchen schlief. Aber eine große, schwarzbraun geschuppte Juraviper bewegte sich in engen Windungen über die Schlummernde hin, streckte gegen Gangolf Kopf und Hals auf, und züngelte ihn drohend an, als wäre sie zum Schutz der Schläferin da. Gangolf erstarrte. Zwar das Antlitz der Jungfrau, von ihm abgewandt, seitwärts auf dem Arm liegend und vom vorgefallenen Goldgeflecht des Hauptharres zum Theil bedeckt, erblickte er nicht. Doch die zarte, in das weite, aschfarbene Kleid verhüllte Gestalt, diesen schönen Kopf, und im sichtbar gebliebenen feinen Kinne das Grübchen erkannte er. Es war die Begutte Veronika.

Jach fuhr er zur Seite, ergriff einen dürren Baumast, und verfolgte mit demselben die Schlange, welche von der Begutte hinweg durchs dünne Gras dem Dickicht zufloh. Mit wenigen Schlägen tödtete er sie. Wie er sich wieder zurückwandte, sah er die vom Geräusch erwachte Begutte aufgerichtet, in holdseliger Verwirrung vor ihm stehen. Ihre Wangen glühten dunkler, als die Röthe der Weinrosen zwischen den weißen Blüthen des Quittenstrauchs. Ihre Augen noch schlaftrunken glänzend, staunten den Schlangentödter an, und senkten sich beschämt vor ihm, als er nahete und sich ehrerbietig verbeugte.

„Es war eine Schlange, die über Euch kroch!“ sagte er halblaut und stammelnd: „Verzeiht meiner Verwegenheit, Euch gestört zu haben.“ Er schwieg, er hätte nichts mehr hinzufügen können. Er wagte kaum aufzublicken. Aber in diesem plötzlichen Vonsichselbstkommen lag eine Beredsamkeit, welche wohl fähig war, die Furchtsamkeit der schüchternen Veronika zu mildern.

Dennoch antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen und flüsternd: „Es muß wohl immer eine Gefahr sein, derentwillen Euch Gott zu mir sendet.“ Es umschwebte bei diesen Worten ein freund-

liches Lächeln ihren Mund, und ihr leises Verneigen der Stirn schien der Ausdruck ihres stillen Dankes zu sein.

Beide, ohne Zweifel gleich sehr durch unverhofftes Zusammentreffen überrascht, fühlten ihre Zungen, wie von unbekannter Macht, gebunden. Gangolfs Herz schlug, er wußte selber nicht, ob von Bangigkeit oder Entzücken. Und die Begutte, bei der leisesten Bewegung des Jünglings, zog sich scheu in sich selbst zusammen, wie die schamhafte Mimosa, wenn sie von einer Hand berührt wird. Sie warf ihre Blicke umher, und streifte nur flüchtig mit denselben über die edle Gestalt Gangolfs, der vor keiner Königin hätte ehrfurchtsvollere Stellung annehmen können.

Sie spannen endlich von sehr gleichgültigen Dingen ein Gespräch an, während dessen die Begutte mehrmals mit Unruhe die Augen nach der Hütte im Hintergrund der Wiese wandte.

„Ist jenes Eure Wohnung in dieser Wildniß?“ fragte er.

„Nicht unser Eigenthum,“ erwiederte sie; „mein Vater hat nur Haus und Garten von einem Landmann des Dorfes Erlisbach gemiethet. Beliebt es Euch, mir zu folgen und auszuruhen? Der Tag wird heiß! und Ihr habt Euch vielleicht in der Hard verirrt. Wollt Ihr Euch bei uns erquicken, so steht unser mäßiges Mahl von Brod und Milch bereit.“

„Nur einen kühlen Trunk Wasser erbitt' ich von Eurer Güte!“ antwortete Gangolf, froh der empfangenen Erlaubniß. Selig ging er ihr nach. Die Einöde war ein neues Eden. Die hohen Tannen rings umher in ihrer finstern Majestät schienen stolz das verborgene Paradies zu hüten. Als Veronika der Hütte nahte, säuselten ihr freundlich, wie zum Gruße, die Wipfel der halbtausendjährigen Eichen entgegen, welche, links und rechts der bescheidenen Wohnung, über derselben ihre grüne Arme verschränkten.

Tiefgebückt unter der niedern Hausthür trat ein langer, hagerer Mann hervor, den Gangolf am eisgrauen Haar des Hauptes und

Bartes und an den harten Zügen des Gesichts sogleich erkannte. Es war der Lollhard.

„Tretet gesegnet in den Schatten meiner Hütte!“ sagte derselbe und reichte dem jungen Mann die knöcherne dürre Hand zum Willkommen: „Welch ein Geschäft führt Euch diesen Berg herauf, den man sonst selten besucht?“ Dabei lud er ihn ein, sich auf dem hölzernen Bänkchen unter dem Hüttendach niederzulassen. Gangolf nahm gern die Ruhe an, und erzählte, indem er seinen Namen und Wohnort nannte, welche Zufälligkeiten ihn in die Hard gebracht hätten, wo er die Jungfrau schlafend neben der Schlange gefunden.

„Es war eine laue, sternhelle Nacht,“ sagte der Lollhard, „und das Kind durchwachte sie mit mir fast gänzlich, unter Betrachtungen und Gebeten. Darum ist es von Müdigkeit überfallen. Warum aber erschluget ihr die Schlange? Die Unschuld schlummert sicher, wie, zwischen den Löwen, Daniel; denn es wachen die Engel des Allmächtigen über sie.“

Veronika hatte sich schon entfernt, als der Jüngling sein Gespräch mit dem Alten begonnen; aber noch sah er sie, in seiner Einbildung, schlummernd unter den Weinrosen und silbernen Quittenblüthen, und als der Greis von wachenden Engeln redete, strömte himmlischer Glanz über das ganze Bild.

Bald nach diesem trat die Begutte aus der Hütte hervor, in ihrer Hand eine hölzerne Schale voll kristallhellen Wassers. Damit ging sie zum Gaste und überreichte sie ihm schweigend und zitternd.

„Möge,“ rief der Lollhard, als er den Jüngling trinken sah, „möge Euch bald, edler Herr, der Brunnen des Wassers, der in das ewige Leben quillt, die dürstende Seele laben!“ Er ging mit diesen Worten in die Hütte, um Brod herbei zu bringen. Aber Gangolf setzte nach einigen Zügen die Schale von den Lippen ab.

und blickte zur Jungfrau mit dankbarer Rührung hinauf. Sie stand vor ihm in stiller Demuth, die Augen gesenkt zur Erde, das schöne Haupt, wie im stillen Sinnen, ein wenig seitwärts geneigt. Dann sah sie ihn an, wie er vor ihr saß. Aber wie ihr Blick in dem seinigen versank, lösete sich ihr Ernst in ein unschuldiges, wahrhaft göttliches Lächeln auf, während das Rosenlicht der Scham ihr ganzes Gesicht umfloß. Er aber, in der zitternden Hand die Schale, konnte die Augen nicht wieder von ihr wenden. Sein Herz pochte. Er wollte zu ihr sprechen; doch die Stimme erlosch im Munde. Eine plötzliche Gluth überlief seine Glieder. Der Odem fehlte. Die ganze Welt versank in Dämmerungen. Die Schale fiel aus seiner Hand.

„Wie werdet Ihr so blaß; Euch ist nicht wohl!“ rief sie besorgt: „War Euch der Trunk zu kühl?“ Sie fürchtete, er würde sinken, und streckte schon die Hand gegen ihn. Da verneinte er, genesend, mit stummem Lächeln den Kopf schüttelnd, ergriff die Spitzen ihrer zarten Finger, führte sie zu seinen Lippen, und das entflohene Roth kehrte schnell in seine Wangen zurück. Veronika aber erblaßte und zitterte und that einen Schritt zurück.

„Mir ist wohl!“ sprach Gangolf sanft. Er nahm die Schale vom Erdboden, stand auf, und blieb vor Veronika unbeweglich.

„Daß ich jetzt sterben könnte!“ sagte er endlich mit Hinblick zum Himmel, indem der Greis mit Brod und Wein aus der Thür hervorging.

„Sterben!“ rief der Lollhard und sah, indem er das Brod und den irdenen Weinkrug auf ein Tischchen am vordern Ende der Bank setzte, den Jüngling seitwärts voll Ernstes an: „Sterben, Herr Gangolf? Habt Ihr schon gelebt?“

Die Begutte wandte sich mit gesenktem Haupte von den Männern hinweg und begab sich mit schwankendem Schritte in die Wohnung, als Gangolf sagte: „Ich habe gelebt.“

„Irret Euch nicht, edler Herr!" sprach der Lollhard: „Traum ist kein Leben. Im Leben ist Klarheit und Wahrheit; kein eigener Wille, sondern nur Wollen Gottes durch uns; denn nur in Gott ist Klarheit und Leben. Werfet ab die Banden des Schlafes, worin Welt und Teufel die Kinder der Menschen gefangen halten, und erwachet in Gott. Der Herr aber verleihe mir Kraft, Euch zu wecken; Euch vor tausend Andern; denn Ihr scheinet die Zeichen der Berufung und Erwählung an Euch zu tragen."

Der Lollhard fuhr noch lange fort in diesem Geiste zu reden, welcher wenigstens die heilige oder unheilige Wirkung auf den Junker Trüllerey hatte, daß er, nachdem er die Predigt eine volle Stunde, mit geringer Andacht freilich, angehört hatte, in der That wie aus einem Traum wach, oder wie aus einem Rausche nüchtern geworden war. Die schöne Begharde war nicht wieder gekommen. Aber seltsam genug, Gangolf fürchtete, sie wieder zu sehen. Er hielt es für Zeit, die heilige Familie nicht länger in ihrer Einsamkeit zu stören, sondern sich auf den Heimweg zu begeben. Der Lollhard ergriff den langen Wanderstab, um den Gast eine Strecke zu begleiten. Sie gingen. Aber indem sie aufbrachen, durchbebte noch ein wunderbarer Schauer das Innerste des Jünglings, als von der Hinterthür hinter ihm ein Geräusch kam. Er sah zurück; doch die Vermuthete war es nicht, sondern ein junges Bauernweib, welches aus der Hütte in den kleinen Garten ging.

Der Lollhard knüpfte unterwegs seine Predigt wieder an, wo sie abgerissen war. Als sie beide den Wald durchwandert hatten, senkte sich der Weg in ein Thal, das oben, wo sie aus dem Gebüsch traten, zwischen Laubhölzern und Felsen schmal, aber nach unten erweitert, den Berg hinablief. Drunten wanderten sie an einem langen, verfallenen Gebäude vorüber, welches vorzeiten zur Benutzung einer Heilquelle für Kranke errichtet war, die da baden wollten. Ohnweit davon erhob sich eine kleine, dem heiligen Lau-

rentius geweihte Kapelle in offenen Wiesen, am Fuße des grauen Felsens der Ramsflue. Ringsum Gebirg und Wald. Der Thalkessel schloß sich links gegen die Hütten des Dorfes Erlisbach auf.

Hier verließ der Lollhard seinen jungen Freund, welchen er schon wie einen Halbbekehrten betrachtete und den er wohlwollend ermahnte, zuweilen in die Einsamkeit der Hard zurückzukehren, wenn ihm daran gelegen wäre, seine verirrte Seele zu retten. Gangolf schüttelte ihm dankbar die dürre Hand, und schlug seitwärts wohlbekannte Wege durch die finstern Tannenwälder des Hungerberges ein, um schneller Aarau und den Freihof zu erreichen.

22.

Der zweite Besuch.

Einen heiligern, als den heiligen Abend vor Pfingsten, glaubte Gangolf nie erlebt zu haben. Die weite Welt hatte Feierlichkeit empfangen. Die Häuser der Stadt, die ländlichen Strohhütten am Gebirg, die Gärten, die Höhen, die Thalungen, die Nähen und Fernen lagen in überirdisches Licht getaucht; die Wellen der Aare rauschten wie Gesang am Thurm und an der Stadt vorüber; die Winde schienen mit leisen Engelsstimmen zu singen und die bewegten Zweige sich in Schauern der Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Göttlichen zu neigen. Er war mehr als glücklich. Niemand besuchte am Pfingstsonntage mit tieferer Andacht die von grünen Zweigen geschmückte und durchduftete Pfarrkirche der Stadt. Auch über sein Gemüth war die Fülle des heiligen Geistes ausgegossen, wie vor Jahrhunderten über die Zwölfboten und Jünger des Herrn. Er sandte reiche Almosen durch die Stadt allen dürftigen Haushaltungen, die er kannte. Einigen trug er es selber hin in großer Demuth und Freude.

In seiner Begebenheit auf der Hard erblickte er übernatürliche Verumständungen. Die Gottheit selbst hatte ihn zu jener geweihten Einöde gesandt. Das weiße Hündlein, welches ihn geführt hatte, war nicht durch Zufall gekommen und verschwunden; und die Schlange, welche, wie ein böser Geist den Schatz, Veronika's Schlummer bewacht hatte, schien sich, wie ein Sinnbild der mißgünstigen Hölle, zwischen ihm und dem Himmel gelagert zu haben. Doch war es keine üble Vorbedeutung gewesen, daß das Giftthier von ihm erlegt worden war. Es zog ihn Sehnsucht nach der Einöde; aber er wagte es nicht, sie zu stillen. Er zitterte vielmehr vor dem Gedanken, die Heilige jenes Waldes wieder zu sehen; denn er fand sich unwürdig, ihr in seiner Unvollkommenheit nahe zu sein, ihr, die an Schönheit und Heiligkeit des Sinnes, an innerer und äußerer Herrlichkeit über alle Kreaturen erhöht war. Mehrere Tage vergingen, ohne daß er sich mehr erlaubte, als von seinem Fenstersitz im Thurmsaal hinüber zu schauen in die dunkeln, über einander aufragenden Berge jenseits der rauschenden Aare. Dort, wo die Sonne Abends untergehen, und dann, durch schwarze Zweige und Wipfel der Tannen, ihr brennendes, blendendes Roth zu strömen pflegte, dort war die verdeckte Höhe des geweihten Gebirgs. Dort dachte er sich die Tochter und Erbin des Himmels im Strahlenglanz des Sonnenunterganges, wie in einer Verklärung auf Tabor. Dort bezeichnete ihm noch in der Nacht der ruhige Glanz des Abendsterns, wohin er den Blick zu wenden habe; denn der Stern schwebte ja über ihrer niedern Hütte, wie einst den Weisen aus Morgenland der Wunderstern über der bethlemitischen Krippe.

Zuletzt würde er sich in stiller Schwärmerei die einsame Bewohnerin der Hard, als ein ätherisches Wesen im Umgang mit den Seraphimen des Himmels, vorgestellt haben, wenn die Sehnsucht nicht endlich seine Schüchternheit überwältigt, und er sich nicht auf die Wallfahrt zur heiligen Höhe gemacht hätte. Es geschah

nicht ohne langen Kampf mit sich selbst. Er hatte sich auch, er wußte selber nicht recht, wozu? mit größerer Sorgfalt gekleidet, nicht prächtiger, aber einfacher, sauberer, gewählter. Und, o des irdischen Menschen! vor dem kleinen Spiegel im väterlichen Zimmer hatte er sogar hoffnungslos und traurig die Augen niedergeschlagen, denn da war ihm plötzlich aufgefallen, daß er so ganz und gar nicht angenehm, sondern weit eher häßlich zu nennen wäre.

Als er jenseits des Hungerberges ins Thal niedergestiegen, und in die Nähe der kleinen Kapelle des heiligen Laurentius gekommen war, wo eben hoch um den zerrissenen Gipfel der Ramsflue ein Steinadler in weiten Kreisen schwebte: befiel ihn neue Bangigkeit, wahres Zittern vor dem Herannahen des großen Augenblicks, wenn er den Wald, die Wiese, die Hütte unter den schimmernden Eichen sehen würde. Er stieg langsam hinauf ins Gebirg; er trat mit Herzpochen in den geheiligten Wald; kalt und heiß, wie Fieberschauer durchzuckte es ihn auf der Wiese beim Gewahrwerden der Hütte, welche wie von Engeln aus einem heiligen Lande hieher getragen zu sein schien; es ergriff ihn fast Schwindel, als er unter das vorragende Strohdach trat. Er mußte zuvor auf dem Bänkchen niedersitzen und Kraft und Odem schöpfen. Niemand war zu sehen; doch die Thür der Wohnung halb offen. Er hörte darinnen eine Stimme, doch war es weder der weiche Ton der Begutte, noch die knarrende, harte Stimme des Alten, sondern eine fremde.

Tritte geschahen. Eine schlechtgekleidete Pilgerfrau ging aus dem kleinen Hause, bleichgelben, krankhaften Gesichts, in der einen Hand einen großen, weißen Stab und langen Rosenkranz, in der andern ein geringes Reisebündlein. Ein Auge schien ihr erst neulich durch Unglück verloren gegangen zu sein; denn unter dem darüber gebundenen schwarzen Bande erkannte man noch Blutspuren. Ihr Haupt war größtentheils verhüllt, und von einem

breitkrämpigen Hut bedeckt; ihr Mantel, nach Pilgerweise, mit einzelnen darauf befestigten Austerschalen und andern Meermuscheln geschmückt. — Hinter dieser betagten Wallfahrerin trat, ihr das Geleit gebend, jenes junge Bauernweib aus der Wohnung, welches Gangolf schon das erste Mal hier wahrgenommen hatte.

Es fiel ihm auf, daß das bußfahrende Weib bei aller Gebrechlichkeit, Ermüdung oder Altersschwäche den Kopf behend rückwärts, rechts, links drehte, sobald es ins Freie kam, und ihn selber zwei Mal flüchtig, doch scharf, mit dem übrig gebliebenen, funkelnden Auge betrachtete. Nicht minder erregte es seine Verwunderung, welche das junge Bauernweib unter der Thüre mit ihm zu theilen schien, daß die schwankenden Schritte der Pilgerin beim Weitergehen immer mehr Festigkeit gewannen und, auf der Wiese, bei zunehmender Entfernung an Schnelligkeit wuchsen. Plötzlich war die Alte im Gebüsch und Wald verloren.

„Wer ist diese Wallschwester?“ fragte der junge Ritter die Bäuerin an der Thür.

„Ach!“ antwortete die Befragte, welche sich erst von ihrem Erstaunen erholte: „sie ist gar weit her; kömmt von den heiligen Oertern; versprach, um ein Almosen, St. Johannes Evangelium für uns zu beten. Doch der Alte hier im Hause mag die herumziehenden Beter nicht leiden, gab ihr eine harte Mahnung, Brod und einige Angster, und hieß sie weiter gehen. Ich hatte Erbarmen mit der Frau, aber, segne mich Gott! ich glaube fast, sie ist etwas nichts Natürliches. — Wollet Ihr eintreten, Herr?“

Bei den letzten Worten hatte sich die Bäuerin von der Thür zurückgezogen, um ihm Platz zu machen. Er ging unwillkürlich. Auf dem Herde braunte ein halberloschenes Feuer. Die Bäuerin öffnete seitwärts eine andere Thür. Er stand in einem niedern Zimmer, dessen Wände und Decke mit fein gehobelten Tannenläden vertäfelt waren. Am kleinen, saubern Tische saßen der Lollhard

und die Begutte bei ihrem Mittagsmahle, welches in zwo irdenen Schüsseln aufgetragen war; in der einen ein Stück Lammbraten, in der andern Brunnenkresse an Salz, Essig und Nußöl.

Bei diesem Anblick, bei den freundlichen Begrüßungen, und wie er sich zu Tische setzen sollte, wußte Gangolf kaum, wie ihm geschah. Es war, als fiele ein langer Zauber von ihm ab. Statt der himmlischen Licht- und Glanzgestalt seiner Träume, saß ihm nur ein schönes, zart gebautes, irdisches Mädchen an der Seite, welches die eben empfundene Ueberraschung mit einem Erröthen bezahlen mußte. In stummer Verwirrung und sprachlos blickte Veronika vor sich nieder, während er muthiger, denn je, und sich selber unbegreiflich, sie einige Male seitwärts betrachtete, um gewiß zu werden, ob sie es wirklich sei, oder ob er sich täusche, oder bisher sich getäuscht habe? Bald aber, wie er sie anredete, wie sie mit holdseliger Schüchternheit, und doch nicht ohne trauliches Wesen antwortete, ward er von neuem ungewiß, ob sie in diesem Augenblick, oder unter der Vergötterung seiner Träume, liebenswürdiger sei? Er fand ihre und seine Verwandlung wunderbar, aber in jedem Fall dabei Gewinn. Er begann die Sprache des Hausfreundes oder wenigstens des Bekannten zu führen. Er nahm an dem einfachen Mahle Theil, wiewohl es ihm fast Versündigung schien, in Veronika's Nähe einen Bissen zum Munde zu führen. Auch kam ihm beinahe unglaublich vor, daß die zarte Heilige wirklich, gleich andern Sterblichen, essen könne. Aber sie aß, wenn auch nur soviel, daß ihr Mahl kaum einen Singvogel des Waldes gesättigt haben würde; und dabei lächelte sie ihn zuweilen im Gespräch mit verschämten Wangen an. Fast dünkte ihn das Menschliche, worin sie ihm näher ward, weit göttlicher, als das Himmlische vordem.

Nach Beendigung der einfachen Mahlzeit, welche sich durch Gangolfs Erzählungen von seinen Reisen, von seinen Bekanntschaften,

von seiner Lebensweise im Freihof zu Aarau sehr verlängert hatte, faltete der Lollhard betend die Hände, fiel auf die Knie und senkte Arme und Stirn demuthsvoll auf den Fußboden des Zimmers. Auch die Begutte warf sich in einen Winkel des Gemachs betend nieder, und legte ihr Antlitz über die gefalteten Finger auf die hölzerne Wandbank. Der Ritter, den die Sitte der Andacht rührte, folgte dem Beispiel. Er konnte nicht beten, und doch war sein ganzes Gemüth Gebet. Es ergriff ihn bei dem Gedanken an das höchste Wesen, vor welchem jetzt ein Greis und ein Engel im Staube lagen, unaussprechliche Ehrfurcht und Wehmuth. Er stammelte leise, mit dem Gedanken an den, der allgegenwärtig lebt, drei Namen, die ihm theuer waren: den seines Vaters, den des Lollharden und Veronika's. Er stützte sein zur Brust gesenktes Haupt an die Wand, in solcher frommen Selbstvergessung, daß er noch kniete, als die Andern schon aufgestanden waren. Ihr Geräusch rief ihn in die Wirklichkeit heim.

Er stand vor Veronika nur noch halb gesammelt. Sie sah Thränen an seinen Wimpern, und blickte ihn mit sichtbarer Rührung, stumm und stilllächelnd an. Auch der Alte bemerkte Gangolfs nasse Augen. Er führte ihn bei der Hand hinaus unter das Schirmdach vor der Hütte auf die Bank, entschlossen, die Bekehrung des Jünglings keinen Augenblick zu verzögern, die er zum Heil an dessen Seele längst beschlossen haben mochte.

„Ritter," sprach er mit einem Tone von Herzlichkeit, der ihm sonst nicht eigen war, „es will mich bedünken, als hab' Euch der Geist Gottes heraufgeführt in diese Einöde der Hard, daß Ihr die höchste Seligkeit finden möget, nach der Euer innerstes Verlangen dürstet."

„Ich selbst fast glaub' es!" antwortete Gangolf bestürzt und verlegen, mit niedergeschlagenen Augen; denn er gedachte anderer Seligkeit, als der Alte, und zitterte heimlich vor dessen Eröffnungen.

„So legt ab," fuhr der Lollhard fort, „Eure weltliche Furcht, Eure Kundschaft in der Gewalt der eingeführten Sitten des Lebens, Eure abgöttische Schätzung der Gefäße des Staubes, der steinernen Altäre und Tempel, der gelehrten und verkehrten Pfaffen und ihrer Baalslehren. Sehet hier, vom Wiesengrund bis zum Firmament, den Tempel des Allerheiligsten, der nicht von Menschenhand gebaut worden ist! Schauet aufwärts zur Sonne und den Sternen, dort sind die wahren, ewigen Lichter! Eure Gebete sind die rechten Wallfahrten, Eure Seufzer die Heiligenfeste. Alles Andere ist Priestertrug von Anfang bis zum Ende. Werfet ab das Joch Eurer Vorurtheile, Eurer Einbildungen von Geburt, Stand, Reichthum, Ehre. Lasset Euch nicht durch die Welt, nicht durch Euch selbst betrügen. Werdet frei, handelt wie die Macht des Geistes Euch treibet, und Ihr werdet, als wahres Kind Gottes, nicht mehr wollen, denn was Gott in und durch Euch will. Es gibt keine Sünde, es gibt keine Hölle, als in unserer schnöden Selbstsucht und Verwachsung mit Schein und Trug der Welt."

— Wie werd' ich das können? fragte Gangolf, von der frevelvollen Frömmigkeit des Alten betroffen und verlegen.

„Ihr fraget," antwortete dieser, „wie der reiche Jüngling Christum, den Herrn, unser Vorbild. Ich aber spreche: Waget es, streifet die Welt ab; gebet, was Ihr habet, den Armen, und seid reich; schleudert Stammbaum und Adel in die Flammen, und seid edel; verachtet, um in Gott zu wandeln, das Urtheil der blinden, befangenen Menschheit, und Ihr seid göttlich und sündenlos, eine reine Ausstrahlung des Wesens aller Wesen. Der innere Mensch muß rein flammen, als ein heiliges Feuer; alles Aeußere ist Todtenwerk. Denn was kann Euch das Bespritzen mit Taufwasser, was Seelenmesse, was priesterlicher Ablaß frommen?"

— Wie? seid Ihr auch wahrhaft ein Christ, oder ein Heide?

rief Trüllerey ganz erschrocken, und rückte dabei etwas auf der Bank zurück.

„Höret mich an, ich will Euch ein Geheimniß offenbaren!“ sagte der Alte halblaut, doch würdevoll: „Ein neues Weltalter ist nahe, das letzte vor dem Untergang aller Dinge! Nachdem Gott Vater in den Tagen des alten Bundes vergebens durch den Mund der Propheten, dann vergebens der Sohn durch die frommen Zwölfboten zum sündlichen Geschlecht der Menschen geredet, wird nun, im dritten Alter der Welt, nach dem Rathschluß Gottes, der vom Vater und Sohn ausgehende Geist das ewige Evangelium offenbaren. Denn was der Allmächtige zweimal begonnen, kann er das unvollbracht lassen, und was sein Mund verheißen, kann das unerfüllt bleiben? Siehe, da sendet er nach Christum nun den Tröster der kranken Welt, den heiligen Geist.“

— Ich bin ein ungesattelter Theologus, versetzte der Ritter: und weiß nichts zu erwiedern. Doch möcht' ich wissen, von wannen Euch die Offenbarung der geheimen Dinge geworden sei?

„Durch den Geist Gottes, der mich ergriffen und zu seinem Werkzeug erkoren hat!“ antwortete der Lollhard mit Wärme: „Ich stand einst hoch, er stürzte mich in den Abgrund; ich war einst irdisch begütert, er schleuderte mich hinaus in Elend und Noth; ich ward durch die zärtliche Liebe einer Gattin getröstet, und er brach auch diese Naturbande, und ich weinte mit meinem Kinde über dem Leichnam einer Heiligen. Da verblutete mein Herz. Meine Tochter sandt' ich in ein Kloster, sie Gott zu weihen. Und doch vermählte ich mich wieder mit einem bösen Weibe, und verlor Alles — Alles! — — Damals aber wandelte ich noch in Blindheit des Herzens, im todten Naturlicht, und wußte nichts vom Gotteslicht. Ich floh in die Einöden. Da erweckte mich der Geist zum wahren, innern Leben, als ich des erleuchteten Predigers Johannes Taulerus Buch deutscher Theologie durchforschte, und end-

lich zum rechten Verstand dessen, was Adam und Christus sei, gelangte. Dazu half mir insonderheit der gottbegeisterte Mann, Niklaus von Buldersdorf, der mir das Licht des ewigen Evangeliums angezündet hat. Und ich erhob mich und ging aus der Einöde hervor, gerufen vom heiligen Geist, nahm die arme Veronika aus dem Kloster, aus den Klauen des ehebrecherischen Roms. Wir besiegten die Welt, indem wir ihr entsagten!"

— Ihr nanntet vorhin den Niklaus von Buldersdorf! sagte schaudernd der Ritter: Wisset Ihr denn nicht, daß er von den zu Basel versammelten Vätern ergriffen, verdammt und in den Gefängnissen für die Flammen des Scheiterhaufens aufbewahrt ist? Sehet Euch vor, daß Ihr nicht den Ausgang dieses Mannes nehmet!

Mit Erhabenheit und glänzendem Blick und Antlitz, worin wirklich der Schwärmerei überirdische Heiterkeit wohnte, erwiederte der Greis: „Was mehr, wenn sie den Leib tödten? Wer sich ewigen Seins erfreut, achtet des nichtigen Lebens wenig. Täglich sterben Tausende; warum soll mir, der ewiglich ist, wichtig sein, ob ich zu den Tausenden heut' oder morgen zähle? — Sie haben die Propheten des alten Bundes gesteinigt und getödtet; sie haben Christum, die Apostel und Märtirer gekreuzigt und getödtet. Heut' überantworten sie die Auserwählten Gottes den Flammen. Des Teufels Macht ist groß. Immerdar hat sich die abtrünnige Welt gesträubt wider diejenigen, welche zur Heilung und Rückkehr ermahnten. Es ist keine Wahrheit, keine Freiheit, kein Recht oder anderes Kleinod von der Menschheit empfangen worden, ohne blutige Opfer. Herr Trüllerey, Ihr werdet mich Lobgesänge anstimmen hören, wenn die Scheiterhaufen ihr goldenes Gewölbe über meinem Haupt zusammenbauen."

— Wie? möget Ihr Veronika's Schicksal vergessen? Wohin ohne Euch die Verlassene? rief Gangolf mit der Stimme des Entsetzens.

„Wohin? Die Strahlen der Gottheit kehren in die Gottheit zurück!“ antwortete der Alte mit erhabener Gelassenheit: „Aber ich sage Euch, der große Tag des Herrn ist vor der Thür! Die Stunden des zweiten Weltalters sind verlaufen. Der Morgen des ewigen Evangeliums graut, und die leidende, seufzende Kreatur harret nicht länger auf die Ankunft des Reichs der Vollendung. Bereitet Euch! Die Meßopfer, Geplärre und falschen Lehren Eurer Priester werden abgethan. Die Völker treten zu Gott, anbetend in Geist und Wahrheit. Eure Burgen, Eure Kirchen sind unreine Gefäße. Sie werden zerschlagen. In der Kindschaft zu Gott gibt es nur gleichverbrüderte Wesen; keinen Adel, keine Leibeigene, keine Herren, keine Knechte. Das ist die Herrlichkeit des ewigen Evangeliums, daß die unmündige Menschheit zur Mündigkeit eintritt, und die teuflischen Erfindungen des Stolzes und der Habsucht zertreten werden im Staub.“

Gangolf starrte den begeisterten Priester des Evangeliums an, ungewiß, ob er ruchlos rase, oder höhere Weisheit vom Himmel offenbare. Endlich sammelte er sich und sprach: „Fürchtet Ihr denn nicht, daß Euch die heilige Kirche wegen Eurer vermessenen Rede in den Bann thue?“

„Fürchten!“ erwiederte der Lollhard mit Hoheit: „Fürchten die zerfallende, die zertrümmernde! Ihr habet keinen Gottesdienst, sondern Kirchen- und Priesterdienst. Ich habe Gott, Gott hat mich. Er ist der Kern und das Leben; alles Andere todte Schale. Gott ist in allen Gestaltungen, im Seraph, im Baum, in der verachteten Laus. Ich thue keinen Schritt, Gott begegnet mir. Ihr wandelt noch in der Blindheit! Ihr kennet, Ihr sehet ihn nicht bei dem trüben Naturlicht, dem Ihr mit Euern irdischen Lehrern folget. Ihr betet nur Staub an. Ihr dienet dem Geiste mit todtem äußerm Gepränge. Nicht Moses, nicht Christus, der Gottessohn, lehrten, was Ihr in Euern Kirchen lehret, plärret und thuet.“

Bei diesen Worten stand der Alte plötzlich auf und sagte: „Nun ist's genug für heut'. Ich sollte Euch wecken. Gott wird sich selber in Euch offenbaren. Seid still. Harret der Ankunft des heiligen Geistes. Gehet in Euch. Er wird aus Euerm Innern zu Euch reden und Euch erfüllen, und was Ihr nachher thut, wird von ihm sein."

Gangolf blieb träumend auf der Bank unt sann den sonderbaren Worten des Mannes nach, der sich entfernte.

Ohne Zweifel sind die Leser dieser Begebenheiten nicht minder über die wunderliche Frömmigkeit des Alten erstaunt, als der junge Ritter. Indessen waren Schwärmer dieser Gattung von jeher in den Schweizergebirgen keine Seltenheit, und sind es noch bis auf diesen Tag nicht. In der Einsamkeit ihrer schönen Thäler oder Alpengebirge, umschwebt von den Bildern einer majestätischen Natur, hingegeben ihren eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge, ward ihnen der gemeine Kirchenglaube zu enge, und alles Gepränge des üblichen Gottesdienstes kleinlich. Sie feierten nach eigener Weise in ihrem Gemüthe das höchste aller Wesen auf höhere Art. In der Freiheit ihres einfachen, stillen, mußevollen Hirtenlebens mußte ihnen der Zwang kirchlicher und bürgerlichen Ordnungen widerwärtig oder lächerlich erscheinen, je mehr er sich von der Einfalt der Natur oder den lautern Sprüchen des gesunden Menschenverstandes zu entfernen schien. Es bildete sich unter den Einflüssen einer lebendigen Einbildungskraft und eines tieffühlenden Gemüths in ihnen jene geheime Religion aus, welche der Zorn weltlicher oder geistlicher Obrigkeiten vergebens seit Jahrhunderten verfolgte, weil dieselbe nicht nur der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung, sondern selbst oft der sittlichen, Hohn sprach. Denn bei den überspannten Vorstellungen dieser Schwärmer von innerer Heiligkeit und Einigkeit mit Gott, ward ihnen das Irdische so verächtlich, daß sie in demselben nicht mehr

glaubten sündigen zu können. Gemeinschaft der Güter und Weiber schien ihnen gar oft nur Rückkehr in Paradiesesunschuld zu sein, und ein allzuvertrauter Umgang so wenig Sünde, als die Stillung des Hungers und Durstes.

So lebten Viele, mit Verachtung alles Weltwahns, wie sie es nannten, auf ihren Bergen, in ihren Dörfern und Weilern, als Klausner in Wäldern, oder ohne Heimath, wie die zahllosen Lollharden, Begharden, Begutten und Beguinen. Sie wohnten selbst in Städten, häufig in Bern und Freiburg; thaten den Armen wohl; bauten Siechenhäuser und den Wanderern Herbergen. Schon im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden sie mit Hunger, Gefängniß, Kirchenbuße, Güterverlust und Hinrichtungen aufs Schwerste und vergebens verfolgt. Wie im Urnerlande Bruder Karl, im Zürichgau Bruder Burkhard, starb Bruder Niklaus von Bulbersdorf eines freudigen Todes auf dem Scheiterhaufen. Noch heutiges Tages würden sich die Schwärmer von Amsoldingen, der Messias von Mitteln im Entlibuch, der Geheiligte im Irrenhause zu Königsfelden, oder die Erweckten von Wildenspuch im Zürichgau nicht geweigert haben, ihren Vorgängern psalmodirend in den Tod zu folgen.

Dem jungen Ritter aber ward, in seinen Betrachtungen über die Reden des Einsiedlers der Hard, nichts weniger als leicht, das theologische Chaos zu entwirren. Wie, dem Sprüchwort zufolge, Narren und Kinder die Wahrheit sagen, überraschend, klar, oft derb, mitten unter kindischen Albernheiten oder wahnsinnigen Grillen, so fand er's auch hier wieder. Doch mit seinem Kirchenglauben ganz wohl zufrieden, den er weder zu zergliedern, noch zu verfechten Neigung fühlte, überließ er das Geschäft gern Andern. Nur konnt' er doch die Neugier nicht unterdrücken, ob auch Veronika, die eben aus der Hütte hervorging, gleich ihrem Vater, das nahe Reich des ewigen Evangeliums erwarte, und wie sich die

krause Gottesgelahrtheit desselben, von ihren schönen Lippen gepredigt, ausnehme?

Er gesellte sich mit heimlichem Beben zu ihr, als sie ihn einlud, in dem Schatten des Waldes, dicht hinter der Hütte, Erfrischung zu suchen. Ganz zum Lustwandeln war hier von der Natur ein geräumiger Gang unter dem Laubgewölbe hoher Buchen angelegt, deren Stämme weiß und dunkelgefleckt, zuweilen malerisch von Epheu umsponnen, eine weite erhabene Säulenhalle bildeten.

„Ich bin froh," sagte er, „mich an Eurer Seite zerstreuen zu dürfen. Ich war im Nachdenken über die Mittheilungen Eures frommen Vaters verloren. Er erwartet eine wundervolle Zeit. Ich habe ihn aber nicht ganz begriffen, und keine Klarheit in dem gefunden, was er von göttlichen Dingen lehrte."

„Ihr werdet wohl auf diese Klarheit nicht hoffen!" sagte Veronika, ernst vor sich niederblickend: „Wir sehen hienieden nur in einen dunkeln Spiegel. Aber wir haben ja Alle das Gefühl der Gottheit in uns, weil wir aus der Gottheit sind und zu ihr gehören. Und bleiben wir eins mit ihr, ist's genug zu unserm Heil. Alles Andere ist Staub, oder ein Gebilde menschlicher Vorstellungen; wir wissen nicht, was das Wahre ist; ich weiß es nicht. Eins weiß ich, das ist wahr. Aber ich habe keine Zunge, das auszusprechen."

Gangolf, dem die Rede der schönen Begutte silberner, als Saitenspiel klang, verstand jedoch von ihr noch weniger, als vom ewigen Evangelium des Lollharden. „O daß Ihr das aussprechen könntet!" sagte er: „Ich möcht' Alles und nichts Anderes wissen und haben, als was Ihr. Dann würd' ich mich selig heißen."

— Ihr habt es! erwiederte sie, und es flog, wie ein heller Sonnenstrahl, ein sanftes Lächeln durch den Ernst ihrer Mienen.

„Was hab' ich denn?" fragte er etwas verlegen.

— Was ich: Euch selbst und das Bewußtsein Eurer eigenen,

ewigen Göttlichkeit, wie ich mich meiner und meines ewigen Ingottseins bewußt bin. Ja, wir sind göttlichen Geschlechts! Alles Uebrige bleibt nicht uns, aber dem All. Gott ist das All, und in dem All offenbar. Leib und Seele sind nur Umhüllungen, Mittel, Werkzeuge, Formen für das Göttliche in uns, und gehören nicht zu uns.

„Wie?“ rief Gangolf erstaunt, blieb stehen und sah seine schöne Lehrerin seitwärts mit einem sonderbaren Blick an: „Also nach dem Tode gehen Leib und Seele, Vernunft, Alles unter. Was bleibt denn?“

— Ihr, der Gottessohn, Ihr! der Ewige, Ihr! wie ich, das göttliche Selbst! sagte Veronika, und blickte mit unnennbar anmuthiger Hoheit dem Ritter in die irren Augen: — Alles, was aus dem unendlichen Schatz Gottes, aus der Natur, geschöpft ist, was Ihr mit allen ähnlichen Wesen gemein habet, fällt nach Eurer Entwickelung in den unendlichen Schatz zurück. Ihr fühlt und wißt es ja, Ihr selbst seid nicht die Vernunft, sondern Ihr habet sie nur, wie alle Menschen. Wäret Ihr selber die Vernunft, so wäret Ihr nicht Ihr, sondern ein sich unbewußtes, willenloses Gesetz. Ihr seid nicht die Seele, Ihr habet sie, wie alle fühlenden Geschöpfe, wie auch die Thiere. Ihr seid nicht der Leib, sonder Ihr habet ihn, wie alle Pflanzen. Ihr unterscheidet Euch von Allem, was außer und inner Euch ist, als etwas Anderes, Besonderes, Höheres, Selbstständiges, in Fremdes eingekleidetes Göttliches. Alles bewegt sich, und ist inner den Gesetzen der Natur, welche die Gedanken Gottes sind; die Vernunft ist das Naturgesetz unsers Ichs. Er aber, der Allordner, ist höher denn alle Vernunft. Eben das Bewußtsein unserer Selbstständigkeit, unsers Verschiedenseins von Allem ist die Bürgschaft unserer göttlichen und ewigen Natur.

Der Jüngling fühlte sich bei diesen sonderbaren Reden der

Begutte wie von einem Schwindel befallen; er wußte selbst nicht, ob wegen ihrer seltsamen unverständlichen Aeußerungen, oder wegen der fast überirdischen Majestät, in der sie, wie eine Prophetin, lehrend und das Geheimniß Gottes offenbarend, vor ihr schwebte. Eine milde, warme Röthe glänzte, wie Heiligenschein, von dem schönen Antlitz, und ein Hauch der Abendluft hob Einzelnes ihres goldbraunen Haargelocks, und spann daraus einen Schimmer um ihr Haupt.

Sie schien die Betroffenheit und Verwirrung Gangolfs zu bemerken. Da legte sie die beiden Flächen ihrer kleinen Hände wie betend gegen einander, an ihre Brust zurückgezogen, schlug die Augen demuthsvoll nieder und sagte mit Inbrünstigkeit der Ueberzeugung: „Lasset uns gut und heilig sein, wie der Gute und Heilige, zu dem wir Abba rufen!“

„Ihr möget es wohl sein!“ antwortete der Jüngling gerührt, und konnt' einen Seufzer nicht verbergen: „Ich aber bin ein sündiger Mensch. O, dürft' ich Euch nur immer hören und mich durch Eure Nähe heiligen. Vielleicht würd' ich zuletzt verstehen, was Ihr mir, wie aus fernen Himmeln, redet.“

— O edler Herr, wollet Euch nur selber verstehen, dann verstehet Ihr das, was aus den Himmeln redet. Denn Gott offenbaret sich in uns, wie er sich vor uns in allen Heiligen und Sündern offenbart hat. Ihr wisset es besser, denn ich, warum sollt' ich's Euch sagen? Horchet nur auf die Stimme der ewigen Liebe aus den Himmeln!

„Ich höre sie ja; ich höre sie von Euern Lippen, o Veronika, und alle Sinne und Nerven horchen in mir auf.“

— Gott spricht auch zuweilen durch den Mund der Sterblichen; doch ich bin nicht würdig, des Herrn Werkzeug zu sein.

„Und doch seid Ihr es wohl, fromme Veronika: denn Eure Macht über mich ist nicht ganz menschlicher Natur. Ich fühle mich,

wenn ich bei Euch bin, wie aus mir selber herausgerissen, und, bin ich fern von Euch, meine ganze Seele von Euch erfüllt. O versuchet, und gebietet, was Ihr wollet."

— Ach, wie glücklich würd' ich arme Magd Gottes mich preisen, wär' ich die Erwählte, Euch, mein edler Herr, der Vergänglichkeit zu entziehen, und dem Ewigen und Göttlichen zu gewinnen. Ja, Euch! nur Euch! Mein Beruf auf Erden wäre vollendet!

Die Begutte sagte diese Worte mit einem Blick voller Inbrunst zum Himmel und mit einer Unschuld, wie sie kein Raphael seinen Engeln und Madonnen gibt. Gangolf stand mit vor sich hingefalteten Händen, mit demuthsvoller, frommer Ergebung und jünglingshafter Ehrfurcht vor der Priesterin der ewigen Liebe. Sie schien ihm wieder die Göttliche aus den Träumen zu sein, die alles Irdischen entbunden ist. „Was fordert Ihr," sagte er, „das ich thun müsse, um Eurer Huld würdig zu werden?"

— Nicht meiner Huld, sondern der Huld Gottes! Für sie muß Euch selbst das Leben darzubringen leicht sein.

„Das Leben? Ach, Veronika, das Lebensopfer ist bei weitem nicht das schwerste aller Opfer! Gebietet, wann, wie, wo muß ich sterben? Ich habe ja den Tod oft nahe gesehen." — Er sagte das so treuherzig und fest und entschlossen, daß die Begutte fast erschrak und ihn mit Bestürzung betrachtete.

— Wie meint Ihr das? fragte sie mit ungewissem Tone, der eigentlich erklären wollte, daß sie ihn nicht verstanden zu haben glaube.

„Ich will sterben. O, ich habe immer Sehnsucht nach dem Tode!" erwiederte er: „Seid Ihr nun der Engel meines Todes; winket mir. Ich gehe zu Gott. Ich sterbe rein und gut, und gehe zu Gott."

— Ritter! rief sie bestürzt und machte eine Bewegung, als

müsse sie ihn aufhalten: Warum sterben? Wie könnt' ich Euern Tod wollen?

„Habt Ihr nicht mein Leben verlangt?" sagte er und blickte schüchtern zu ihr auf.

— Nein, so wörtlich hättet Ihr mich nicht verstehen sollen! erwiederte Veronika, sich erholend: Um alles Heiligen willen, wie könnt' ich . . . nein, wär's Euch möglich, edler Herr, das von mir zu glauben?

„Sollt' ich an der Wahrheit Eurer Worte zweifeln?"

— Ich habe gefehlt, denn ich wollte das nicht sagen, sondern nur, Ihr müsset das Liebste zum Opfer bringen können und fahren lassen das Theuerste auf Erden.

„Wie soll ich's zum Opfer bringen, wie fahren lassen?"

— Ihr müsset es von Euch stoßen, verachten und vergessen.

„Das kann ich nicht. Das ist schwerer, als Tod!" sagte der Jüngling halblaut vor sich und mit schwachem Kopfschütteln.

— Wie? könnt' Ihr das nicht? sagte sie mit kindlicher Gutmüthigkeit, und sah ihn mit besorgnißvollen Blicken an, da sie eine geheime Traurigkeit wahrnahm. Doch erhob sie sich bald wieder im schwärmerischen Muth ihrer frommen unbedingten Gottergebenheit und setzte hinzu: Wenn aber Gott das Opfer verlangt, Ihr sollet, Ihr könnet es bringen, Ihr werdet es!

„Nein, nein, nein!" rief Gangolf mit weggewandtem Gesicht, als wollt' er den Schmerz verbergen, den schon der Gedanke an Möglichkeit des Opfers aufriß: „Nein, Veronika, Euch kann ich nicht verstoßen, nicht verlassen, nicht vergessen."

— Ich rede nicht von mir! sagte Veronika unbefangen.

„Aber ich von Euch!" versetzte Gangolf treuherzig: „Und fordert es der Himmel, ich kann es nicht; Gott möge mir gnädig sein!" Eine Thräne tropfte bei diesen Worten von seinen Augen, ohne daß sein Gesicht einen Zug änderte. Er blickte nicht auf.

Er sah nicht, wie sie plötzlich blaß ward, und von einem Schauer ergriffen; wie sie sprachlos die Hände faltete, und wieder aus einander fallen ließ. Sie nahm endlich in ängstlicher Verlegenheit das Wort und sagte: „Edler Herr, warum redet Ihr von Dingen, die ich nicht meinen konnte?“

„Ihr sprachet von dem, was ich das Theuerste auf Erden nenne!“ antwortete er ruhig, aber niedergeschlagen.

Sie erblaßte abermals und sagte: „Ritter, — geht!“

Er verbeugte sich, und ging schweigend fort durchs Gebüsch gegen die hohen Zwillingseichen neben der Hütte.

Als wäre sie selbst über die Gewalt ihrer Worte, oder über den stummen, widerspruchslosen Gehorsam des edeln Rittersmannes betroffen, sah sie ihm erst eine Zeit lang mit starren, großen Augen nach. Dann streckte sie mit ängstlichem Schweigen ihren Arm nach ihm, als könnte sie sein Verschwinden verhindern. Dann ließ sie hoffnungslos die Arme sinken; doch unwillkürlich that sie zwei kleine Schritte und rief: „Scheidet nicht zürnend!“

Er blieb stehen und sah zurück.

„Wohin wollet Ihr?“ sagte sie, langsam gegen ihn gehend.

— In die Verweisung, wie Ihr mir geboten! antwortete er zu ihr zurückkommend.

„Es ist nicht an Eurer Magd, edler Herr, Euch zu gebieten!“ erwiederte sie: „Mein Vater ehret Euch. Er sieht Euch gern. Versagt ihm nicht die Freude, Euch in seiner Einsamkeit zuweilen zu sehen. Er ist mein guter Vater; lasset mich nicht die Schuld Eurer Entfernung tragen.“

Sein Antlitz ward bei diesen Worten heller. Er schien ein Wort der Freude oder des Dankes von der Lippe fliegen lassen zu wollen; aber er verstummte wieder.

„Nur eine Bitte vergönnt mir an Euch!“ fuhr sie nach einer kurzen Weile fort: „Seid gut und heilig. Täuschet Euch und

mich nicht. Schwöret allem Irdischen ab. Redet nie zu mir, wie Ihr eben geredet habt. Nie, nie! Dürftet Ihr mir das Versprechen geben?" sagte sie, und machte, sich selber unbewußt, eine Bewegung der Hand gegen ihn, als müsse er's in diese Hand geloben. Er legte zitternd seine Hand in die dargebotene. „Ich werde schweigen und gehorchen!" sagte er, aber ließ die Hand nicht fahren, und obwohl er schwieg, brach er doch das eben abgelegte Gelübde durch den Ausdruck seiner Gefühle in allen Zügen und Bewegungen. Auch die Begutte, von einer geheimen Verwirrung überwältigt, vergaß die Hand zurückzuziehen. Sie that es endlich, fast zu spät. Sie gingen in einsilbigen Gesprächen zur Hütte zurück, wo der Lollhard in einer langen Pergamentrolle las.

Dem schönen Tage machte ein schöner Abend den Schluß. Gangolf genoß desselben unter harmlosen Gesprächen mit dem Einsiedler-Paar. Als er von dannen schied, begleiteten ihn beide durch den Wald, hinab den Berg bis zur St. Lorenzenkapelle unter der Ramsflue.

23.

Böses Begegnen.

Veronika wandelte schweigend an der Seite ihres Vaters zur stillen Höhe an der Hard zurück. Sie konnte sich nicht erwehren, ununterbrochen an Gangolf zu denken; und doch, wenn der Lollhard sein Lob verkündete, wandte sie wohl das Gespräch andern Gegenständen zu. Sie freute sich, beim Wiedererblicken ihrer kleinen Wohnung, der Einsamkeit und der heimlichen Seelenschwelgerei, sich selber anzugehören.

Im schmalen Kämmerlein unter dem Dachgiebel, wo am Erdboden ein hartes Strohbett nebst einem geringen Tischlein und hölzernem Schemel den größten Theil des Raumes füllten, saß

sie stumm und sinnig, als schon lange der Mond zwischen den Sternen durch das enge Fenster glänzte. Ihre Erinnerung wiederholte mit Wohlgefallen die Ereignisse des Tages. Ein Gedanke an Gangolf reichte hin, jene süßen Beklemmungen, jene Schauer, jene wunderbaren Selbstvergessenheiten und Entzücken in ihr zu erneuern, welche seine Gegenwart und Nähe durch ihr Wesen verbreitet hatten. Es wiederholte sich aber auch das Erstaunen ihres demüthigen Unglaubens über seine Worte, durch welche er sie höher heben wollte, als dem Geschöpf vom Mitgeschöpf gebührte. Nur die Ehrlichkeit seiner Gemüthsart gestattete nicht, solche Erklärungen für Spott zu halten. Um so größer war der fromme Aufruhr ihres gottergebenen Herzens gegen einen Weltsinn, der dem höchsten Wesen leichter das eigene Leben, als eine fremde Person zum Opfer bringen wollte. Sie würde ihm gern ein wenig gezürnt haben, wenn sie des Zorns fähig, oder er weniger gut gewesen wäre. Auch war ihre Brust voll von einer Theilnahme für den Jüngling, wie sie bisher noch für keinen andern Sterblichen gefühlt hatte. Sie sank auf ihre Knie. Sie betete mit Inbrunst, für ihn und seine Erleuchtung, zum Himmel.

Die Einförmigkeit der einsiedlerischen Lebensweise begünstigte die Beschäftigung ihrer Gedanken, wie in der Nachtstille, so am Tagestreiben, mit dem Bilde des jungen Ritters. Die kleinen Arbeiten und Verzierungen des ländlichen Gartens, viele der häuslichen Verrichtungen waren nun auch für ihn berechnet; die Gebete schlossen auch ihn in sich; die Betrachtungen des Vaters wurden in Bezug auf den in Weltlichkeit Lebenden angehört.

Er kam am folgenden Tage. Ihre Augen hatten vorher schon oft zu jener Stelle des Waldes hingeblickt, aus welcher er auf die Wiese hervortreten mußte. Als er aber wirklich hervortrat, bebte sie still in sich zusammen, und sah nicht wieder hin.

Er kam auch in den folgenden Tagen. Je öfter er die an-

muthige Wildniß besuchte, je näher trat er der heiligen Familie, je näher sie ihm. Er theilte mit ihr Gebete, Arbeiten und Betrachtung göttlicher Dinge. Immer hatt' er unterwegs in den Wäldern für Veronika Blumen und Spät-Erdbeeren gesammelt; oder er trug Kirschen und anderes Frühobst in einem Binsenkörbchen, das sie selbst mit kunstreichen Fingern geflochten hatte, von Aarau zur Hard.

Dies Stillleben verbreitete über Gangolfs Gemüth eine Heiterkeit, wie er sie nur in den Tagen der ersten Jugend genossen hatte. Nichts Vergangenes, nichts Zukünftiges lockte ihn aus der harmlosen Gegenwart. So verschwanden Wochen, wie leichte Morgenträume.

Zu Veronika's Lieblingsvergnügungen gehörten einsame Wanderungen im Walde, oder auf den Höhen der an einander grenzenden Berge, gewöhnlich in Begleitung ihres Vaters, oder der jungen Bäuerin, welche das Hauswesen der Hütte besorgen half. Seit Gangolf öfter in der Hard erschien, lenkten sich diese Wanderungen mehr dem Thale zu, durch welches er zu kommen pflegte.

Eines Tages, als sie dahin niedergestiegen war, und vor der St. Lorenzenkapelle auf einem steinernen Bänkchen ruhte, während in der Kapelle die junge Bäuerin ihre Andacht verrichtete, hörte sie in der Ferne Hufschlag mehrerer Rosse. Sie lüpfte das tief vor dem Antlitz hangende Tuch, und sah um den Hügel von Erlisbach her, auf schneeweißem Zelter, eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt gegen das Bethäuslein kommen. Der folgten zween prächtig gekleidete Herren zu Pferde mit hochwehenden Federn auf den Bareten. Ehe sich Veronika von ihrem Erstaunen sammeln konnte, hielten die Reisigen schon vor der Kapelle. Die schwarzverschleierte Frau wurde von ihren Begleitern, welche Edelknaben zu sein schienen, ehrfurchtsvoll vom Zelter gehoben. Sie ging in die Bethütte. Ungeduldig erwartete Veronika die Bäuerin, um sich in ihrer Gesellschaft zu entfernen. Doch früher noch kehrte die verschleierte

Frau zurück und sagte zu den beiden Reitern mit gebieterischem Ton: „Begebet Euch mit meinem Zelter ein wenig voraus; ich werde zu Fuße nachfolgen.“ Sie gehorchten.

Als sie vor der vermummten Begutte vorüberging, die sich mit ehrerbietigem Gruße vom Sitze erhob, blieb sie stehen, nahm aus dem goldgestickten Säcklein, welches seitwärts an silberner Kette vom Gürtel niederhing, ein Geldstück und reichte es der Begutte. Veronika lehnte es ab und sagte sich verneigend: „Ich danke Euch, gnädige Frau. Wollet Eure Güte Bedürftigern weihen.“

— Wohnest du in dieser Gegend? fragte die Mildthätige und schlug den Schleier vom Gesicht zurück.

„Ich wohne auf dem Berge mit meinem Vater!“ antwortete die Begutte, und, aus Ehrfurcht, oder vielmehr ein wenig neugierig, die wohlwollende Frau zu sehen, schlug sie das grobe Manteltuch, welches den Kopf verhüllte, über die Stirn zurück.

Beide schienen gleich überrascht, als sie sich erblickten; am meisten aber die Fremde. Sie betrachtete mit ihren ernsten, dunkeln Augen lange Zeit Veronika's Gesichtsbildung, welche diesen Blick kaum ertragen mochte, und verschämt zur Erde sah.

„Mich kennst du schwerlich!“ sagte endlich die Fremde, schärfer und spähender die junge Begutte beobachtend: „Ich bin die Freiin Ursula von Falkenstein.“

Veronika sah auf und betrachtete das schöne blasse Gesicht des Fräuleins mit freundlichstiller Ruhe, wie man unbekannte Personen anschaut, die man zum ersten Mal sieht. „Gefällt es dir, mich auf den Heimweg zu begleiten?“ fuhr das Fräulein zu reden fort: „Ich wohne nicht weit von hier, jenseits Erlisbach an der Aare, auf dem Schlosse Gösgen, der Burg meines Oheims.“

— Ich darf mich so weit nicht von der Hütte des Vaters entfernen, erwiederte Veronika; doch über die Thalwiese wag' ich's, wenn Ihr es gestattet, zu folgen.

Während beide sogleich langsam fortgingen und oft im Gespräch stillstanden, bei dem sich Fräulein Ursula mit weiblicher Neugier genau nach allen Verhältnissen Veronika's erkundigte, entfaltete die Tochter des Lollhards, ohne es zu ahnen, die ganze Unschuld und Liebenswürdigkeit ihres Gemüthes. Der Ernst des Fräuleins ging bald in eine schwermüthige Freudigkeit über, und ihr anfangs etwas stolzer Ton, wie er Vornehmern gern eigen ist, verlor sich gemach in das Herzliche, wie es mit einer beginnenden Zuneigung, oder einem Gefühle des Mitleidens, verbunden zu sein pflegt."

„O beneidenswürdiges Kind!" rief das Fräulein, und warf einen Blick voll Trauer auf die Begutte: „wie bist du so glücklich; du bist nur die Betrogene. Gott beschirme dich, du wirst dich nicht lange deines Glückes freuen."

— Warum nicht, gnädiges Fräulein? Gott will uns glücklich, so lange wir es sein wollen.

„Sein wollen? Ach, das Glück liegt außer dem Bereich unserer Kraft, gutes Kind. Gehorchte es dem Willen der Sterblichen, wer würde denn unter dem Himmel andere, als Freudenthränen weinen?"

— Auch die Schmerzensthränen gehören zum Glück, gnädiges Fräulein, mehr als die andern. Man weint sie, wenn man Untreue büßt und einsam im Weltall steht und das Bessere wieder sucht.

Das Fräulein blieb bei diesen Worten stehen und sah finster forschend in Veronika's helle, freundlich lächelnde Augen. Es ward in ihr ein Argwohn wach. Sie fürchtete, Veronika wolle sich boshafte Anspielungen erlauben. Aber ihr schon gereizter Unwille legte sich beim Anblick des stillen Unschuldgesichtes. Ursula hatte nicht den Muth, von diesem Kinde Arges zu denken, das kaum fähig zu sein schien, zu ahnen, wie böse die Welt zuweilen sei.

„Du sprachst von Untreue!" sagte Ursula nach einigen Augenblicken Ueberlegung: „Was meintest du dabei?"

— Den Abfall vom göttlichen Vaterherzen; das Untergehen

des Gemüths im Irdischen; das Innigerhangen am Vergänglichen, als am Ewigen. Wer sich mit ganzer Seele an das schmiegt, was nie bleibt: muß er nicht immerdar leiden, weinen, bluten, weil er doch immerdar verlieren oder Verlust fürchten muß?

„Bist du so stark, Mädchen?“ sagte Ursula betroffen und doch etwas ungläubig: „Ist dein Herz noch nie an etwas anderm, als deinem Gott gehangen?“

— Dafür sei Gott, daß das geschehe! sagte Veronika und sah der Fragerin klar und ruhig ins Gesicht.

„O beneidenswürdiges Kind!“ rief das Fräulein, und betrachtete abermals die Begutte schweigend mit Wohlgefallen und unwillkürlicher Ehrfurcht. In Veronika's Haltung, in allen Zügen der reinen Gestalt offenbarte sich jene jungfräuliche Kälte, welche noch nie von einem Funken leidenschaftlicher Wärme gestört worden ist, und den Begierden der Männer, ohne sie zu verstehen, gebieterisch entgegenwirkt. „Die hat er wahrlich nie geliebt!“ dachte Ursula bei sich: „Oder wenigstens in dem Kinde fand er noch kein Gefühl von Liebe! Sie war unschuldig.“ — Der Leser wird leicht errathen, wen sie meinte. Denn seit dem Augenblick, da Veronika bei der Kapelle das Gesicht vor ihr entblößt hatte, mußte es ihr halbe Gewißheit werden: diese sei die Begutte, welche sie zu Brugg für ihre Nebenbuhlerin um Gangolfs Liebe gehalten. Doch ward sie von stolzer Scheu gehindert, Fragen zu thun, durch welche sie sich zu verrathen oder zu erniedrigen fürchtete.

„Bleib' in deinem Glück!“ sagte sie gutmüthig und fast herzlich zu ihrer Begleiterin, „bleib' es, so lange du kannst!“

— Sollt' ich's nicht stets können? entgegnete Veronika.

„Du wirst es nicht!“ entgegnete Ursula: „Glaube mir's. Ich bin vielleicht um einige Jahre und um tausend Erfahrungen älter, als du. Du redest noch die zuversichtliche Sprache des Kindersinnes. Einst sprach ich auch so, wie du von dir und der Welt

sprichst, die du beide nicht kennst. — Verlasse ohne Noth die Einsamkeit deines Gebirgs nicht."

— Warum, gnädiges Fräulein, warnet Ihr mich? Es ist doch sicher in dieser Gegend?

„Du bist ein Lamm, nach welchem der Rachen der Wölfe lechzt!" antwortete das Fräulein: „Ich wollte, du könntest mit mir. Ich wollte dich gern retten."

— Vor wem? Ich verstehe Euch nicht, mein Fräulein. Sollte man meinem Vater und mir nachstellen? Hättet Ihr davon gehört?

„Wirst du mir antworten, wenn ich dich Wichtiges frage?"

— Ich habe nichts zu verhehlen.

„Hast du je einen Mann geliebt oder ihn allen Andern vorgezogen?"

— Ja, meinen Vater, Fräulein.

„Hatte nie ein Anderer einigen Werth in deinen Augen?"

— Ja, noch mancher Andere. Ich habe sehr edle, sehr würdige Männer gesehen auf den Reisen.

„Edle! würdige!" wiederholte Fräulein Ursula mit Spott und Bitterkeit in Stimm' und Miene; dann fügte sie hastig hinzu: „Nenne Keinen so, betrogenes Kind. Grundfalsch, boshaft und grausam sind sie Alle, ohne Ausnahme. Nur im hilflosen Kindheits- und Greisenalter sind die Raubthiere minder furchtbar, weil ihnen zum Zerreißen und Zerfleischen Zähne mangeln. Sie kennen nur eine unbändige, wilde Begier; keine Zärtlichkeit, keine Liebe. Mit hinterlistiger Fuchsnatur schleichen sie nach Beute aus; ihr tückisches Herz freut sich schon im Voraus des Opfers, das fallen soll, und das sie dann im Blute liegend verlassen können, grausam und gleichgültig, wie der gesättigte Bär das zerrissene Schaf. Fürchte, hasse dies ruchlose Geschlecht, in welchem nichts, als Thier, übrig geblieben, alles Menschliche gänzlich untergegangen ist. Vermöge seiner Körperstärke hat es sich zu

unserm und der Welt Tyrannen erhoben, und fürchtet Niemand mehr, als sich nur unter einander selber. Durch Stolz und Uebermuth ist der Mannsmensch zur Bestie verwildert."

— Es gibt rohe, böse Menschen! sagte die Begutte: Ich habe deren gesehen. Doch gestattet Ihr Ausnahmen.

„O du arglose Unschuld!" rief Ursula: „Ausnahmen? Keine, als in den Windeln und im Schnee des Alters. O, der wilde Teufel ist nicht der furchtbarste, man geht ihm aus dem Wege, aber der sanfte ist's. Vor dem zittere, der mit dem Heiligenschein und im Gefolge aller Tugenden, zu dir tritt, und sich zum Spiegel deiner reinen Sinnesart macht. Alles Spiel, Alles Trug und Lug, um Lust und Tücke zu verstecken. Glaube mir, der Mann ist eine Schale, bloße Schale; drinnen fault der Sodomsapfel schwarz und giftig. Er hat vom Menschen, gleich den gefallenen Engeln, noch Gestalt und Antlitz, und von den verlornen Tugenden noch die heiligen Wörter behalten."

Veronika horchte anfangs mit dem Ernst der Verwunderung oder des Erstaunens, und trat mit einer Art Grausen zurück; darauf aber, als wollte sie durch ihre Empfindungen oder Zweifel die Rednerin nicht kränken, lächelte sie dem Fräulein holdselig zu, wie wenn sie wegen ihrer augenblicklichen Furcht abbitten müßte.

— Ach, gnädiges Fräulein! sagte Veronika: wie urtheilt Ihr so hart? Aber ich glaube Euch. Ihr seid durch böse Menschen tief beleidigt. Eure schöne, blasse, ernste Miene sagt's. Ihr habet Euern Frieden verloren. Flüchtet zu Gott; da findet Ihr Alles wieder. Könntet Ihr doch die todte Pracht Eurer Schlösser mit einer Einsamkeit vertauschen, wie die unsrige. Man ist da Gott viel näher.

„Die Schlösserpracht ergötzt mich schlecht!" erwiederte das Fräulein mit einem Seufzer: „In ein Kloster, oder in ein Grab, gleichviel wo es sei. Wenn ich nur kein Gedächtniß hätte! Du aber

jammerst mich, Kind. Darum geh' in ein Kloster, geh' bald, eh' du wünschen mußt, etwas vergessen zu können. Vor gottgeweihten Mauern haben die Teufel noch Scheu."

— Vor Kalk und Stein? O, gnädiges Fräulein, ein gottgeweihtes Herz ist stärker, als die stärkste Burg- und Klostermauer. Ich zitterte nicht vor der ganzen Macht der Hölle.

„Armes Kind, du kennst die Hölle noch nicht!" sagte Ursula mitleidig lächelnd, und sah sich nach ihren Edelknaben um, die einige hundert Schritte weit mit den Pferden vor einem Gebüsch von Erlen und Weiden hielten: „Ich muß dich verlassen und deinem Schicksal empfehlen. Gedenke meiner Warnungen!"

— Ich will ihrer und Eurer gedenken. Aber wir sind in Gottes, nicht in des Schicksals Hand! sprach Veronika, verneigte sich zum Abschiede und küßte demuthsvoll des Fräuleins dargebotene Rechte.

„Seh' ich dich wieder?" fragte Ursula gütig: „Vielleicht such' ich dich in deiner Einöde auf. Ist der Weg zum Berg hinauf für Pferde nicht zu steil?"

Veronika beschrieb ihr den Weg rechts der Ramsflue, durchs Thal hinauf zum Wald; man konnt' ihn übersehen von der Stelle, wo beide standen. Dann schilderte sie den Fußweg durch die Tannen bis zur Wiese und der Hütte unter den Eichen, daß nicht zu fehlen war.

„Und find' ich droben Niemand außer dir, der Bäuerin und deinem Vater, wenn ich komme?" fragte Ursula.

— Zuweilen, doch nicht alle Tage, besucht uns ein edler Herr von Aarau: antwortete die Begutte unbefangen.

Dunkle Röthe flog über des Fräuleins Gesicht und in ihren Augen ward ein ungewisses Funkeln. „Also doch! also doch! Nicht so, eine alte Bekanntschaft? Nenn' ihn nur. Du darfst ihn mir schon nennen. Du hattest in Brugg mit ihm zu thun, vielleicht

auch früher. Ich weiß, ich weiß. Schlich er sich unter wahrem oder erborgtem Namen zu dir? — Ich frage nicht umsonst, denn am Manne, ich wiederhol' es, ist nichts ächt, als die Falschheit. Also, er heißt?"

— Herr Gangolf Trüllerey! antwortete Veronika, doch minder unbefangen, als das vorige Mal. Die plötzliche Röthe und Lebhaftigkeit des Fräuleins von Falkenstein machte sie etwas schüchtern.

„Er sieht dich oft, sagtest du?" fuhr Ursula fort.

— Seit ihn mein Vater . . .

„Dein Vater ist . . ." unterbrach heftig das Fräulein die bestürzte Begutte, dann aber wieder mit schneller Besonnenheit sich selber, indem sie in angenommener Ruhe hinzusetzte: „ist vermuthlich ein guter Mann. Ja, ich glaub' es. Nicht so, und bloßes Ungefähr war's, daß ihr eure Klausnerei ganz in der Nähe von Aarau verlegen mußtet?"

— O Fräulein, erwiederte die Begutte, glaubet Ihr an einen allwaltenden Gott, wenn Ihr Ungefähre glaubet?

„Den Namen Gottes könntest du füglich aus dem Spiele lassen!" versetzte mit verweisendem Tone das Fräulein: „Ich kenne eure Beghardensprache, aber liebe sie nicht sehr. Sage mir lieber, ob du mit dem guten Freunde schon in Brugg einverstanden warst, das Findemich-Plätzchen droben auf der Hard zu nehmen?"

Veronika, betroffen durch die unerwartete Verwandlung, die sie sah, wagte kaum etwas zu erwiedern.

„Warum bleibst du die Antwort schuldig?" fuhr das Fräulein zu fragen fort.

— Gnädiges Fräulein, weil ich Euch nicht ganz verstehe.

„Desto besser versteh' ich dich; nur bekenn' ich, dein Gesicht hat mich, nicht dein Kleid geäfft. Ich muß wahrhaftig über meine Einfalt lachen. Lachst du nicht auch heimlich in dir über meine Dummgläubigkeit an dein Gesicht?"

— Nein! antwortete die Begutte ernst.

„Ich würde dir's nicht gerathen haben. Also manche Woche schon treibt ihr die Wirthschaft mit einander in diesen Bergen? Daß mich der scheinheilige Tuckmäuser selbst in dem Punkt an sich irre machen konnte? Wo und wann sahet ihr euch das erste Mal zusammen? Gesteh' es nur. Ich lasse dich ungestraft ziehen. Fürchte nichts.“

— Ich fürchte Euch nicht, gnädiges Fräulein! entgegnete Veronika mit ihrer gewöhnlichen Milde, doch verhehlten ihre Gesichtszüge nicht ein unwillkürliches Mißtrauen, welches solche Reden einflößen mußten, die von einer Art Wahnsinn zu zeugen schienen.

„Den stolzen Trotz hast du aus seiner Schule, dünkt mich!“ sagte das Fräulein von Falkenstein: „Er steht euch Beiden eben wohl an. Eins nur verlang' ich von dir zu hören; antworte, und dann hebe dich weg von mir: Wo fand dich jener Gangolf auf? Auf welchem Scheideweg, in welchem Stall? Ich meine das erste Mal, eh' der meineidige Bösewicht mit dir nach Brugg zog!“

— Fräulein, sagte Veronika mit einem Unwillen, der ihr Gesicht röthete und die helle Stirn furchte: ich verzeih' Euch, wenn Ihr gut findet, mich zu mißhandeln. Aber was kann Euch bewegen, einen Unschuldigen zu lästern, den Ihr nicht zu kennen scheint?

„Nicht zu kennen scheint! Nun denn Begharde,“ rief Ursula mit leidenschaftlicher Entflammung, „der war mein Bräutigam, während er mit dir in der Welt umher fuhr!“ Plötzlich verstummte sie nach diesen Worten, und machte eine Geberde bittern Verdrusses, als ärgere sie sich an ihrer eigenen Uebereilung oder Wegwerfung.

— Euer Bräutigam! rief die Begutte in unbeschreiblicher Bewegung des Erstaunens und Mitleidens: Euer Bräutigam! Ist es möglich, daß er Euch hätte verlassen können!

„Verlassen, er, mich? Einfältige Dirne! Ich wies dem

Elenden, den man die Frechheit hatte, mir aufzwingen zu wollen, — die Thür wies ich ihm .... Antworte auf die Frage, die ich dir gethan. Es steht mir schlecht an, mich mit dir in Gespräche zu verlieren."

— O, mein Fräulein, verzeiht! ich bin außer mir. Ihr also, Ihr habet ihn verstoßen? Ihn verstoßen? Hat er, der so gut ist, Eure Ungnade verdienen können! Ist er's auch, den ich meine, von dem Ihr redet? Es ist wohl Irrthum und Mißverständniß unter uns. Ich flehe Eure Gnaden an, mir nur ein Wort zu gestatten und eine Frage! . . .

„Schweig und gehorche; ich bin hier Gebieterin! Seit wann treibt er den ehrlosen Umgang mit dir?"

— Fräulein, wollet Euern Zorn mäßigen, in welchem Ihr vergesset, was Ihr auch der ärmsten Magd schuldig seid! rief Veronika ihr voll Hoheit entgegen.

„Seht doch die unverschämte Dirne!" sagte Ursula mit glühendem Gesicht, die Begutte seitwärts anschielend.

— Ihr seid nicht in der Stimmung, mich zu hören, gnädiges Fräulein. — Bei diesen Worten verneigte sich die Begutte tief und machte eine Bewegung sich zu entfernen.

„Du bleibst! Nicht von der Stelle!" rief Ursula gebieterisch und deutete mit dem Finger auf den Platz vor ihr, welchen die Begutte verlassen hatte.

— Euer Gnaden erlauben mir, nicht länger der Gegenstand Eures Unwillens zu sein! erwiederte diese, ihren Rückweg fortsetzend.

Das Fräulein ging ihr zwei große Schritte nach und rief: „Bleib, oder ich winke meinen Knechten, lasse dich zwischen ihre Rosse gebunden nach Gösgen schleppen und in den Thurm werfen!" In dem Augenblicke, als sie es gesprochen hatte, wandte sie sich rasch um, den Knechten zu winken, und ward stumm und todtenbleich. Denn vor ihr stand Gangolf Trüllerey, der, vom Berg

herab durchs Gebüsch geschritten, nicht minder überrascht war, ganz unerwartet vor der ehemaligen Verlobten zu stehen, und wenige Schritte von dieser entfernt, die Heilige des Gebirgs zu erblicken. Er verbeugte sich tief, mit kalter Höflichkeit, vor der Erbin von Falkenstein, und wollte schweigend an ihr vorübergehen. Sie aber, ohne seinen Gruß zu erwiedern, deutete ihm, mit befehlendem Wink der Hand, stehen zu bleiben. — Veronika kam, sobald sie Gangolf gewahr worden, zurück und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich danke Gott, der Herrn Trüllerey sandte. Nun ist das Mißverständniß gelöset. Ihr werdet mir nicht mehr zürnen.“

„Ich bewundere Eure Vermessenheit, Herr Trüllerey,“ sagte das Fräulein, ohne auf Veronika's Worte Acht geben zu mögen, „daß Ihr Euch unterfanget, auf Grund und Boden des Hauses Falkenstein Euern Liebschaften nachzujagen.“

— Fräulein, antwortete der Ritter, Ihr seid in zwei Dingen übel berichtet. Ich jage keiner Liebschaft nach, und stehe nicht auf Falkensteiner Boden. Dies Thal bis zum Dorfbach von Erlisbach gehört zum Twing und Bann der Aarauer Herrschaft Königstein. Habet Ihr mir sonst einen Befehl?

„Euch nicht wieder in diesen Gegenden erblicken zu lassen!“ antwortete das Fräulein: „Das Gewissen wird Euch melden, welcher Lohn den großprahlerischen Verleumder meiner Ehre und der Ehre meines Hauses erwartet.“

— Ihr redet, hoff' ich, nicht von mir, Fräulein. Seit wir von einander schieden, gabt Ihr mir weder Stoff zum Loben noch zum Lästern.

„Elender, aber brüsten konntet Ihr Euch damit, mich verworfen zu haben.“

— Das ist nie von mir geschehen!

„Nie? Aber in öffentlicher Ritterversammlung in Seckingen,

wo Ihr die Schamlosigkeit mit Feigheit kröntet, und davon liefet, als Euch Landgraf Thomas züchtigen wollte.“

— Wer Euch beides gesagt, hat beides gelogen.

„Mein Vater und mein Oheim!“

— So logen Beide.

„Redet von den Baronen mit Ehrfurcht!“ rief das Fräulein mit einem Blick, in welchem alle Flammen weiblichen Zorns und Stolzes funkelten, und, indem sie auf ihre Knechte hinzeigte, fuhr sie fort: „Ich stehe nicht allein. Erkennet die Farben von Falkenstein! Ein Wink, erbärmlicher Prahler, und Ihr und Eure Dirne dort seid verloren.“

— Fräulein, ich darf Euch erlauben, mir zu drohen, aber nicht diesen tugendhaften Engel zu beleidigen! fuhr Gangolf heftig auf.

„O des tugendhaften Engels!“ rief Ursula mit herbem Gelächter: „Es macht mir Lust, den Engel vor Euern Augen wegführen zu lassen. Wir dulden auf unserm Gebiet oder an den Grenzen unserer Herrschaft keine Strolchen, als im Gefängniß oder am Galgen.“ Sie winkte den Edelknaben mit weißem Tuche. Sie flogen auf den Rossen, über die Wiese donnernd heran, schon längst auf die lebhafte Unterhaltung ihrer Gebieterin mit den beiden Unbekannten aufmerksam.

„Fräulein!“ rief Gangolf, und man sah, wie seine Muskeln schwollen, seine Stirnadern blau anliefen, seine Augen furchtbar blitzten: „Ich will nicht vergessen, daß Ihr ein Weib seid; aber vergesset nicht, Ihr mit Euern Leuten befindet Euch auf Königssteiner Grund! Begehet im Zorn keinen Frevel.“

Kalt und gebieterisch sagte das Fräulein von Falkenstein zu den herankommenden Reitern: „Ergreifet die Landstreicherin dort, und bringet sie gebunden aufs Schloß.“

„Weh' dem Unglücklichen!“ rief Gangolf und hob die geballte

Faust: „Weh' dem, der Hand an die Jungfrau legt; er ist des Todes!"

Die Reiter blickten verlegen auf den Jüngling, der in kräftiger Gestalt mit gehobenem Arm zwischen ihnen und der Begutte stand, und mit dem Tode drohete, obwohl er unbewaffnet war. Denn der mit Gold und Perlmutter zierlich ausgelegte Dolch, welcher ihm an einer dicken Silberkette vom Gürtel niederhing, galt mehr zum Schmuck, als zum Gebrauch.

„Ich befehle!" rief das Fräulein, mit dem Gesicht gegen die jungen Männer gewandt, mit der ausgestreckten Hand auf die Begutte zeigend.

Gehorsam setzten sich die Reiter in Bewegung. Da bäumte sich schnaubend des Einen Roß hoch in die Luft, auf den Hinterfüßen rückwärts gehend, das andere stürzte morschtodt auf die Brust zu Boden, daß der Edelknabe über den Hals desselben in den grünen Rasen weit vorschoß. Bald stürzte auch mit schwerem Fall das erste Roß zur Erde. Aus Hals und Brust beider Thiere quoll ein Blutstrom. Gangolfs Dolch hatte sich blitzschnell und tödtlich in beide eingebohrt. Ursula sprang mit Entsetzen zurück, als sähe sie Zauberspuk. Veronika stand bleich, mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen, unter den Zweigen einer Silberweide, in Angst und Gebet. Gangolf hielt den Dolch in seiner Linken; in der Rechten das aus der Scheide des Edelknaben gezogene Schwert, der sich betäubt und erschrocken vor ihm eben von der Erde aufrichtete, während der Andere fluchend mit gequetschter Hüfte noch unter seinem zuckenden Gaul lag.

„Ihr scheint nüchtern geworden zu sein!" sagte Gangolf zum Fräulein, das starr und lautlos die blutige Verheerung sah: „Ich könnte und sollte Euch, als Gefangene, nach Aarau führen. Ihr habt den Landfrieden gebrochen. Nehmt Euern Zelter; reitet heim. Ich lasse Euch frei."

Auf Huberts Rath machte sich endlich Josua mit nassen Augen an die traurige Arbeit, Sattelzeug und Zügelwerk loszuschnallen, und die beiden Rosse davon zu befreien, um aus dieser Niederlage wenigstens das kostbare Geschirr zu retten. Während dem genas auch das Fräulein wieder von einer Art Bewußtlosigkeit, in der sie nichts mehr von dem, was in ihr vorging, mit Klarheit wahrgenommen hatte. Sie richtete die stieren Blicke auf die Leichname der Thiere, dann auf die Diener, und die Erinnerungen in ihr wurden heller und mit denselben die Empörungen ihres ganzen Gemüthes sichtbarer. Ihre blassen Lippen zitterten, ihre schönen Hände ballten sich krampfhaft, ihre todten Augen warfen plötzlich Blitze; man hörte den Stoß ihres heftigen, fliegenden Athems, dann die rasch zwischen den Zähnen hingemurmelten, mit schauerlichem Lächeln begleiteten Worte: „Ja, bei allen Heiligen! bis ich ihre Leichname mit Füßen trete und Beider Blut meine Sohlen netzt!“

Dann drehte sie sich zu den Dienern und rief: „Bringet den Zelter herbei! Erbärmliche Gesellen, feige Schufte, ihr! Ein einziger Mann warf euch vom Roß, und brach eure Schwerter, und ihr mucksetet nicht, Memmen! Habet ihr für meine Ehre keine Faust, keinen Arm, so schleicht fortan wie räudige Hunde, von Jedem gestoßen und getreten, durch die Welt. Besseres seid ihr nicht werth. Weichet von meinem Angesicht. Kehret nie wieder! Den lass' ich vom Büttel peitschen, den von Schloßhunden hetzen, welcher von euch der Burgen von Falkenstein Schwelle berührt! Fort, fort, ihr schäbigen Buben, und lasset euch in den Dörfern mit Koth werfen, und von den Kindern mit Ruthen streichen!“

Diese Anrede traf jene armen Sünder, an die sie gerichtet war, noch gewaltiger, als vorhin der Sturz der Rosse. Sie erblaßten vor der bevorstehenden Schmach, vor dem Zorn der Ge-

bieterin, vor dem Gedanken an den Landgrafen Thomas von Falkenstein und dessen Strafgericht. Der eine vergaß den Schmerz seiner Hüfte, der andere den Schmerz um das geliebte Roß. Beide fielen auf die Knie. Sie wollten des Fräuleins Gnade erflehen und etwas zu ihrer Rechtfertigung stammeln. Aber die Erzürnte ging taub an ihnen vorüber, schwang sich auf den Zelter und rief: „Weh' dem, der zum Schlosse kommt! Von den Hunden, wie einen verlaufenen Hasen, lass' ich ihn hetzen und zerfetzen!" Sie wandte das Roß und ritt im Galopp davon gegen Erlisbach, und durchs Dorf rechts über die Matten, längs niedrigen, rauhen Waldhügeln, dem Aarstrom und dem Schloß Gösgen zu.

Der Weg ward unebener und felsiger. Der Zelter wählte mit Vorsicht langsamen Schritt. Die schöne Reiterin, ihrer selbst vergessen, ließ den Zaum aus den Fingern fallen. Der Aufruhr ihres Innern, wo Rachlust und Hoffnungslosigkeit, Beschämung und Stolz, Eifersucht, Reue und Grimm, wider sich selber abwechselnd, emporfuhren und verschwanden, wie die Wellen des Sees im Sturm, machte ihre äußern Sinne gegen den Reiz der Abendlandschaft unempfindlich. Noch wenige Tage zuvor hatte sie diese Gegend als diejenige gepriesen, welche der Schwermuth ihres Herzens am wohlthätigsten zusagte.

Das gänzliche Stillstehen des Pferdes weckte sie endlich. Der Zelter hatte am Berge einen Seitenweg gegen die Höhe eingeschlagen, wo eine kleine Kapelle neben einem großen, hölzernen Kreuz stand, in der die Gemahlin des Herrn Thomas von Falkenstein gern ihre Andacht zu verrichten pflegte. Ohne Zweifel hatte der Zelter geglaubt, die schöne Last, welche er jetzt trug, ebenfalls dem heiligen Ort zuführen zu müssen, und mochte darum den gewohnten Pfad genommen haben, den seine Eigenthümerin, die Freifrau, täglich besuchte. Ursula aber erkannte in diesem Zufall den Finger der Vorsehung. Sie sprang vom Rücken des Zelters,

ließ das Thier frei, und eilte in das alterthümliche Bethaus, dort den Frieden ihres Gemüthes zu suchen.

Es war ein uraltes Gemäuer; das Dach halb offen und zerfallen; die eine Seitenmauer weit geborsten, daß der von draußen emporwuchernde Epheu Raum genug fand, durch den Spalt seine Ranken zu senken und den Obertheil des Innern mit dunkelgrünem, natürlichem Laubgewinde zu schmücken. Ein vorragender, behauener Stein bildete im Hintergrunde den Altar. In einer spitzgewölbten Mauerblende darüber, mit einer Einfassung von halberhabenen dünnen Säulen und gothischem Schnitzwerk von Sandstein, blutete ein Heiland am Kreuz, neben welchem die Gottesmutter weinend stand, mit sieben Schwertern in der jungfräulichen Brust. Das Ganze war so schmucklos, so verlassen, daß den Boden der Kapelle ein Teppich von allerlei Kräutern bedeckte, und auf der Stelle des Altars hohe Nesseln blühten.

„Heilige Mutter Gottes," seufzte das Fräulein niederkniend mit emporgehaltenen Händen, „o du Einsame, o du Verlassene, o du mit siebenfach durchbohrtem Herzen, sieh' mein tausendfach durchbohrtes Herz! O du heilige Schmerzenreiche, erbarme dich meiner Seele, daß sie nicht in Verzweiflung verderbe! Warum muß ich, die Einzige, verschmachten? Warum bin ich, die Einzige, verstoßen?" — Bei diesen Worten drang eine heiße Thränenfluth über ihre blassen Wangen. Sie lehnte ihre Hand an den kalten Stein des Altars, und sank endlich schluchzend auf den begrasten Boden der Kapelle. Hier weinte sie lange und bitterlich, bis, in allen Kräften erschöpft, ihre Thränen vom besänftigenden Halbschlummer getrocknet wurden. Ihr ward wohl. So fühlt sich die Landschaft nach erstickender Sommerschwüle erquickt, wenn der Regenschauer vorüber gegangen ist, in welchem sich Stürme und Flammen des Wettergewölks aufgelöset hatten.

Als sie erwachte, und vom kühlen Grund der verfallenen Kapelle

sich aufrichtete, war ihr, wie wenn ein Engel ihre Schmerzen gestillt, ihr Gemüth gestärkt hätte. Sie verneigte sich noch einmal in Ehrfurcht vor dem Altar gegen das Heiligenbild, von dem ihr Erbarmen und Trost gekommen zu sein schien, und ihre dankbare Seele that ein Gelübde, der gnadenreichen Himmelskönigin irgendwo, oder hier, eine würdigere Kapelle zur Verehrung aufzurichten. Denn diese Mattigkeit, Ruhe und Stille ihres ganzen Wesens mußte wohl, sie zweifelte nicht, die Wirkung einer übernatürlichen Heilkraft und eine Erhörung des Gebetes sein.

Beruhigt trat sie hinaus unter das Pförtlein. Vor ihr schwamm im Duft des Abendsonnenglanzes die Welt; und ein erwärmender Anhauch, der ihr mit Wohlgerüchen entgegenströmte, berührte sie wie der Erstlingskuß eines neuen Lebens. Ihr gegenüber, jenseits des silbern spiegelnden Flusses der Aare und der umbüschten Ufer, strahlten hellbeleuchtet die einsamen Gebäude des Chorherrenstiftes von Schönenwerth, und Thurm und Kirchmauer auf der Felshöhe über die hellgrünen Wiesen des Thales in klösterlicher Abgeschiedenheit. Schon im siebenten Jahrhundert war jener heilige Hügel, von welchem jetzt der Klang der Abendglocke feierlich durch die weite Gegend tönte, der christlichen Andacht geweiht. Dahinter zogen sich die Berge, von der Höhe bis zum Fuß in das Schwarzgrün ihrer Tannen gehüllt, in einigen Bogen um die Fluren der Ebene, durch welche zerstreute Rinderheerden umherirrten, deren Halsglockengeläute freundlich über den Strom her klang. Die Trümmer der Wartburgen glänzten im Sonnenroth, wie goldene Kronen, von den Doppelgipfeln ihres sanftanschwellenden Gebirgs. Links, gegen Morgen, schloß sich weit das heitere, schöne Thal von Aarau dem Auge auf, erfüllt mit Dörfern, mit weitleuchtenden Schlössern ringsum, bis tief zu den veilchenblauen Höhen des Lägern- und Heitersberges. Hinter den niedern Ge-

birgen des Vorgrundes prangten aus der Ferne hervorragend einzeln die ewigen Pyramiden der Schneeberge über Wolkenstreifen.

Ursula von Falkenstein fühlte sich von der Pracht der Natur sanft bewegt. Sie konnte, ohne ihre Ruhe einzubüßen, selbst die über den Strom gespannte Brücke der Stadt Aarau, die rußigen Gemäuer, die schwarzen Giebeldächer derselben und den finstern Thurm Rore anblicken, eine starke Wegstunde von ihr entfernt. Mit der Empfindung himmlischer Begnadigung in der Brust, verzieh sie der Welt allen Schmerz, den sie von ihr erlitten.

In dieser Stimmung ward sie durch das Erscheinen der jungen Gemahlin ihres Oheims Thomas gestört. Die Freifrau, eine geborne von Ramstein, kam den Weg zur Kapelle mit schnellen Schritten herauf und rief schon aus der Ferne: „Jesus, Maria und Joseph, wie hast du mir so schreckliche Angst verursacht, Ursi! Ich fand meinen Zelter drunten am Wege allein weidend, und keine Spur von dir und den Knappen, die dich begleiteten. Was treibst du, Mädchen? Was führt dich hier herauf zur Kapelle, die du doch sonst nicht besuchst?"

— Die unsichtbare Gnadenhand Gottes, antwortete das Fräulein, der Freifrau die ihr entgegengebotene Rechte küssend: O schon lange, lange wohnte nicht solch ein Gottesfrieden in mir, als jetzt. Ich bin sehr ruhig.

„Bist du's wirklich?" sagte die Freifrau, welche sich erschöpft auf einen bemoosten Felsstein niedersetzte und ihre Nichte mit traurigem Lächeln ansah: „Täuschest du dich nicht abermals, du ewiglich von Selbsttäuschungen gequältes, armes Kind? O wie froh könntest du mich machen!"

— Ich nehme den Schleier. Morgen, übermorgen geh' ich in ein Kloster und entsage der falschen Welt, die mir so furchtbar entsagt hat. Morgen, übermorgen; je eher, je besser! Ich will vergessen, entbehren, sterben lernen.

„Kannst du das nicht in der Welt, wie tausend Andere?“

— Tausende und Tausende hatten mein grauenvolles Schicksal nicht. Ich finde nur Ruhe inner den kahlen Wänden einer vergitterten Zelle, wo mich nichts an die Bosheit der Welt mahnt, und sie mich nicht mehr verfolgen kann. Ich will Alles hinter mir liegen lassen, Alles!

„Ach, liebes Kind, man läßt nichts hinter sich, wenn man noch etwas im Herzen mit sich nimmt. Du bringst überall nur dich selber hin, und du bist deine Welt! Willst du im Ernst Klosterfrau werden, liebe Nichte, glaub' es mir, der Schleier und die Zelle machen dich so wenig zur Nonne, als die Kutte den Mönch, das Schwert den Kriegsmann macht. Bau' aus deinem eigenen Herzen ein Kloster; banne jede Leidenschaft, jedes stürmische Verlangen und Wünschen hinaus; meide, leide, als eine gottgeweihte Braut, und du wirst überall Nonne sein, in der Kirche, wie im Burgpalast. Ich kenne die Klöster; ich bin in denselben erzogen.“

— Darum bist du so gut und fromm, Mühmchen! sagte Ursula mit einem Seufzer zur Freifrau.

„O nicht das, Ursi; ich lernte viele Gebete und sah und hörte dabei viel Unreines. Die todten Mauern waren heiliger, als die Menschen; und die Kleider frömmer, als die Herzen. Folge meinem Rath, lösche erst die Gluth deines Gefühls, brich erst deinen kleinen, stolzen Eigensinn, bringe dein bisheriges Inneres dem Himmel zum Opfer, mit einem Wort, werde erst, ehe du dir das Haar abschneiden lässest, eine Nonne: dann wird dir der ganze Erdkreis zum Kloster werden. Nicht die Welt, nicht der Flattergeist der Männer, nicht Hinz von Sax, nicht Gangolf Trüllerey sind die Urheber deines Leidens: du bist selber die Schöpferin deiner Noth gewesen.“

— Schweig' von den Männern, den Tückischen, Ehrvergessenen! unterbrach das Fräulein ihre junge Muhme mit tiefem Seufzer: Daß ich sie nicht nennen hören, nie ihre Gestalten erblicken müßte!

Sanft lächelnd erwiederte diese: „Es ist wahr, wir armen Weiber sind durch Härte, Rohheit und wilde Sinnengier derselben selten glücklich; aber ohne Männer, was meinst du, Kind? wir würden uns in Höhlen verbergen und verzweifeln. Die Weiber finden sich gegenseitig nur des Wechsels willen, wie den Winter, erträglich, eben weil es auch Männer und einen heißen Sommer daneben gibt.“

— Du magst das Lob verkünden, Mühmchen! Dein Herz ward vielleicht glücklich durch . . .

„Ich? glücklich!“ seufzte die Freifrau, und schlug die frommen blauen Augen zum Himmel auf, indem ein feines Roth über ihr Antlitz floß, wie Wiederstrahl einer ehemaligen Paradieseszeit, nach welcher man, der Gegenwart willen, nicht gern zurückschaut. Ursula senkte die Blicke mit Wohlgefallen und Theilnahme auf die edle Gestalt der Freifrau, an der sie mehr mit Liebe einer Schwester, als der Empfindung einer Nichte hing. Die junge Frau, deren Gesicht den Ausdruck der reinsten Zärtlichkeit und demüthigsten Selbstverläugnung darstellte, saß schweigend, innig und sinnig auf ihrem Felsblock da, die Hände in den Schoos zusammengefaltet, und einen Seufzer, der aus ihrem Busen aufzitterte, verbergend. Sie schien schon ganz zu sein, was sie dem Fräulein zu werden angerathen hatte, eine Nonne, deren stilles Kloster die weite Welt ist. Selbst ihre schmucklose, einfache Tracht; das lange, den ganzen edeln Wuchs bis zu den Fußzehen verhüllende Gewand von feinem, perlfarbenem Wollenstoff, an dem kein Zierath gesehen wurde, als die Fülle des gefranzten, kurzen Doppelärmels oder Umschlags an den Achseln; die zarte Haube vom feinsten, schneeweißen Linnen, unter dem Kinn zusammengebunden, und nur zu schwach, um das üppige Hervorquellen des Hauptthaars zu verhindern — dies ganze Aeußere schon verkündete die freiwillige Nonne.

— Du hast geliebt! — rief Ursula, läugne nicht!

„O hättest du's!“ antwortete in gütig-ernstem Ton die Freifrau, „hättest du geliebt, du würdest zu mir nicht sagen: du hast geliebt, denn Liebe kann nicht enden. Deine Sinne nur sind gerührt worden, nicht dein Herz. Nur einmal liebt man, dann ewig. Er wußt' es nicht, dem meine Seele zugehörte; er weiß es nicht. Wo er heute sein mag, ob noch mit mir unterm Himmel — ich weiß es nicht. Was liegt daran? Er ist der Engel meiner Träume, der Trost meines Wachens. Was Gott verband, das scheidet nicht die Welt, nicht Menschenhand.“

— Du Schwärmerin, du! — rief Ursula mit nassen Augen und schloß die Frau von Falkenstein küssend, voller Heftigkeit an ihre Brust. Heil dir, daß du den nicht näher kennen lerntest, dem sich dein Herz gegeben. Er hätte es zerrissen, wie das meinige zerrissen ward, und ein Ungeheuer hätte dich verrathen, wie ich verrathen ward.

„Hätt' er gefehlt wider mich,“ antwortete die Freifrau, „meine Liebe würde seine Sünden zugedeckt haben. Das ist die Liebe! Des Mannes Gemüth ist ein anderes, als das unsere; darum fühlen wir uns von ihm angezogen. Man liebt nur das, von dem wir erkennen, es sei etwas Anderes und Vortrefflicheres, als man selber ist. Darum wird der Mann dem Weibe zugethan, weil er in des Weibes Gemüth die Milde wahrnimmt, die ihm selbst gebricht. Uns Weibern ekelt vor Männern weibischen Wesens, den Männern vor Weibern männlichroher Denkart.“

— Aber dein Mann, mein harter, wilder Oheim? — fragte Ursula schüchtern und mitleidig.

„Ich habe kein Recht, zu begehren, er solle ein Anderer sein, als er ist,“ erwiederte die Freifrau: „man gab mich ihm zur Gattin. Er ist mein Herr und Gebieter, und nicht ohne löbliche Eigenschaften, die ich an ihm ehre. Es ist kein Mensch so böse, der

nicht Tugenden hätte, die ihn der Achtung würdig, oder ihn doch erträglich, machen könnten."

— Ich kann dich nur bewundern, du liebe Heilige! — rief Ursula.

„Und ich dich nur beklagen, daß du mich bewunderst, liebes Kind," antwortete die Freifrau, „denn dies Bewundern verräth dein Herz und seiner Schmerzen Grund."

— Wie verstehst du das, Mühmchen? sagte das Fräulein, sich ein wenig betroffen zurückziehend.

„Merkst du es nicht?" antwortete die Frau von Falkenstein, und schloß Ursula's Hand mit Zärtlichkeit in die ihre. „Hättest du ein wenig Langmuth, Nachsicht und Ergebung mehr, als dir eigen ist, du würdest mich nicht bewundern können, aber glücklicher sein. Trotzköpfchen, immer möchtest du eine Welt nach deinem Sinn, und wirst am Ende nur das Spiel der Welt, weil du weit schwächer bist, als tausend Andere. Glaubst du's? Es ist niemand stark, als wer sein eigener Herr ist. Das warst du selten, kleiner Eigensinn. Wer Andern gern gebietet, vergißt darüber, sein eigener Gebieter zu bleiben."

25.

Die Zigeuner.

Männliche Schritte und Stimmen, durchs Gebüsch den Berg herauf, unterbrachen das Gespräch. Es waren zween Schloßknechte, die einen verdeckten Korb trugen, der ziemlich schwer zu sein schien.

„Was tragt ihr noch so spät auf den Berg?" fragte die Frau von Falkenstein verwundert.

— He, Ihro Gnaden, — antwortete einer der Knechte, indem sich beide verbeugten — Futter für schelmische Raben, die bald selbst Rabenfutter sein werden; will sagen, Gauner-, Lumpen-

und Aegypterpack, das der gestrenge Herr braucht, um ein Loch in der Welt auszustopfen, oder eins damit zu machen.

„Ihr verrichtet also des Herrn Willen! Geht!“ sagte die Freifrau, und als die Knechte vorbei waren, seufzte sie halblaut: „Gott weiß es, mir ahnet Böses! Dein Oheim hat keine Ruhe. Er führt etwas Gewagtes im Schilde. Schon seit acht Tagen eilen Boten ab und zu im Schlosse; und allerlei verdächtiges Gesindel streicht seit einiger Zeit hier herum durch Busch und Wald.“

— Du weißt es ja: der Dauphin und die Armagnaken sollen schon im Anzuge von Altkirch gen Basel sein! — bemerkte Ursula. Und zieht der Dauphin mit gewaltiger Heeresmacht heran, die Eidgenossen auszurotten, da wird kein ritterlicher Mann, da dürften die Falkensteine nicht dahinten bleiben!

„Ich glaube nicht, es sei um die Eidgenossen zu thun,“ versetzte die Freifrau: „ich fürcht', es werde eine Rache schrecklicher Art gegen Gangolf Trüllerey gebrütet.“

— Wirklich? — fuhr Ursula lebhaft auf — hast du etwas von den Männern vernommen?

„Gesehen mehr, als gehört; mehr in den Zügen gelesen, als gesehen. Seit vorgestern ist mein Gemahl sich kaum ähnlich. Er meidet mich, er schickt mich von sich. Es ist Unruhe in seinem Thun und Ruhen. Er hört nicht, was gesagt wird; träumt mit offenen Augen; gibt Befehle und widerruft sie. Seit gestern läßt er im Thurm auf Farnsburg ein Zimmer auf das köstlichste bereiten, du weißt es. Das gilt nicht dir, nicht mir. Wir beide sollen im Schlosse Gösgen drunten bleiben. Den Namen Gangolfs spricht er nicht mehr mit gewohntem Grimme aus, sondern mit bitterm Hohnlachen, wie den Namen eines, dessen Niederlage gewiß ist. Wer weiß, ob der Unglückliche nicht schon in seiner Gewalt liegt.“

— Nein, nein, — erwiederte Ursula, ihr blasses Gesicht abwendend — du irrst, der fährt noch heute frei herum.

„Und welchen fremden Gast erwartet das Thurmgemach von Farnsburg? Aus der Kostbarkeit des Geräthes, welches von Kienburg, Falkenstein und diesen Morgen selbst von Gösgen dahin geschleppt wird, sollte man auf eine erlauchte Person schließen. Ich dachte an den Dauphin. Für einen Fürsten aber geziemt sich nicht das abgelegene Thurmgemach; das schöne Bett wohl, welches aufgeschlagen wird, es ist für keinen Königssohn zu gering.“

— Dein Hochzeitbett?

„Dasselbe, und überdies, wie der Burgvogt von Farnsburg mir vertraute, als er am Nachmittage abreisete, werden keinerlei Anstalten getroffen, um den zahlreichen, prachtgewohnten Hofstaat eines Prinzen von Frankreich würdig zu empfangen. Und all das Treiben, das Geheimnißvolle, erst seit vorgestern! Es scheint, das Treiben gelte nur einer einzigen, doch sehr hohen Person, die man gefangen halten wolle.“

— Laß uns rathen, Mühmchen. Die Sache ist wunderbar genug, um eine kleine Neugier zu beschäftigen. Seit vorgestern, sagtest du, bekam der Oheim Briefe, Eilboten? Waren Fremde da? Nun reut mich's, daß ich deinen Bitten folgte und die Tage zu Köllikon zubrachte. Wie konntest du auch glauben, daß mich der Ritt zu dem Waldnest zerstreuen würde? Vorgestern also? Und du bemerktest vorgestern nichts, das dir auffiel?

„Weniger, denn sonst. Wohl kamen der Boten genug, wie seit einiger Zeit gewöhnlich. Das achtete ich kaum. Auch war mein Gemahl fast die Hälfte des Tages abwesend. Eben aber wie er zurückkehrte, lebte er schon in dieser seltsamen Bewegung; stumm, verschlossen, wieder lustig ohne Maß, dann träumerisch, dann aufbrausend. Den Namen Gangolfs stieß er einigemal mit schadenfrohem Insichlachen aus. Das Alles mußt' ich hören, da wir allein zu Nacht speiseten. Mich redete er kaum an; und fragen durft' ich ihn nicht. Du kennst ihn, wie er's treibt.“

— So hat er in der Nachbarschaft geheime Zusammenkunft gehalten. Das ist entschieden.

„Kaum halb so sehr, als du glaubst. Er war nur ausgeritten zu seiner Lust, in schlichten Kleidern, wie er selten zu tragen pflegt. Der Jäger, welcher ihn bis in das Thal begleitet hatte unter der Schafmatt, brachte die Rosse zurück und erzählte, der Freiherr sei zu Fuß hinauf in die Hard."

— In die Hard? stammelte Ursula leise nach und mit ganz eigenthümlicher Betonung der paar Worte.

Da ließen sich die Knechte wieder hören. Sie kamen mit leerem Korbe zurück. Die Freifrau befahl ihnen, den Zelter drunten am Wege loszubinden und ins Schloß zu führen. Dann lud sie das Fräulein zur Begleitung ein, die Gäste wenigstens aus der Ferne zu betrachten, die der Freiherr, ihr Gemahl, im Grünen bewirthe. Ein unfern aufsteigender Rauch aus dem Gebüsch zeigte die Gegend, wo sie zu finden sein konnten. Er führte nicht irre.

In der Vertiefung eines kaum vierzig Schritte langen und noch schmälern, kesselartigen Thals, mitten im Gehölz am Berg, brannte ein Feuer von dürren Reisern. Darum her lagerten fünf Kerle mit schwarzgelben Zigeunergesichtern, halb entkleidet, die, von den übersandten Speisen schmausend, ein kleines Faß voll Weins von Mund zu Mund umhergehen ließen. Vor ihnen tanzte ein schlankes, junges Mädchen baarfuß, nach seinem eigenen Gesang, sich auf den Zehen, auf den Hüften wiegend, indem es fantastisch, doch nicht ohne Anmuth, abwechselnd die Arme hob und senkte. Seitwärts säugte eine Frau, am kurzbegraseten Boden kauernd, ihr Kind. Rings umher hingen Kleider und Lumpen an einzeln stehenden Schwarzdorngesträuchen. Die Leute plauderten fröhlich und viel, doch in einer unverständlichen Sprache. Als aber bald darauf ein altes, häßliches Weib aus dem Gebüsch hervor zum Lagerplatz niederstieg, verstummten plötzlich Alle, selbst das Mäd-

chen brach Gesang und Tanz ab. Die Männer sprangen auf und umringten die Angekommene, welche mit einer Art Hoheit zu ihnen sprach, während die Uebrigen aufmerksam horchten. Dann nach einigen Hin- und Herreden drückten Alle, auf verschiedene Weise, Zufriedenheit oder Beifall aus, die einen durch Kopfnicken, die andern durch Klatschen der Hände. Man zog die Alte zum Feuer und zum Mahle. Jeder bot ihr, was von den vorhandenen Gerichten das Leckerhafteste zu sein schien.

Während die beiden Zuschauerinnen von oben herab heimlich im Gebüsch die frohe Wirthschaft der Aegypter beobachteten, wurden sie auf sehr unerwartete Weise durch eine Erscheinung gestört, die ihnen eben jetzt die unwillkommenste sein mußte. Freiherr Thomas nämlich stand hinter ihnen.

„Ich hätte," sagte er halblaut und aufgebracht, „ich hätte die Frau von Falkenstein an einer für sie schicklichern Stelle, als hier, vermuthet! Es scheint mir gleich unanständig, halbnackte Bettler zu beschleichen, oder meine Entwürfe auszuwittern."

Die erschrockene Freifrau trat schweigend zurück, um sich zu entfernen. Ursula erwiederte ihm: „Wir wissen nicht, Oheim, was uns Eures Mißtrauens schuldig gemacht hat. Weder die eine noch die andere Absicht führte uns zu diesem Platz; Ihr werdet uns nicht zumuthen, wenn wir einen Rauch im Gebüsch aufsteigen sehen, die Flucht zu ergreifen."

„Begebet Euch augenblicklich ins Schloß!" rief der Freiherr mit zurückdeutender Hand und barschem Tone: „Ihr möget Euch selber anklagen, wenn ich Euch in den Zimmern hüten lasse. Katzen soll man nicht zum Braten auf Schildwacht stellen, und Weiberaugen nicht und Weiberzungen zum Geheimniß."

Ursula war im Begriff, die Unart des Oheims zu rügen; aber mit sanfter Gewalt wurde sie von der Gemahlin des Freiherrn hinweggezogen.

Sobald dieser die Frauenzimmer aus den Augen verloren hatte, stieg er zum Lagerplatz der Zigeuner nieder, die sich alsbald vom Erdboden erhoben und ihn mit einer Art ehrerbietiger Vertraulichkeit umschlichen, aber doch beständig in einer Entfernung von drei bis vier Schritten von ihm stehen blieben.

„Ich hoffe, die Schloßküche hat euch genugsam versorgt!“ sagte der Freiherr. Alle bückten sich tief und küßten oder leckten ihre Finger, indem ihre häßlichen Gesichter ihn freundlich anschmunzelten.

„So lang' ihr in meinen Diensten seid,“ fuhr der Freiherr fort: „täglich dem Mann einen Gulden, freie Zehrung und, wenn ich mit euch zufrieden bin, ein Geschenk dazu, wie kein Fürst gibt. Dem Verräther der Galgen! Das ist mein Wort!“

Alle umringten ihn mit lauten und stummen Freudenbezeugungen, lustigen Sprüngen, Verbeugungen und Betheurungen. Der Freiherr aber schien daran wenig Gefallen zu finden, winkte mit der Hand das Zeichen zum Schweigen und sagte: „Ich kann mich nicht mit Jedem von euch abgeben. Ich kenne euch nicht, verlange auch gar nicht, von euch gekannt zu sein. Merkt euch das! Diese verständige Frau hier“ — er zeigte auf die alte Zigeunerin — „die ihr Alle wie eine Mutter betrachtet, hat mein Zutrauen. Der Ilsel also werd' ich meine Befehle auftragen, und von der Art eures Gehorsams und eurer Geschicklichkeit wird es abhangen, welchen Lohn ihr bei mir verdient.“

Da trat einer der Zigeuner einen Schritt vor, wischte den schwarzen Knebelbart vom Maul weg, legte beide Hände auf die Brust und sagte: „Der rothe Hahn fliegt morgen Nachts über das Aarauer Städtle, man soll ihn schau'n zwanzig Meilen weit. Haben's alte Nest von innen und außen wohl erkundschaftet; hat offene Löcher viel, hineinzuschlüpfen, und müßt' es sein im hölzernen Kännel des Stadtbachs über den Hirschgraben am obern Thor.

Hat keine Gefahr! Zween Schwefelfäden; mehr kostet der Spaß nicht. Ist alles Stroh und dürrer Kien; das flackert lustig auf. Doch, Junkerle, laßt unser einen nicht im Stich! Ilsel verheißet, daß Ihr Leute bei der Hand haltet auf dem Distelberg und Gieshübel. Wir zählen darauf! Fassen uns die Schubers, nennen wir Euch. Seid also bei der Hand. Und geht's Feurioh! Feurioh! durch die Gassen: so können wir mitnehmen, was uns ansteht. Das geht mit in den Kauf; Ihr fraget nicht, was wir haben."

Der Freiherr, halb von dem Kerl abgewandt, ließ nur dann und wann einen Blick von der Seite auf ihn schießen und sagte endlich: „Schweig! Ihr habt mein Wort, kennt meinen Willen!" Dann winkte er der alten Ilsel und ging davon.

Als er sich von der unsaubern Gesellschaft entfernt genug glaubte, blieb er im Gebüsch stehen, winkte der nachschleichenden Zigeunerin, näher zu treten und sagte: „Bist du deiner Sache sicher? Denn wenn der Gangolf Trüllerey Nachts bei dem Mädchen auf der Hard wäre, könnt' es blutige Köpfe setzen und Alles schlüge fehl. Lieber stell' ich handfeste Leute in Hinterhalt."

— Goldschatz, fürchte nicht! rief die Alte: Ich habe den Begharden und das Maidel im Sack. Das Jünkerle von Aarau zeigt sich nur des Tags; kömmt nie auf demselben Weg; hat der Gänge zur Hard so viel, als der Wind. Aber das Jünkerle scheut die Nacht.

„Daß mir der verfluchte Bube doch nie zu Gesicht kam! Er wäre schon kalt!" murmelte der Freiherr: „Bringst du mir das Mädchen heut, sieh', ich schütte dir beide Hände voll Gold."

— Bist dem Täubchen so nahe gewesen, und hast's nicht erwischt beim Flügel und gekapert?

„Gans! der Tag hat tausend Augen. Leute waren auf dem Felde. Niemand darf wittern, wohin das Mädchen gekommen ist, wenn ich es einmal in meiner Gewalt habe. Das scheue Ding war auch nie unbegleitet, wenn ich Jagd machte. Also du meldest

dich an der Schloßpforte, sobald du zurückkommst; es wird da ein Wächter stehen, der unterrichtet ist. Rosse bleiben die ganze Nacht gesattelt. Ich begleite die Lollharden selber auf Farnsburg. Morgen Abend steh' ich mit meinen Leuten auf dem Gieshübel bereit. Bin ich eingebrochen in die Stadt, könnt ihr Alle nach Herzenslust plündern und rauben. Da gibt's volle Kisten auf dem Rathhause und in den Häusern der Bürger volle Sparbüchsen. Fort jetzt, Ilsel! Mach' deine Sache recht. Ich erwarte dich in Gösgen."

Mit diesen Worten wandte er ihr den Rücken und eilte den Berg hinan. Die alte Zigeunerin nahm den Weg zu ihrer Bande, die sich, um das Feuer gelagert, gütlich that.

26.

Die Entführung.

In finsterer Nacht schlich die Zigeunerin, die zween ihrer Genossen den Weg zeigte, leise, wie auf Filzsohlen, durchs Dorf Erlisbach, dem Thale unter der Ramsflue zu. Nur aus einzelnen Hütten leuchteten noch Fenster mit dunkelrothem Licht. Die Alte trug wieder das eine Aug' verbunden und den Pilgerhut, wie sie sich schon einmal in der Einsamkeit des Lollhards gezeigt hatte. Ihre beiden Gefährten, breitschultrige, entschlossene Kerls, folgten wohlbewaffnet, mit schnellen Schritten durchs Thal, den Berg hinauf. Als sie auf der Höhe sich durch den Wald getappt hatten, sahen sie das Licht der Lollharden-Hütte über die Wiese schimmern. Die Alte führte die Männer seitwärts längs dem Waldsaume in der Nähe des Hauses; befahl ihnen, da auf das Zeichen zu warten, welches sie geben würde, während sie selbst die Hütte umschleichen und Kundschaft einziehen wollte.

Unhörbar schwebte sie mit Katzenschritten, wie ein Schatten,

zum kleinen Hause, duckte sich unter dem leuchtenden Fenster, und richtete von Zeit zu Zeit den Kopf empor, um die zu erkennen, welche im engen Zimmer plauderten beim Schein der Oellampe. Veronika saß am Tisch, gegen die Wand zurückgelehnt, mit verschränkten Armen, und starrte sinnend in die bleiche, zitternde Flamme des Dochtes. Der Lollhard in einem Winkel, redete wie ein Lehrender zu ihr, den Arm erhoben und den Zeigefinger vorgestreckt. Er glich der Propheten einem aus den Tagen des alten Bundes. Nur einzelne seiner harten Züge waren durch die scharfen Schlaglichter des Lampenscheins aus der Verschattung der übrigen wunderbar hervorgehoben. Theile seines grauen, sanftbewegten Bartes schwebten erhellt über der Dunkelheit des unerkennbaren Grundes, wie man zuweilen einzelne falbe Wolken unter dem düstern Regenhimmel hervorstechen und wieder verschwinden sieht. Die Begutte, in voller, doch milder Beleuchtung, horchte schweigend.

„Das sag' ich dir," fuhr er in seiner Rede fort: „auf daß du an der Raserei der unglücklichen Freiin von Falkenstein erkennen mögest, wohin die Seele verirrt, wenn sie des Körpers Magd wird. Ich wiederhole dir, die Liebe ist göttlicher Natur; denn Gott ist die Liebe und wir sind aus Gott. Der himmlische Liebesstrahl durchdringt auch den Stein und die Pflanze und den Staub des Thierleibes, und wird da noch zur vereinigenden, das Geschlecht der Wesen fortpflanzenden Gewalt. Aber lieben kann der Stein, die Pflanze und der Staub nicht. Alle Liebe, außer der ewigen, geistigen, ist Pflanzen- und Thiertrieb und nichts weiter. Die wahre Liebe geht aus der Bewunderung und Verehrung der hohen Tugenden und Gaben des Andern hervor, weil sich das Göttliche in uns sehnet, aufgelöset und eins zu werden mit allem Göttlichen. Zuneigung wegen äußerlicher Lieblichkeit, wegen sinnlichen Reizes, oder Anhänglichkeit an einer Sache wegen langer Gewohnheit, ist Naturgang des Menschenthieres, und dem, was

göttlich heißt, entgegen. Der Geist kann nicht den Staub lieben und sich ihm vermählen, sondern nur seines Gleichen. Auch Hunde bezeugen ihren Herren Anhänglichkeit bis zum Tode in Lust und Schmerz, durch den Zwang der Gewohnheit; und du sahst heute einen Mann weinen über den Tod des von Gangolf erstochenen Rosses. Das ist die obsiegende Thierheit im Sterblichen, nicht das Aechtmenschliche im Menschen. In der Geisterliebe ist kein Neid, keine Eifersucht, keine Furcht, sondern Sehnsucht, sich zu heiligen und ewig anzugehören der Vollkommenheit des Vollkommenen. Wie liebst du mich, Veronika?"

Die Begutte hob den Blick gegen die Decke des Zimmers und sagte: „So liebe ich dich und den edelmüthigen Gangolf."

„Dann wirst du ihn verlieren ohne Schmerzen," setzte der Lollhard seine Worte fort, „wie du mich einst verlieren wirst ohne Jammer. Denn das im Ewigen Gewonnene ist eigentlich nie zu verlieren. Nur das Vergängliche, Sinnliche, ist vergänglich und endlich. Der Körper, der uns bekleidet, wird wiederum Staub, und seine Theile gehen in andere Pflanzen und Thiere über, die wieder verwesen und abermals Dünger des Erdreichs und Stoff anderer belebter Körper werden. Siehe, Veronika, die Leiber der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, welche du heut' erblickst, sind schon seit der Weltschöpfung vorhanden gewesen, nur nicht genau in derselben Verbindung ihrer Bestandtheile. Wir wandeln in den Staub unserer zerfallenen Vorfahren gekleidet einher. Selbst der Leib, den du vor einem Jahrzehend trugst, dieser ist schon längst von dir verdünstet, abgegangen und abgefallen. Wir wallen in ewigen Verwandlungen über den Erdkreis hin. Was ist also die Liebe des Körpers? Nur Gott ist das Eine, das Bleibende!"

Veronika sprach darauf: „Und doch ist selbst das noch, was das Irdische zum Irdischen zieht, die Macht des himmlischen, alles durchdringenden Liebesstrahls. Wie mag doch die Gerechtigkeit des

Allvaters ewig den Geist, wegen Sachen des Körpers, ins Elend werfen, in den er einmal gehüllt gewesen ist?"

— Das hab' ich nicht gesagt! — erwiederte der Lollhard: Der Vollkommene soll dem Irdischen zwar absagen; aber ist der Trieb des Irdischen nur nicht gottfeindlich: so sündigt er nicht im Gehorsam gegen die Natur, an die er gekettet ist. Essen und trinken wir doch täglich. Auch wir sollen nicht das Leibliche als des Lebens Höchstes anschauen und den Geist zum Knecht des Vergänglichen machen.

Es sprach der Lollhard vermuthlich noch lange; aber die Zigeunerin erbaute sich an dieser Unterhaltung schlecht, von der sie wenig begriff. Sie schlich um das Haus zur Hinterthür, die sie beim frühen Nachspüren halb offen gesehen, neben dem Kämmerlein der Magd. Als sie aber da leise eintreten wollte, knarrte die Thür in ihren hölzernen Angeln so laut, daß die Bäuerin, eine Lampe in der Hand tragend, aus dem Schlafgemach vortrat, und sich beim Anblick der wohlbekannten Alten kreuzte und segnete.

„Jesus Maria!" stammelte sie verblüfft: „Die alte Pilgerin! Was begehrt Ihr noch in dieser Spätstunde?"

— Still! — flüsterte, mit Kopf und beiden Händen hastig winkend, die Zigeunerin Ilsel, und fuhr, ehe sich's die Bäuerin versah, in die Kammer hinein. Zitternd kam jene nach.

„Großer Gott!" rief die Bäuerin abermals: „Müßt' ich doch glauben, ein Schrätteli komme in das Haus, so seid Ihr geschlichen. Ist's doch lange noch nicht Mitternacht. Mir beben alle Glieder am Leibe. Schon vor einer Stunde ging Gekreisch und Geprassel durch den Wald, wie vom wilden Heer. Ich hab's ja mit eigenen Ohren gehört. Das bedeutet nichts Gutes. Alle guten Geister loben Gott den Herrn."

— Ich lob' ihn auch! — erwiederte Ilsel: Aber still, Kathri, still. Im Walde hab' ich allerlei Dinge gehört, drum komm' ich

so spät. Es gehen böse Anschläge wider dies Haus. Nur eins muß ich wissen. Nenne mir Lollhards Namen.

„Wie kann ich den Namen wissen? Ich glaub', er hat keinen."

— Hast nie gehört nennen den Jörg von End?

„Nie Jörg und nie Ende und Anfang! Was ficht Euch doch, in Gottes des Herrn Namen, an, solche Dinge zu fragen?"

— Weißt du's nicht, Kathri, so will ich's hören aus seinem Mund. Es muß sein, und im Augenblick.

„Nimmermehr lass' ich Euch zu ihm!" rief Kathri, und hielt die rasche Alte zurück, die sogleich hinaus wollte: „Euer Anblick würde die gute Veronika bis zum Tode schrecken. Was denkt Ihr auch? Sie möchte glauben, des Teufels Gespenst, oder eine Hexe, suche das Haus heim."

— Nun, so bereite das Mägdlein vor. Geh' und sprich zum Lollhard die Worte: die Pilgerfrau ist vorhanden, die er unlängst hart angefahren; sie bringt ihm Grüße von Herrn Günther von der Weide! Merk' dir's, Günther von der Weide! Dann wird er aufspringen und verlangen, mich zu sprechen.

„So bleibet und harret, bis ich wiederkomme. Aber rühret Euch nicht vom Platz und zeiget Euch der guten Veronika nicht, sie wäre bei Eurem Anblick ein Kind des blassen Todes."

Sie ging. Die Zigeunerin horchte ihr nach; vernahm bald des Lollhards rauhknarrende Stimme, und hörte darauf Gepolter. In der Meinung, er komme selber, sprang sie von Kathri's Bett empor, auf welches sie sich zum Ausruhen gesetzt hatte, und trat zur Thür. Doch statt des Alten kam die Bäuerin und sagte: „Machet Euch davon. Sonst rufen wir alle Nachbarn um Hilfe."

— Was hat der Lollhard geantwortet? Wort sage mir um Wort.

„Wenn Ihr's denn wissen wollt, höflich ist's nicht: Ihr sollet fahren mit Euerm Günther von der Weide bis ans Ende der Welt, und so Ihr nicht plötzlich von hinnen weichet, wird die Nachbar=

schaft kommen. Das ist sein Wort; ich rath' Euch, gute Frau, macht Euch auf die Beine!"

— Still, mausstill! sagte die Zigeunerin. Ist's nicht der Rechte, so ist's der Linke! Mir auch gleich! Merk' auf, was ich dir will sagen; merk' auf! Hörst du Lärm vorn, flieh mit deinem Mägdlein hinten in den Wald. Flieh zu den Nachbarn! Merk's dir, Kathri! — Nach diesen Worten schlüpfte die Pilgerin davon in Wald und Nacht zu den wartenden Gefährten. Kathri, die draußen dreimal ein Zusammenklatschen von Händen hörte, schlug ihr voll Grausens mit den Fingern drei große Kreuze nach und betete dazu, denn sie hielt das häßliche Weib, wo nicht für etwas Ueberirdisches, doch für etwas von unterirdischer, unheilbringender Abkunft.

Sie dachte noch an die letzte Mahnung der Alten, als sie voller Entsetzen das Klirren fallender Fensterscheiben im vordern Zimmer, und lautes Geschrei und Getöse vernahm. Bleich und bebend sprang sie zur Küche vor. Ihr entgegen todtenblaß flog aus der Stube des Klausners dessen Tochter und schrie: „Hilfe! Räuber steigen zu den Fenstern ein!" Die treue Kathri riß das betäubte Mädchen mit sich zur Hinterthür, während der Lollhard ausrief: „Warum fürchtest du dich, Veronika?" Dann wandt' er sich kaltblütig und ernst gegen die abscheulichen mit Ruß geschwärzten Gesichter der Eingestiegenen, die ihn sogleich ergriffen und Messer auf seine Brust setzten. „Ihr Thoren," sprach er, „geht und suchet Gold und Edelsteine bei den Mammonsknechten in der Welt, aber bei keinem Bruder des freien Geistes. Mein Schatz ist im Himmel, wo ihr ihn nicht stehlen werdet. Was drohet ihr mir? Mein Leben steht in noch höherer Macht."

Die Kerls sprachen unter einander in unverständlicher Rede. Jählings eilte einer derselben davon. Man hörte seine Schritte durch's ganze Haus. Er schien die geflüchteten Weiber zu suchen. Unterdessen bewachte der Zurückgebliebene den Lollhard; immerdar

die Spitze des Messers gegen dessen Herz gekehrt, und schnitt er dabei gräßliche Geberden, um den Alten zum Stillschweigen zu nöthigen.

Dieser aber ließ sich keineswegs in der Rede hemmen, sondern sagte: „Glaube nicht, daß mir dein geschwärztes Gesicht Furcht einjage, wie einem Kinde, oder daß ich zucke vor deinem Stahl. Vorzeiten pflegt' ich Vögel deines Gelichters anders zu begrüßen, und der Schädel wäre dir gespalten gewesen, eh' er eine Spanne weit durchs Fenster gekommen. Jetzt thut mir deine arme Seele leid, du reißendes Thier in Menschenhaut! Wohin meinst du, daß sie fahren werde, wenn dein letztes Stündlein schlägt?"

— Narr du! versetzte das schwarze Gesicht widerlich grinsend: soll sie nicht in der Erde faulen, wird man sie wohl neben der deinigen in den Rauch hängen müssen.

„Menschenkind, dein Leben hienieden ist ein Anfang sonder Ende! Begreifst du das?"

— Und dein Leben ist ein Ende ohne Anfang. Begreifst du das?

„Unsinniger!" rief der Lollhard.

— Halt's Maul! rief der Zigeuner: oder ich schnüre dir mit deinem eigenen Bocksbart die Drossel zusammen!

Ilsel und der andere Zigeuner unterbrachen durch ihren Eintritt das Gespräch. Die Alte schien in ihrem Kauderwelsch den beiden Kerln bittere Vorwürfe zu machen, daß sie das Weibervolk hatten entrinnen lassen. Inzwischen ward jetzt nicht gesäumt, der Lollhard geknebelt, um ein Geschrei zu hindern, und, mit auf den Rücken gebundenen Händen, schnell zum Hause hinaus durch Wiese und Wald fortgerissen. Voran aber eilte die Alte mit großen, hastigen Schritten dem Schlosse Gösgen zu, die mißlungene Verrichtung dem Landgraf Thomas zu melden. Wie ein gespenstiger Schatten fuhr sie durch die Nacht dahin. Der verspätete Wanderer schlug mit Entsetzen das Kreuz vor sich, wenn

er sie über Haide und Fels, Weg und Steg im trüben Sternenschein leise fortfliegen sah, vom kurzen Pilgermantel umwedelt, wie von Fledermausfittigen. Selbst der Wächter am Thore des vielthurmigen alten Schlosses Gösgen, der sie erwarten mußte, konnte sich des Entsetzens nicht erwehren, als sie plötzlich vor ihm hielt, eh' er ihre Ankunft wahrgenommen hatte. Er ging zitternd über die Brücke durch den Hof in die finstere Burg, die Erscheinung der unheimlichen Gestalt dem Freiherrn zu verkünden.

27.

Die Ritter zu Gösgen.

Freiherr Thomas saß eben mit froher Gesellschaft im prächtigen, hellerleuchteten Rittersaal des Schlosses. Mehrere vom Adel aus dem Schwarzwalde und den vordern Landen, sämmtlich treue Anhänger Oesterreichs, waren diesen Tag zu ihm gekommen, weil er sie zur Theilnahme an seinen Kriegsunternehmungen gerufen hatte. Vor jedem der Ritter stand ein goldener Becher von getriebener Arbeit, der, wie oft er geleert ward, immer gefüllt sein mußte. Noch sah man auf den Silberschüsseln die Ueberbleibsel eines reichen Nachtmahls. Frisch aufgetragene Speisen dampften noch vor Herrn Marquard von Baldegg, welcher schon lange erwartet, aber erst seit einer Viertelstunde in später Nacht von Seckingen gekommen war. Seine gesunde Eßlust erwies der Küche des gastfreien Wirths alle Ehre. Es belustigte ihn, während er das gebratene Geflügel mit den Händen zerriß und Bissen um Bissen in den Mund stopfte, die ungeduldige Neugier der Andern mit seinem Schweigen zu martern, und zwanzig Fragen und Erkundigungen mit einem ausdrucksvollen Wink und Blick auf ein bisher noch unberührtes Gericht zu beantworten.

„Nun denn,“ sprach er endlich, da sie ihm keinen Frieden ließen, und er das Handwerk ziemlich vollbracht hatte, „ein Ehrenmann ist doch allezeit gehudelt, wenn er nach verrichteter Arbeit einmal des Leibes pflegen möchte. Mittags machten mir die hungrigen Fliegen von Liestal jeden Bissen streitig, und nun laßt Ihr mich mehr Galle schlucken, als hier Speisen stehen. Ist das christlich?“

— Hättest du uns auf die erste Frage Bescheid gethan, Vetter Marquard, sagte Thomas von Falkenstein, würden wir dir Frist für die andern gestatten. Also wie steht's am Rhein?

„Nun denn! obwohl ich voraussehe, daß es Euch wie den Andern geht, die erst lüstern werden, wenn sie einmal am Zuckerbrod geleckt haben. Alles ist in Ordnung. Wir können morgen nach Brugg ziehen.“

— Wo stehen unsere Leute? Wie viel sind ihrer? rief Thomas ärgerlich, und Alle stürmten fragend auf ihn ein.

„Sagt' ich's nicht voraus, daß der Neugierteufel erst in Euch fahren würde, wenn ich einmal zum Antworten den Mund öffne! — Gut, vier- bis fünfhundert Mann sind's, alle adeliche Herren und reisige Leute. Sie liegen umher in Dorf und Wald zerstreut, in Binsingen, Murg, Tigeringen, Laufenburg und Seckingen. Sie warten auf Befehl zum Aufbruch. Mein Bruder Hans ist dabei, auch Hans von Rechberg, Thüring von Hallwyl und wer weiß ich mehr! Hast du den Absagebrief an Bern geschrieben, Vetter Thomann, so send' ihn ab. Nun ist Gefahr im Verzug, Periculum in moribus! ihr Herren, wie der Pater Großkellner zu St. Blasien zu sagen pflegt, wenn die Humpen zur Neige gehen. Jetzt wißt Ihr's; fragt mich nicht weiter. Straf' mich Gott, keine Silbe lockt Ihr mir ab, bevor ich diese Ente noch verzehrt habe.“

Freiherr Thomas, während die Andern lachten, schwieg nachdenkend und überrechnete bei sich mancherlei, indem er einzelne Worte hinmurmelte: „Morgen, Freitag, der letzte Tag Heu-

monds — übermorgen der erste Tag August — dann in Seckingen — dann Brugg — dann — richtig!" — Laut rief er dann: „Früher, als in fünf Tagen, spielen wir nicht zu Brugg die Fastnachtposse; aber dann, beim Teufel! je toller, je besser. Es trifft auf Dienstag vor St. Laurenzen. Merk' dir's, Vetter Marquard."

„Bist du rasend?" schrie Marquard: „Wie wollen wir so viel Mannschaft lange heimlich halten und füttern? Die Kerls fressen wie die Heuschrecken; dem Bauer bleibt keine Speckseite im Rauchloch, keine Zwiebel im Garten. Daraus wird nichts. Ich bin gekommen, dich zu holen. Reitest du morgen nicht mit mir auf Seckingen, fährt die ganze Adelsgesellschaft mit ihren Banden aus einander, oder Bruder Hans, Rechberg, Hallwyl und wir Andern machen's übermorgen in Brugg allein aus."

„Das wird unterbleiben!" erwiederte trotzig der Freiherr, und strich sich den struppigen, schwarzen Knebelbart von der dicken Oberlippe: „Morgen, Vetter, will ich erst mein Müthchen an Aarau kühlen. Du begleitest mich. Alles ist angeordnet. Den Trüllerey will ich in die Aare säcken, wie man Hexen säckt."

„Was? seid Ihr schon vor Mitternacht des Weines voll?" schrie Marquard mit weit aufgerissenen Augen: „Unserer fünfhundert wissen zur Stunde noch nicht, wie wir mit Brugg fertig werden, und hat das Nestlein doch außer seiner Ringmauer nichts, was Furcht erregen kann, als den eingemauerten Hunnenkopf. Und Ihr hier wollt Aarau stürmen, Euer acht bis zehn Eisenfresser, Ihr? Liegt Euch nicht die Stadt entgegen wie ein wilder Eberkopf mit seinen zwei vorragenden Hauern? Oder habt Ihr schon Luternau's Burg gebrochen und den Thurm Rore?"

„Fürchte die wilden Fuchszähne dieses Ebers nicht, Vetter Marquard!" antwortete der Freiherr mit hämischer Verziehung seines braunen Gesichts: „Angespießt ist er schon. Wir sengen ihm

nur die Borsten ab und schmausen ihn morgen zur Nacht gebraten. Trau' meinem Wort!"

In diesem Augenblick war's, daß der Wächter der Burgpforte hereintrat und dem Freiherrn winkte. Dieser sprang rasch auf und verließ mit dem Wächter die Gesellschaft.

„Graf Jörg von Sulz, Ihr scheint mir von all diesen hochlöblichen Schwärmern und Lärmern der Nüchternste zu sein!" sagte Herr Marquard: „Denn Ihr liebet den Wasserkrug, wie der Kibitz den Bach. Was will Euch zu des Freiherrn Rede bedünken? Oder habet Ihr ums Schloß, hier oder in Lostorf, Kienberg oder sonst im Gebirg noch Mannschaft versteckt?"

„Daß ich nicht wüßte!" erwiederte der Graf von Sulz: „Herr Thomas rückt nicht mit der Sprache heraus, hält Plan und Mittel verborgen, verheißt uns auf morgen Nacht nur lustige Nachlese fürs Schwert. Ich lass' ihn gewähren. Er scheint seiner Sache sicher. Vermuthlich hat er Einverständniß mit den Bürgern."

„Oder vielleicht hat sich Gangolf Trüllerey bekehrt und kriecht zum Kreuze!" fügte Junker Bentelin von Hemmenhofen hinzu: „Das thäte mir leid. Ich möchte dem lieber den Fuchspelz ausklopfen, als streicheln helfen."

„Ich weiß," versetzte Marquard von Baldegg, „Ihr seid ein gewaltiger Fuchsjäger, Herr Bentelin. Diesmal aber laufet Ihr einer falschen Fährte nach. Ihr meinet, eins mit dem Fuchs zu schaffen, und stoßet auf einen grimmigen Wolf, der sich Euch lieber aufs Kreuz setzt, als zum Kreuz kriecht. Straf' mich Gott, Herr Bentelin, wenn Ihr den aus dem Freihof hervortreibt, ohne Haar zu lassen, das nicht wieder wächst."

„Hm!" entgegnete Bentelin, das Maul rümpfend: „Es scheint, Ihr sprechet mit Erfahrung. So wissen wir nun, woher Euer runder Krauskopf die Glatze bekommen, die nicht wieder bewächst."

„Oho!" rief Herr Marquard: „Macht Euch über meine Glatze

nicht lustig, so will ich Eures Milchbartes vergessen. Ihr wisset, ich bin von einem Geschlecht, das mit den Hageichen jung und alt wird. Vor hundert Jahren mein Ahnherr Hans, Münsterchorherr und Dekan zu Kirchberg *), Gott hab' ihn selig, ward hundert und sechsundachtzig Jahre alt, und wuchsen ihm noch im hohen Alter neue Zähne und schwarze Haare. Dessen tröst' ich mich!"

„Wenn Ihr den Kopf selbst so lange zwischen den Schultern tragt!" bemerkte lachend Ritter Max von Ems: „Die Schweizer sind Euch so wohl an, wie Ihr ihnen. Ich wette, auf Ehre, fangen sie Euch, sie machen Euch keine Spanne länger, als den armen Hinz von Sax bei Nänikon."

Während Alle überlaut lachten und Marquard selber ganz wohlgemuth mit ihnen, trat Herr Thomas von Falkenstein wieder in den Saal, wandte sich noch einmal zurück und schrie mit donnernder Stimme hinaus: „Vermaledeite Hexe, findest du sie nicht, so wird dich der Henker finden!" Dann trat er finster herein. Sein hartes, ehernes Antlitz glühte vom innern Zorn kupferroth. Ihm nach folgten zween Bewaffnete, die in ihrer Mitte den Lollhard führten, die Hände auf den Rücken gebunden. Sie blieben an der Thür stehen. Der Freiherr ging durch den Saal zur Gesellschaft; drehte sich aber unterwegs, da er die Schritte der ihm Nachfolgenden hörte, wild um, fluchte und schrie: „Schurken, ins Loch mit ihm unterm Thurm! Warum ziehet ihr mir nach!"

„Ich und dein böses Gewissen ziehen dir nach, Junker von Falkenstein!" sagte der Lollhard sehr laut.

„Wetter, was knarrt mir ins Ohr da?" rief Herr Marquard und sprang hinter dem Tisch vor: „Straf' mich Gott, das ist mein Klapperstorch wieder leibhaftig von der Freudenau. He, Störch-

---

*) Kirchberg bei Aarau. Dieser Chorherr Johannes von Baldegg starb im Jahr 1343.

lein, so wahr ich lebe, du bist's! Erzähle, wem hast du das artige Kindlein zugetragen, weißt du, das im Beguttenrock eingefäschte? Oder hat's dir Einer aus dem Schnabel gezogen?"

„Laß ihn laufen, Vetter!" sagte Freiherr Thomas verdrießlich.

„Nein, Rede muß der Beghard stehen, wo er das schöne Mägdlein gelassen, das einst mit ihm zog. Hör', Alter, hat's dir der Trüllerey abgejagt, der junge Schlecker, der gewiß nicht deiner Riesennase willen mit dir nach Brugg gegangen ist?"

„Ei!" rief Bentelin von Hemmenhofen und sprang ebenfalls näher: „Das Mädchen kenn' ich wohl. Ich hab's in der Herberge von Brugg besucht, und schwör' Euch, Kaiser, Papst und Kardinäle könnten der allerliebsten Begutte willen in Versuchung gerathen, ein wenig zu lollen. Sag' an, du Noll- und Lollbruder, wo weißt du das fromme Schwesterlein?"

Ueber dies Gespräch näherten sich die Edelleute insgesammt vom Tisch her und umringten den Greis.

„Seid ihr des Satans alle!" schrie Freiherr Thomas, im Grunde ärgerlich und doch unfähig, sich des Lachens bei dem allgemeinen Aufruhr zu erwehren: „Am Ende wäret ihr Alle Bekannte dieses Strolchen, den man auf meinem Gebiet eingefangen hat, weil er des Kundschaftens verdächtig ist. Schon seit vielen Tagen umschleicht er diese Burg und belauscht er meine Bewegungen. Doch von heimlichen Frauen und Töchtern, die der graue Kuppler mit sich zu Markt führt, ist mir kein Wort bekannt. Er soll in den Bock gespannt, im Folterkämmerlein aufgehaspelt werden, bis er die Schlupfwinkel der Dirnen eingesteht."

„Vetter Thomas!" unterbrach ihn Marquard: „In allen Stücken weislich gesprochen hast du, wie ein Salomon. Nur was die kleine Begutte betrifft, sende sie mir nach Schenkenberg. Es ist jammerschade um die kleine Ketzerin. Ich will sie bekehren. Hörst du! Ich versteh' mich darauf, wie der beste Dominikaner."

Alle schlugen ein lautes Gelächter auf.

Da öffnete der Lollhard den Mund, und Blitze fuhren unter den eisgrauen, überhängenden Augenbraunen gegen die Lacher hervor: „O der tyrannischen Heuchler!“ schrie er: „O des Otterngezüchts, das mit der giftigen Doppelzunge speichelleckt und mordet, betet und lästert, heiligt und flucht, vom Raub und Aas sich mästet, und gleich dem Vieh unterm Himmel, ohne Himmel umherkriecht.“

„Schlage dir der Donner in den Hirnkasten, Lump!“ schnarchte ihn Freiherr Thomas an: „Von wem unterfängst du dich, so zu reden?“

„Ich bitt' Euch, lieber Freiherr, störet den alten Hund nicht in seinem Bellen. Er wird unserm Spaß die Krone aufsetzen!“ sagte Ritter Balthasar von Blumeneck lachend: „Fahre fort, Alter, schimpfe, aber recht auserlesen gut! Ich höre gern so was.“

„Muntert ihn nicht auf, er versteht's ohnehin meisterlich!“ rief Marquard.

„Gebietet oder verbietet, Tyrannen, ich stehe außer eurer Macht!“ fuhr der Lollhard fort: „Landverheerer, Weltverkehrer! wisset und zittert, das Gotteslicht brennt noch, das ihr auslöschen wollet, und der Menschenverstand geht noch aufrecht, den ihr mit Füßen zu treten meinet. Gelt, euch wäre wohlgethan, Fürsten der Finsterniß, wenn kein Gott über den Sternen, keine Vernunft in den Sterblichen wohnte? Dann könntet ihr das Jahrhundert zurückstellen, wie den Weiser der Uhr, daß es euch nie in den Abgrund hinabstürze, der eurer harret. Dann könntet ihr die Schritte des Geistes bannen und das Zeitalter wie versteinert halten, daß es nie anders werde. Dann könntet ihr die Völker, wie ererbte Schafheerden, hetzen und scheeren, und den Erdkreis zum Schachbrett machen für eure fürstliche Langeweile. Dann könntet ihr gar gemächlich das Recht nach euerm Eigennutz, die Wahr-

heit nach eurer Unwissenheit zuschneiden, und die Verbrechen, welche ihr am Volk oder Vieh straft, zu tugendlichen Vorzügen und ausschließlichen Freiheiten des Adels machen. Dann könntet ihr euch blähen und sprechen: die Welt ist für Thron und Altar, für Edelleute und Pfaffen, für unsere Bäuche und Schlünde geschaffen, und wer das bezweifelt, soll, als wahrer Gotteslästerer, in den Flammen des Scheiterhaufens verderben!"

„Bravo! bravo!" rief Balthasar von Blumeneck lebhaft anhetzend: „An dem Grauschimmel ist ein Passionsprediger verloren gegangen."

„Still!" fiel ihm Junker Fritz vom Haus in die Rede: „Eben wollt' er ja auch den Pfaffen ihren Theil geben. Laßt ihn reden und bringt ihn nicht aus dem Text!"

„Nein, alter Lästerer!" redete Ritter Jörg von Knöringen den Lollhard mit drohender Stimme an, indem er sein fleischiges Gesicht runzelte: „Unterfange dich nicht, die Diener Gottes zu begeifern, oder der heiligen Kirche Uebels zu sagen. Ich mag's gestatten, daß du uns weltliche Herren, wie ein heiserer Kettenhund, ankläffst; aber keine Blasphemie!"

Der Lollhard hatte sich durch die Zwischenreden im Fluß seiner Worte nicht unterbrechen lassen, sondern, ohne daß man ihn hörte, fortgeeifert. Aus dem Zusammenhang ließ sich errathen, daß er schon viel von dem gesagt haben mochte, was die fromme Ehrerbietung des Junkers Jörg von Knöringen zu gestatten verweigern wollte.

„Als Israels Rettung durch den gnadenvollen, englischen, ewigen Hirten erschien," sprach der Lollhard weiter: „hat er zwischen Gott und Menschen einen neuen Bund, doch keine neue Kirche gestiftet. Barmherzigkeit hat er und Liebe den Kindern des Staubes gepredigt; aber nicht Kirchen, nicht Klöster zu bauen, nicht Zehnten zu zahlen, nicht vor den Bildern irdischer Heiligen zu knien. Hätte

Christus Kirche und Priesterthum gewollt, er würde die Satzungen selber gegeben haben, gleich Moses: er that's nicht. Er hinterließ kein Bildniß von seiner eigenen Gestalt, auf daß nicht Abgötterei getrieben, sondern dem Unsichtbaren Verehrung gebracht werde, der da allein heilig ist im Himmel und auf Erden! Als aber Priester kamen, begehrten sie sich eine Kirche, kein Gesetz der Liebe und Barmherzigkeit; begehrten kein Christenthum, aber ein Priesterthum; sie setzten den Thron weltlicher Herrschaft unter den Altar, und an die Stelle des Hohenpriesters den Papst, statt des Sühnopfers das Meßopfer, statt Jerusalems das ehebrecherische Rom."

„Schlagt den Kerl todt!" schrie Jörg von Knöringen: „Er ist vom Teufel besessen; der lügt aus seinem Hals, man könnte, Gott steh' uns bei! schwören, es sei Alles wahr."

„Erstände der Christus und wanderte in Rom umher, wie einst zu Jerusalem, und lehrte die Lehre, wie zu Jerusalem," rief der Lollhard: „und triebe, wie dort, Geldwechsler und Rosenkranzkrämer aus dem Tempel, — ihr würdet ihn zum andern Mal kreuzigen sehen, als Irrlehrer, Ketzer und Feind des Altars und des Papstes. Aber wie der Thon in des Töpfers Hand, seid ihr in der Hand des Herrn. Ich sage euch, wie der Blitz durch die Wolken des Himmels, wird ein Strahl des ewigen Geistes durch die Geschlechter der Staubeskinder zucken, und ein Riß wird durch die Mauer der Kirche gehen, von oben bis unten, daß die Grundvesten spalten, und die stolzen Zinnen zum Abgrund niederprasseln. Dann wird die Sonne ihr Licht vom Monde borgen, St. Peter den Königen dienen, und der Laie den Priester die Dinge des heiligen Lebens lehren. Und ein anderer Strahl des ewigen Geistes wird leuchten, siehe, und von den Stirnen der Felsen fallen die Kronen der Zwingherren, und aus dem Schutt der Burgen bauen die Leibeigenen Werkstätten ihres Reichthums. Dann werden die

Knechte herrisch thun und die Herren knechtisch, daß man sie nicht von einander kennt . . ."

„Schweig, du rasender Afterprophet!" schrie Junker Jörg, dessen grobe Züge von Zorn und Wein glühender wurden: „Wie möget Ihr, edle Herren, den Unsinn aushalten? Man weiß nicht, verkündet der verrückte Strolch die verkehrte Welt, oder den jüngsten Tag?"

Der Alte, welcher sich aber das Wort nicht nehmen ließ, fuhr immer heftiger zu eifern fort, und hob an vom dritten Strahl des ewigen Geistes zu sagen, als den übrigen Rittern die Langeweile dabei anzuwandeln schien. Mehrere kehrten zu ihren Bechern zurück, Andere traten lachend zusammen, um ihrem Witze die Zügel fahren zu lassen. Der Freiherr von Falkenstein, welcher den Lollhard schon längst entfernt haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, ihn zur Belustigung der Gäste da behalten zu müssen, schob ihn sammt den Wächtern hinaus. Vor der Thür standen wartend der Schloßvogt und Kerkerknecht. Diesen wies der Freiherr fort, und dem Vogt befahl er, zu dessen großem Erstaunen, dem Begharden ein bequemes Zimmer, ein weiches Bett und ein gutes Nachtmahl zu geben. Ohne Zweifel hoffte der Freiherr durch die Dankbarkeit des spröden, eigensinnigen Graukopfs mehr Nachrichten über die entsprungene Begutte zu empfangen, als durch gewaltthätige Härte ihm abpressen zu können.

Als der Herr von Falkenstein seine Befehle ertheilt hatte und zurücktretend in den Saal die schwere, doch zierlich geschnitzte Eichenthür öffnete, hörte man noch aus der Ferne des Lollhards Stimme durch die Schloßgänge knarren. Die Gesellschaft der Edelleute aber war so vertieft im lärmenden Gespräch bei vollen Bechern, oder im Brett- und Würfelspiel, daß keiner mehr darauf achtete. Sie spielten und zechten, bis das Morgenroth an dem Thurm der Kirche von Schönenwerth über die Aare ihnen in die trüben Augen strahlte.

28.

Der Anschlag auf Aarau.

Auch war die Sonne schon einige Stunden über die Hälfte ihrer Tagesbahn hinaus, eh' sich die wohledlen Nachtschwärmer wieder mit zum Theil vom Rausch, zum Theil vom schweren Schlaf verschwollenen Augen im großen Saal beisammen fanden. Hier stand längst von der Dienerschaft der Tisch zum Mahl bereitet, welches zugleich ihr Morgenimbiß, ihr Mittags- und Nachtessen werden zu sollen schien. Nur der Freiherr von Falkenstein fehlte. Sie hörten, er sei nach wenigen Stunden Schlafes mit Zwölfen seiner Diener und Knechte, insgesammt leicht bewaffnet, ausgezogen, alle zu Fuß. Wohin? wußte Niemand, wohl aber, daß er verheißen hatte, um die Mittagsstunde wieder in Gösgen zu sein. Erst späterhin vernahm man von den mitgegangenen Knechten, daß man ein verlaufenes, als Begutte verkleidetes Mägdlein in allen Häusern, Hütten, Ställen und Heugaden auf der Hard und in den Wäldern zwischen Küttigen und Erlisbach, mit großer, doch fruchtloser Anstrengung aufgesucht habe.

Ihn zu erwarten, und freiere Luft zu athmen, begaben sich die Ritter auf den Platz hinaus vor dem Schlosse, welcher freilich zum Lustwandeln wenig Bequemlichkeit oder Anmuth darbot. Es war ein unebener, felsiger, und nicht großer Raum zwischen der Burg und dem Berge, zum Theil von einer alten Winterlinde überschattet, welche zwischen verklüfteten Felsblöcken herüberhing, und mit ihren letzten Blüthen Wohlgerüche verstreute. Das Schloß lag auf dem Felsenvorstoß, gegen die Aar zu, mit seinen großen und kleinen Thürmen, An- und Nebengebäuden mit vielen Ecken und Dächern, durch eine starke Ringmauer eng umschlungen, wie die hölzernen Häuser und Thürmlein eines Kinderspiels, die man, wie sie der Zufall zusammengelagert, mit einem breiten Bande zu

einem Bündel macht. An der Ringmauer kroch hin und wieder hundertjähriger Epheu hinauf, welcher große Flecken auf dem schwarzgrauen Grunde dunkelgrün malte.

Hier wandelten die Ritter im Gespräch je drei und drei auf und ab, als das Getrappel ankommender Rosse ihrer Aufmerksamkeit andere Richtung gab. Ein stattlich gekleideter Herr, begleitet von einigen Schwerbewaffneten, sprang vom Pferde. Er trug Haar und Bart lang, auf dem Kopfe ein kleines Baret von Sammet, mit einer Goldkette umschlungen, über welche weiße Federn nickten; ein schwarzes Kleid, eng am Leib, mit offenem Obertheil der Aermel, darüber ein scharlachrother Mantel mit edlem Pelz verbrämt. Alle schritten ihm mit frohem, lärmischem Willkommen und Gruße, als einem Wohlbekannten, entgegen. Es war Hans von Rechberg von Hohenrechberg, der schon jetzt, als Kriegsmann oder durch den Schaden, welchen er in siebenjährigen Fehden den Eidgenossen gestiftet, einen weit berühmten, achtbaren Namen führte. Man sah ihn überall im Spiel, wo es darum zu thun war, den Schweizern eines anzuhängen. Trotz dem wollten Viele kein großes Wesen von seinem Heldenmuthe in Feldschlachten machen, und behaupteten sogar, wenn's Ernst gelte und an ein Treffen gehe, hebe er sich bei Zeiten davon unter gutem Vorwande. Auch bekam er nie Wunden und Narben in einem Streit; nur ein einziges Mal war er ein wenig durch den Schuß einer Handbüchse gestreift. Doch Freunde und Feinde stimmten darin überein, daß er im Spähen, Verkundschaften, Streifzügen, Ueberfällen, schlauen Anschlägen und feinen Ueberlistungen keinen seines Gleichen fände.

„Ihr stehet hier müßig am Wege und lungert umher, während wir zu Laufenburg vor langer Weile umkommen!“ rief er: „Muß ich mich noch selbst aufmachen, Euch Tagediebe zu holen? Wo ist Falkenstein?“

„Mag es der Teufel wissen!“ entgegnete Marquard von Baldegg: „Träg' ist er nicht; hat uns zum Nachtessen eingeschenkt bis Sonnenaufgang, und sich dann in der Stille fortgemacht, ich weiß nicht, zu welchem Jagen! Auf künftige Nacht hat er uns ein Fest verheißen in der Stadt Aarau, wie wir, sagte er, noch keins erlebt haben. Du, Rechberg, aber ziehst, wie ein welscher Milchbart, geleckt und geschleckt einher. Man schmeckt dir den Salbendunst vom französischen Hoflager an. Straf' mich Gott, der Trüllerey wird dir den Edelpelz versengen. Was ficht dich denn an, in Sammet und Seide zu kommen, wo es ans Mauerstürmen geht?“

„Alles hat seine Zeit!“ antwortete Hans von Rechberg: „Ich habe Büffelleder für die Nacht. Aber die Freifrau von Falkenstein ist ja bei Euch im Schlosse; auch hab' ich das Fräulein Ursula nicht gesehen, seit ich aus Frankreich fort bin.“

„O, laß dir das Gelüst vergehen!“ rief Bentelin von Hemmenhofen: „Die Frauen sind unsichtbar. Ich meinte wohl eher, denn du, einen Stein im Brette zu haben, und bin doch zurückgewiesen! — Unglücklicher, spanne wieder aus!“

Während dieser und ähnlicher Gespräche kam Freiherr Thomas von Falkenstein mit seinen Knechten den Berg herab. Sein braunes Gesicht troff von Schweiß, und schien wilder, denn je. Seine rollenden Augen musterten düster schon in der Ferne die Versammelten. Er begrüßte den Herrn von Rechberg mit gezwungener Freundlichkeit und lud die Gesellschaft ins Schloß ein. Hier führte er sie eine schmale Wendelstege in einem der Thürmlein aufwärts; dann durch mehrere halbdunkle Gänge, bis er die Thüre eines geräumigen Saales öffnete. Längs den mit braunschwarzem Nußbaumholz getäfelten Wänden, oberhalb mit einem breiten Gesims und altfränkischem Schnitzwerk besäumt, hingen zwischen vorragenden Hirschgeweihen einige bestäubte oder vom Alter geräucherte

Stammbäume, alterthümliche Waffen und Harnische, abwechselnd mit halberloschenen Gemälden von ehemaligen Besitzern des Schlosses, die in ihren uralten Trachten und bärtigen Gesichtern, wie Gespenster aus schwarzen Wolken, hervorschauten. Durch enge, hohe und zugespitzte Fenster ließen die bunten, vielgebrochenen Scheiben nur schwache Dämmerung fallen.

„Eh' wir zu Tisch sitzen," sagte Thomas von Falkenstein, indem er sich die Stirn trocknete, „wo uns die Dienerschaft stören würde, will ich euch, edle Herren und Freunde, vertrauen, wozu ich mir euern tapfern Arm für diese Nacht erbitte. Es soll ein Geschäft geben, von welchem noch hundert Jahre nach uns erzählen. Aber Jeder bewahre das Geheimniß mit Wort und Miene, bis es sich selber offenbart. Das Gelingen des Unternehmens hängt an der Verschwiegenheit. Morgen früh ist Aarau ein Aschenberg. Schon sind zween treue Leute in der Stadt, auf deren Verschwiegenheit und Wort ich bauen darf. Um Mitternacht, wenn die Spießbürger mit ihren Weibern im ersten Schlaf liegen, zünden die Kerls aller Orten an. Rechberg, du setzest mit einigen von uns nach Schönenwerth über, verbirgst dich im Oberholz, um von der Höhe zu beobachten, was vorgeht. Mit den Andern geh' ich über den Hungerberg und bleibe der Stadt gegenüber auf dem Gieshübel. Sobald die Flammen aufschlagen und die Dächer einschießen, wird das Volk der Stadt, um der Gluth zu entfliehen, selbst die Thore von innen sprengen und nach allen Richtungen aus dem feurigen Ofen fahren: Dann dringen wir vor, du, Rechberg, mit den Deinen gegen das Oberthor und die Schindbrücke, ich vom Gieshübel herunter über die beiden Aarbrücken, rasch gegen den Freihof. Es ist da kein Widerstand; wir haben nur Sackmann zu machen!"

Die Versammlung hörte die Mittheilung dieses Anschlags unter Beifallsbezeugungen und Schaudern. Thomas glich, während er

sprach, in gräßlicher Beleuchtung, die er vom Fenster empfing, einem der Milton'schen Höllenfürsten. Der veilchenblaue Schein einer der Scheiben warf auf sein linkes Auge und die Stirn einen breiten Fleck, daß das Fleisch da in gräberhafter Verwesung zu liegen schien, indessen der untere Theil des schwärzlichbraunen Gesichts, vom dunkelrothen Glase desselben Fensters erhellt, wie geschmolzenes Erz glühte.

„Hast du der Stadt Bern den Absagebrief gesandt?“ fragte ihn Rechberg.

„Der Brief ist geschrieben und besiegelt!“ antwortete der Freiherr: „Es ist wohl morgen noch an der Zeit, ihn den Bernern hinaufzuschicken. In jedem Fall bringen sie Spritzen und Feuereimer nach Aarau zu spät, gleichwie nach Brugg, wenn das Städtlein verkohlt ist. Das sei der Anfang! Zofingen nehmen wir später mit; Lenzburg dazu. Wenn wir aufgeräumt haben, hat der Dauphin breite Straße durch den Aargau.“

„Straf' mich Gott, Vetter Thomas, nun kennt man dich wieder. Bist noch der Alte!“ rief Marquard: „Nur hätte man das Ausfegen bei Brugg anfangen sollen, denn ich besorge, der Staub von Aarau macht den alten Effinger wach. Am Ende dreh' ich aber dafür die Hand nicht um, ob Peter oder Paul zuerst an die Reihe kömmt. Die Städte müssen fort, müssen geschleift werden, und Salz wollen wir auf die Brandstätten säen. Ist, meiner armen Seel', ein klägliches Ding um Spießbürger-Regierungen! Hinter ihren Mauern sind sie so trotzig und patzig, wie Dachse in den Löchern; draußen und wenn's einmal Ernst gilt, machen sie krumme Rücken, wie feige Hunde, die den Schwanz einziehen, wenn sie Schläge fürchten. Kein aufgeblaseneres Pack, als diese hölzernen Rathsherren; dünken sich, im Mantel und Kragen, allesammt römische Kaiser, und haben beim ersten Schuß das Herz in den Pluderhosen. Vom Haus aus arme Schächer, ohne Kenntniß

und Welt, messen sie die großen Ereignisse mit ihren Leinwand-Ellen, stehlen ihren knauserigen Frauen die Kunststücke der Staatshaushaltung in den Küchen weg, und rechnen in der Rathsstube, wie die Mägde auf dem Markt. Das muß mir anders werden! Der Aargau gehörte vor Alters und allezeit dem Adel an und muß ihm wieder werden. Mögen die Hallwyle ihren Theil nehmen, um den sie gepflückt worden sind, wir Baldegger gehen diesmal nicht leer aus. Aarau und die Herrschaft Königstein mag die Falkensteiner schadlos halten."

„Kommen wir zur Sache! Wann brechen wir auf gegen die Stadt?" fragte Rechberg.

„Sobald die Nacht finster genug ist!" erwiederte Thomas von Falkenstein: „Wir lassen uns Zeit."

„Vorbehalten, daß heute kein heiliger Festtag eintritt, oder morgen!" bemerkte Hans von Knöringen, indem er die wulstigen Augenlieder rieb: „Fraget doch den Hauspfaffen, wenn einer vorhanden ist. Den ganzen Tag läutet's da drüben im Chorstift."

„Possen!" rief Fritz vom Haus: „Was träumet Ihr von Festtagen? Uebermorgen haben wir Petri Kettenfeier. Messe könnet Ihr zu Aarau hören."

„Erlaubet, Rechberg, daß ich mit Euch jenseits der Aare zur Stadt komme!" sagte der Herr von Hemmenhofen: „Denn ich wette, sobald eingeheizt ist, sperren die Aarauer ihre Luftlöcher dort zuerst auf und ich muß einer der Ersten hinzu. Das soll mir ein Hauptspaß werden, die alten Mütterlein und die sittsame schöne Welt von Aarau im Hemd oder in paradiesischer Unschuld vor den Häusern oder Thoren umherlaufen zu sehen. Ich war einmal beim Schultheiß Ulrich Zehnder, er hat ein paar lustige Töchter. Auf der Gasse ließen sich auch nicht üble Geschöpfe sehen, als Handwerkstöchter, aber geputzt, als wollten sie Baronen oder Grafen erobern."

„Ich kenne sie wohl!“ rief Marquard dazwischen: „Manche trägt aber auch das ganze Vermögen ihres erhabenen Vaters, und seine Schulden dazu, im Flitterputz am Leibe. Ich will von der Parthie sein mit Euch.“

„Veit von Ast,“ sagte der Freiherr von Falkenstein, „und Ihr, Graf Jörg von Sulz, Hug von Hegnau, Max von Ems, und Jörg von Knöringen, ziehet mit mir auf den Gieshübel vor der Aarbrücke. Wir wollen die nächsten am Freihof sein und den Thurm Rore umkehren. Aber das sag' ich euch, den Trüllerey taste keiner von euch an. Mir gehört der Bube, mir! Noch gestern hat er meine Nichte auf offener Straße mißhandelt, und mir zwei prächtige Rosse erstochen, von denen ein Schweif mehr werth war, als der wüthige Hund und sein Thurm. Ich bin nicht grausam, wahrhaftig nicht! Aber wenn ich meinen Dolch ihm im Leibe umkehre, will ich jauchzen, daß man's eine Stunde weit hören soll; und seinen Kopf will ich auf den Galgen beim Rombach nageln, daß ihn alle Aarauer sehen, wenn sie ihre Häuser unter dem Schutt suchen. Ich lasse zwei Fäßlein Pulver auf den Gieshübel tragen; der Thurm Rore soll, so wahr ich selig zu werden hoffe, gegen die Wolken springen, daß es Steine bis Bern und Zürich regnet.“

„Nicht so voreilig!“ fiel ihm Hug von Hegnau ins Wort: „Zuvor muß man Kisten, Kasten und Schreine untersuchen; denn in den Bürgerhäusern ist des Plunders wenig zu holen, zumal wenn die Raupennester anbrennen.“

„Ich überlasse Euch Alles, Alles, was Ihr findet!“ sagte Thomas von Falkenstein hastig: „Nur eins beding' ich mir, — wenn ich nur eins finde! Und ich find' es gewiß! Der Fuchs hat die Nacht ein Huhn gestohlen! Kein Anderer. Wir waffnen uns allesammt wohl. Jede Partei wird von einer Abtheilung meiner Knechte begleitet, mit Streitärten und Handbüchsen.“

Nachdem die Ritter unter einander mit vielem Gespräch verabredet hatten, was zum Gelingen des Ueberfalls nöthig schien, dessen sich Jeder freute, zogen sie mit Geberden, in denen Geheimniß und Hoffnung lebten, zum Speisesaal. Der Freiherr bewirthete die Helden mit verschwenderischer Freigebigkeit. Die Lust des Schmausens dauerte, bis am Himmel die Sterne zwischen den eilenden Wolken funkelten. Dann rief der Freiherr: „Blaset auf, Trommeten! nun zum Sturm. Es ist hohe Zeit! Rechberg, für dich und die Deinen liegen zwei Fahrzeuge unterm Schloß. Die Knechte stehen am Ufer der Aare bereit. Die Schiffe warten dein längst. Wir Andern ziehen, vorüber Erlisbach, in die Tannen des Hungerberges. Lustig, edle Herren, zum Werk geschritten! Nach solchem Mahle geziemt sich's, großes Feuerwerk zu sehen!“

29.

Panisches Schrecken.

Sie leerten noch einmal die Becher und sagten den hohen Silberkannen Lebewohl. Schon während der langen Speisezeit hatten die Meisten, wenn sie zur Begünstigung der Eßlust oder des Verdauens in kurzen Zwischenräumen die Tafel verließen, ihre kostbaren Kleider mit schlechtern von Leder oder Zwillich vertauscht, ihre Waffen gewählt, und andere Vorrichtungen zum nächtlichen Blutwerk getroffen.

Wie sie aus der Burgpforte hinaus über die Brücke gekommen waren, richtete Jeder das Auge zur bedrohten Stadt, ob er über derselben schon eine einzelne Röthe, eine leuchtende Dampfsäule oder fliegende Funken gewahren könne. Täuschend flammte von Zeit zu Zeit ostwärts ein blasses, fernes Wetterleuchten auf. Jeglichem zuckte es dabei bang in der Brust, aus Furcht, zu spät zu kommen, und die Schritte verlängerten sich jedesmal.

„Nur gemach!" sagte Freiherr Thomas halblaut zu den Gefährten: „Noch ist es kaum um die zehnte Stunde. Zu Mitternacht stehen wir auf dem Gieshübel zeitig genug. Denn die Stadt soll im Schlafe begraben sein, ehe das Feurioh der Wächter und der Sturm der Glocken ergeht. Meine Brenner verstehen ihr Handwerk und kennen meinen Willen. Darauf verlasset euch."

Ruhiger ging der Zug wieder längs der ernstrauschenden Aare hin, über deren finsteres Wellenspiel der Schein entzündeter Wetterwolken zuweilen plötzliches Licht goß. Dann wandte sich der Weg vom Ufer ab, nordwärts durch niedrige und kahle Hügel. Voran gingen, den Fußpfad zeigend, einige Falkensteinische Knechte mit Streitkolben; Andere folgten den Rittern zur Nachhut, sie trugen kleine Fäßchen Pulvers. Alles bewegte sich in tiefer Stille fort. Einer dem Andern nachschreitend auf dem schmalen Weg. Und die da redeten, flüsterten leise. Es ward immer dunkler. Die Sterne erloschen. Hin und wieder glimmte, aus der Entfernung her, von Dörfern oder einsamen Hütten der Landleute, köthliches Fensterlicht. Das Wellengeräusch des Flusses verlor sich seitwärts. Das Leuchten des Wetters kehrte öfters und blendender zurück. Die Luft ging still und lau. Doch mitunter fuhr ein kalter Windstoß ungestüm durch Hügel und Gebüsche über das Thal.

Ritter von Hegnau, welcher unmittelbar vor Thomas von Falkenstein war, wandte sich und sagte: „Freiherr, ich fürchte, uns übereilt ein Hochgewitter. Mich dünkt zuweilen, ich höre Donner aus großer Ferne. Wir haben eine böse Nacht getroffen."

„Im Gegentheil, Herr Hug!" antwortete Thomas: „Uns kann nichts Erwünschteres, als ein Donnerwetter kommen. Der Wald gibt Obdach gegen den Regen; und sieht man die Brunst von Aarau, wird sie dem Blitzstrahl zugeschrieben. So ist mir's recht! Einen Morgengruß, wie ich dem Gangolf bringen will, müssen alle Heiligen begünstigen."

„Falkenstein!“ rief in der Nähe eine heisere Stimme: „Wahre dich, Falkenstein! Meide den Freihof von Aarau!“

Der Freiherr fuhr zusammen. Hug von Hegnau sah sich um, fragte: „Wer redet mit Euch?“

„Habt Ihr etwas gehört?“ antwortete Thomas und strengte die Augen an, durch die Dunkelheit um sich zu blicken: „Ich meinte der Wind pfeife im Gesträuch.“

„Nein, die Stimme schien über uns vom Berge zu kommen!“ sagte Hug: „Das ist mir doch hier nicht geheuer!“

Indessen waren sie von den Höhen niedergestiegen durch Hohlwege, und sahen beim bleichgelben Wetterschein den Anfang einer weiten Wiesenfläche, die sich rechts ins Unermeßliche auszudehnen schien. Sie aber gingen am Fuße der Vorberge entlang, in der Richtung gegen die Schlucht, aus welcher das Dorf Erlisbach seine vordersten Hütten streckte. Jeder menschlichen Wohnung auszuweichen, wählten die Führer, auf Geheiß ihres Herrn, den Gang durch die sumpfigen Wiesen. Windstöße wurden anhaltender und heftiger. Erlen und Weiden längs dem Bache beugten sich seufzend. Die Stimme des Donners sprach lauter in den Bergen. Das Leuchten des Gewitters kehrte seltener wieder, aber blendender. Man erkannte dazwischen schon deutlich im fernen Hintergrunde die weißgrauen Gemäuer der Stadt.

Es stockte eben der Zug, der über den Bach auf schmalem Stege ging, und Jeder tappte langsam hinüber, während die Hinterleute warten mußten, als zwischen diesen wieder die heisere Stimme rief: „Falkenstein, wahre dich! Meide den Freihof von Aarau!“

Die am Steg Beisammenstehenden wandten die Gesichter, obgleich die Dunkelheit nichts erkennen ließ.

„Oho!“ rief Freiherr Thomas: „Sehet euch vor am Bach, und treibet mit mir nicht Narrethei, ihr Herren! Mir macht der Schalk unter euch kein Grauen, wer er auch sei.“

„War das Einer der Unsrigen?“ fragte der Graf von Sulz: „Ich wollte meine arme Seele verwetten, die Worte seien vom Bache drunten heraufgesprochen worden. Laßt uns schauen, bis es leuchtet.“

„Wir haben schon einmal die nämlichen Worte an den Hügeln gehört!“ versetzte Hug von Hegnau: „Es kann nicht weit von Mitternacht sein. Dergleichen ist mir nie begegnet.“

„Schweiget mit diesen Possen!“ rief lachend der Freiherr: „Ihr sollet mich nicht irre machen. Einer von euch spielt den Schalksnarren zur Unzeit, um uns heimzujagen. Wer lieber ins warme Federbett verlangt, oder Trüllerey's jüngstes Gericht zu sehen fürchtet, kehre frei um und lass' uns Andere gewähren!“

„Ganz richtig scheint mir die Sache nicht!“ murmelte Hug vor sich hin, und ging mit kurzen Schritten über den Steg des Baches. Die Letzten folgten in tiefer Stille. Einer nach dem Andern schritten sie durch Erlen- und Weidengebüsche, welche einen unebenen Boden voller Sand und Grien und Wasserpfützen bedeckten, bis sie nach geraumer Zeit einen grasigen Rain hinaufsteigen konnten zum Fuß des Hungerberges. Da schwieg der Wind. Aber es begannen große Tropfen zu fallen. Hastig kletterte die Gesellschaft den Berg hinauf, dessen untern Theil der Fleiß der Stadtbewohner schon häufig mit Weinreben bepflanzt hatte. Je näher man dem finstern Walde kam, der den breiten Rücken des Berges bekleidete, je reichlicher fielen die Tropfen des Regens, der nach jedem Wetterstrahl in kurzen Schauern dichter niederrauschte. Endlich unter den ersten Tannen blieb man stehen, um nach dem schnellen Steigen wieder Odem zu sammeln. Jenseits des Stromes erkannte man deutlich, im weißlichen Widerlichte der Blitze, die Stadt liegen, mit den Thürmen ihrer Thore und Kirchen; links ragte im Wetterschein nebelhaft die alte Burg der Luternau's empor; rechts glänzten die weißen Klostergemäuer der verlobten Schwestern von

Schännis; vorn sprang deutlicher und riesenhafter der breite, hohe Thurm von Rore vor. Drüben schlug es in der Pfarrkirche drei Viertel an.

„Auf zwölf Uhr!“ sagte einer der Ritter.

„Wir ließen uns kein Gras unter den Sohlen wachsen. Doch gut, daß wir dem dicken Regen entliefen!“ bemerkte ein Anderer.

„Im Thurm Rore brennt kein Licht mehr. Alles finster!“ sagte ein Dritter: „Dem Trüllerey träumt's fürwahr nicht, daß wir ihm bei Sturm und Wetter Besuch machen wollen.“

„Hei!“ rief Freiherr Thomas: „Er wird die Augen aufreißen, wenn ich ihm den Johannissegen beim Scheine von zehntausend Fackeln reiche. Nur ein Stündchen Geduld, ihr Herren, und laßt euch die Langeweile nicht verdrießen.“

„Wahre dich, Falkenstein! Schone den Freihof von Aarau!“ rief plötzlich die wohlbekannte Stimme wieder. Blauweiß fuhr ein Blitzstrahl im weiten Zickzack jenseits der Stadt über den waldigen Gönhard. Im hellen, augenblicklichen Glanze sahen einige Ritter eine finstere, unerklärliche Gestalt, deren Gewand, wie Fittige, im Sturm flatterte, über Falkensteins Haupt wegschweben. Dieser stand an die Sandsteinwand eines Felsenstücks gelehnt. Es ward wieder volles Dunkel.

„Habt Ihr's gesehen?“ fragten sich mehrere Herren leise unter einander.

„Falkenstein, habt Ihr's gehört?“ fragten die Andern.

„Gott woll' uns gnädig sein mit allen seinen Heiligen!“ rief Jörg von Knöringen.

Ein harter Donner rollte mit immer tieferm Dröhnen durch die Berge.

„Wer war nun das?“ fragte Hug von Hegnau, der die Gestalt über dem Fels ebenfalls wahrgenommen hatte: „Das ist keiner der Unsrigen gewesen.“

„Und wenn's Beelzebub selber wäre," rief der Freiherr, „es soll diese Nacht der Trüllerey an mich glauben lernen! Vorwärts, ihr Herren, zum Gieshübel, daß wir, der Brücke nahe, alsogleich bei der Hand sind."

Die Führer drangen in den Wald. Es sausete vom Sturm in den hohen Tannen, wie ein Meer. Die Knechte bahnten Weg durch die nassen Zweige des Unterholzes, noch immer bergan, bis der Bergrücken erstiegen war. Nach langem, vergeblichem Suchen ward endlich der Fußweg entdeckt, welcher über den Berg und den Gieshübel, der Nähe willen, von den Leuten von Erlisbach zur Stadt gewählt zu werden pflegte, wenn sie dahin ihre ländlichen Waaren zu Markte trugen. Auf der Höhe, am Ausgang des Waldes, unter breiten Eichen machten die Ritter Halt. Sie konnten von da die Stadt drüben und unter sich die schmalen, langen Brücken über den Strom bei jedem Leuchten hell erkennen. Die Glocken schlugen zwölf Uhr Mitternacht. Der Regen schien nachzulassen, und das Gewitter, obwohl noch in der Nähe, doch im Scheitelpunkt vorübergezogen zu sein.

Alle beobachteten tiefes Stillschweigen, indem sie aufmerksam zur stillen Stadt hinüberspähten und horchten. Dann und wann schritt Freiherr Thomas ungeduldig hinaus in die Gesträuche, und in die sumpfige Vorfläche des Gieshübels. Immer war's ihm, als müsse jeden Augenblick ein heller Fleck in den Gassen, eine langsam aufquellende Rauch- und Feuersäule sichtbar werden. Jeder Blitz durchfuhr sein Innerstes mit frohem Schauder und täuschte ihn doch nur. Er troff vom Regen, doch trat er nicht unter die Lauben der Waldzweige. Seine Gestalt, wenn sie vom Wetterstrahl hell umstrahlt war, seine düster-ehernen Gesichtszüge, durch scharfe Schatten schneidend gehoben, der stiere Blick seiner hervortretenden Augen, hatten etwas Furchtbares. Er glich einem Würgengel, der des Augenblicks harrte, da ihm eine Stadt fallen sollte.

Plötzlich wandte er sich zu seinen Gefährten, die zerstreut unter den Bäumen saßen oder umherstanden, und rief: „Ei, verflucht, was thut sich da auf? Gibt's Lärmen in der Stadt? Ich sehe einige helle Fenster, wenn ich nicht irre; das ist in der Herberge zum Löwen! Man wird wach!“

Die Ritter sprangen bei diesen Worten auf. Alle starrten durch die Finsterniß hin; Alle horchten mit zurückgehaltenem Odem durch das einförmige Säuseln des Gewitterregens. Jach flammte ein gewaltiger Blitz. Wie heller Tag ward's. Der Boden ringsum schien in Feuer zu wallen und jedes Blatt der Gesträuche zu brennen. Ein zermalmender Schlag des Donners fuhr betäubend nach. Die Erde zitterte. Finsterniß und Todesstille folgte. Man hörte einen schweren Fall gegen die Erde.

„Jesus, Maria und Joseph! wir sind verloren! Hilfe! Verrath! Mordio!“ schrie Einer. Es war die Stimme des Junkers Jörg von Knöringen. Er schien am Boden mit einem Fremden zu ringen. Entsetzensvoll standen Alle eine Weile ohne Athem; Jedem sträubte sich das Haar auf. Man hörte im Walde eilende Schritte. „Rette sich, wer kann!“ schrie einer von den Knechten schon aus der Ferne. Im Hui stäubte Alles aus einander und davon; Thomas von Falkenstein mit den Andern, ohne Halt, ohne Rast, besinnungslos. Die geflügelten Schritte der Fliehenden wurden noch flüchtiger, als das Wehgeschrei des Junkers Jörg hinter Allen noch einmal durch den öden Wald klang. Abergläubiger Schrecken, heillose, panische Furcht hatte Jeden ergriffen.

Wirklich litt Keiner von Allen, aber aus bessern Gründen, Grausen und Entsetzen, als der unglückliche Jörg von Knöringen. Erschüttert durch Glanz und Donner des letzten Blitzes, war er noch nicht zu sich selber gekommen, als über seinem Haupte ein Getöse laut geworden war, unter welchem er sich zu Boden geschlagen fühlte. Er war nicht lange im Wahn geblieben, daß der Wetter-

strahl die Eiche über ihn niedergeworfen habe; denn er hatte sich von einem lebendigen Wesen hart umkrallt gefühlt, welches er seinerseits selber in der ersten Bestürzung fest gepackt hatte, um an etwas zu halten. So lag er; nach seinem Hilfegeschrei halb bewußtlos, während die Begleiter davon gerannt waren.

„Goldsöhnchen, lass' ab von mir!" sagte endlich die wohlbekannte heisere Kehle: „Ich fiel im Schrecken vom Eichenast!"

Herr Jörg erstarrte fast, als er jene furchtbare Stimme dicht an seinem Ohr hörte, die ihm schon unterwegs das Herz zusammengezogen, und noch mehr, da das Schimmern eines frischen Wetterstrahls ihm ein altes, häßliches, schwarzhaariges Weibergesicht hell machte, welches mit krummer, spitzer Nase hart über ihm hing. Da stieß er einen zweiten Angstschrei aus.

„Schatz, lass' von mir ab! Ich thue dir nicht Leid, Schatz!" flüsterte die Stimme des Weibes. Alle Haare seines Hauptes schienen ihm lebendig zu werden, und alle Muskeln seines Leibes spannte die Verzweiflung mit übernatürlicher Macht. In wahrer Riesenkraft schleuderte er das Gespenst von sich, welches ihn wie der Alp drückte. Er sprang vom Boden, drehte sich windschnell dreimal herum, und eilte, so schnell ihm die Beine dienen mochten, waldeinwärts. Zum Glück blieb er dem oben erwähnten Fußweg getreu, der ihn dem Dorfe zuleitete. Doch zehnmal entglitt er auf dem schlüpfrigen Thongrund. — Er schrieb jeden Sturz zur Erde nur der Hexe zu, die ihm durch alles Gebüsch nachzurasseln schien. — Angst verdoppelte, so oft er aufgestanden war, seine Kräfte zum Laufen, und brachte ihn endlich, da nach vorübergegangenem Gewitter schon Sterne durch die gebrochenen Wolken leuchteten, glücklich zur Burg nach Gösgen.

Hier waren die sämmtlichen Bewohner wach. Fluchend, keuchend, träumend, nachsinnend saßen die Helden des Abenteuers, wie sie nach einander angelangt waren, zerstreut im großen Saale,

Jörg von Knöringen erschien als der Letzte. Man hatte ihn schon für ermordet gehalten. Alle wandten ihre Augen mit fröhlichem Erstaunen auf ihn. Er aber, erschöpft, warf sich auf den ersten besten der Lehnsessel, streckte die kothigen Füße von sich und seufzte: „Nun ist's mit mir aus!"

Auch war Herr Hans von Rechberg mit seinen Begleitern zugegen. Diese hatten, wie er und sie erzählten, sobald sie an dem jenseitigen Ufer der Aare gelandet, schon Nachrichten vom Mißlingen des Plans empfangen gehabt. Denn, wie sie sagten, sei ein starker Kerl odemlos zu ihnen ans Ufer gerannt, der ihre Bestimmung gekannt, und einer der beiden ausgesandten Zigeuner sein müsse. Sobald man ihm auf seine Fragen: ob die Herren aus dem Schlosse kämen, ins Oberholz wollten, ob die Andern schon zum Gieshübel wären? bejahend geantwortet, hätten sie von ihm vernommen, daß diese Nacht nichts aus dem Vorhaben werden könne. Sein Kamerad sei jählings, als er sich im Zwielicht allzukeck dem Oberthor genähert, um in die Gassen zu schleichen, von den Stadtknechten festgehalten, und statt nach Gewohnheit fortgejagt zu werden, ins Gefängniß geschleppt worden. — Doch Rechberg und die Seinigen hätten sich damit noch nicht begnügt, sondern den Gauner aufgemuntert, abermals mit ihnen umzukehren, auf irgend eine Weise in die Stadt zu gelangen, und irgend einer Scheuer einen brennenden Schwefel umzulegen. Gern oder ungern wäre der Schelm bis zum Kreuz an der Mühle von Wöschnau mit ihnen gezogen, dort aber, bei der Bergschlucht, aus welcher der Bach vom Thale Roggenhausen hervorgeht, plötzlich unsichtbar geworden. Lange hätten die Ritter darauf Angesichts der Stadt in Unentschlossenheit berathschlagt, endlich aber, als das Gewitter und der Regen heftiger zu werden gedroht, den Rückweg nach Gösgen angetreten.

Nicht so bestimmte Auskunft konnten ihrerseits Falkensteins Be-

gleiter von dem Vorfalle auf dem Gieshübel gewähren. Die Einen derselben behaupteten steif und fest, das wüthende Heer sei unter Donner und Blitz durch den Wald über ihre Köpfe hereingefahren. Deutlich hätten sie den wilden Jäger, seine höllischen Gefährten und die feurigen Hunde erkannt. Andere wollten Erdbeben empfunden haben, als wenn der Boden des Gieshübels eingesunken und ein Theil des Waldes krachend zusammengebrochen wäre. Wieder Andere schworen, Falkensteins Entwurf sei den Aarauern verrathen, der ganze Wald voll bewaffneter Bürger, Gangolf Trüllerey an der Spitze derselben gewesen. Dieser letztern Meinung schien Landgraf Thomas selbst geneigt zu sein.

Als nun Jörg von Knöringen, welchem Hans von Rechberg zur Herzstärkung eine ganze Kanne Weins eingeschüttet, Odem gewonnen hatte, richteten Alle zugleich ihre Fragen an ihn. Denn er war der Letzte auf dem Platz geblieben; sein Jammergeschrei war mehrmals durch den ganzen Wald gedrungen. Er konnte allein Auskunft geben.

„Hol' euch der Teufel," rief er: „daß ihr mich im Stiche ließet! Verwünscht sind eure Wälder hier zu Lande, von deren Bäume die Hexen wie faule Aepfel fallen! Hätte sich mein gewaltiger Schutzpatron St. Georg nicht meiner armen Seele angenommen — ewig sei er gepriesen! — die verdammte Hexe, möge sie im allertiefsten Schwefelpfuhl der Hölle brennen! ja, wahrhaftig, sie würde mich ohne Rettung erwürgt haben. Ich konnte unter ihrer bleiernen Last keinen Finger regen, während sie mir doch schon ihre spitzen Satanskrallen zolltief, glaub' ich, in den Hals geschlagen hatte!"

Wiewohl Junker Jörg von Knöringen nach diesem Eingang seine Balgerei mit der Höllenbraut in der ausführlichsten Breite erzählte, mußte die ganze Geschichte durch den Aufschluß, welchen er geben wollte, nur noch räthselhafter werden. Nach langem

Streiten, in welchem sich, unterstützt durch die Zauberkraft der gefüllten Becher, die lustige Laune der Meisten wieder herstellte, sagte Marquard von Baldegg: „Edle Herren und Freunde, wir wollen jedem unter uns überlassen, von der dummen Teufelei zu halten, was ihm beliebt. Nur acht' ich rathsam, nicht allzulaut davon zu reden, sintemal man uns tapfer auslachen würde. Denn es will mich bedünken, wir alle haben in merklichen Hasensprüngen, so lang Jeder die Beine strecken konnte, den Reißaus genommen, und, ohne eigentlich zu wissen, warum, Fersengeld bezahlt. Und das ist der wahrhafte Grund, deswillen ich glauben muß, Belial und Beelzebub seien selber im Spiele gewesen, so frommen und freudigen Ritterleuten, als wir zu sein uns rühmen dürfen, einen Streich zu spielen. Denn, straf' mich Gott, ohne Wunder und übernatürliche Dinge wären Keinem von uns unter den Stiefeln die Absätze lang, der Odem kurz, die Schritte weit und das Herz im Leibe eng geworden."

Die Gesellschaft stimmte den weisen Ansichten des Junkers gern bei, und kam zum eigenen Troste darin überein, daß die Aarauer von dem ihnen gegoltenen Anschlage nichts gewittert haben könnten; auch daß der von ihnen eingefangene Gauner, seines eigenen Genicks wegen, über seine Aufträge reinen Mund halten müsse. Man setzte sich zur Morgensuppe, deren mit Wohlgeruch aufsteigende Dampfwolken schon vom ersten Tagesroth gefärbt wurden, während die Knechte des Schlosses und der Ritter alle Rosse gesattelt und reisefertig halten mußten. Denn je unglücklicher die Unternehmung gegen Aarau ausgefallen war, um so mehr versprach man sich von dem Entwurf auf Brugg.

30.

Eine Umfahrt von zween Tagen.

Nur Thomas, der Landgraf, blieb von allen seinen Freunden allein der, welchen die Verheißungen der Zukunft nicht so leicht über den Verdruß trösten konnten, welchen die Gegenwart brachte. Ein Stolz, der sich von dem unabwendbarsten Mißgeschicke nicht beugen, ein halsstarriger Trotz, der auch der Macht aller Verhängnisse nicht weichen wollte, schien Erbfehler seines Geschlechts und in ihm fast zur Ungeheuerlichkeit ausgewachsen zu sein. Je mehr sich die Uebrigen nach und nach zufrieden gaben, je mehr schien seine geheime Wuth zu schwellen. Er stieß nur einsilbige Wörter aus. Seine Augen rollten düster und tückisch unter den buschigen, tiefen Braunen. Seine dicke Unterlippe war vorstehender und herabhängender, wie vom schamvollen Aerger über den vereitelten Entwurf, oder vom bittern Hohn der Rachlust niedergezerrt. Zuweilen schien er gar nicht an die Möglichkeit des nächtlichen Ereignisses glauben zu können. Er lehnte sich weit aus dem Fenster vor, als müss' er sich überzeugen, daß Aarau kein Aschenhaufen sei, daß der Thurm Rore noch stolz am Strom aufrage. Dann spiegelte sich finsterer Schmerz in seinem Blick; dann entfuhr seiner gährungsvollen Brust ein Seufzer; dann trieb der Zorn eine brennende Röthe über die braunen Backen. Er hob die geballten Fäuste, und murmelte einen neuen Schwur zwischen den Zähnen, daß er alle seine Schlösser und sein Leben daran setzen wolle, bis Aarau und der Thurm seines Todfeindes ausgebrannter Staub wären.

„Wir sind," rief er, „von den falschen, feigen Hunden, den Zigeunern, im Stich gelassen, sonst wär' heut Alles schon abgethan; wir hätten den Königstein besetzt; wir hätten den Tuckmäuser Gangolf lebendig gefangen und gebraten. Ich nehme den

Henker mit mir; und ohne Barmherzigkeit, wo mir einer der verfluchten Schleicher aus Aegyptenland in den Weg läuft, lass' ich ihn vom Leben zum Tode bringen!“

„Darin hast du gar nicht Unrecht, Vetter,“ sagte Marquard: „Es dünkt mich überhaupt, dir stehe, als tapferm Kriegsmann, übel an, dich mit dem heidnischen Gesindel einzulassen. Das hält's mit dem Teufel; wir aber, straf' mich Gott! sind ehrliche Christen, die mit dem Schwert uns Recht schaffen können, ohne nach Koth zu greifen. Nichts für ungut, aber dir ist ganz recht geschehen, und der Satan hat uns diese Nacht dafür Alle weidlich geneckt.“

„Ja, bei St. Georg und den zehntausend Rittern!“ schrie der Herr von Knöringen: „Lieber wollt' ich den Freihof und den Thurm mit dem Degen am hellen Tage erstürmen, als mich noch einmal mit der Brut des Moloch in einer so abscheulichen Nacht katzbalgen. Es wird mit dem Gangolf noch aufzunehmen sein, und wäre der starke Simson selbst nur ein schwindsüchtiges Knäblein gegen ihn. Ich habe all' mein Lebetag gehört, die Trüllerey's von Aarau wären wenigstens ehrliche, gottesfürchtige . . .“

„Nein, nein!“ brüllte Thomas: „Kein ehrlicher Tropfen Blutes in irgend einem Trüllerey! Kein adelicher Funke mehr in diesem Pack, das sich längst mit Bürgern, Bauern und Leibeigenen gemein gemacht hat! Dabei hängt es mit Leib und Seel' den Eidgenossen an und hat mit ihnen unsern Untergang geschworen. Darum beschimpfte der meineidige Gangolf öffentlich vor der Ritterschaft mein Haus, meine ihm verlobte Nichte, mich selbst. Gestern noch überfiel der Buschklepper hinterrücks, ohne Fehde angesagt zu haben, das Fräulein von Falkenstein und stach zwei der edelsten Rosse meiner Diener nieder. Aber, aber . . .“ Hier unterbrach sich der Freiherr mit einem innigen, geheimnißvollen Lächeln des Grimms, indem sich die Fäuste wieder krampfhaft ballten, und seine Augen sinnig emporstarrten: „Aber er wird gezüchtigt!

Eine Rache, wie ich für ihn ausbrüte . . . ja, daß ich sein Schlangennest ausbrenne, Spaß ist's! aber — sein Herz soll langsam unter Höllenleiden verbluten, wenn ich . . ja, vor seinen Augen will ich, wenn . . ."

Der Freiherr schwieg. Er schien etwas Gräßliches im Wurf zu haben, und sich nur darum zu unterbrechen, weil, indem er geredet hatte, sich seiner Einbildungskraft noch gräßlichere Plane aufdrangen, vor denen sich nicht sein Herz, sondern seine Zuversicht entsetzte, daß sie ausführbar wären.

„Du bist auf gutem Wege!" sagte Rechberg: „So freust du mich."

„Du machst der Worte zu viel, Vetter; das allein hab' ich wider dich!" rief der Herr von Baldegg: „Die Sonne geht auf; die Pferde stehen gesattelt. Fort, fort! Ich fürchte, Brugg läuft uns von dannen, wie Aarau. Wenn ich eine einzige Waffenthat gesehen habe, will ich der Worte so viel hören, als du zu geben Lust hast."

Der Freiherr sammelte sich, bat seine edeln Genossen um nur kurze Frist, und verließ sie. Er nahm weder von seiner Gemahlin, noch von seiner Nichte Abschied, sondern ertheilte dem Schloßvogt mancherlei geheime Befehle, und hielt noch lange Unterredung mit dem Lollhard. Dann kam er in heiterer Miene, als sei ihm etwas wider Erwarten wohlgelungen, auf den Burgplatz, wo Ritter und Knechte schon mit Rossen längst versammelt standen und seiner harrten. Sobald er kam, schwangen sich die Herren in die Sättel. Die Knechte folgten. Auch der Freiherr, dem mit entblößtem Haupt in großer Ehrerbietung der Schloßvogt den Steigriemen hielt, saß auf. „Rudi," rief er dem Vogt zu, „es kann dir nicht fehlen. Die Lockpfeife habe ich dir gegeben. Fängst du mir die Wachtel, meld' es unverzüglich! Ein Geschenk halt' ich dir bereit, wie du noch keines empfangen." So sprach er und sprengte

zu den Vordersten. Der ganze Zug setzte sich in Bewegung. Den Schluß machte, in ziemlicher Entfernung von den Uebrigen, Meister Hämmerli, der Scharfrichter von Falkenstein, mit zween Knechten.

Der Morgen leuchtete anmuthsvoll durch die von den Nachtgewittern erfrischte Landluft. Um die Bergstirnen des Jura schwammen blaßgoldene Schleier halbdurchsichtiger Wölkchen. Jedes Blatt, jeder Halm trug seinen Regentropfen, wie einen Diamant. Statt des Stromes wand sich durch die stundenweiten Ebenen des Aarthales eine breite Nebelbande, den Lauf des Flusses bezeichnend und verhüllend. Und wie die Sonne über den Zinnen von Lenzburgs und Aarau's Thürmen höher stieg, trat Leben in die todten Nebel, die sich wolkenhaft über den Fluß im Goldlicht zusammenrollten, erhoben und der Tageskönigin entgegenschwangen, ihr gleichsam Huldigung zu bringen.

Der anfangs etwas lärmende Zug der Reisigen ward auf dem rauhen Wege durch die Waldhügel gegen den Benkenberg nach und nach stummer. Man hörte nur das Geklitter der Waffen, und, unter dem unsichern Schritt der Pferde, das Gerassel der Steine, die der Regen von den Höhen in die Wege niedergeschwemmt hatte. Nur Falkenstein, wenn er zufällig rechts durch sich öffnende Schluchten, oder von freien Hügeln die Stadt Aarau erblickte, und den grauen Thurm Rore sah, der stolz in der Morgenpracht ihn zu höhnen schien, murmelte Flüche. Ganz andere Empfindungen, mußte man glauben, wurden in seiner wilden Brust herrschend, als er zwischen den erhabenen Felsen der Geißflue und Wasserflue, vom Rücken des steilen Benken noch einmal die Augen zurückwandte nach den Einsamkeiten der Hard. Das Harte seiner Gesichtszüge schwand, und sowohl sein Blick, als ein halbunterdrückter Seufzer verkündeten eine Art schwermüthiger Sehnsucht.

Der Weg wandte sich, auf der Mitternachtsseite des Gebirgs im Schirm der Gebüsche, neben einem rauschenden Bach, gegen

die ärmlichen Hütten des Oberhofs zum Thale von Wölflinswyl. Bald schloß sich die lachendere Landschaft des Frickgau's auf, in deren Hintergrunde der Schwarzwald, jenseits des Rheins, seine finstern Gebirgsmassen wie einen blauen Vorhang aus einander breitete.

Je näher die Ritter gen Laufenburg kamen, je fröhlicher ward ihr Geist in der Hoffnung theils des Wiedersehens einer zahlreichen und lustigen Gesellschaft, die für die Mühseligkeit und Noth der letzten Nacht schadlos halten sollte, theils der kriegerischen Abenteuer, die ihnen in diesen Tagen vorbehalten waren. Nur Thomas von Falkenstein, und Rechberg nebst Marquard, die an seiner Seite zuvorderst ritten, redeten halbleise unter sich das Bestimmte über das Unternehmen gegen Brugg ab. Es war festgesetzt, daß Rechberg und Thüring von Hallwyl die ganze Macht der Ritter und Reisigen bei Laufenburg zusammenziehen, Falkenstein aber unterdessen einen Besuch in Brugg machen solle, um die Stadt, falls sich übler Argwohn von Aarau dahin verbreitet hätte, einzuschläfern. Die beiden Herren von Baldegg, welche nach Brugg verburgerrechtet waren, wurden bestimmt, den Landgrafen dahin zu begleiten. Denn die Stadt solle ohne Gewalt, ohne Blutvergießen, durch bloße List überrumpelt werden; Falkenstein sich stellen, als komme er von Zürich, um den Bischof von Basel zu holen, zwischen Zürich und den eidgenössischen Belagerern dieser Stadt Frieden zu vermitteln. Man lachte im Voraus über diesen Faschingsstreich und über die Augen, welche die betrogenen Brugger beim Einzug des Herrn Bischofs machen würden, dessen Rolle Hans von Rechberg sich vorbehielt zu spielen.

In solcher Unterhaltung zogen sie durch die finstern, weiten Waldungen längs dem Rhein hin, bis sie nahe vor sich die Stadt Laufenburg und dicht vor derselben auf dem felsigen Hügel das weitläufige Schloß mit den starken Thürmen und hohen Mauerzinnen erblickten. Da schwiegen Alle. Denn der Anschlag auf

Brugg sollte den Nichteingeweihten Geheimniß bleiben. Das Städtlein, wie das Schloß Laufenburg, war mit allerlei Kriegsvolk besetzt. Noch sah man an den frischen Ausbesserungen der Stadtmauer, welchen Schaden das grobe Geschoß der Berner und Baseler angerichtet hatte, die mit ihren Schlachthaufen ein Jahr vorher davor gelegen waren.

Die Ritter wurden in der Burg mit Jubel empfangen, wo Thüring von Hallwyl, Hans von Falkenstein und Andere schon längst ihrer geharrt hatten. Alle brannten in wilder Ungeduld, den Krieg wider die Eidgenossen ihrerseits anzuheben. Ritter Burkhard Münch hatte frische Botschaft aus dem Elsaß gebracht, daß der Dauphin mit den Franzosen auf dem Weg wäre gegen die Schweizergrenzen, um die Stadt Zürich von ihren Belagerern zu entschütten. Der römische König Friedrich hatte auf dem Tage zu Nürnberg die Eidgenossen vor dem ganzen Reich angeklagt, und die Churfürsten, Fürsten und Herren und Städte des Reichs ermahnt, wider die Schweizer zu ziehen. Nun wurde erzählt, wie mannhaft die Züricher bis jetzt noch wider die vereinte Macht aller Eidgenossen stritten, obwohl sie zu Wasser und zu Land umlagert wären; wie sie des Reichs Panner, zu St. Peter und von andern Thürmen herausgestoßen, wehen ließen; den Eidgenossen zum Spott, als Kühe zubrüllten und ihnen das Feldgeschrei: „Hie Oesterreich!" in täglichen Gefechten, Ausfällen und Scharmützeln durch die Ohren gellen ließen. Doch verhehlte man nicht, daß die Noth der tapfern Stadt täglich steige, und es hohe Zeit wäre, durch große Unternehmungen die Aufmerksamkeit der Eidgenossen nach andern Richtungen zu ziehen.

Landgraf Thomas, nachdem er sich im Schlosse erquickt und die letzten Abreden genommen hatte, säumte nicht, saß rasch mit den beiden Baldeggern und einigen Knechten zu Pferde, und ritt noch denselben Tag über Waldshut nach Zurzach.

In der Frühe des andern Morgens brachen die Ritter auf nach Brugg. Das Geläute der Sonntagsglocken scholl von allen Dörfern. Auf Landstraßen und Fußwegen durch die Felder wandelten die frommen Bäuerinnen von entlegenen Höfen und Weilern der fernen Pfarrkirche zu; Alle festlich geputzt, einen Blumenstrauß und Rosenkranz sittsam in den vor sich zusammengefalteten Händen. Mit nicht gar sonntäglichen Gedanken musterten ihrerseits die Ritter die Gestalten der ländlichen Schönen, die mit ehrerbietiger Verneigung und niedergesenkten Augen grüßend an ihnen vorbeigingen, dann von Neugier gefesselt in einiger Entfernung hintenher stehen blieben, den Herren nachsahen, und, wenn diese den Kopf wandten, mit lautem Gelächter davon sprangen.

Glücklicher, als gewöhnlich, trafen die Reisenden, als sie nach einigen Stunden zur Stilli an die Aare gelangten, den Fährmann am rechten Ufer, also daß sie sogleich überschiffen konnten. Eine junge Bäuerin war auf dem Wasser ihre Gefährtin, die vielleicht ohne den steifen Sonntagsputz noch schöner gewesen wäre. Diese Blauaugen, dies muthwillige Gesicht, dies Goldhaar, welches sich in dicken Flechten am Hinterhaupt um die breite, löffelförmige Silbernadel wand, der zierliche Arm mit bauschigt über den Ellenbogen aufgestreiften Hembärmeln, hätten auch an Höfen Eroberungen machen können. Aber das schwarze Göller, wie eine Schiene von Eisen um den Hals geschlossen, der Brustlatz, welcher gleich einer bretternen Brustwehr den Busen zusammendrückte, und mit seinen Zinnen fast zum Kinn aufragte, der lange schwarze Rock mit zahllosen, eingenähten, kleinen Falten, welcher glockenartig breit von beiden Hüften abstand, hingegen kaum hinab über die Knie reichte, die scharlachrothen Wollenstrümpfe mit bunten Zwickeln, würden selbst den Wuchs einer Venus zur Ungestalt verkrüppelt haben. Indessen erinnerte sowohl die Nähe dieser Reisegefährtin, als des Thurmgetrümmers der Freudenau links, den edlen Mar=

quard von Baldegg an jenen abenteuerlichen Sprung, den er der schönen Begutte willen vor einigen Monaten, durch Gangolfs Geschicklichkeit oder Kraft, gemacht hatte.

Wie man auf Reisen wohl pflegt, gab Marquard, gegen die Freudenau zeigend, der sie sich langsam näherten, das Geschichtchen zur Unterhaltung seiner Begleiter zum Besten; mit ausführlicher Malerei des alten Lollharden und seiner Bußpredigten, der reizenden Begutte und ihrer Schüchternheit, seiner Versuche, sich des artigen Kindes zu bemeistern, und der eifersüchtigen Grobheit Gangolfs. — Je ausgelasseneres Gelächter Hans von Baldegg bei der Erzählung seines Bruders über die Aare schallen ließ, je düsterer ward der Faltenwurf von des Landgrafen Gesicht. „Du bist mein Vetter, Marquard," sagte er ärgerlich, „aber bei den Weibern ein schamloser Gesell."

„Oho!" rief Marquard lachend: „seit wann bist du, Thomas, unter die Heiligen getreten und ein Feind der Schönen geworden? Nahmst doch sonst kein Bedenken, wie ich mich wohl erinnern mag, die Paradiese zu lieben, und bei mancher Eva die Schlange am Baume der Erkenntniß zu sein."

„Du unterscheidest nicht; dir sind Perlen und Kiesel gleich!" erwiederte der Landgraf: „Danke deinem Schöpfer, du bist mein Vetter, aber ich hätte dich zu den Füßen der Begutte todt niedergestreckt."

Beide Baldegger erneuerten ihr Gelächter, indem sie den Freiherrn von allen Seiten beschauten, ob er oder ein Anderer es sei, der mit ihnen redete? Er aber gebot den Fährleuten gebieterisch, anzulegen ans Land, als sie in der Nähe der Burgtrümmer eben im Begriff waren, das Ufer zu verlassen, und dem Strome folgend, quer über die Aare den Hütten der Stilli zuzurudern. Er stieg ans Land. Die Baldegger begleiteten ihn auf seine Bitten zur Ruine. Marquard führte ihn zum Gewölbe, zeigte, wo Jeder

gestanden und gesessen, und fluchte über sich selbst noch einmal kräftig, daß er Narr genug gewesen sei, dem Gangolf nicht den Kopf gespalten, das arme Mädchen nicht zu sich auf den Sattel genommen, und es von dem wüsten Begharden erlöst zu haben, der es in der Welt umherschleppe. Der Freiherr von Falkenstein schritt langsam im Gewölbe umher; seine Augen schienen Verlornes zu suchen. Er setzte sich einige Augenblicke auf die hölzerne Bank, wo die Begutte geruht hatte; sprang dann hastig auf und ging mit seinen Gefährten wieder zur Fähre, ohne ihren Scherzreden etwas zu erwiedern. Als aber der geschwätzige Marquard sagte: „Gangolf Trüllerey ist nicht halb so züchtig und ehrbar, denn du, Vetter Thomas! Straf' mich Gott, wenn die Begutte nicht im Thurm Rore bei ihm andere Ave Maria's betet, als beim alten Lollharden!“ da ergriff das Wort Falkensteins ganzes Wesen auf seltsame Weise. Man sah ein unwillkürliches gichtisches Zucken seiner Gesichtsmuskeln, und mit den Händen fuhr er vor sich hin, als fühl' er Schwindel.

„Ist's mit dir Matthäi am Letzten!“ rief ihm Marquard etwas erschrocken zu: „Was verzerrst du das Gesicht, und haschest nach Mücken, wie einer, der verscheiden will?“

„Tröste Gott seine arme Seele!“ rief Thomas von Falkenstein mit gedämpfter und doch löwenartig brüllender Stimme: „Das schwör' ich Euch bei meinem Leben, der Hund im Thurm Rore soll den heurigen Wein nicht schmecken. Sind wir fertig mit Brugg, muß Aarau an den Tanz! Fort, fort!“

Sie waren am andern Ufer, schwangen sich auf die Rosse, und sprengten den jähen Rain aufwärts gegen Brugg. Es war noch nicht Mittag, als sie der Stadt ansichtig wurden. Falkensteins Unmuth schien sich zu legen, je näher sie kamen. Seine Seele ward von dem Gedanken an das gemeinschaftliche Unternehmen erfüllt, das vor ihm lag. Marquard jauchzte. „Wär ich acht-

undvierzig Stunden älter," rief er, „ich söffe mir ein Räuschchen. Ihr Brugger sollet mit schweren Zinsen zurückzahlen, was mir eure gnädigen Herren und Obern von Bern am Schenkenberg gesündigt und gestohlen haben! Führe du das Wort zu Brugg, Vetter Thomas, denn mir kocht die Galle heiß, wenn ich mit Spießbürgern zu schaffen habe, deren Banner ich bisher demüthig folgen mußte. Zudem, will's dir ehrlich gestehen, mit der Degenklinge kann ich reden, Finten machen und beweisen: mit meiner Zunge will's nicht fort. Zum Staatsmann taug' ich so wenig, als der Rabe zum Chorsingen; kann nicht den Katzen streicheln, nicht ins Gesicht lügen und vorn lecken und hinten kratzen."

Auf der Brücke grüßte die einziehenden Ritter der Thorwächter der Stadt, indem er die Pelzkappe abzog und sich ehrerbietig so tief verbeugte, daß seine Stirn fast den Fuß des Freiherrn von Falkenstein im Steigbügel berührte: „Glückseligen, guten Morgen, gnädige und wohlgestrenge Herren!" sagte er: „Schon früh auf dem Weg am heiligen Sonntag! Schon weit her? möcht' ich fragen, wenn's mir geziemte, gnädiger Herr Gevatter."

„Du bist ein kluger Bursche, Gevattersmann," antwortete Falkenstein, der dem Thorwart vor einigen Jahren ein Kind aus der Taufe gehoben hatte: „so magst du's wohl wissen! Wir kommen aus dem Lager von Zürich, und reiten gen Basel zum Bischof. Es ist daran, daß der Friede mit den Eidgenossen besiegelt werden soll."

„Gott im hohen Himmelsthron sei gelobt und gepriesen!" rief der Thorwächter und tanzte, die Pelzmütze zwischen den gefalteten Händen, in lustigen Bockssprüngen neben den Rittern her: „Friede also? Keiner Seel' verrath' ich ein sterbendes Wörtlein! Also richtig? Gnädiger Herr Gevatter, das ist eine Freudenbotschaft, wie wir in Brugg lange keine vernahmen. Ich will vom Thurm blasen, wenn das heilige Friedenswerk vollendet ist

mit allen himmlischen Heerschaaren will ich um die Wette blasen; Gott geb' Euch tausend Glück und Segen auf den Weg, gnädiger Herr Gevatter!"

Sie ritten den schroffen Rain hinauf in das Städtlein zur Herberge, wo sie ihr Mittagsmahl bestellten. Bis es bereit wurde, gingen sie durch die Stadt, wo sie leutselig mit den ihnen wohlbekannten Bürgern redeten, die vor den Häusern im Sonntagsgewand umherstanden, und sich gegenseitig um Neuigkeiten befragten. Das Erscheinen der drei adelichen Mitbürger und die wichtige Miene, mit der sie von ihrer eiligen Sendung nach Basel redeten, dort zur Abschließung des Friedens den Bischof abzuholen und ins Feldlager der Eidgenossen zu begleiten, erfüllte Alles mit Glauben und Freude.

Nicht mit so großer Zuversicht empfing der greise Schultheiß Ludwig Effinger die Neuigkeit, als der Landgraf, nebst den beiden Brüdern von Baldegg, ihm den Ehrenbesuch abstattete. „Möge Gott mit allen seinen Heiligen den rechtschaffenen Männern beistehen, die am Frieden arbeiten!" sagte er: „Allein ich zweifle, daß es heut' damit ernstlicher gemeint sei, denn bisher. Zürich ist vom Schweizerbund abgefallen. Die Helfer aus Winterthur, der Adel aus Thurgau, der römische König, welcher das heilige Reich wider uns in Harnisch bringen, der König von Frankreich, welcher Eroberungen machen will, finden an der Eintracht der Schweizer und an der Rückkehr Zürichs zur Eidgenossenschaft keinen Vortheil. Warum sollten sie Frieden begehren? Die Schweizer bieten ihn täglich, sobald das abtrünnige Zürich den Bund mit Oesterreich fahren läßt. Man will ihn nicht."

„Herr Schultheiß," entgegnete der Landgraf, „Ihr sehet die Dinge noch in der Lage, wo sie sich vor einigen Wochen befanden; und damals hattet Ihr Recht. Allein es gibt keinen schlechtern Kitt, als den Eigennutz, der die Freundschaften der Höfe zu-

sammenhalten soll. Die deutschen Fürsten zeigen keine Begierde, sich für Vergrößerung des Hauses Oesterreich zu opfern, und die Franzosen zuviel Begierde, ihr Reich bis an den Rhein und bis in das Innere der Schweiz auszubreiten. König Friederich, von jenen verlassen, von diesen bedroht, ist daher gern geneigt, zurückzutreten, sobald es, unbeschadet seiner königlichen Ehre, geschehen kann. Zürich allein kann der Gesammtheit der Eidgenossen nicht lange widerstehen. Sein Gebiet liegt verwüstet. Damit werdet Ihr Euch erklären, wie der Friede nun Allen wünschbarer geworden sei, denn jemals."

Ungläubig lächelnd schüttelte der Schultheiß sein weißes Haupt und sagte: „Denket an mein Wort, edler Freiherr, die gezuckten Schwerter kehren nicht in die Scheiden zurück, bevor sie stumpf oder gebrochen sind. Leidenschaften sind gewaltiger, denn Klugheit. Frankreich und Oesterreich lassen nicht von der Schweiz ab, bis entweder ihre Heeresmacht in unsern Thälern begraben liegt, oder ihre gegenseitige Eifersucht sich wider einander bewaffnet und der Scheidewand froh wird, die unsere Alpen zwischen beiden Grenzen bauen. Oesterreich aber läßt seine Entwürfe wider uns noch lange nicht fallen, und der Adel nicht seine Hoffnungen, die freien Städte und Länder wieder unter sein Joch zu bringen. Man will keine Freiheit in Europa dulden. Man fürchtet die Nachahmung unsers Beispiels von den seufzenden Völkern. Wir leben im Anfang eines tausendjährigen Krieges, eines Krieges auf Tod und Leben. Es gilt um Freiheit oder Knechtschaft des menschlichen Geschlechts. Das Haus Oesterreich will den Feuerbrand nicht so nahe vor seiner Thür. Ihr wisset, wie schon die Tiroler gesagt haben: Wir wollen Schweizer werden! Das vergißt uns Oesterreich nie."

„Ich hätte nicht gemeint, Herr Schultheiß," sagte Hans von Baldegg, „daß jemals die Zunge eines Effingers so laut wider das erlauchte Erzhaus eifern könne!"

„Meine Vorältern," versetzte der Greis, „haben dem Hause Habsburg wohl gedient. Mein eigener Vater ist vor sechszig Jahren mit dem Herzoge vor Sempach gefallen. Seitdem hat Oesterreich seine Rechte an uns aufgegeben. Heut' dien' ich mit Effingerscher Treue meinen gnädigen Herren zu Bern und den Eidgenossen. Ich hoffe, gesammter Adel im Aargau kennt keine andere Ehre, als seine beschworne Pflicht."

„Beschworne Pflicht!" rief Marquard: „Straf' mich Gott, ich meine, der Adel ist wohl so frei, als die Stadt Bern; und Bern selbst ist noch Angehörige von Kaiser und Reich, gleichwie jeder Edelmann."

„Still, Vetter!" rief Thomas von Falkenstein dazwischen: „Davon ist hier die Rede nicht. Unsere Sache ist nicht, den Streit, sondern den Frieden zu erneuern. Wir, Herr Schultheiß, wollen Freunde bleiben. Heut' ziehen wir nach Basel. Vielleicht treffen wir den Bischof schon unterwegs an. Veranstaltet auf mein Ehrenwort, was zur großen Friedensfeier würdig ist. Wir, als Eure Mitbürger, wollen Eure Gäste sein.

Damit beurlaubten sich die Ritter, das Mittagsmahl in ihrer Herberge zu suchen, welches sie abgelehnt hatten, von der Gastfreiheit des Schultheißen anzunehmen. Wie sie aber in der Herberge schon zu Tische saßen, öffneten sich die Thüren, und der Großweibel in Mantel und Stab, gefolgt vom Kleinweibel und den Stadtdienern, traten herein. Die Letztern hielten in glänzenden Silberkannen den Ehrenwein, welchen sie aus Auftrag von Schultheiß und Rath der Stadt Brugg überbrachten. In einer wohlgesetzten, zierlichen Rede bat der Großweibel die edeln und gestrengen Herren, Namens des löblichen Rathes und gesammter Bürgerschaft, diesen geringen Beweis der Hochachtung gnädig aufnehmen zu wollen, welchen sie, als Mitbürger und Mitarbeiter am heiligen Friedenswerk, so wohl verdient hätten. Der Landgraf dankte freund-

lich im Namen seiner Reisegefährten, und brachte den Weibeln zu Handen des Rathes den ersten Trunk zu, welche sich darauf mit tiefen Verbeugungen wieder entfernten.

Die Ritter schienen zu fühlen, daß diese Ehren- und Freundschaftsbezeugungen ihnen jetzt eben am wenigsten gebührten. Sie tranken schweigend den edeln Rebensaft, den ihnen gastgefällig eine Stadt darbot, über deren Untergang sie brüteten. Auch verließen sie dieselbe, sobald ihre Rosse bereit standen, eilfertig, und begaben sich über den Bötzberg zurück in den Frickgau. Mit der beginnenden Nacht trafen sie wieder bei ihren Gesellen in Laufenburg ein.

31.

Die Mordnacht.

Hier verstrich der folgende Morgen in kriegerischer Geschäftigkeit. Dolche, Schwerter, Armbrüste, Büchsen wurden in Stand gesetzt; Koller, Harnische, Pickelhauben geputzt; die Pferde untersucht; die Mannschaft truppenweise gemustert. Nur die Vornehmern wußten, wohin es gehen werde. Die meisten Uebrigen riethen nach Zurzach und Schaffhausen. Ein Eilbote war schon den Abend zuvor nach Bern gegangen, der den Absagebrief der Falkensteine dahin trug.

Nachmittags setzten sich die Rotten der Kriegsleute in Bewegung, alle zu Pferde. Es waren ihrer fünf- bis sechshundert. Sie ritten in weitgedehntem Zuge langsam und paarweise zwischen dem Gebirg und dem Rheinufer aufwärts, bis das Blitzen ihrer Waffen dem neugierigen Blick der Nachschauer zwischen Gebüschen und Wäldern, jenseits der Thalschlucht von Sulz, erlosch. Dann drehten sich die reisigen Schaaren gegen das Innere des zweiten

Gebirgsschlundes, welcher ihnen zur Rechten hinter einem Vorhang von Tannen und Buchen verborgen lag. Ein wilder Bergstrom führte sie vorüber an den armen Hütten von Mettau und Gansingen, und nach einigen Stunden zur Höhe des Gebirgs. Von hier, auf kaum gebahnten Pfaden, die Rosse am Zügel leitend, wanderten sie bei nächtlicher Dämmerung das felsige Mönthal nieder. Ehe sie noch daselbst zu den wenigen zerstreuten Hütten gelangten, befahl Thomas von Falkenstein, Halt zu machen, und die Führer der einzelnen Haufen zu versammeln.

„Jetzt ist es an der Zeit, edle Herren," sprach er, „den tapfern Leuten, die Euch folgen, das Geheimniß unsers Unternehmens aufzuschließen. In wenigen Stunden heben die Feindseligkeiten an. Die aargauischen Städte müssen der Reihe nach folgen, Brugg soll den Reigen führen. Gefahren haben wir diese Nacht keine zu bestehen; sondern nur zu erobern und gute Beute zu machen, im Fall uns gelingt, unverrathen die Stadt zu erreichen. Was wir erbeuten, wird auf Schiffe gebracht, und die Aare hinab zum Rhein und nach Laufenburg. Dort wird getheilt. Graf Görg von Sulz soll sich, während die Uebrigen ins Thor dringen, der Schiffe am Aarufer versichern und sie bemannen. Jörg von Knöringen, Hug von Hegnau und Fritz vom Haus, sperret mit Euern Leuten alsbald die Ausgänge der Stadt, damit kein Vogel aus dem Nest entwische. Bentelin von Hemmenhofen, Max von Ems, Balthasar von Blumenegg, Ihr werdet die Vornehmsten, besonders die Rathsherren und Schultheißen, aus den Federn holen, im österreichischen Hause versammeln und bewahren; Schneiderhans wird Euch führen. Der kennt jedes Haus, jeden Durchgang, jeden Mann, und wird ihrer keinen übersehen. Denn als er vor einigen Jahren mit losen Streichen die Stadt verwirkt hatte, sprachen sie einmüthig seine Verbannung aus. Nun hat er Lust, statt Gnadenstimmen zu fordern, Gnadenstöße zu geben. Ihr dürfet trauen. Hans von Rech-

berg, Thüring von Hallwyl, die Herren von Baldegg bilden mit mir die Vorhut, die Uebrigen sollen indeß in der Entfernung von einigen hundert Schritten folgen. Ist die Stadt einmal erbrochen, werd' ich Allen zur Hilfe sein."

Während er diese und andere Befehle gab, hatten sich die Haufen nach und nach auf der Bergwiese näher herbeigedrängt, ihn zu hören. Plötzlich drehten sich alle Köpfe seitwärts, ein Murmeln der Verwunderung oder Furcht durchlief die Menge. Man sah im ungewissen Zwielicht, der Menge mit langsamen Schritten einen wie es schien vornehmen Herrn, mit ehrerbietigem Gefolge, vom Berg herab an der Außenseite der Versammlung hinreiten. Er war in einen weiten Mantel gehüllt, trug aber einen Hut, wie ihn angesehene Priester oder Bischöfe zu tragen pflegen. Unter denen, die ihm paarweise folgten, erkannte man deutlich Personen, welche in der Ehrenfarbe von Basel gekleidet waren.

„Still!" rief der Freiherr mit gedämpfter Stimme: „Sehet Ihr nicht, daß es der Herr von Rechberg ist, welcher uns diese Nacht als Bischof von Basel begleiten und unser frommes Werk segnen muß? Entfernet alles Geräusch. Keiner lache, keiner plaudere, huste oder niese. Wir müssen auf Katzensohlen ans Thor schleichen!"

Darauf ritt er zum vermeintlichen Bischof und langsam an seiner Seite voraus. Ihm folgten die beiden Herren von Baldegg; diesen die Ehrenfarben von Basel; diesen als Tragboten, Schreiber und Diener einige andere Paare, alle in Mänteln. In einiger Ferne folgte schweigend der lange Zug der Uebrigen. Dumpf dröhnte der Huf der Rosse durch die Wiesen und schlafenden Dorfschaften. Was noch in den Häusern wachte und die beweglichen schwarzen Reihen so vieler Reisige vorüberziehen sah, schwieg voller Furcht und Entsetzen und ahnte Böses für das ganze Land. Ein einziger Mann von herzhaftem Sinn meinte, er müsse die Stadt warnen,

und sprang, als der Zug, der kein Ende zu nehmen schien, an ihm vorüber war, heimlich auf Seitenwegen davon, der Stadt zu. Wie er aber, unter der kurzen Steig, von der Wiese seitwärts in den Fahrweg treten mußte, erblickte er die Vordersten schon in der Nähe. Darum verdoppelte er seinen Lauf. Der Schall seiner Schritte verrieth ihn, und die Eile gen Brugg machte ihn verdächtig. Jach sprengten ihm Falkenstein und Rechberg nach und riefen: Steh'! als sie ihn schon zwischen den Rossen hatten.

„Wohin so behend, Landsmann?“ fragte ihn der Landgraf.

„Gen Brugg!“ erwiederte odemlos der Mann: „Um tausend Gotteswillen lasset mich, ich hab' ein Kindlein in Todesnöthen daheim.“

„Du bist aber nicht aus der Stadt!“ sagte Falkenstein: „Wie heißest du?“

„Hans Geißberg heiß' ich, gestrenger Herr von Falkenstein!“ erwiederte der Bauer: „und gehe in den Arzneiladen.“ Damit that er einen gewaltigen Sprung hinaus vor die Pferde, um zu entkommen. Hans von Rechberg ihm nach. „Weg mit ihm; der kennt uns!“ rief der Landgraf. Bald darauf hörte man einen durchdringenden Schrei. Es ward still. Als die Vorhut zur kurzen Steige kam, sah man den Leichnam des Mannes am Wege liegen. Die Rosse alle gingen scheu in weiten Bogen daran vorüber.

Es war eben Mitternacht vergangen, als aus den dunkelgrauen Nachtnebeln des Aarestroms die schwarzen Gebilde der Stadtthürme und Mauern von Brugg, wie wachsende Schatten, hervorstiegen. Ihre verworrenen Umrisse gestalteten sich immer bestimmter, je näher man kam. Der Landgraf hieß nun diejenigen, welche die Farben der Stadt Basel trugen, als Ueberreiter voraustraben, und an die Pforte des Aarethores pochen. Sie gehorchten zu wiederholten Malen. Alles lag im ersten tiefen Schlaf. Endlich rief

vom Thurm des Thores die Stimme des Wächters herab: „Wer kommt und lärmt drunten bei später Nachtzeit?"

„He, Gevatter, kennst du Falkenstein nicht?" antwortete der Landgraf: „Der Herr von Basel ist hier. Thu' auf! Wir bringen Frieden und eilen nach Zürich in das Lager unserer Herren von Bern. Auf, auf! wir eilen, Gevatter, auf!"

„Gottes Wunden!" schrie der Wächter mit fröhlicher Stimme: „Hätt' ich das nicht geträumt! Alsogleich, gnädiger Herr Gevatter, alsogleich wird aufgethan! Gottes Wunden, nur um ein Kleines Geduld!"

Nach einer Weile rasselte das Schloß der Pforte unter den großen Schlüsseln; die schweren Riegel kreischten, wie sie zurückgezogen wurden, und die Thorflügel gingen knarrend aus einander. Ehrfurchtsvoll trat der Wächter und mit tiefer Verbeugung hervor auf die Aarbrücke, dem Freiherrn entgegen. An ihm vorbei ritten zween Knechte in den Farben von Basel, dann der für den Bischof Gehaltene, begleitet von den Baldeggern, dann das Gefolge; weiterhin, den Seitenweg hinab, scholl es weit vom Trabe vieler Rosse, wimmelten Schatten im Dunkeln, wie ein ganzes Heer.

Das däuchte dem ehrlichen Thorwächter nicht geheuer, und er sprach zu dem Herrn von Falkenstein: „Gnädiger Herr Gevatter, ist ihrer wohl viel für eine Botschaft; darf's nicht all' ohne Erlaubniß einlassen. Ich will's gar bald an den Schultheißen bringen!"

Mit diesen Worten wandte er sich schnell, um das Thor zu schließen. Aber der Falkenstein zuckte jählings sein Schwert, und das Haupt des Wächters flog in die Aare. Nun kam die volle Harst hinterher, und drang durchs Thor, brüllend und johlend den steilen Straßenrain aufwärts in die Stadt, in die Gassen links und rechts mit entsetzlichem Getöse. Durch das verworrene Geschrei der Rasenden donnerten dumpfe Stöße gegen verschlossene Thüren, krachten zerschlagene Vorläden und Fenster, und fielen

Büchsenschüsse. In diesem höllischen Getümmel erwachte die ganze Stadt. Bald sah man aller Orten erleuchtete Fenster. Keiner von allen aus dem ruhigen Schlummer geschreckten Bewohner der Stadt konnte begreifen, was geschehen sei? Einige glaubten, es wäre Feuersbrunst und wollten zum Löschen; andere, der jüngste Tag breche ein und wollten zur Kirche; andere, die Stadt sei von den wüthigen Armagnaken überrumpelt, und rannten nach Waffen oder suchten Schlupfwinkel auf Estrichen oder Kellern. Bleich und bebend liefen viele durch die Gassen, einige halbgekleidet, andere, wie sie aus den Betten gesprungen waren, die einen zu den Nachbarn, die andern zu den Stadtthoren, andere zur Kirche, zum Rathhaus und wo Jeder am ehesten Zuflucht finden zu können glaubte.

Die Adelichen aber hatten indessen alle Ausgänge verrannt und gesperrt, daß keiner entschlüpfen mochte. Wer ihnen in Verzweiflung widerstand, wurde niedergestochen. Man sah den greisen Schultheiß Effinger, fast unbekleidet, von Kriegsknechten über die Gassen geschleppt zum Herzogenhause am Kirchhofe. Dahin wurden die übrigen Räthe und Häupter der Stadt geführt. Andere der Plünderer trugen geraubte Waffen zu den Schiffen, Silbergeschirr, Truhen und Kisten, den Sparpfennig der Kinder, den Nothheller der Alten, der fleißigen Hausfrauen Gespinnst und Gewebe, vieler Jahre Arbeit und Frucht, der Stadt Kleinode, Panner, Siegel und Briefe, Freiheit und Gerechtigkeit, selbst die schweren, eisernen Thorketten, als müsse nichts dahinten bleiben, denn das nackte Gemäuer und die Ziegel auf den Dächern.

Thomas von Falkenstein rannte geschäftig die Straßen auf und ab, und ermunterte seine Helfer und Helfershelfer. „Rüstig! rüstig!“ rief er: „die Stadt soll uns in dieser Nacht den ganzen Kriegszug zahlen und ein paar Schlösser dazu. Leeret die Säcke, feget Kasten und Schrein, Werkstatt und Krambude. Lasset die Dirnen in Frieden. Wer ein Liebes hat, führ' es mit sich von hinnen!“

„Vetter Thomas!“ sagte Marquard von Baldegg, der zu ihm stieß, „das ist Teufels Hochzeit hier. Sind wir nun einmal am Werk, soll's etwas geben, wovon die Welt spricht. Hundert und siebenzig Stück Silbergeschirr liegen in den Schiffen, ich ließ sie zählen; sieben Geldfäßlein und ein paar Dutzend Säcke voller Münze daneben. Die Berner mögen erfahren, daß sie noch nicht Meister sind, wenn's darauf ankommt, ein volles Nest auszuleeren. Aber Vetter, hörst du nichts? Es klingt und läutet mir schon seit einer Stunde in den Ohren, straf' mich Gott, als schlügen die Dörfer im ganzen Aargau an die Sturmglocke. Hörst du nichts?“

„Mag sein; laß sie stürmen!“ antwortete der Freiherr: „Wir sind ihr böses Wetter, das sie mit den Glocken nicht bannen. Wir machen hier reinen Tisch und lassen den Bernern das Nachschauen. Es gönnt's mancher den stolzen Bruggern, daß wir sie pflücken. Komm', Vetter, ins Herzogenhaus. Schon graut der Tag. Nun will ich unserm Fehdebrief an die Eidgenossen das rothe Siegel anhenken. Kennst du die Beiden da hinter mir? Sie sollen Arbeit haben.“

„Dein Scharfrichter und sein Gesell? Ich versteh' dich!“ sagte Marquard: „Mir gleich! Liegt schon auf der Straße ein Dutzend Spießbürger erstochen, mag der löbliche Stadtrath nachwandern. Könnt' ich das ganze Nest aus dem Boden reißen und in der Aare ersäufen, es würde sobald kein anderes nachwachsen.“

Sie begaben sich durch ein Seitengäßlein über den Kirchhof zum österreichischen Hause, dessen Fenster hell erleuchtet strahlten. Drinnen war großes Getümmel. Hans von Rechberg trat hier den Kommenden entgegen; Marquard aber ergriff ihn beim Arm, führte ihn ins Haus zurück und sagte lachend: „Mit uns, Herr Bischof von Basel! Verrichtet Euer geistliches Werk nach Gebühr. Wer soll Schultheiß und Rath absolviren, wenn Ihr fehlt? Ihr habet das Schwert des heiligen Petrus lange genug geführt, jetzt machet

vom Schlüsselamt Gebrauch. Oeffnet uns den Aufenthalt unserer Gefangenen. Wir wollen ihnen den kürzesten Weg in Abrahams Schoos zeigen."

Rechberg ging mit ihnen. Ein ganzer Haufen von Kriegsleuten schloß sich ihnen an. Sie traten in einen geräumigen, alterthümlich geschmückten Saal, der war von zahllosen kaum erst angezündeten Kerzen in Wand- und Hängeleuchtern erhellt, die zu einem großen Fest- oder Bürgermahl, vielleicht zur Feier des nahe geglaubten Friedens, bestimmt gewesen sein mochten. Jetzt warfen sie ihren Glanz auf entsetzenvolle und entsetzenerregende Gesichter, statt auf eine buntfröhliche Menge heiterer Gäste. Längs der Wand, beim Eingang, standen in verworrenen Reihen die Edelleute, welche durch Schadenfreude, Neugier oder Blutgier hergelockt waren; Alle in kriegerischer Tracht, halb und ganz geharnischt, in Helmen, Sturmkappen, Federhüten, Panzerhemden, goldgestickten Langröcken und Büffelwämsern. Einige trugen entblößte Schwerter, Andere Streitkolben und Aexte; Einigen waren die Kleider von angespritztem Blut besudelt. In allen diesen finstern, bärtigen Gesichtern malten sich auf verschiedene Weise die Leidenschaften, deren Raub sie in diesem Augenblick geworden waren. Die Augen der Einen stierten, lechzend von Mordlust, zu den Gefangenen hinüber; die Geberden Anderer verzogen sich zum schadenfrohen, spottlichen Lachen über die halbnackten Gestalten und jammerhaften Stellungen derselben. Die Gefangenen selbst, auf der entgegengesetzten Saalseite, die achtbarsten Männer des Rathes und der Stadt, standen ängstlich in einem Winkel zusammengedrängt, kaum bekleidet, wie man sie aus den Betten gerissen hatte. Einige still betend, Andere zusammenschlotternd im Frost der Todesangst, Andere wie von ihrem furchtbaren Schicksal betäubt und schon gefühllos, Andere um das Loos ihrer Hinterlassenen und der unglücklichen Vaterstadt voll männlichen Schmerzes, oder voll tiefen, schlecht verhehlten Ingrimmes.

Nur der Schultheiß Effinger, mitten unter ihnen, hatte noch die ruhige Haltung und Würde, mit welcher er an der Spitze des Rathes zu stehen gewohnt war. Er redete laut, ohne Beachtung des anwesenden Feindes, sprach bald seinem Sohn Balthasar, bald seinem Freunde Ulrich Stapfer, bald einem andern Bürger Muth zu, bis ihn der Freiherr von Falkenstein anredend unterbrach.

„Ihr scheint noch wohlgemuth, Schultheiß Effinger, Herr zu Urgiz!“ rief der Freiherr spöttisch.

Da wandte sich der Schultheiß mit stolzem Ernst gegen ihn und sprach: „Thomas von Falkenstein, was hab' ich mit Euch zu schaffen!“

„Bei meiner armen Seele, ich sollte meinen, mehr als Euch lieb wäre,“ entgegnete der Freiherr: „oder Euer alter Kopf hat vergessen, daß ich Euch und Eure ganze Stadt im Sack habe.“

„Gottvergessener Mann!“ rief der Greis mit starker Stimme, und die Flamme des edeln Zorns röthete sein Gesicht höher: „Möget Ihr Euch der ehrlosesten That überheben, die je in der Christenheit von zuchtlosen Gesellen vollbracht ist?“

„Schultheiß, es ist Krieg! Und durch Kriegslist, die noch keinem Ehrenmann verarget ist, bin ich Euer Herr, und nach Kriegsrecht will ich mit Euch fahren. Eure Eidgenossen müssen noch mehr, als Euch und Euer Städtlein, daran geben, um den Mordtag bei Greifensee auszusühnen!“

„Greifensee ist in ehrlicher offener Fehde von den Eidgenossen berannt und umlagert worden!“ erwiederte der Schultheiß Effinger: „Und hat sich auf Gnad' und Ungnade den Siegern ergeben müssen nach schwerem Streit. Ihr aber, Thomas von Falkenstein, überfallet uns feig und diebisch in der Nacht, mitten im Frieden; ohne Absage; überfallet nicht Eure Feinde, sondern Eure treuen Mitbürger und stoßet meuchelmörderisch Eurer Mutter Bern das Schwert in die Brust, die Euch gesäugt und gepflegt hat, Euch und Euern Bruder. Das, wahrlich! hat Euer Herr Vater, Hans Friedrich,

nicht geglaubt, als er vom Sterbebette die Stadt Bern erbat, daß sie sich Euer annehme! Die Hölle bewies nicht größern Undank gegen Gott, als Ihr gegen Vater und Vaterland. Und was hab' ich, was haben die Männer Euch gethan, die Ihr in dieser Nacht von der Seite ihrer Ehefrauen und Kinder aus den Betten reißen ließet? Sie schliefen nach langen Unruhen zum zweiten Mal einen erquickenden Schlaf, seit Ihr die Zusage des nahen Friedens gebracht hattet. Was hat Euch diese Stadt Leides gethan, die Euch und Euer Haus allezeit geehrt hat? Wie konnte sie Arges von Euch fürchten, da Ihr noch vor drei Tagen als Freund inner ihren Mauern waret, ihre Ehren und Geschenke annahmet und von ihren Segenswünschen begleitet von hinnen zoget? Ha, Thomas von Falkenstein, wäret Ihr, als offener Feind, gegen uns gezogen, Ihr solltet erfahren haben, daß die Brugger in der Mannsschlacht nicht schlechtern Bescheid zu geben wissen, als beim Freudenbecher!“

„Schweig!“ fuhr ihn der Freiherr donnernd an.

„Ihr, Thomas, habt mir nicht zu gebieten!“ versetzte mit ruhiger Hoheit der biedere Alte: „Ich bin der Schultheiß dieser Stadt, zu der Ihr meineidig geschworen habet. Meine Stimme ist die Stimme dieser Stadt, die Euch Gutes erwiesen hat, und die Ihr ausraubet; in deren fromme Wohnungen Ihr Jammer und Verderben bringet, nachdem Ihr noch vor drei Tagen der Verkünder des gottgefälligen Friedenswerkes gewesen seid.“

„Zündet Fackeln an! Führet sie Alle hinaus!“ schrie der Freiherr mit fürchterlicher Stimme: „Alle! Alle! Leget Ihnen die Köpfe vor die Füße!“

„Irret Euch nicht, Thomas von Falkenstein!“ sagte der Schultheiß: „Ihr meinet, die Todten müssen schweigen; aber ihre Zungen reden lauter, als die der Lebendigen! Mich alten Mann reut's Leben nicht. Glanz, Freude und Wohlstand meiner Stadt sind

dahin. Meuchlings sind meine theuern Brüder erschlagen. Mein Heimathsrecht hienieden hat den Werth verloren. Lasset mich's droben suchen. Vor meines Gottes heiligem Thron will ich für die Wittwen und Waisen von Brugg beten. Ich bin ihr Vater nicht mehr hier. Droben darf ich ihr Engel sein!" Er sprach diese Worte mit Wehmuth, mit zitternder Stimme.

„Zündet Fackeln an!" schrie Falkenstein von neuem: „Führet die Menschen auf den Kirchhof und thut sie ab!"

Da trat Hans von Rechberg zum Freiherrn und sagte mit ernster Miene: „Was haben dir diese Biederleute Uebels gethan? Sie sind wehrlos in unsere Hände gefallen; wir haben kein Recht an ihrem Blut. Dahin ist mein Sinn nicht gestanden. Ich habe dir zu einem Mummenschanz und Fastnachtsspiel geholfen, nicht aber zu solch einer mörderischen That!"

Ein plötzlicher Lärmen draußen unterbrach die Rede des Ritters. Mehrere Kriegsleute drängten durch die Thür des Saales herein und schrien: „Machet Euch auf, Ihr Herren! auf! Es brennt in allen Straßen lichterloh! in allen Dörfern stürmt's! von Aarau her, von Lenzburg her, von Villnachern, von Habsburg wird unzähliges Volk im Anzug gesehen!"

„Höll' und Teufel!" schrie Marquard von Baldegg: „Das ist nicht möglich! Die Thore sind gesperrt. Wer konnte hinaus und das Land wecken?"

„Es müssen Leute sich an den Seilen über die Mauer gelassen haben!" riefen andere Stimmen dazwischen.

„Wer hat's geheißen, Brand anzulegen?" schrie Hans von Rechberg aufgebracht.

„Zu den Schiffen! zu den Schiffen! Habt Acht auf die Beute!" brüllten Mehrere.

„Ruhig! ruhig!" donnerte Thomas von Falkenstein: „Hier, Alle die ihr hier seid, führet die Gefangenen aus der Stadt!"

Seine Stimme galt. Man umringte die Bürger und stieß sie fort. Der Freiherr trat aus dem Hause. Eine schreckliche Helligkeit ging hinter der Kirche auf. Ueber den Thurm weg drängten sich stoßweiße gelbe Rauchwolken. Wie er durch die enge Quergasse geschritten war, sah er mit Entsetzen an vier, fünf Orten zwischen beiden Thoren Flammen aus Fenstern und Dächern fahren. „Daß die Pestilenz in den verfluchten Leib der Mordbrenner fahre!" schrie er, krallte die Fäuste, sah um sich, Thäter zu suchen. Hinter ihm stand der Scharfrichter und dessen Knecht, als sein treues Gefolge. „Mir nicht von der Seite, ihr sollt noch Arbeit haben!" rief er ihnen zu und ging weiter. Ein erschütterndes Zetergeschrei der Einwohner scholl in allen Gassen. Aus den Häusern hervor stürzten Kinder, Männer, alte Leute, Kranke, Gesunde in die Straßen, gegen die verschlossene Stadtpforten und wieder zurück, andere Ausgänge zu suchen. Mit dem Flammengeprassel und den dicken Rauchwirbeln links und rechts mehrte sich das Durcheinanderrennen, Wehklagen, Wimmern, Heulen und Fluchen des verzweifelten Volkes. Falkenstein selber stand eine Weile vom Entsetzen ergriffen, unbeweglich da, und starrte in den Gräuel der Verwüstung hinein, ohne Entschluß.

Jählings that er einen gewaltigen Sprung seitwärts, und mit der Wuth eines Raubthiers fuhr er einem jungen Kerl ins Genick, der mit Gepäck beladen daher kam. Es war einer der Zigeuner, die er gegen Aarau ausgeschickt hatte.

„Hund, dich hab' ich!" schrie der Freiherr mit zusammengebissenen Zähnen: „Dich hab' ich! Bin dir schuldig für Aarau! In die Hölle, du Aas, in die Hölle mit dir!"

Der Zigeuner stieß aus der halbzusammengewürgten Kehle einen gräßlichen, gellenden Schrei aus, und versuchte sich loszuringen. Der Freiherr aber hielt ihn mit eiserner Gewalt und schrie dem Scharfrichter und dessen Knecht zu: „Nun, ihr Galgenschwengel,

was stocket ihr? Auf! An den Brunnenpfahl hier, ziehet ihn auf, laßt ihn zappeln!“

Kaum war das Wort von ihm gesprochen, hatten die Beiden das Schlachtopfer schon mit wunderbarer Behendigkeit zu Boden gerissen, die Füße gebunden, das Seil um den Hals geworfen, und gegen die Brunnenschale emporgehoben. Im zweiten Augenblick hing der Elende entseelt.

„Der Gelbfink pfeift nicht wieder!“ sagte Meister Hämmerli lachend.

Es ging hastig und ängstlich ein armes Weib vorüber; erblickte den Erhenkten am Brunnenstock, prallte zurück; trat noch einmal hinzu; that einen Schrei; warf rings um sich her die Augen; ward den Freiherrn gewahr und sprang blitzschnell davon. Es war niemand anders, als die alte Zigeunerin Ilsel, die mit unbegreiflicher Geschwindigkeit verschwand und wieder, dem Brunnen gegenüber, auf einer ziemlich hohen Mauer zum Vorschein kam, welche zu ihrer Rechten und Linken zwei Häuser verband, aus welchen eben die rothe Feuersgluth hervortrat. Mit durchdringender Schmerzensstimme schrie sie unverständliche Worte, indem sie ihre Arme gegen den Leichnam des Erhenkten ausstreckte. Meister Hämmerli und sein Gesell lachten aus vollem Halse über die wunderlichen Geberdungen des Weibes auf der Mauer und zeigten hinauf. Auch der Freiherr sah dahin und erkannte die Alte. Sie glich einer Erscheinung droben, die dem Abgrund der Hölle entstiegen zu sein schien. In dunkeln, scharfen Umrissen zeichnete sich auf dem blendenden Hintergrunde der Feuerflammen ihre abenteuerliche Gestalt mit den hin und her flatternden Lumpen. Wie lebendige Schlangen um ein Medusenhaupt, stiegen gaukelnd im Winde die zottigen Haare um ihren Kopf auf. Hoch wölbten sich über ihr blasse Rauchsäulen zu einer düstern, breiten Wolke zusammen, aus welcher ein glimmender Feuerregen sank.

„Ha, vermaledeite Hexenbrut! muß ich dich hier erblicken!“ schrie ihr der Freiherr zu: „Gibt's keine Armbrust, keine Büchse? Schießt mir Belials Großmutter herunter!“ Er rannte gleich einem Unsinnigen erst im Ring umher, dann gegen die Mauer, als wollte er sie erklettern oder niederwerfen.

„Mörder! Mörder!“ kreischte die Aegypterin von oben nieder: „Meines armen Jungen Mörder! Verflucht seist du siebenmal, Falkenstein, siebenmal von allen Augenblicken so vieler Stunden, als die Welt steht. Dich zwicke mit Krämpfen die böse Gicht; das Fieber dörre dir das Mark im Gebein und statt des Schlafs fasse dich das fallende Weh! Ich will dich verfolgen und dich quälen, wie Aussatz und Pestilenz das Judenland, wie Hornisse den eiternden Gaul. Du sollst unter Verwünschungen deiner Freunde leben, und unter Hohngelächter deiner Feinde sterben. Dein Haus soll untergehen und dein Geschlecht verderben, wie ein Otternnest, daß Niemand weiß, wohin es gekommen. Deine Schlösser sollen Rabensteine werden, und ihre zerrissenen Thürme wie schwarze Brand- und Schandsäulen in die Höhe steigen. Mörder, Mörder, im Tode sollst du deine Geburt verfluchen! Fahr' hin! Fahr' hin!“

Mit diesen Worten wandte sich die Zigeunerin um. Sie schien sich in den Abgrund der Flammen zu stürzen, welche hinter ihr aufflackerten. In demselben Augenblick schoß von oben herab ein brennender Balken auf die Straße, dampfend und knisternd, hart neben Falkenstein. Dieser stand wie betäubt. Es war ihm, wie Hölle. Anfangs hatte er in der Wuth versucht, das Weib auf der Mauer mit Steinwürfen zu zerschmettern. Dann mußt' er, ohne Rache nehmen zu können, die Flüche der Aegypterin aus der unerreichbaren Höhe anhören, während ringsum die Gluthen brauseten, die lodernden Dachgiebel krachend einfielen, die Mauern in der Hitze des Feuers barsten, und nah und fern tausend Jammertöne der Menschen laut waren. Nun ergriff ihn selbst eine Angst, die

er in seinem Leben noch nie gefühlt. Ohne zu wissen, wohin, lief er, der annahenden Todesgefahr im Feuer zu entkommen, und befand sich beim obern Thor. Dahin hatt' er nicht gewollt. Hier umdrängte ihn plötzlich eine Menge erbärmlicher Gestalten von Kindern und Weibern. Das herzzerreißende Geschrei der Einen, das klägliche Flehen und Winseln der Andern, die Todtenfarbe aller Gesichter erschütterte ihn. Er glaubte unter lebendig gewordenen Leichnamen am Weltgerichtstage zu stehen. Eine betagte Frau, auf dem zitternden Arm ein nacktes, weinendes Kind, schien ihn zu erkennen. Sie warf sich ihm zu Füßen und umfaßte seine Knie, indem sie um Barmherzigkeit und Rettung schrie. Da warf er ihr den Schlüssel des obern Thores zu, den er trug, und sprach: „Nimm hin, du Hur', und schließ das Thor auf, daß ihr nicht verbrennet!“

Während die Haufen durch die Pforten hinausdrängten ins freie Feld, und unter die Linden jenseits der Ringmauern, andere hingegen wieder in die Stadt zurückliefen, die noch Fehlenden aus den Gassen zusammenzurufen, begab sich der Freiherr mit großen und eilenden Schritten nach dem untern Thor, wo jenseits der Aare die Reisigen sich bei ihren Pferden zum Abzuge sammelten.

32.

Fortsetzung.

Schon war es heller Tag. Die weite schöne Landschaft prangte in ihrem sommerlichen Morgenschmuck. Jeder Hügel glich einem Blumenaltar, jede Wiese einem buntgewirkten, grünen Sammetteppich. Aber inmitten der prachtvollen Umgebung stieg die breite, riesenhafte Rauchsäule der brennenden Stadt zum Himmel, und das schwermüthige Getön der Sturmglocken in nahen und entlegenen

Dorfschaften scholl, wie Klage des gesammten Landes, um den Untergang der geliebten Mauern Bruggs.

„Vorwärts! vorwärts! bindet die Schiffe los!“ schrie Falkenstein, als er zu den Seinigen stieß: „Es ist hohe Zeit für uns. Das obere Stadtthor ist offen. Die Landstürme ziehen vom Aargau herunter. Wir können Gefechte haben, ehe wir's glauben, und von Umiken her im Rücken angefallen werden.“

Rechberg war bei den Schiffen, wo er das Einpacken des ungeheuern Raubes ordnete, der am Ufer noch aufgehäuft lag, und in den Fahrzeugen kaum den nöthigen Raum fand. Als er Alles angewiesen und diejenigen, welche zum Schutz der Beute bleiben mußten, auf die Schiffe vertheilt hatte, kam er zurück, da sich der ganze Zug eben in Bewegung gesetzt hatte gegen das Gebirg. Mit düstern, verstörten Mienen ritt Thomas von Falkenstein voran, einige seiner Vertrauten waren schweigend neben ihm. In dumpfer Stille folgte die geharnischte Vorhut, wie Leichenzug. Dann kamen die armen Gefangenen zu Fuß, die Hände auf den Rücken gebunden, rings von Bewaffneten umwacht. Einer der vor ihnen herreitenden Edelleute trug spottweise ihrer Stadt Panner. Es war von feinstem Seidenzwillich, daran das alte Wappen, zween schwarze Thürme mit einer offenen Brücke.

„Hei, Herr Schultheiß!“ rief der Edelmann, der die Fahne trug, und wandte sich mit halbem Leibe auf seinem Rosse zu den Gefangenen um — es war Herr Bentelin von Emmenhofen: — „Das muß sich fürwahr seltsam mit uns treffen. Gedenket Ihr noch des Tages, da ich bei Euch zu Tisch saß und warnte, Ihr sollet nicht zu Bern und den Eidgenossen halten? Gelt? Ich hatte wohl großes Recht! Ihr aber habet mir damals trotzigerweise widerredet und gesprochen: Es ist leichter, daß unsere Brückenthürme an den Bötzberg hinauftanzen, als daß wir von Treu und Glauben lassen. Gott's Blut! wer hätte gemeint, daß es also

erfüllt werden müsse? Schaut her, Euer Panner, Herr Schultheiß, und wie Eure Brückenthürme bergan tanzen. Ich denke doch, Ihr Herren Brugger, Euer Glaube an die Eidgenossen sei nun locker geworden."

Der greise Effinger erhob mit stolzem Unwillen das Antlitz und sprach: „Mögen unsere alten Thürme über die Jurafelsen tanzen, unsere Treue tanzt ihnen nach. Ueberhebet Euch Eures Nachtschelmenstücks nicht zu früh, die Ihr unsere Gastfreunde gewesen seid. Ein Tag hat noch seinen Abend, der Himmel noch seinen rächenden Allmachtsarm und das Gebirg der Eidgenossen noch seine Schweizer."

„Oho!" rief Bentelin lachend: „Ueber ein Kleines soll man die Schweizer hören aus dem letzten Loche pfeifen. Mit Stumpf und Stiel muß das Freiheitswesen ausgerottet und der Adel wieder Herr sein in den Ländern!"

„Das träumte dem Teufel auch, als er sammt den gefallenen Engeln den Himmel stürmte; aber Meister ward er doch nicht!" entgegnete der Schultheiß: „Ihr stoßet viel eher die Sonne vom Firmament, als das ewige Recht aus der Menschenbrust."

Hier schwieg Herr Effinger. Einer der Kriegsgesellen stieß ihn roh vorwärts, gleichwie auch die andern Gefangenen zum schnellern Schritt angetrieben wurden. Aber die Schreckensnacht hatte die Kräfte der Gefangenen erschöpft. Oft brachen ihre Knie ein. Manche sanken ohnmächtig auf den Rasen an der Landstraße nieder. Dies brachte den Zug verschiedene Mal ins Stocken.

Als er bis in die Einsamkeit der Krepsi gelangt war, wo eine Wiese in den hohen Eichenwald einen grünen Busen bildete, ließ Falkenstein halten, bis die Uebrigen nachgekommen und wieder versammelt waren. Er fluchte ungeduldig und schrie, den Schritt zu verdoppeln. Und als die Gefangenen matt und keuchend auf die Wiese traten, rief er: „In die Hölle mit euch Krüppeln! Ihr

hättet Lust, mir zu wehren; heut' mein Nachtlager in Laufenburg zu finden. Ich will euch das eurige zur Stunde geben. Voran Schultheiß Effinger, Herr von Urgiz; Euch ziemt's den Reihen anzuführen, und der edle Rath mit den Pfahl- und Spießbürgern folgt nach Standesgebühr. Kniet nieder, verrichtet euern letzten Stoßseufzer insgesammt, und schickt euch zum ewigen Schlaf an. He! Hämmerli, vor mit den Knechten! Entblößt die Hälse und zuckt das Schwert."

„Ich bin deines Erbarmens von Herzen froh!" sagte mit starker Stimme Schultheiß Effinger: „Den Dank für das Verrätherstück, böser Wicht, bring' ich dir in jenem Leben!" Er sprach's und fiel mit beiden Knien sogleich auf die Erde.

Wie dies Hans von Rechberg sah, der in einiger Entfernung mit den Baldeggern wortwechselte, sprengte er zum Landgrafen hin und rief: „Was hast du vor, Thomas? Dürstet dich zum zweiten Mal nach dem Blut dieser unschuldigen Männer?"

„Wäre hier nicht eben so gut mähen, Rechberg, als auf der Wiese bei Greifensee?" antwortete der Freiherr.

„Falkenstein!" rief Rechberg mit Abscheu: „Du hast Mordes genug an den biedernen Leuten begangen. Hättest mir's vorher gesagt, wie du zu Brugg dein Spiel treiben wollest, du hättest mich nimmer mit dir hergebracht."

Der Freiherr runzelte die Stirne tief und rollte die rothen Augen umher im Kopf, unschlüssig, was thun? denn er hatte allerdings Hansen von Rechberg zu schonen.

„Laß den Schächern das nackte Leben!" sagte Graf Jörg von Sulz zu ihm: „Kannst sie den Armagnaken zu Knechten in ferne Länder verkaufen."

Indem sah man einen Reiter längs dem Eichenwalde, von Brugg her mit verhängtem Zügel heranjagen. Sobald er nach einigen Minuten näher kam, rief er schon von weitem: „Aufge-

brochen! Was säumt Ihr? Aufgebrochen!" Es war Einer von denen, die zur Hut der Schiffe zurückgeblieben waren.

„Was gibt's?" fragten ihn Alle und drängten sich um ihn zusammen.

„Zuletzt, ihr Herren," rief der Reiter, „behalten wir nur die schlechte Ehre, Mordbrenner zu sein, und der Teufel reißt uns die ganze Beute wieder aus den Zähnen. Die Trüllerey, die Luternau, Sägisser und der ganze Landsturm vom Aargau dringen durch die brennende Stadt an."

„He? die Trüllerey? Ist der Gangolf dabei?" brüllte der Freiherr von Falkenstein mit der Geberde eines Besessenen: „Gangolf dabei?"

„Ich sah ihn selber. Er ist Allen voran. Mir setzte er nach, aber sein lahmer Gaul blieb tausend Schritte hinter meinem Rosse!" sagte der Reiter.

„Schwert aus der Scheide!" schrie der Freiherr mit erschrecklicher Stimme, daß der weite Wald davon hallte: „Wir Alle zurück! Es gilt unsere Beute und Ehre."

„Halt!" rief der Ritter; „Wir sind zu schwach und rennen gewissem Verderben in den Rachen. Die ganze Grafschaft Lenzburg ist im Anzuge. Hinter Brugg wimmelt alles schwarz von bewaffnetem Volk auf den Rütinen. Sie stellen zwanzig wider uns, gegen einen. Unsere Leute flüchten, wie sie können, in die Schiffe."

„Keine Unbesonnenheit, Falkenstein!" sagte Herr von Rechberg: „Wir wollen den Spaß nicht allzutheuer zahlen. Zieh' mit der Harst und den Gefangenen über den Berg. Ich kehre mit einigen Rotten der Nachhut gen Brugg um, daß den Schiffen geholfen werde, oder daß ich unsern Rückzug ins Frickthal schütze. Vor Nacht bin ich bei dir."

Der Landgraf, welcher vor Grimm mit den Zähnen knirschte, als alle Ritter, trotz seines Wüthens, dem Rathe Rechbergs bei-

pflichteten, mußte dem Willen der Menge weichen und den Weg gegen die Berge fortsetzen. Rechberg aber, mit etwa Fünfzigen aus der Nachhut, wandte sich gegen die Stadt zurück. Mit großer Behutsamkeit nahte er derselben, so viel als möglich in Gebüschen, bis er zur letzten Höhe kam, wo er unter seinen Füßen rechts die eingeäscherten Wohnungen von Brugg aufdampfen, links die Schiffländе sah. Die Ufer wimmelten von bewaffnetem Volk; unter demselben mehrere Ritter zu Pferde, welche sehr geschäftig schienen, Anordnungen zu machen. In der Ferne schwammen einige wohlbemannte Beuteschiffe den Strom der Aare langsam hinab, welche die letzten sein mochten, denen die Abfahrt gelungen war. Noch lagen wenige kleinere Fahrzeuge am Ufer, die man bei der Flucht im Stich gelassen hatte, und aus welchen der Raub wieder ans Land getragen wurde.

Obwohl Rechberg seine Leute vorsichtig hinter Gebüschen versteckt hielt, und er nur mit Wenigen vorgetreten war, schien er doch bald entdeckt worden zu sein, denn er sah plötzlich, wie die bewaffneten Haufen am Ufer aus einander schieden, einer derselben abwärts, wie gegen die Stilli, ein anderer gegen die Stadt, ein anderer in gerader Richtung gegen die Anhöhe zog, auf welcher er selbst stand. Ein Rittersmann führte den letzten Haufen, der kaum zwanzig Bewaffnete stark war, bis zum Fuß des Hügels. Da sprang der Führer vom Pferde, zog das Schwert und kletterte an der Spitze der Uebrigen rasch herauf. Rechberg erkannte ihn, schwang sich aufs Roß und rief lachend: „Setzt Euch meinetwillen nicht außer Odem, Herr Gangolf Trüllerey. Wir sehen einander schon zu gelegenerer Zeit. Jetzt eilet, und helfet den Bruggern löschen!“

„Ja, ja, mit Euerm meineidigen Blut, Herr von Rechberg!“ schrie ihm Herr Gangolf zu: „Wenn Ihr anders ein so tapferer Mann, als ein guter Mordbrenner seid, werdet Ihr mich stehenden Fußes erwarten.

„Ich hätte die beste Lust, Euer ungewaschenes Maul zu . . .“ Hier ward Rechberg durch die Anzeige von einem seiner Leute unterbrochen, daß sich hinter ihnen eine starke Schaar Aargauer bewege. „Auf Wiedersehen!“ rief Herr von Rechberg dem Gegner zu, wandte das Roß, und verschwand plötzlich vom Hügel.

Gangolf erreichte odemlos und spät die Höhe. Rechbergs Reiter waren schon weit davon gejagt, und für die verschiedenen Haufen Fußvolks unerreichbar, die im vollen Lauf und von allen Seiten auf diesem Punkt kampflustig zusammenströmten. Nichts destoweniger machte sich noch ein großer Theil auf, die Flüchtlinge bis zum Rücken des Gebirgs zu verfolgen. Gangolfs und der Uebrigen Aufmerksamkeit wurde indessen nach einer andern Richtung durch das gewaltige und verworrene Geschrei einer Menge Volks gelenkt, welche auf der Landstraße von der Stilli nach Brugg drei Reiter umringte und sie entwaffnen wollte. Gangolf eilte hinab, warf sich auf sein Roß und drängte durch den wogenden, lärmenden Schwarm zum Mittelpunkt desselben. Eben riß man die Reisigen von den Pferden, und das Gebrüll der wilden Haufen stieg auf: „Nieder mit den Falkensteinern! Nieder mit den Mordbrennern!“

Gangolf erschrak. Er erkannte seinen betagten Vater, dessen treuen Diener Hemman und den Meister Isenhofer von Waldshut. Er brach sich Bahn zu ihnen und schrie: „Laßt diese Ehrenmänner unangetastet. Der dort ist mein Vater!“ Damit sprang er vom Sattel, half Herrn Rüdiger vom Erdboden auf und hob ihn mit Freude und Ehrerbietung wieder aufs Roß. Der Kreis der Bauern erweiterte sich zurücktretend. Isenhofer streckte dem Junker freundlich die Hand entgegen, und der alte Hemman dankte tausendmal dem Sohn seines Gebieters für die Rettung.

„Ohne Eure Dazwischenkunft,“ sagte Isenhofer, „hätten uns diese harthörigen Biedermänner in bester Absicht zerrissen. Wir

mochten aus Leibeskräften schreien, wie Herolde, und unsere Namen verkünden: die Kerls schrien tausendmal ärger, als wären sie Kehle von oben bis unten.“

Einige von den Anführern des Landvolks entschuldigten den Irrthum ihrer Leute mit vielen höflichen Worten, deren man sie gern entließ. Die Ritter verließen das Gewühl und begaben sich seitwärts der Stadt in den Schatten hoher Nußbäume am Wege von Umiken. Hier berichtete Gangolf seinem Vater und dem Dichter so viel ihm selber von der Mordnacht zu Brugg und deren Urhebern bekannt war; und erfuhr zugleich, daß sein Vater in Begleitung Isenhofers, auf dem Heimwege nach Aarau begriffen sei, wo er zuversichtlich in den nächsten Tagen einen alten Bekannten erwarte. Nachdem man sich gegenseitig von Allem, was Jedem am meisten am Herzen gelegen, vorläufige Mittheilung gemacht hatte, ritt Herr Rüdiger, auf Rath seines Sohnes, mit seinen Begleitern am linken Ufer des Stromes zum Dörflein Umiken voraus, weil in diesem Augenblick schwer durch die Stadt zu kommen war, wo die Menge zu Hilfe geeilter Menschen sich des Löschens und Aufräumens befliß. Gangolf verhieß nachzukommen, sobald er nähere Erkundigungen über die traurige Begebenheit eingezogen und mancherlei Abreden mit vertrauten und wackern Männern genommen haben würde, den durch Falkenstein verübten Gräuel zu rächen.

Wie angenehme Gefühle auch das überraschende Wiederbegegnen seines Vaters und dessen unerwartete Heimkehr zum Thurm Rore in ihm lebendig gemacht hatte, vergaß er doch bald Alles wieder über das große und rührende Schauspiel, welches sich ihm darbot, als er wieder zur unglückseligen Stadt kam. Der ganze Aargau war für dieselbe in edelmüthiger Bewegung. Man sah, so wie in der Nähe, in weiter Ferne, auf allen Landstraßen und Wegen, einzelne Menschen, Lastthiere, Wagen mit schnell gesammelten

Unterstützungen für die Hilfsbedürftigen heraneilen. Es kamen eins ums andere Fuhren von Mehlfässern, schon gebackenen Broden, und allerlei trockenen Früchten und andern Lebensmitteln; andere mit Wein beladen; wieder andere hoch auf mit Kleidern für jedes Geschlecht und jedes Alter befrachtet, als hätten sich ganze Dorfschaften entblößt, um hier die Nackten zu kleiden. Die Botschaft vom Unglück war fast eben so schnell durch Läufer von Dorf zu Dorf, als durch die aufgestiegene Flammensäule verbreitet worden. Und selbst diejenigen, welche sonst der Stadt nicht wohl an waren, entweder aus Eifersucht wegen ihres Ansehens und Wohlstandes, oder aus Argwohn, daß sie die österreichische Pfauenfeder im Busen trage und mit adelichen Herren allzu freundschaftlich verkehre: überließen sich doch jetzt den schönen Aufwallungen ihres Mitleidens.

Man bemerkte es, das Volk war in einer heftigen, gereizten Stimmung. Noch immer rissen sich einzelne bewaffnete Rotten los, um den über das Gebirg fliehenden Edelleuten, oder längs der Aare, den entkommenen Schiffen nachzusetzen; Viele riefen, der ganze Landsturm müsse nach Laufenburg aufbrechen, die Stadt zerstören, das Schloß ausbrennen. Andere schrien: Laßt uns erst mit den Schelmen und Verräthern Feierabend machen, die wir mit ihren Schlössern in unserm eigenen Land haben; die zu Oesterreich halten und Stadt und Land verschlingen möchten! Andere schrien sogar: Laßt uns mit dem Adel nicht viel Federlesens machen. Oesterreichisch oder nicht, Edelleute und Wölfe ändern ihre Natur nicht; auch die gezähmten fletschen mit den Zähnen und werden wieder reißende Bestien, sobald sie Meister sind. Die ganze Brut muß ausgerottet werden, wenn wir frei und froh sein wollen. Sie leckt den Speichel der Könige und trinkt das Blut der Völker. Was ist je Besseres von ihr in die Welt gekommen, als ungerechte Willkür und Knechtschaft, Todfall, Abgaben und Frohnden, ein Leben ohne Gott und Glauben, Hochmuth und Unzucht? Der

Tell von Uri hat noch nicht alle Pfeile verschossen; wir haben deren so scharf wie der seine!

Es kostete Gangolfen, der durch die Haufen umherging und bald diesen, bald jenen anredete, nicht geringe Mühe, sich verständlich zu machen, und für sein Vorhaben eine hinreichende Zahl entschlossener Männer zu finden. „Wer setzt mit mir das Leben daran,“ rief er, „für Brugg an dem Falkenstein und seinen Gesellen Rache zu nehmen?“ Mehrmals erhielt er von den mißtrauischen Rotten die Antwort: „Wir können es daran setzen ohne Euch, Junker; wir sind Manns genug, die Edelleute mit den Kolben zu lausen, ohne Euern Rath. Ihr seid ein adelicher Herr, nehmt's nicht übel. Raben hacken einander die Augen nicht aus, wie das Sprichwort sagt.“ — Doch Andere, die ihn näher kannten, schlossen sich ihm an und nahmen die Redlichkeit seiner Gesinnung gegen die Trotzreden der Uebrigen in Schutz. Der Durst nach Rache quälte sie alle. Es stellten sich aus den Grafschaften Lenzburg und Baden einige Hundert Mann unter seinen Befehl, mit Spießen, Büchsen und Armbrüsten bewaffnet. Sie verhießen, sich des andern Tages am Abend bei Aarau zu sammeln und ihm zu folgen, wohin er sie führen würde.

Wie diese in ihre Dorfschaften zurückkehrten, ihre Vorbereitungen zur Kriegsfahrt zu treffen, verließ auch Gangolf die weitläufige Brandstätte, suchte seinen Vater und den Meister Isenhofer zu Umiken und ritt mit ihnen gen Aarau. Den weiten Bogen, welchen der unebene Weg längs dem Gebirg von Villnachern und Schinznach bis Veltheims Wälder herumzog, verkürzten Gespräche über die Vorfälle des Tages, über Herrn Rüdigers Reise und Erwartungen von der Ankunft seines geheimnißvollen Gastes, so wie über die einförmige Tagesgeschichte dessen, was im Freihofe, was in der Stadt, während Herrn Rüdigers Abwesenheit, sich zugetragen haben konnte. Indessen, sobald dieser Stoff erschöpft war,

fiel der Alte wieder in sein gewohntes finsteres Schweigen. Auch Gangolf verstummte und ward bald düsterer, als sein schwermüthiger Vater. Er dachte an Veronika, die mit ihrem Vater und der Bäuerin von der Hard verschwunden war, und von welchem er, alles Nachforschens ungeachtet, keine Spur mehr entdeckt hatte. Die Hütte stand leer. Kein Landmann in der Gegend wußte von den Einsiedlern zu sagen. Es gingen abergläubige Gerüchte von der ruchlosen Ungläubigkeit und Ketzerei des Lollharden und von den Schrecken der göttlichen Rache in der Gewitternacht.

Ohne Abenteuer zogen die Reisenden, während der Abenddämmerung, durch die nachtende Waldung Auensteins zum felsigen Biberstein am Fuße der Gisulaflue, und längs dem Ufer der ihnen entgegenrauschenden Aare in die Pforte des Freihofs ein.

33.

Die Zerstörung der Burg Gösgen.

Dreißig Stunden später war das nächstgelegenste der Falkensteinischen Schlösser, nämlich Gösgen, schon durch mehr denn zweihundert Berner und beinahe zweihundert Solothurner berannt. Gangolf mit den Aargauern war der Erste vor diesem Platz erschienen. Mehrere tapfere Bürger Aarau's hatten sich ihm angeschlossen. Als die Solothurner Mannschaft dazu stieß, übertrug sie freiwillig dem jungen Ritter den Oberbefehl, der sich, als verständiger Kriegsmann, schon der Fähre gegen Schönenwerth und aller Fahrzeuge am Ufer bemächtigt, auch Vorwachten gegen Olten und das Gebirg bei Lostorf, Stüßlingen und Erlisbach geworfen hatte, um vor Ueberfall geborgen zu sein. Denn er zweifelte nicht, daß Thomas von Falkenstein, bei der ersten Nachricht von der Gefahr seiner Burg, mit aller Eile und Macht herankommen würde, sie zu befreien. Die Eroberung des Schlosses drohte um so schwie-

tigt zu werden, weil es den im Sturm herbeigeflogenen Belägerern am schweren Geschütz fehlte.

Auch war die Antwort des Burgvogtes von der Mauer herab trotzig genug, als Gangolf unter Trompetenschall zur Uebergabe aufforderte. Zugleich ließ der Vogt, um seinen stolzen Worten größeres Gewicht zu geben, alle Feuerschlünde vom Schlosse donnern, während die Belagerer nur aus ihren kleinen Büchsen erwiedern konnten. Indessen überzeugte man sich bald von der äußerst geringen Zahl der Besatzung. Gangolf befahl, Fackeln und Pechkränze zu bereiten und am Berge Strauchwerk zu hauen, und Reiswellen zum Ausfüllen des Grabens zu binden, auch Leitern zu holen. Er selbst umschlich das Schloß von allen Seiten, nachdem er dessen innere Lage von der Berghöhe ausgekundschaftet hatte, und legte an drei Orten Mannschaft hin, die Tag und Nacht ununterbrochen mit Karst, Bickel und Schaufel die äußere Ringmauer durchbrechen sollten.

Schon den zweiten Tag redete der Burgvogt glimpflicher, da ihm Gangolf zum andern Mal die Uebergabe des Schlosses befahl. Er verlangte nur freien Abzug für sämmtliche Bewohner desselben, männlichen und weiblichen Geschlechts, sammt dem, was Jeder von seiner Fahrhabe auf sich tragend mitnehmen wolle. Als auch dies verweigert wurde, erbot er sich gegen Abend, daß er am folgenden Morgen die Pforten der Burg öffnen wolle, wenn man der Besatzung und übrigen Schloßleuten das Leben gönnen, ihm aber gestatten würde, in Begleitung der Freifrau von Falkenstein und deren Nichte, wie auch eines Fremden, der in der Burg wohne, ohne Gefahr abzuziehen.

„Ich gebe Euch Frist bis Tagesanbruch morgen!“ entgegnete Herr Gangolf Trüllerey: „So Ihr mir das Schloß öffnet vor Aufgang der Sonne, soll es Keinem unter Euch ans Leben gehen. Nach Sonnenaufgang ist alle Gnade verwirkt, ich möge mit oder

ohne Gewalt durch Eure Mauern einziehen. Alles, was darin athmet, wird dem Tode geweiht zur Sühne des Mordbrandes von Brugg."

Der Mauerbruch war vollendet, ein Dutzend Leitern zum Anlegen bereit, eine Menge Reisbündel zum Ausfüllen des Grabens herbeigeschafft, und die Mannschaft zum Sturmrennen ausgewählt und geordnet. Dem Burgvogt war nichts unbekannt geblieben.

Noch lag die Nacht düster über Gebirg und Strom. Nur ein blutrother Lichtstreif brannte am wolkenschweren Himmel über den schwarzen Höhen des Lägernberges im Osten. Da ward Herr Trüllerey plötzlich aus dem Schlaf geweckt, dessen er in derselben alterthümlichen Kapelle seit einigen Stunden genoß, wo Fräulein Ursula vor mehreren Tagen scheinbar ihre Ruhe im Gebet wiedergefunden. Der Burgvogt hatte von der Mauer die Trompete schallen lassen, und die Uebergabe des Schlosses angekündigt. Herr Gangolf eilte dahin, wiederholte die Zusage der Gnade; ordnete das Kriegsvolk, theils zur Hut draußen, theils zum Einzuge, und rückte, begleitet von brennenden Fackeln, gegen die Mauerpforte. Diese öffnete sich langsam und schwer. Der Vogt überreichte in demuthsvoller Geberde, fußfällig und mit entblößtem Haupte die Schlüssel der Burg, indem er mit zitternder Stimme noch einmal um sein und der übrigen Schloßbewohner Leben flehte. Diese alle standen im innern Hofe, den viele Fackeln und Leuchten erhellten; die geringe Besatzung zeigte sich entwaffnet.

Wie Gangolf durch die innere Pforte hervor gegen die Versammlung schritt, sanken sie alle mit hochgefalteten Händen auf das Knie. Es entstand tiefe Stille, sobald die Schweizer mit ihren breiten Schwertern und blitzenden Hellebarden den Kreis um die Gefangenen gezogen hatten. Im Schein der wehenden Fackeln, welche den engen Hofraum mehr mit dickem Qualm, als ihrem Lichte füllten, wurden die von Todesfurcht bleichen und verzogenen

Gesichter der Knienden noch blässer und verzerrter, und außer der Finsterniß traten die scharfen Mauerecken, Vorsprünge, Gesimmstheile, Sparrenköpfe und Thürmlein des alterthümlichen Schloßgebäudes beweglich und wunderbar angeleuchtet heraus, wie in ihren Wolken hangende Geister der ehemaligen Burgherren, welche nun mit stummem Entsetzen den Untergang des ehrwürdigen Hauses sehen sollten, dessen Gründer sie in längst vergangenen Zeiten gewesen.

Gangolfs Augen, indem sie die Reihe der Knienden musternd durchliefen, und die Freifrau von Falkenstein und deren schöne Nichte, seine vormalige Braut, suchten, blieben an einer aufrechtstehenden langen Gestalt behangen. Er erkannte den Lollhard, trat rasch gegen ihn und rief mit vorgestreckter Hand in seliger Bestürzung: „Wie? oder ist's ein Blendwerk? Find' ich Euch unter diesen hier? Was bewog Euch, bei dem gottlosen Falkenstein Zuflucht zu nehmen, statt im Freihof von Aarau?“

— Der Herr Herr ist meine Zuflucht, nicht Falkenstein, nicht Freihof! antwortete der Alte, welcher, nun er Gangolfs Gestalt und Stimme erkannte, so wenig Freude äußerte, als er zuvor wenig Furcht bewiesen hatte: Er, der Euch gesandt hat, mich zu retten aus der Mördergrube, ist mein Schutz und mein Hort. Ich bin hieher geschleppt worden, wie ein Missethäter, ein Spott der Frevler, ein Gelächter der Thoren. Doch nicht meine Stunde, sondern die ihre ist gekommen.

„Wo aber ist Veronika?“ fuhr der Ritter zu fragen fort: „Ich erblicke sie nirgends?“

— Wohl verwahrt! erwiederte der ruhige Greis: Sie ist bei Gott!

„Wie, gestorben? ermordet?“ schrie der Jüngling mit einer Stimme, die im Entsetzen brach.

— Die Lebendigen wie die Todten, sind sie nicht in seiner Hand? sagte der Lollhard: Ob mein Kind am Leben, ob im Grabe sei, ist mir unbewußt. Seit ich vor fünf, sechs, sieben Nächten, . . .

wunderbar, mein Gedächtniß, glaub' ich, will altern! — seit ich aus der Hardhütte weggeführt wurde, haben diese meine Augen die Tochter nie wieder erblickt. Aber sie ist mir unverloren; denn was verliert sich aus dem Gebiet des ewigen Vaters?

Da wandte sich Gangolf hastig gegen den knienden Vogt des Schlosses und rief, und es funkelten seine Augen: „Wo ist die Tochter dieses Mannes? Warum führtest du die Begutte nicht auf diesen Platz?"

„Helfe mir Gott!" stammelte bebend der Burgvogt: „Ich weiß von keiner Tochter dieses alten Mannes, und von keiner Begutte. Ich gelobe und betheure bei St. Urs und allen Engeln und Heiligen des Himmels, daß kein fremdes Weibsbild in das Gösger Schloß gebracht worden ist seit Jahr und Tag."

„Ha, du grauer, lügenhafter Schalksknecht deines ruchlosen Gebieters, meinst du, ich traue deiner meineidigen Zunge mehr, als dem Satansdienst, in welchem du bisher gestanden bist?" sagte der Ritter: „Ihr waret es, Bösewichte, ihr habet diesen Greis aus seiner gottgeweihten Einöde entführt; werdet ihr die unschuldige Jungfrau dahinten gelassen haben? — Bekenne! Wo hast du sie verborgen? Ich lasse die ganze Burg umkehren und jeden Winkel aussuchen. Du weißt um die Geheimnisse deines Herrn. Bekenne, ich lasse dich an der Folterhaspel aufziehen und mit Pech und Schwefel ansprengen, wenn du mir nicht Wahrheit offenbarest. Und ihr Andern hier," fuhr Gangolf fort, indem er sich umherwandte im Ring der Knienden, „wer von euch mir von der Tochter des Greises hier Kunde gibt, dem soll das Leben bleiben und ein reiches Geschenk dazu werden. Euer Aller Köpfe haften mir für die Jungfrau."

Es entstand ein klägliches Gewinsel und Heulen unter den Gefangenen; einige rangen in der Angst die Hände wund, andere warfen sich mit der Stirn auf den Erdboden. Alle betheuerten ihre

Unkunde, und behaupteten, daß nur der Burgvogt darum wissen könne, wenn Jungfrauenraub geschehen sei. Viele baten den Vogt mit Jammer und Thränen, daß er nicht das Unglück Aller auf seine Seele laden, sondern das Verborgenste entdecken und sie und sich selber retten solle; viele stießen die schrecklichsten Verwünschungen und Flüche gegen ihn aus, wenn er nicht reden würde.

„Gott soll sich meiner armen Seele in Ewigkeit nicht erbarmen, wenn ich lüge, der ich die Tochter dieses alten Mannes nie gesehen habe!“ schrie heulend der Vogt: „Euch Leuten allen ist's bekannt, daß außer dem Alten dort, keine fremde Seele im Schlosse wohnt. Aber es kann ja möglich sein, daß die entführte Jungfrau ins Schloß Farnsbach gebracht worden ist. Ihr wisset doch, Leute, wie vielerlei Geräth und Kostbarkeiten vor wenigen Tagen plötzlich von hier dorthin geschafft werden mußten, dessen sich damals Jedermann verwunderte. Warum möget ihr mich jetzt anfallen, und mich mit euerm lästerlichen Geschrei vor dem gestrengen Herrn Ritter Trüllerey, diesem sonst so liebreichen, gerechten und gnädigen Herrn, verdächtig machen? Ja, gnädiger Herr, tausend martervolle Tode will ich sterben, wenn aus meinem Munde gegen Euch Lug und Trug geht.“

Nun erhob sich unter allen Schwerbeängstigten neues Geschrei, in welchem die Aussage des Vogts, und die Ausfuhr vieler Geräthschaften nach Farnsburg bezeugt wurde.

„Auch wollen Eure Gnaden zur Erkenntniß meiner Unschuld bedenken,“ fuhr der Vogt in seiner Schutzrede fort: „daß man keine geraubte Jungfrau in diese Burg eingebracht haben würde', dieweil die gnädige Freifrau selbst und des Herrn Hansen von Falkenstein Fräulein Tochter darin Wohnsitz hatten.“

Dieser Grund leuchtete dem Ritter ein. Er warf die Blicke suchend umher und rief: „Auch diese seh' ich nicht. Warum weigern sie sich zu erscheinen? Führe sie herbei, Vogt!“

— Gestrenger Herr! — antwortete dieser zitternd: ich bin unschuldig! Erbarmet Euch meiner, wie sich der Himmel Eurer erbarmen wolle im letzten Stündlein — ich konnt' es nicht hindern. Sie sind beide entflohen.

„Gauch!" fuhr ihn Gangolf an: „Entflohen? Wie konnten sie entrinnen, und waren doch spät gestern, noch diese Nacht, in der Burg. Ich werfe dir deinen verrätherischen Kopf vor die Füße. Flehtest du nicht noch vor sechs Stunden für sie vergebens um freien Abzug? Wie konnten sie entkommen?"

— Allbarmherziger Himmel, ich bin unschuldig, und habe die gnädigen Herrschaften mit blutigen Thränen angerufen, die Burg nicht zu verlassen. Aber ich armer Knecht, konnt' ich mich gewaltthätig widersetzen? Sie stiegen auf die Mauer und ließen sich an Strickleitern hinab, die sie selber geknüpft hatten.

„Seit wann?" fragte Gangolf.

— Es mag seit einer Stunde oder länger sein: Denn sie befahlen mir, Euch das Schloß nicht zu öffnen, bevor sie nicht eine Stunde weit voraus wären.

„Wohin nahmen sie den Weg?"

— Gnädigster, liebster Herr, Ihr werdet wohl bedenken, daß sie mir das Geheimniß nicht vertrauten. Ohne Zweifel aber nahmen sie die Flucht ins Gebirg, — in die Schafmatt hinauf, — gen Farnsburg zu, — der Allwissende weiß es! Mit hunderttausend Freuden wollt' ich Euch Alles haarklein verrathen, wenn ich nur das Mindeste vernommen hätte.

„Waren Rosse bestellt für die Frauen? Wer sind ihre Begleiter?"

— Liebster Himmel, das Herz bricht mir, wenn ich an die armen Herrschaften denke. Sie irren mutterseelenallein in die Wildniß der Berge dahin, und zu Fuß. Wie mögen es die zarten Frauen überstehen!

„Die werden noch zu erreichen sein, wenn du die Wahrheit sprichst!“ sagte Gangolf: „Dich aber lass' ich aufhenken, wenn ich sie nicht finde, weil du mich betrügen wolltest.“

Darauf befahl er, die Gefangenen hinauszuführen, zu binden und zu bewachen; das Schloß zu durchsuchen, auszuplündern und in Brand zu stecken. Den Lollhard nahm er selbst bei der Hand; führte ihn vor die Pforte der Burg; gebot, ihn mit Speise und Trank zu erquicken und ihm mit Ehrerbietung zu begegnen, weil er kein Gefangener sei, sondern Gast.

„Erwartet mich hier und trennet Euch nicht von diesem Kriegsvolk,“ sagte Gangolf zum Lollhard: „denn die Wege sind überall nicht mehr sicher für Euch. Ihr bleibet in meinem Schutz, bis ich Eure Veronika entdeckt haben werde. Ich will sie ausspähen; alle Wälder, Klüfte und Dörfer des Jura will ich durchlaufen und alle Schlösser des Räubers niederwerfen.“

Der Lollhard sprach: „Welches Gebot habt Ihr mir anzulegen und wer hat Euch zu meinem Herrn gesetzt? Ich stehe unter keines Sterblichen Obhut und Schutz, sondern unterm Schilde dessen, der den Sperling auf dem Dache und die Serafim in den Himmeln hütet. Mögen alle Mächte und Heerschaaren der Hölle sich wider mich aufmachen: ich fürchte sie nicht. Mit mir und Veronika ist ein Stärkerer, denn Ihr seid. Geht und traget Sorge für Euch selber, nicht für mein und meines Kindes Leben. Und sehe ich mein frommes Kind in den Armen des Falkensteiners oder des höllischen Drachen, meinet Ihr, ich könnte einen Augenblick zagen?“

Gangolf betrachtete den Lollhard bei dieser Rede mit verwunderungsvollen Augen, denn eine solche Höhe der Frömmigkeit und Zuversicht schien ihm fast an wirklichen Wahnwitz zu grenzen. Doch war dies nicht der Augenblick, gottesgelahrte Zweifel und Wortwechsel zu erheben. Gelassen erwiederte der Ritter dem Alten:

„Nein, ich bin keineswegs gesonnen, Euern freien Willen zu beschränken, noch bin ich geneigt gewesen, Euern Felsenglauben an die Wachsamkeit der göttlichen Vorsehung zu kränken. Wenn ich dem verwaiseten Vater verhieß, das geliebte und verlorne Kind zu suchen, gedachte ich ihm Freude und Trost ins Herz zu legen. Aber Eure Tugend ist wahrlich übermenschlich . . .“

— Das soll sie sein, sintemal reine Tugend göttlicher Natur ist und nicht irdischer Herkunft! unterbrach ihn der Greis lebhaft.

„Ich bitt' Euch nur,“ fuhr der Junker fort: „mir zu lieb bei meinem wackern Kriegsvolk zu verweilen, bis ich wiederkehre, und Euch nicht zu entfernen. Ehe der Tag endet, werde ich wieder bei Euch sein, vielleicht schon in wenigen Stunden.“

Als ihm der Lollhard das Wort gegeben, berief der Ritter mehrere wackere und zuverlässige Männer von den bewaffneten Solothurnern und Aarganern. Er sandte sie paarweise aus gegen Olten und Trimbach zur Schlucht des Hauensteins, gegen Wartenfels auf der waldigen Felshöhe, gegen Erlisbach den Weg zur Schafmatte, um die entkommene Gemahlin des Freiherrn Thomas und deren Nichte zu verfolgen und einzubringen. Er selber, begleitet von seinem treuen Knecht Irni Fäsen, rannte zu gleichem Zweck, den Berg von Gösgen aufwärts, zwar auf kürzern, doch kaum zu erkennenden Fußpfaden, Stüßlingen vorüber, den grünen umbüschten Höhen der Schafmatte zu, die droben den Rücken des Jura schmücken.

Irni Fäsens scharfes Auge entdeckte nach anderthalb Stunden zuerst in der Ferne zwei weibliche Gestalten, welche schon die letzte Höhe des Berges erreicht hatten, wo die schwärzlichen Kalkfelsen der Geißflue hinter wildem Gesträuch emporsteigen.

„Wenn sie den Reißaus nähmen,“ sagte er keuchend und die Schritte verdoppelnd, um dem voranfliegenden Gangolf nachzukommen: „wenn sie den Reißaus nähmen, so würde ich glauben, es

wäre unser Wild und wir hätten's erjagt. Aber sie scheinen heiles Gewissen zu tragen, denn sie sitzen auf dem Feldstein, und weisen uns das Gesicht statt der Schuhsohlen. Wohin deuten sie mit den Händen? Auf uns nimmermehr.“ Er wandte sich, um zu erkennen, wohin die Weiber mit den Händen deuteten, und schrie: „Das Schloß brennt! Unsere Leute haben nicht warten mögen, ihre Fackeln zu versuchen, die sie aus Hanf gedreht und in Pech getränkt hatten.“

Als Gangolf zurück sah, erblickte er einen finstern Rauchschwall, der hinter den Gipfeln niederer Bergtannen aus der verborgenen Tiefe fort und fort emporstieg, dann wolkenartig aus einander fiel und weite, graue Flächen bildete, die in der Luft schwimmend standen, oder an den Bergwänden still hingen. Er aber ließ sich durch dies Schauspiel nicht im Lauf hindern, den bisher Felsen, Abgründe und verwachsenes Gebüsch oft unterbrochen hatten. Bald erkannte er in der Ferne am Gewande der beiden Frauen, daß sie nicht zu den gemeinen Wanderern gehörten, sondern eben diejenigen wären, die er verfolgte. Die Freifrau saß auf einem Felsblock und streckte von Zeit zu Zeit die Arme nach der Gegend ihrer brennenden Burg. Man vernahm durch die Morgenstille dieser Einsamkeit dann und wann ihre wehklagende Stimme, während ihre Begleiterin eifrigst bemüht schien, sie zu trösten, oder zur eiligen Fortsetzung der Flucht zu bewegen.

Gangolf trat odemlos zu ihnen. Er begrüßte die Edelfrau schweigend mit ehrerbietiger Bewegung und stellte sich zu ihnen, ohne reden zu können.

„Ihr kommet zur rechten Zeit, Herr Trüllerey,“ sagte das Fräulein von Falkenstein, indem ihren schönen Augen Thränen entflossen, „eine Heilige den Geist aufgeben zu sehen, deren Mörder Ihr seid. Tretet näher und ergötzet Euch am letzten Zucken dieses schönen Schlachtopfers.“

— Ich beklage das Schicksal der edeln Frau, versetzte Gangolf, sobald er des Sprechens fähig war; doch bitt' ich Euch, gerecht zu sein, und nicht mich anklagen zu wollen, sondern Euern Oheim. Er hat unabgesagt offenen Krieg gegen Bern erhoben, und ihn auf beispiellos gräuelhafte Art begonnen.

„Vergesset nicht, daß Ihr zur Nichte des Landgrafen redet!" erwiederte das Fräulein: „Wenn ich schon die Gründe nicht beurtheilen kann, welche meinen Oheim zum Krieg reizten, weiß ich doch, daß er ihn auf keine unehrliche Weise erhoben oder begonnen haben kann."

— Erlaubt mir, daran zu zweifeln, daß Ihr hinreichend unterrichtet seid! — entgegnete der Ritter: Mitten im Frieden, ohne Absage, ohne daß man sich's versehen konnte, mißbrauchte er heimtückisch das Vertrauen von Brugg, trank den Ehrenwein der Stadt, überschlich dieselbe drei Tage nachher, da sie ihm arglos die Thore öffnete, und füllte sie mit dem Blut der Wehrlosen, und den Flammen ihrer gastfreundlichen Wohnungen. Es geht ein Gerücht, er habe zuvor schon Mordbrenner gen Aarau gesandt gehabt.

„Gerüchte sind Gerüchte, von denen ich hier nicht unterhalten sein mag!" antwortete Ursula: „Und über gelungene Kriegslist haben sich noch nie Andere, als Besiegte, beklagt. Auch ist's mir unbekannt, ob Fürsten und Herren im Kriege verbunden sind, gegen gemeines Volk von Handwerkern und Bauern Rücksichten zu nehmen, die sie gegen einander selbst zu beobachten haben. — Ihr aber, was habt Ihr gethan?"

— Was Pflicht und Ehre nicht bereuen, Fräulein.

„Der gefällige Wind trägt Euch den stinkenden Weihrauch Eures Ehrenwerks bis zum kahlen Gipfel dieser Berge nach."

Die Freifrau von Falkenstein, welche bisher ihr Haupt an Ursula's Brust in halber Ohnmacht gelehnt hatte, richtete sich jetzt auf, wandte ihr blasses Antlitz, auf welchem noch Thränen hingen,

gen Himmel und sagte, die Hände emporstreckend, leise: „O, gib mir Stärke, das Entsetzliche zu tragen, oder nimm meine leidende Seele zu dir auf."

Ursula küßte weinend die Stirn ihrer Freundin und sagte nach einiger Zeit, mit dem Gesicht zum Ritter gewandt, der schweigend in mitleidiger Stellung, den Blick auf die gebeugte Freifrau gesenkt, da stand: „Es scheint, daß selbst Ihr dies traurige Schauspiel nicht ohne Rührung sehen könnt."

Sie verweilte mit den Augen, seine Antwort lange vergebens erwartend, auf der schönen Gestalt des Jünglings, der einst ihr Liebling und Bräutigam gewesen. Adel und Traurigkeit in Haltung und Geberde, schien er, in stillen Ueberlegungen, ihre Anrede überhört zu haben. Sie beobachtete ihn anhaltend, um zu erfahren, was von ihm zu hoffen oder zu befürchten stehe. Seine ruhige Gegenwart zog in ihrem Gedächtniß den Nebel hinweg vom Eden vergangener Tage. Das waren noch diese schönen Lippen mit dem angenehmen Lächeln, die ihr Liebestreue geschworen; das noch die feingerundeten, kräftigen Arme, die sie einst umstrickt gehalten hatten; das noch die dunkeln mit Seele zur Seele sprechenden Augen, in die sie damals nicht ohne wunderbar süßes Schauern hatte blicken können. Sie drehte plötzlich das Gesicht von ihm weg und neigte es über die Freifrau hinab, die einen tiefen Seufzer that.

Nach einigen Augenblicken fragte Ursula wieder mit unsicherer, halblauter Stimme: „Darf ich bitten, Herr Trüllerey, aus welchen Ursachen ihr Euch herauf bemühtet! — Welches Schicksal habt Ihr für uns bestimmt?"

Der Ritter antwortete mit leichtem Zucken der Achseln und in einem Tone, in welchem sich das Mitleiden aussprach: „Ich muß Euch ersuchen, mich nach Gösgen zurückzubegleiten, sobald die Freifrau wieder Kraft gewonnen haben wird."

Das Fräulein zitterte bei dieser Erklärung zusammen und stam-

melte: „Ich hätte gehofft, Ihr würdet nicht unschuldigen Weibern Krieg machen. Sollen wir Gefangene sein?"

— Wir haben Geißeln nöthig für die Sicherheit der Greise und wehrlosen Männer, welche Euer Oheim aus den Betten riß und von Brugg fortschleppte. Doch bitt' ich Euch, alle Furcht zu verbannen. Ihr werdet mit aller Ehrfurcht behandelt werden, die Euerm Stande und Geschlecht gebührt.

„Und wohin werdet Ihr uns führen von Gösgen?" fragte das Fräulein weiter.

— In Eurer Wahl steht's, ob nach dem Freihof von Aarau oder nach Bern.

Beide Frauenzimmer überließen sich bei diesen Worten der ganzen Gewalt ihres Schmerzes. Sie schluchzten laut. Das Fräulein ermuthigte sich zuerst, richtete sich auf, trat mit thränenschwerem Blick zu dem jungen Krieger, ergriff seine Hand in unwillkürlicher Heftigkeit und rief mit dem Ausdruck tiefen Jammers: „Gangolf!" Dann zog sie schaudernd ihre Hand zurück und drückte dieselbe auf ihr Herz und schwieg.

„Und wenn ich Euch für uns jedes Lösegeld biete, was Ihr begehren könnet?" sagte die Freifrau von Falkenstein.

— Gnädige Frau, erwiederte er: es steht nicht bei mir, sondern es ist an Bern, das Lösegeld zu bestimmen.

„Fordert," fuhr sie fort: „fordert, daß selbst Schultheiß und Räthe in Bern nicht mehr heischen können."

— Das Schloß Farnsburg für Bern, statt Eurer! — antwortete Gangolf.

„Ach!" seufzte die Gemahlin des Landgrafen: „Ihr verlanget, was Ihr wohl wisset, Herr Ritter, das zu geben nicht in unserer Macht steht. So sind wir Unschuldigen denn Eure Gefangene. Verfügt über uns; wir werden Euch gehorchen."

Ursula betrachtete ihren ehemaligen Liebling mit schmerzlichen

und flammenden Blicken, und rief, indem sie die Hände flehentlich gefaltet gegen ihn streckte: „O Gangolf, Gangolf! muß das nun der Ausgang unserer unglücklichen Liebe sein, und willst du nun in dieser unwirthbaren Wildniß des Gebirges von mir scheiden und auf ewig das Herz brechen, welches einst für dich schlug und — o, laß mich's bekennen — noch jetzt nach dir zieht! Gangolf, ich habe dir oft gezürnt, aber nie aufgehört dich zu lieben. Ich habe geschworen, dich hassen zu wollen, und konnte mein ungehorsames Herz nicht zähmen. Gangolf, willst du es für immerdar brechen? — Ich habe dich gekränkt, du mochtest unschuldig sein; ich habe dich gekränkt, aber es war im maßlosen, unbesonnenen Zorn einer Leidenschaft, die du in mir entzündet hattest. Ich war meiner selbst nicht mächtig; ach, ich bin es noch heute nicht! Hab' ich dich nicht oft vor mir selber und meinen unglücklichen Launen gewarnt? Du hast meine Furcht beschwichtigt. Erinnere dich des Frühlingsmorgens auf Landskron, als du an meinem Halse lagest und riefest: Ich wollte, ich hätte dir eine Todsünde zu verzeihen! — Gangolf, Gangolf, löse dein Gelübde!"

— Fräulein, Ihr selber habt mich ihrer entlassen!

„Nein, nein, ich that's nicht; mein Wahnsinn hat es gethan, mein Herz wußte nicht darum. Gangolf, hier ruf' ich meine zärtliche Freundin, ich rufe den allwissenden Himmel und diese ewigen Felsen zum Zeugen, ich that's nicht. Willst du deine Geliebte, als Gefangene, mit dir schleppen und sie den Feinden ihres Vaters ausliefern? Ist deine Rache gegen ein verzweifelndes Mädchen so unersättlich? Gangolf, bei der Liebe, die du mir einst weihtest, bei dem Edelmuth, der dich nie verließ, gönne mir das Recht der letzten Bitte, und gib mich nicht der Schmach preis!"

Ein schönes Roth glühte über ihre Wangen hin, indem sie redete und ihre Blicke mit Kummer und Zärtlichkeit an seinen Augen hingen. Ihre erhabene Gestalt, voll anmuthiger Beweg-

lichkeit, neigte sich, ganz Innigkeit und Demuth, gegen ihn hin, während der Fönwind, welcher die Rauchwolken der brennenden Burg gegen die Bergspitzen herübertrieb, mit den verstörten Locken ihres Hauptes und dem leichten Hausgewande gaukelte, in welchem sie den Belagerern entsprungen war. Gangolf betrachtete mit kühlem Ernste die begeisterte Rednerin, und sprach: „Fräulein, meine Pflicht ist hart; erschwert mir die Erfüllung derselben nicht. Und wäret Ihr noch, die Ihr gewesen seid, meine Verlobte, meine Braut, ich würde Euch an Bern ausgeliefert haben."

„O du Hartherziger!" rief sie: „selbst der kalte Marmelstein dieser Felsen erweicht und zerfällt unter den Thränen des Himmels, und du, Gangolf, du . . . Nun denn, wir sind deine Gefangenen! Führe uns, wohin es dir gefällt. Wir sind deine Gefangenen; ich bin es von jeher gewesen, mehr, als du geglaubt hast. Schleppe uns mit dir hinweg und gib die unglücklichen Töchter Falkensteins dem Hohnlachen des Pöbels preis. Schließ deine Kerker auf, ich will geduldig in die Finsterniß derselben hinabsteigen. Ich habe dich geliebt, ich liebe dich noch. Tödte mich dafür!"

— Fräulein, entgegnete Gangolf sanft verweisend: täuschet Euch für den Augenblick nicht selber . . .

„Gangolf, ich verlange nichts mehr von dir!" unterbrach sie ihn: „Das Schicksal gab mich in deine Gewalt. Zertritt mich! — Aber kröne deine Gefühllosigkeit nicht mit dem Zweifel an meinem Herzen. Das thu' nicht! Ich könnte dir tausend Zeugen rufen und nennen, die für mich . . ."

— Beschwört den Schatten des unglücklichen Hinz von Sax, daß er für Euch Zeugniß gebe, Fräulein! — rief Gangolf, und sein Gesicht wandte sich mit kalter Verachtung von ihr.

Wie die Flamme einer Kerze plötzlich vom Hauch des Mundes erlöscht, so erlosch Ursula's Flammenblick und Wangenröthe. Sie näherte sich bleicher, als vorher der Freifrau, setzte sich zu ihr auf

das bemöosete Gestein, und drückte, als fühle sie einen heftigen Schmerz, auf ihre Brust beide Hände zusammen.

Nach einer guten Weile stand die Gemahlin des Freiherrn von Falkenstein auf und sagte zum Ritter: „Ueberantwortet uns an Bern! Wir sind bereit, Euch zu folgen.“ Ursula erhob sich und schwankte am Arme der Freifrau den Bergweg hinab. Gangolf bot ihnen vergebens seinen Arm zur Stütze. Sie lehnte ihn mit stummer Verneigung ab. Ihr verschlossener Mund hatte selbst auf seine höflichen Fragen keine Antworten.'

So erreichten sie mit langsamen Schritten endlich das Feld bei Gösgen, wo die Eidgenossen am Boden umhergelagert waren und dem fortwährenden Brand des Schlosses behaglich unter Trinken, Lachen und Singen zusahen. Der Ring der hohen Burgmauern glich einem ungeheuern Kessel, aus welchem fort und fort zwischen schwarzem Qualm helle Flammen aufschossen und wieder verhüllt wurden von der weiten Verwüstung, die sie jeden Augenblick vergrößerten. Durch die schmalen, ausgebrannten Fenster der Burggemächer leckten hin und wieder Feuerzungen am grauen Gestein, als suchten sie auch von außen zerstörbare Stoffe. Drinnen brodelte die Gluth hörbar in dem herabgefallenen Balkenwerk und Holz der Dachböden, und durch den Riß der von Hitze geborstenen Mauern quollen weißgraue Rauchströme. Plötzlich stürzte einer der alten Burgthürme mit betäubendem Donner zusammen und riß in seinem Fall einen Theil der nördlichen Ringmauer mit sich zur Erde. Rings zitterte der Boden vom Fall. Die ganze Gegend verschwand in Dampf, Staub und Rauch.

Gangolf befahl, zwei der aus den Schloßställen weggeführten Rosse zu satteln, und hob die Frauenzimmer hinauf, um sie ihre Reise nach Olten und Bern unter kriegerischer Bedeckung fortsetzen zu lassen. Sie ritten von ihm ohne Gruß, ohne Wort, ohne Blick

des Abschiedes. Bald verschwanden sie am Gebirg zwischen den Gebüschen und Hütten des nahegelegenen Dorfes.

Darauf suchte er den Lollhard. Er fand ihn am Berge, im Schatten einer überhangenden Rauhulme, entfernt vom Gewühl der lärmenden Krieger, die Hände gefaltet, wie im Gebet.

„Euch kann's in diesem Getümmel nicht gefallen!“ sagte er zu dem Alten: „Erlaubet, daß ich Euch in die Stille meines Freihofs nach Aarau begleiten lasse. Ihr werdet daselbst eine Einsamkeit finden können, ruhiger, als die Hard. Ich selber muß hier bleiben, um bei der Theilung der Beute zwischen Solothurnern und Bernern gegenwärtig zu sein. Dann brech' ich morgen auf über das Gebirg nach der Farnsburg. Auch die muß fallen!“

Der Greis betrachtete ihn einige Zeit mit träumerischen Augen und sagte dann: „Thut, wie Euch beliebt. Ich gehe, wohin Ihr mich sendet. Mein irdischer, hinfälliger Leib bedarf einer Ruhe. Seine Gebrechlichkeit drückt den Geist in mir nieder.“

Gangolf verwunderte sich über die Willfährigkeit des sonst spröden alten Mannes. Aber ihm entging nicht dessen Erschöpfung an aller Kraft. Mangel an Ruhe, des gewohnten Umgangs mit der verlornen Veronika, vielleicht auch Entbehrung der Speise und selbst des Schlafes, hatten ihn sichtbar geschwächt. Er führte den Lollhard mit sich zu dem bequemen Schattenplatz, wo unter Eichenzweigen die Hauptleute der Mannschaft aus den reichen Vorräthen des Schlosses eine stattliche Mahlzeit bereitet hatten. Gangolf rückte dem Greise den prächtigsten Lehnsessel an die oberste Stelle des Tisches und setzte sich ihm zur Seite. Seine Ehrerbietung zwang auch die übrigen Krieger, dem Lollhard eine Achtung zu bezeugen, die sie außerdem schwerlich geneigt gewesen wären, ihm zu erweisen.

Nachmittags ward eines der erbeuteten Rosse vorgeführt, welches der Alte bestieg. Er segnete noch einmal seinen gastgefälligen

Freund, und ritt, von zween bewaffneten Aarauer Bürgern geleitet, zu ihrer Stadt.

34.

Der Schatz von Grimmenstein.

Die Bürger, welche zu Fuß nebenher trabten, bewunderten des Betbruders edeln Anstand auf dem Pferde, eines der schönsten und lebhaftesten aus Falkensteins Marstall.

„Man sieht's wohl," sagte einer der Begleiter zu ihm, „daß Ihr in jungen Jahren Zaum und Zügel öfter, als das Betbuch in Händen gehabt. An Euerm Platz hätt' ich sobald kein Oremus gemacht. Ich denke, es stirbt sich im Harnisch so selig, als in der Kutte. Einmal, meine Buben daheim sollen Schwert und Pferd, Lanz' und Panzer so früh, als das Brodmesser handhaben. Es ist die Zeit danach; und 's gibt kein besseres Gewerb. Anno 17 kauften wir Aarauer Veste und Herrschaft Königstein mit Hoch- und Niedergerichten, Wohn' und Weid', Holz und Feld, um 550 Gulden rheinisch. Wenn's jetzt in der Ordnung geht, muß aller Burgadel, der nicht mit uns hält, zum Henker, und das breiteste Schloß wohlfeiler werden, als das schmalste Haus im Städtlein. Ein Burgstall soll nicht mehr kosten, denn auf den rechten Schädel den rechten Hieb."

— He, Meister Entfelder, Gevattersmann, gemach! — rief der andere: Ich glaube, du hast deinen Hieb in des Falkensteiners Keller vor dem Spundloch empfangen. Kriegswerk, Sündenquark! Du sitzest auf deinem Schnitzbock fester, denn auf dem besten Rittersattel. Wer die Hand im Blut badet, muß sie nachher mit Thränen waschen. Der von Luternau im alten Thurm konnte vor Zeiten keinen Pfaffen riechen, und jetzt läuft er zu Meß und Wallfahrt des Jahres ein Dutzend Sohlen ab. Den alten Rüdiger im Frei-

hof plagt's Tag und Nacht, wie den König Saul. Und eben Ihr da, frommer Bruder, werdet mir beistimmen: Was jung getollt, wird alt gezollt. Hab' ich Recht?

Der fromme Bruder auf dem Rosse gab keine Antwort, auch, als sie in Fortsetzung ihres Geplauders ihn durch wiederholte Fragen versuchten. Er schien nicht nur gehörlos, sondern von allen äußern Sinnen kaum so viel behalten zu haben, als genug war, den lebensfrohen Gaul in geziemendem Schritt zu lenken. Sein erloschener Blick haftete an keinem Gegenstand; seine Gesichtszüge standen, wie die eines Schlafenden, entspannt. Zuweilen schien er, durch einen Seufzer aus dem Innersten seiner Brust, sich selber zu wecken und auf einen Augenblick an die Außenwelt zurückgegeben zu werden. Dann bewegte er seine Lippen still, wie zum Gebet. Es ist zu vermuthen, daß ihn die Sehnsucht nach dem Reiche des ewigen Evangeliums nicht allein, sondern auch wohl der Gedanke an seine verlorne Tochter beschäftigte, wiewohl er die Macht des väterlichen Gefühls, gleich aller Anhänglichkeit an das Irdische, eben so aufrichtig in sich bekämpfen mochte, als er es äußerlich durch That nnd Wort pflegte.

Er ritt eben vom kieselreichen Dorfweg über einen hölzernen Brückensteig, neben dem Abgrund, welchen ein wildes Bergwasser bei den Hütten von Unter-Erlisbach in die Felsen gefressen hatte. Ein ritterlich gekleideter und bewaffneter Mann kam jählings an den Rebhügeln, in scharfem Trabe, von Aarau daher, und mäßigte beim Anblick der schwankenden Brücke den Lauf seines Renners. Es war kein Anderer, als Herr Isenhofer von Waldshut.

Beim Gewahrwerden des Lollharden stutzend, hielt er am Stege still, betrachtete den sonderbaren Reiter und fragte, nach freundlichem Gruße, mit halblautem Tone, die Fußgänger:

„Ihr wackern Herren von Aarau, steht Ritter Gangolf mit den Solothurnern und unserm Volke noch vor Gösgen?“

— Allerdings! — antwortete einer.

„Desto besser! Führet Ihr diesen Alten mit Euch kriegsgefangen gen Aarau?"

— Mit nichten, Herr, sondern er ward nur vom Junker unserer Obhut empfohlen; wir geleiten ihn in den Freihof zum Herrn Rüdiger. Er befand sich aber unter den Gefangenen des Falkensteiners. Der Junker hält, scheint es, große Dinge auf diesen Ehrenmann, trotz der demüthigen Tracht und Lebensart, die Ihr an ihm sehet.

„Seid mir gegrüßt, Herr Ritter Jörg von End!" redete Isenhofer darauf kräftig den Lollhard an: „Denn ich vermuthe, Ihr seid's, und kein Anderer. Eilet, Euch erwartet eine Heilandsthat. Ihr sollet, was gestorben ist, wieder zur süßen Lust des Lebens erwecken."

Der Alte, welcher bisher, noch immer in sich selber versunken, wenig auf das, was um ihn war, geachtet hatte, schlug bei dem Namen Jörg von End die Augen auf und heftete seinen stieren Blick auf Herrn Isenhofer, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Ihr seid's!" fuhr Isenhofer fort: „Ihr seid's! Wir wissen, Ihr waret in des Falkensteiners Klauen. Wir wissen es von einer alten Zigeunerin, Ritter, die Euch mit Eurer Fräulein Tochter wohl kennt."

— Was Ritter? Was Fräulein? Was Falkensteiners Klaue? — versetzte der Greis: Ich bin, der ich bin, und war und bin in keines Menschenkindes Gewalt. Wo aber ist meine Tochter? Ihr scheint ihren Aufenthalt zu kennen. Jene Zigeunerin selber führte des Freiherrn Thomas Henkersknechte zu uns.

„Richtig! Also irrt' ich nicht!" entgegnete der Dichter von Waldshut mit einem Antlitz, aus dessen Zügen die reinste Freude lachte: „Eben bin ich aufgebrochen, Euch zu suchen und dem Junker Gangolf zu melden, daß Freiherr Thomas Euch in Gösgen ge-

fangen halte. Nun, desto besser! Ihr seid schon frei. Seid mir gegrüßt, Freiherr von End. Ziehet denn wohlgemuth zum Freihof nach Aarau in Gesellschaft dieser ehrenwerthen Herren. Ich setze meinen Weg nun fröhlicher fort, und will und muß den Junker sehen. Erwartet unsere Rückkehr im Thurm Rore, Ritter Jörg von End!“

— Verkennet und kränket mich nicht mit Euerm Getitel! — rief der Lollhard: Ich bin kein Ritter, kein Jörg von End! Der Mensch, vom Geiste Gottes bewegt, steht wohl höher, als Euer Kinderspiel ihn machen will. Der Blödsinn jener vom Weltvater abgefallenen Geschöpfe träumt, den Menschen durch Anklebung thörichter Titel herrlicher zu stellen, als ihn Gott selber nach seinem Bilde geschaffen und gestellt hatte.

„Nun gut!“ erwiederte Isenhofer, dem die Sprache der Brüder des freien Geistes nicht fremd war: „Ihr habet bei der Sache keineswegs ganz Unrecht; doch muß ich mit Euch in deutscher, üblicher Zunge reden, das heißt, unter den Wölfen heulen. Ihr wisset aber, wir Deutschen sind nun einmal die alten und ewigen Narren, die dem gesunden Menschenverstande von Kindheit auf Valet sagen und nur in die Schule gehen müssen, um künftig den Rock mehr als den Mann, oder den Titel mehr als das Herz, oder das Würfelspiel des Zufalls mehr als das wahre Verdienst schätzen zu lernen. Ich gebe übrigens zu, wir könnten sehr gescheite Leute sein, wenn wir nicht mit Mühe und Zwang Alles verlernen müßten, was der vernünftige Mensch schon von Natur weiß. Also, nichts für ungut, ehrwürdiger Bruder im Herrn! Fahret wohl! eilet, und verrichtet das gute Werk, das Euch erwartet.“

— Mich erwartet?

„Ja, Euch! Eilet! Das Böse überrascht den Menschen und kömmt ihm mehr denn halbwegs entgegen; aber das Gute will

gesucht, erjagt und überrascht sein. Wie gern wär' ich bei Euch im Freihof! Gehet, machet die Engel des Himmels jauchzen!" Mit diesen Worten ritt Isenhofer, heiter grüßend, über den Brückensteg, und die Andern setzten ihren Weg zwischen den Rebhügeln unter dem Hungerberg und den weidenbekränzten Aarufern zur Stadt fort. Erst jetzt gereute es den Lollhard, den freundlichen Fremden nicht näher um das befragt zu haben, was ihn im Freihof erwarte. Er sah nach ihm zurück. Isenhofer war schon hinter Gebüschen, Hütten und Hügeln davon. Als der Lollhard die Bürger, die ihn strengen Schritts begleiteten, nach dem Namen des unbekannten Mannes fragte, wußte ihn keiner derselben zu nennen.

Bald lag die Stadt vor ihnen, deren altersgraue Gebäude und Thor- und Kirchenthürme das Innere einer vielschartigen hohen Mauerkrone ausfüllten. Nahe bei der Ringmauer, oberhalb der Brücke, stieg der breite, gevierte Thurm Rore auf, dessen Nordseite gegen das Ufer, mit sechs über einander stehenden schmalen Fenstern, die bewohnbare Geräumigkeit des uralten Baues bezeugten. Der Lollhard, wie er über den Strom dahin blickte, legte schnell die Hand auf sein Herz, als wollt' er eine schmerzlich-süße Bewegung desselben hemmen. Denn er dachte: „Meine Veronika, mein Kind, bist du in einem dieser Thurmzimmer?" Er konnte das Feuchtwerden seiner Augen nicht verhindern.

Ueber die zwiefachen Brücken und durch das zwiefache Stadtthor hinauf zum Burggraben des Freihofs gelangt, sprang er rasch vom Gaul. Er ging über den Hofraum zur Thurmpforte, indem er seinen bisherigen Begleitern, die sein Roß den herbeispringenden Knechten gaben, Lebewohl zurief. Die finstere Burgstiege herunter trat ihm aber der alte Rüdiger entgegen. Dieser blieb verstummt vor ihm stehen.

Der Lollhard verbeugte sich grüßend und sprach: „Junker Gangolf Trüllerey hat mich von Göegen hierher führen lassen, wo ich ge-

fangen gehalten war durch Freiherrn Thomas von Falkenstein. Ich vermuthe mit Grund, meine Tochter, eine arme, fromme Begharde, sei in Eurer Gewahrsame hier. Ist dem nun also, so wollet mich meinem Kinde zuführen."

Herr Rüdiger antwortete lange nicht. Mit unsicherer Stimme sagte er endlich: „Eure Tochter ist nicht hier, doch wird sie erwartet. Lasset Euch indessen gefallen, bei mir zu verweilen und mir zu folgen."

Damit wandte er sich und ging langsam die enge steinerne Wendeltreppe hinauf; dann eine zweite, eine dritte, eine vierte. Er öffnete die mit Eisenblech beschlagene Pforte eines hellen, geräumigen Gemachs, und verschloß sie, sobald der Lollhard eingetreten war, hinter ihm. Der Lollhard, vom langen Steigen erschöpft und fast des Odems verlustig, setzte sich auf eine schwarze Eisenkiste, die seitwärts dem Fenster stand, während Herr Rüdiger noch mit dem Verschließen der Thür beschäftigt war. Als dieser aber den Alten auf der Eisenkiste sitzend erblickte, drang ein Schauder durch seine Seele; denn er erinnerte sich jener Nacht, da er im Fieberwahnsinn die Gestalt seines alten Herrn und Freundes Jörg von End auf derselben Kiste sitzend gefunden. Mit verbleichendem Gesicht erforschte er die Züge des Lollhards. Er sah den Freiherrn Jörg von End vor sich. Er sah die hohe, lange Gestalt, aber ihre Schönheit durch die Sonnen vieler Jahre verdorret. Die ehemals edeln, weichen Züge des Gesichts waren fast bis zur Unkenntlichkeit schroffer gezogen, und die stolze Römernase des einst vollen Gesichts hatte jetzt Ebenmaß und Verhältniß zu den eingesunkenen, verschrumpften Wangen verloren. Nur in den Augen brannte noch unerloschen die Gluth eines Herzens voll ewiger Jugend.

Herr Rüdiger faltete, seiner im Entsetzen beinahe nicht bewußt, die Hände und trat zitternd gegen den Lollhard, welcher ihn mit sonderbaren, durchdringenden Blicken beobachtete. Er kniete end-

lich demuthsvoll nieder und sagte: „Seid Ihr es denn wirklich, Freiherr Jörg von End, oder ist's Euer abgeschiedener Geist, der wegen des Schatzes umgeht? Wie haben Euch die Jahre verwandelt! Erkennet Ihr mich, mein ehemaliger Freund und Gebieter?"

Der Lollhard antwortete nicht, bewegte sich nicht, sondern betrachtete mit Befremden und Erstaunen den knienden Greis.

Nach einer langen Stille, in welcher der bußfertige Ritter die Augen zu Boden gesenkt hielt, hob dieser abermals die Hände flehend empor und sagte: „Noch hat sich mein Knie vor keinem Andern gebeugt, als vor Gott und des römischen Königs Majestät. Aber der Meineidige beugt es jetzt reuig vor seinem Herrn, den er betrogen und zum armen Bettler gemacht hat. Die Truhe von Grimmenstein ruht aber noch in diesem Eisenkasten; und was ich vom Schatz an Gold entwendet habe, sollet Ihr an liegenden Gründen zurückempfahen, alles bis auf den letzten Heller. Sprechet darum mir voll Erbarmens Eure Gnade und Vergebung zu, auf daß ich Elender von meiner langen Angst erlöset werde und im Frieden von hinnen scheide."

Der Lollhard sprang hastig vom Sitze, blieb aber wie gebannt und erstarrt stehen. Da derselbe immer hartnäckiger im Schweigen beharrte, hob der gebeugte Rüdiger, mit Thränen im Auge, an zu erzählen, wie er den Freiherrn vergeblich einst in Konstanz gesucht und nicht mehr erfahren können, wohin sich derselbe gewandt gehabt hätte; darauf sei er, Rüdiger, der Versuchung des Teufels unterlegen und mit dem Schatz von Grimmenstein in die väterliche Burg Rore gezogen.

Der Lollhard zuckte einigemal auf, als wollte er reden. Endlich, ohne die Berichte vollenden zu lassen, schrie er mit gewaltiger Stimme: „Seid Ihr denn Günther von der Weide?"

„So hieß ich mich auf Grimmenstein. Auch mein Name so-

gar war Betrug!“ sagte Herr Rüdiger, und erzählte ehrlich, was ihn damals zu der Falschheit bewogen hatte.

— Günther von der Weide! rief der Lollhard wieder, ihn unterbrechend: Günther! armer Günther! — Er trat zwei Schritte vor. Aus seinen Augen stürzten helle Thränentropfen über die hohlen Wangen in den eisgrauen Bart. Er beugte sich zu dem greisen Jugendfreund nieder und schloß ihn, übermannt von Erinnerungen einer fast verdämmerten Vergangenheit, und bezwungen von Gefühlen an sein Herz, die er im Kampf mit der irdischen Natur schon für besiegt, oder seiner Selbstheiligung für unzuträglich gehalten hatte. Rüdiger hingegen, in Furcht, Schmerz und Reue aufgelöset, ward durch die Inbrunst erschüttert, mit der ihn der einzige Mann umfing, wider welchen er sich eines Verbrechens bewußt war. Er hätte leichter den Zorn des freiherrlichen Lollhards, denn dessen beschämende Liebe getragen. Die Greise blieben lange in der stummen, ungestümen, thränenvollen Umarmung, als wären sie um dreißig Jahre ihres Lebens ärmer, und stürmische Jünglinge geworden. Man mag dies vielleicht unnatürlich finden, so lange man nicht weiß, daß das höhere Alter wieder jene Weichheit der Gefühle in das Gemüth zurückempfängt, welche einst die Jugendtage verschönten. So führt auch die herbstliche Jahreszeit, nur nicht unter Blüthen, sondern unter Früchten, die milde Lieblichkeit des Lenzes in aller Pracht zurück, obgleich beim Schimmer einer südwärts weichenden, nicht von daher kommenden Sonne.

„Löset die Sündenschuld von meiner Seele!“ rief Herr Rüdiger: „Lasset mir Gnade wiederfahren. Alles soll Euch zurückerstattet werden bis auf den letzten Heller. Sprechet Eure Verzeihung über mich aus.“

— Günther oder Rüdiger, wie ich dich lieber nennen soll, — erwiederte der Lollhard: was habe ich dir zu vergeben? Leg' dich

an mein Herz, Rüdiger oder Günther, oder wie du willst, daß ich dich nenne.

„So lang' ich von meiner Sünde nicht freigesprochen bin," sagte der Ritter: „verbleib' ich, wie auf Grimmenstein, Euer Knecht Günther von der Weide. Unseliger Name! O vergesset denselben mit dem Verbrechen."

— Richte dich auf, Rüdiger, quäle mein armes überfrohes Herz nicht! — erwiederte der Lollhard: Ging deine Seele vor Zeiten im Eigenwillen der Sünde, und geblendet vom Naturlicht, irre: so haben dich Reue und Buße auf den Himmelsweg zurückgeleitet. Gott zürnet der Schwäche deines Fleisches nicht ewig. Wie möcht' ich's denn? Ich verzeihe dir von Herzen gern, was du wider mich gefehlt zu haben meinest; denn Gott hat dir verziehen, sobald du dich von den Netzen des weltlichen Sinnes losgerissen hast. Steh' auf, Rüdiger!

Der alte Rüdiger blieb noch auf den Knien, heftiger schluchzend. Dankbar küßte er des Lollhards groben Kittel, wie eines wunderthätigen Heiligen Gewand. Dann erst stand er auf und Freude leuchtete ihm durch die Thränen. Er schloß den Bruder des freien Geistes noch einmal in seine Arme und führte ihn darauf zur Eisenkiste, aus der er die Truhe von Grimmenstein hervorhob.

„Hier, Freiherr, Euer Eigenthum unversehrt!" sagte er.

— Halt, heiße mich Du, Rüdiger, denn wir sind fürder nicht Herr, nicht Knecht, sondern Ausstrahlungen eines und desselben göttlichen Lichtquells, in welchen wir bald heimkehren. Laß unter uns die Thorheit der Sterblichen und deren Sprache nicht länger gehört werden, sondern das Reich und das Leben der Gerechten soll wohnen zwischen dir und mir. Aber dieses Mammons entschlage dich. Er gehört nicht dir, nicht mir, sondern der Erde.

„Bruder Jörg! Es ist dein rechtmäßiges Eigenthum und mehr

noch dazu. Was an Geld fehlt, ersetzt manche Schuppose Landes*), laut beiliegenden pergamentnen Briefen."

— Was, Eigenthum! — rief der Lollhard mit Unwillen: Wir, die Eigenen Gottes, was können wir dem Allmächtigen entziehen und in unser Eigenthum verkehren? Verwalter sind wir der uns gemachten Darlehen des Lebens. Nichts gehört uns an, sondern Allen Alles im göttlichen All; es war den gewesenen, es ist den heutigen, und wird den künftigen Geschlechtern sein! Verwalte dies dir geliehene Pfund zur Hilfe der Leidenden, zur Erweckung des Guten und Heiligen. Ich bedarf des Ueberflusses nicht. Für des Leibes Nothdurft, und meinen Lebensgenossen im Leiden beizuspringen, hab' ich ganz genug empfangen.

Herr Rüdiger verstand den Bruder Jörg nur halb und sagte: „Willst du, daß ich das Ganze, oder einen Theil der Kirche übergebe? Oder dem Kloster der heiligen Ursula, Augustiner Ordens zu Aarau hier? Nein, das wär' ein gutes Werk, denn unsere Klosterfrauen leiden nicht selten Mangel."

— Trage den Schatz auf die Brücke, fuhr der Lollhard heftig auf, und stürz' ihn der gefräßigen Aare in den Rachen; dann hast du noch ein frömmeres Werk gethan. O Rüdiger, wie bist du blinden Herzens, daß du dem, was untergehen soll, neue Stützen bringen willst! Was nennst du Kirche? Es ist nicht mehr die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden um den Thron des Allvaters im Welttempel, darin Christus gepredigt hat; sondern es ist der Kerker und die Gefangenschaft geblendeter Menschen unter der Hoheit selbstsüchtiger, schwelgerischer, leichtfertiger Priester. Wie die Baals-

---

*) Ein damals gebräuchliches Flächenmaß, welches, bald größer, bald kleiner, doch ungefähr zwölf Juchart (zu ungefähr 60,000 Geviertschuh Landes) Acker- oder Wiesenbodens stark war.

pfaffen, verzehren sie die Opfer selber, welche sie für den Himmel begehren, und ihre Hoffart kleidet sie in das, was sie zur Ehre Gottes nehmen. Sie sind vom hohen Geist Jesu so entfernt, wie ihr goldgesticktes Meßgewand von seiner Demuth, wie ihr Inful mit Juwelen von seiner Knechtsgestalt, wie ihre Verfolgerwuth von seiner unendlichen Menschenliebe. O wie bist du blinden Herzens, Rüdiger, daß du dem Beel zu Babel die Kinder des Landes opferst, und dem arbeitsamen Volke den Bissen raubest, um das faule Fleisch der Mönche und Nonnen zu mästen! Enthaltsamkeit und standhafte Selbstbezwingung, diese unerschütterlichen Grundlagen innerer Seligkeit, müssen im täglichen Leben offenbaret werden; aber im Kloster sind sie, was eines Diebes Besserung im Schelmenthurm. —

Der sprachselige Alte fuhr noch lange in diesen Reden fort, vor deren Ruchlosigkeit sich der greise Trüllerey billig entsetzte. Mehrmals, doch liebreich und schüchtern, unterbrach ihn Rüdiger mit Zwischenfragen. Aber jede Antwort führte den Bruder Jörg wieder auf ein breites Feld seines Lieblingsgegenstandes, wie der Bergquell nur das Felsstück umgeht, das seinen Lauf hemmt, und dann desto freier die erste Richtung verfolgt.

So wurde über den Schatz von Grimmenstein zuletzt nichts entschieden. Herr Rüdiger Trüllerey aber hatte nach langer Traurigkeit den besten Schatz wiedergefunden, Seelenfreiheit und Ruhe eines schwergeängstigten Gewissens. Er räumte seinem Seelenfreunde das schönste und bequemste Gemach der Burg ein, welches der Lollhard bezog, ohne Gefallen oder Mißfallen zu bezeugen. Nur gelegentlich nahm Bruder Jörg von den köstlichen Zierrathen des Zimmers Anlaß, auf die Eitelkeit des Irdischen und auf die Entwicklung des großen Weltschauspiegels hinzudeuten, um den alten Ritter auf die Offenbarung des ewigen Evangeliums vorzubereiten. In einem Winkel stand mit eingeschmolzenem Gold- und Silber-

blumen die schimmernde Stahlrüstung, welche Rüdiger in manchem Turnier siegreich getragen. An einer Wand hing die breite, kunstreich gemalte Pergamentrolle des Stammbaums von seinem Geschlecht, welcher bis in das Innerste des zehnten Jahrhunderts die verborgenen Wurzeln trieb, schon im zwölften Jahrhundert die getrennten Zweige über Süddeutschland, Schaffhausen, Luzern und den Aargau ausgestreckt hatte, und Feldherren, Prälaten, Bürgermeister freier Städte, Comthuren, Aebtinnen und Meisterinnen auf seinem Schilde trug. Das Alles, sowie vieles Andere, selbst der Familienstolz, welcher aus der Glasmalerei der Fenster prunkte, lieferte dem Lollhard täglich Stoff zu geistreichen Betrachtungen und salbungsvollen Mahnungen.

Herr Rüdiger, wiewohl ein strenggläubiger katholischer Christ nach dem Gebote der Kirche, hielt doch aus liebender Dankbarkeit dem Bruder des freien Geistes viel zu gut, und gab ihm wohl zuweilen Recht, weniger aus Ueberzeugung, als Gefälligkeit. Vermuthlich hoffte er seinerseits dafür, als christliche Gegengefälligkeit, einige Nachsicht mit einer Grille oder Schwäche, welche er im Zustande seiner langen Schwermuth, bis auf einige leichte Anwandlungen, völlig abgelegt hatte, und die nun im gleichen Maße wieder bei ihm erschien, wie die Gesinnung des Leibes und der Seele wuchs. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß Menschen, während einer Krankheit, ihre Gemüths- und Denkart ändern und sie unwillkürlich mit der Rückkunft der Gesundheit wieder in alter Stärke äußern, als lägen ihre Tugenden und Fehler mehr im Fleische, denn im Geiste. Herr Rüdiger, der bisher mit Verachtung des Lebens nur auf Grab und jüngstes Gericht gesehen hatte, erinnerte sich nun gern wieder daran, daß das Alterthum des Geschlechts Trüllerey hoch über alle andere des deutschen und welschen Adels rage, und Karl der Große selber sich keines ältern Stammes rühmen könne. Denn die Trüllerey waren, nach seiner Meinung,

aus der Burg Truellis, welche von den eingedrungenen Germanen einst im Waadtlande gebaut, von den Helvetiern wieder erobert, nachher von Cäsar verbrannt worden wäre. Allein der Lollhard, erhaben über den nichtigen Tand der Leidenschaften und über das vorüberfliehende Treiben der Sinnenwelt, beachtete nichts, als das vor ihm schwebende unerreichbare Urbild der innern Vollendung, und Alles konnte nur zu höherm Aufschwung seiner Andacht gereichen.

Die beiden Alten verstanden einander auch nach mehreren Tagen nicht, und gerade deswegen wurden sie, wie es gewöhnlich geschieht, um so erpichter, einer den andern zu belehren und zu bekehren; denn sie liebten sich. Ihre Herzen blieben im besten Verständniß.

35.

Die Schlacht bei St. Jakob.

Während die Greise nun im Thurm von Rore Bilder und Geschichten ihrer Jugend auffrischten, ihre spätern Abenteuer und Glückswechsel einander vertraulich mittheilten, oder ihre Bekehrungsversuche fortsetzten, verbreiteten sich in der letzten Augustwoche sehr widersprechende und beunruhigende Gerüchte über den Gang des Krieges, die bald alle Aufmerksamkeit an sich rissen. Der Dauphin von Frankreich, hieß es, sei mit ungeheurer Kriegsmacht über Basel gegen den Jura gedrungen; habe bei dieser Stadt ein Heer der Eidgenossen, 4000 Mann stark, bis auf den letzten Mann niedergehauen, also daß Keiner entkommen sei, und rücke nun unaufhaltsam vor, das ganze Schweizerland einzunehmen. Man bot zur Bestätigung dessen nicht nur die Abschrift eines Briefes umher, den Thüring von Hallwyl der ältere an den Markgrafen

Wilhelm von Hochberg nach Zürich gesandt; sondern auch Flüchtlinge aus dem Gebiete von Basel bestätigten das Unglück, und zugleich, daß die Belagerung des Schlosses Farnsburg aufgehoben, Alles von den Eidgenossen in zerstreuter Flucht wäre. Es kam sogar Botschaft, daß sich Berner und Solothurner von Zürich nach Baden und Lenzburg zurückzögen, -und daß die Gebirgsvölker von Glarus, Schwyz, Unterwalden, auch die von Zug und Luzern, über den Albis heimgingen, als sei Alles verloren.

Viele wohldenkende Bürger Aarau's riethen zu stärkerer Befestigung der Stadt, und zum Entschluß, in verzweifelter Gegenwehr für ihre und Berns Freiheit unter dem Schutte der Wohnungen und Tempel zu sterben. Viele der achtbarsten Männer des Rathes kamen in den Freihof, Unterredung mit Herrn Rüdiger zu pflegen. Die Gemeinde verlangte den Junker Gangolf zum Kriegsobersten. Aber von ihm war, seit er mit andern Eidgenossen vor Farnsburg gezogen, keine Kunde mehr angelangt. Allgemeines Geschrei ging, auch er sei in der Schlacht bei Basel gefallen.

Der erste Schrecken über die Niederlage an der Grenze milderte sich aber bald durch spätere Nachrichten. Die anfängliche Wuth verwandelte sich dann in trotzigen Stolz des ganzen Volks auf seinen Werth; und der Fluch über die Feigheit der Vaterlandskrieger an den Grenzen ging in Bewunderung deren Heldengeistes über. Denn man vernahm, daß nicht 4000, sondern kaum 2000 Eidgenossen einen unglaublichen heldenhaften Kampf gegen die gesammte französische Kriegsmacht bestanden hätten; daß darauf der Dauphin, statt gegen das Juragebirg zu ziehen, sein Volk rückwärts in den Elsaß und Schwarzwald gelegt, und geschworen habe, ein härteres Volk als die Eidgenossen, nie gesehen zu haben; daß er sie nie weiter versuchen wolle, weil er sie ihres Tapfersinnes wegen hochehren müsse. Man vernahm sogar, daß sich Frankreich trennen werde von den österreichischen Absichten; daß schon ein

Tag für die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und den Eidgenossen beredet sei *).

Botschaften so vergnüglichen Inhalts wurden mit heiterer Zufriedenheit, aber ohne ausschweifende und darum entehrende Freude aufgenommen. Denn die Schweizer, obwohl sie der Armagnaken Stärke und die Heermacht des Dauphins kannten, auch wohl wußten, daß dieser nicht durch die Schlacht an der Grenze allein, sondern mehr noch durch die vermittelnden Worte der Baseler Kirchenversammlung und des französischen Hofes eigene Entwürfe gegen Deutschland, zum Frieden gestimmt worden war: fürchteten doch Frankreichs Uebermacht und Kriegskunst keineswegs. Sie wußten, die Hunderttausende der Franzosen würden unfehlbar in diesen Thälern und Bergen ihre schmachvollen Gräber finden und das ruhmlose Schicksal aller frühern Dränger und Eroberer erfahren. Denn wo jeder Greis und Knabe, wo Weib und Jungfrau Waffe und Blut nicht scheut, wo jeder einzelne Mann sich für des Landes Unabhängigkeit dem Tode geweiht hat: da ist jeder Berg, jede Engschlucht eine Burg, jeder Wiesenhag eine Schreckschanze, jeder Garten ein Schlachtfeld, jedes Haus, jede Hütte Festung und Bollwerk; da liegt wenig daran, wie viele Vaterlandshelden fallen, sondern wie viele Köpfe der fremden Eindringer das Leben jedes einzelnen theuern Hauptes bezahlt haben. Diese Gesinnung war die Frucht des Heldentodes der kleinen Schweizerschaar an der Grenze, die den Eidgenossen nur das Zeichen gab, um welchen Preis man sterben solle. Schlechter, als sie, wollte kein Eidgenoß sein.

Indessen konnte Herr Rüdiger Trüllerey seine wachsende Unruhe um Gangolfs Schicksal nicht verbergen, weil einige Wochen ver-

---

*) Bekanntlich kam der ewige Frieden der Eidgenossen mit Frankreich, schon zwei Monate nach der Schlacht bei St. Jakob, wirklich in Ensisheim zu Stande.

strichen waren, ohne Nachricht über denselben. Obwohl er sich im Stillen für einen bessern Christen hielt, als seinen wiedergefundenen Freund Jörg, dessen Reden nur allzusehr nach ärgerlicher Ketzerei schmeckten, mußte er doch gestehen, daß er noch weit von dessen felsenfestem Glauben und harmloser Zuversicht auf Gott entfernt war. Der Lollhard hielt ihm daher auch vergebens sein eigenes Beispiel vor, wie er nämlich um das Loos der verlornen und geliebten Tochter ohne Bekümmerniß lebe, dieweil er wisse, sie sei in Gottes Hand; sie werde eher freiwillig das Leben, als die Tugend, meiden; der Tod aber sei kein Uebel, sondern das Ende aller Uebel. Rüdiger bedachte nur, was er jedoch dem Bruder Jörg nicht gern, als einen der Hauptgründe seines stillen Kummers, gestehen wollte, daß Gangolf der Letzte vom Stamme Trüllerey im Aargau wäre.

Plötzliches Pferdegetrappel eines Nachmittags, über die Zugbrücke des Burggrabens herein, in den Freihof, endete aber alle Sorge des Vaterherzens. Wirklich sprangen Gangolf und Isenhofer frisch und wohlgemuth, nebst den Knechten, von denen sie begleitet waren, aus dem Sattel der Rosse. Viele der Nachbarn liefen herbei, die Ankommenden und besonders den wackern schönen Junker zu sehen und ihn freundschaftlich zu bewillkommen. Herr Rüdiger, sonst gebieterisch und trocken, selbst gegen den Sohn, überließ diesmal sich seiner vollen Freude, und trat ihm unter der Thurmpforte mit ausgebreiteten Armen entgegen. Und doch empfand er schwerlich so viel Vergnügen, als Gangolf selbst, beim Anblick der nie gesehenen Heiterkeit seines Vaters, und dessen inniger Traulichkeit mit dem Lollharden. Wegen seines langen Ausbleibens und beunruhigenden Schweigens entschuldigte sich der Jüngling so bündig, daß ihm die väterliche Verzeihung nicht entgehen konnte. Er hatte, nach Aufhebung der Belagerung von Farnsburg, mehrere Wochen lang die entführte Tochter des Lollhards in den Thälern des Jura gesucht, vom Weißenstein bis zum Bötz-

berg, in allerlei Richtungen, doch mit sehr vergeblicher Mühe. Auch nicht die leiseste Spur vom Dasein der schönen Beguine war zu entdecken gewesen. Ein geringer Trost nur war ihm von Farnsburg geworden, nämlich Gewißheit, daß sie nie durch Thomas von Falkenstein dahin gebracht worden sei. Das hatte er von Männern selber erfahren, die, wegen Uebergabe zu unterhandeln, ins Lager der Eidgenossen gekommen waren.

Während der gegenseitigen Mittheilung aller Berichte und Geschichten hatte die Sonne sich hinter die Tannen des Gebirges niedergesenkt, und der Abendstern flammte heller über den Wartburgtrümmern. Herr Rüdiger führte seine Gäste in den Speisesaal. In der Mitte stand der Tisch mit viel Gedecken, von Speisen aller Art beladen; daneben ein altfränkischer Schenktisch mit Weinkannen von schwerfälliger Silberarbeit. Herr Rüdiger wollte die Wiederkehr seines Sohnes mit einem stattlichen Mahle feiern, und verkündete voraus seinen Zorn, wenn Bruder Jörg den trauten Kreis vor Mitternacht verlassen würde. „Denn," sagte er, „das arme Leben hat gar selten so reiche Minuten! laßt sie uns festhalten. Ich hab' ihrer viele Jahre entbehrt und die lautere Freudigkeit ist in meinem Herzen fremder geworden, als die Schwalbe dem Winter. Aber, liebwerthe Herren und Freunde, nun seh' ich mich mit dem Himmel und mir versöhnt; meines alten Freundes Jörg Herz mir zugewandt; meinen schon todtgesagten Sohn heil und lebendig unter uns, und gesammte theure Eidgenossen ehrenhaft von ihrem schwersten Feinde entladen. Mögen wir uns deß nicht billig freuen? Mein ganzes Haus soll ein Fest haben, der Keller diese Nacht nie geschlossen sein, und was Küche und Speisekammer vermögen, ist Dienern, Knechten und Mägden preisgegeben."

Darauf, nachdem Gangolf die schweren, vergoldeten Becher mit altem Burgunderwein gefüllt hatte, faßte Herr Rüdiger seinen

Kelch mit beiden Händen, hob ihn hoch empor und rief: „Vor allen Dingen aber, liebwerthe Herren und Freunde, trinket mir zum Gedächtniß der tapfern That unserer zwölfhundert Brüder und Eidgenossen, die an der Grenze für uns in den edeln Tod gingen und den Hochmuth der Franzosen abwiesen. Fürwahr, wir säßen heut' nicht friedlich beisammen, und hätten das Land voll fremden Mordgesindels, wären jene nicht an der Pforte der Eidgenossenschaft so treue Wächter gewesen!"

Alle stimmten ein; doch Meister Isenhofer verzog dabei nach Gewohnheit die Miene etwas schälkisch, obgleich er den Becher bis auf die Neige leerte.

„Scheint's doch fast," sagte Herr Rüdiger, der es bemerkte, „daß Meister Isenhofer von Waldshut das blutige Heldenwerk der Eidgenossen nicht groß preisen mag."

— He, gestrenger Herr! antwortete Isenhofer lächelnd: nehmt's so genau nicht. Ich bin einmal des Glaubens, der Mensch thue selten große Dinge, sondern das Schicksal. Was wir klein, was wir groß heißen, hängt von Farbe und Anstrich ab, die wir selbst geben wollen. Ein weißgetünchtes Häuslein stellt von ferne mehr vor, denn ein altergraues Schloß. Der Mensch ist ein thöricht weises Thier, daher in allem seinem Thun Thorheit und Weisheit. Oft hebt er sein Werk klug an, und endet es albern, dann wird er gescholten. Besser, er beginnt von vorn an närrisch, und macht einen gescheitern Schluß dazu, wie die Schweizer bei St. Jakob, so wird er hoch geachtet.

„Versteh' ich deine Sprüche, Meister," entgegnete der alte Herr, „so wäre die Vaterlandsschlacht an der Grenze . . ."

— Ein dummer Streich gewesen, richtig! aus dem sich Eure Landsleute am Ende, wie Ehrenmänner, zogen! — unterbrach ihn Isenhofer.

„Laß uns hören," sagte Rüdiger, „denn die vielerlei Sagen von

jenem Feldstreit brausen gegen einander wie Wellen, die sich selber verschlingen und wieder verschlungen werden."

— Wir lagen, unserer etwa Drei- bis Viertausend, vor der Farnsburg — so hob, nach mancherlei vorangegangener Zwischen- und Streitrede, Meister Isenhofer zu seiner Rechtfertigung an zu erzählen: — drinnen saß der faule Fuchs Hans von Rechberg, und lachte nur in die Faust, wenn die Schweizer gegen das riesenhafte Schloß auf den hohen Gebirgsscheitel anrannten. Uns ward die Weile lang; Felsen, schroff wie Mauern, und Mauern, stark wie Felsen. Als aber die große Büchse der Stadt Basel mit vielem Schußbedarf und Gezeug anlangte, zog der Rechberg andere Saiten auf und sprach von Uebergabe, mit Bedingung. Das ward nicht angehört. Eh' wir's uns versahen, war er in einer finstern Nacht entwischt und hinüber zu den Franzosen; hatte Filz unter die Hufen seines Rosses gewunden und sich also durchs Lager geschlichen. Wir sahen einen Heustall auf dem nächsten Berge brennen; das ward den Seinigen in der Burg ein Zeichen, er sei glücklich entronnen.

„Das ist des Rechbergs Kunst, darin thut's ihm Keiner gleich!" sagte Gangolf: „Der öde Wicht ist allezeit mit Kopf und Fuß geschwinder, als mit dem Arm gewesen."

— Jählings kommt Geschrei, fuhr Isenhofer fort: der Dauphin ziehe an mit unzählbarer Macht von Mümpelgard, durch den Sundgau, herauf gen Basel. Er habe siebenzig-, neunzig-, andere sagten sogar, über hunderttausend Mann. Das wollte unserer keiner anfangs glauben; doch ward ein Bote ins Eidgenossenlager vor Zürich gesandt, und man schickte uns von da sechs- bis siebenhundert Männer zur Verstärkung. Richtig aber standen die Franzosen alle an der Grenze. Der Dauphin mit seiner Hauptmacht, über 40,000 stark, blieb dort hinter der Birs vor der Stadt Basel; 10,000 schickte er voran bis Muttenz; 8000 seines Heeres zu Roß und zu Fuß führte der Graf Damartin in die Pratteler Wiesen,

die sollten uns von Farnsburg verjagen. Als wir solches von Liestal her vernahmen, ward Höllenlärm und Verwirrung ohn' Ende im Lager.

„Mit Erlaubniß, Freund Isenhofer, nicht aus Furcht und Schrecken!“ fiel Gangolf ein.

— Mit nichten. Gegentheils, die Tollköpfe alle wollten dem Feind entgegen, ohne seine Stärke zu wissen; die Vernünftigen riethen, ihn in den Bergen zu erwarten. Endlich ward man nach vielem Streiten und Toben Rathes, ein Häuflein gegen die Pratteler Wiesen auszuschicken, um Feindesschau zu halten. Wir andern blieben indeß vor Falkensteins Schloß. Also machten sich zwölf- bis sechszehnhundert Mann auf, und Morgens acht Uhr standen diese dem Feind im Angesicht, der links und rechts Bewegungen machte, sie zu locken und zu umspinnen.

„An welchem Tage war's?“ fragte der Lollhard, welcher jetzt mit großer Aufmerksamkeit horchte. Sein ritterliches Geblüt schien unwillkürlich bei der Erzählung in Gährung gerathen zu wollen.

— Am Mittwoch nach St. Bartholomäustag, den sechsundzwanzigsten des Augustmonats! antwortete der Berichterstatter.

„Fahre fort, Meister!“ rief Herr Rüdiger. „Mich dünkt, ich seh' wie's kömmt. Mir brennt's Herz ab.“

— Die Schweizer betrachteten die Schlachtordnung des Marschalls Dammartin, erzählte Isenhofer weiter, und hielten vor den Armagnaken Fuß. Hundert Reiter, die der französische Heerführer gegen sie neckend voranschickte, waren bald weggeblasen. Die Schweizer folgten mit festem Schritte und schrien: „Da sind sie ja, die armen Gecken, die armen Schnacken! Tilgt das Ungeziefer aus dem Schweizerboden!“ Damit warfen sie sich auf die feindlichen Stücke; damit brachen sie, ihrer nur zwölfhundert, die übrigen im Rückhalt, in die Reihen und Haufen der achttausend Franzosen. Das war Tollmannswerk! — Aber sie zerrissen deren Ord-

nungen, wie Eisgang im Strom die langen Brückenjoche stürzt. Graf Dammartin zog, von dem unglaublichen Stoß geworfen, auf Muttenz zurück; ihm aber auf den Fersen folgten die Zwölfhundert. Dort, in der Weite des Feldes, standen wohlgeordnet zehntausend Armagnaken zu Fuß und Roß, an die sich Dammartin mit den Seinen schloß. Doch fröhlich und unverzagt drang Speer, Schwert und Kolben der Schweizer in die dichte Menge. Die eine Hälfte des Feindes schon durch Flucht, die andere durch Anblick derselben geschreckt, focht eine gute Weile, doch ohne Zuversicht. Es ward den Armagnaken viel Volks erschlagen, viel der schönen Panner, viel Roß und Troß und köstlich Gut entrissen; zuletzt der Sieg. Der Strom ihrer Flucht zog gen Basel, über die Birs, und festen Schrittes die Schaar der Zwölfhundert nach. Nun erst unaufhaltsam, nun erst des Kampfes recht brünstig, liefen die Sieger, vom Birsrain durchs Wasser, gegen des Dauphins Gewalthaufen. Das war Tollmannswerk, das Raserei! Der Dauphin mit vierzigtausend Mann geruheten Fußvolks, in vier Haufen getheilt, erwarteten sie jenseits.

„Halt!“ rief Gangolf dazwischen: „War's doch nicht der Hauptleute Schuld. Auf dem Birsrain mahnten sie das Volk ab, keinen Schritt weiter zu thun. Es war allen bei Ehr' und Eid verboten, über die Birs zu gehen. Bei Pratteln schon hatten die Führer verboten, sich ernstlich einzulassen. Aber die Mannschaft war ertäubet, sah nur den Feind, rannte ohne Ordnung in die Birs und erkletterte das steile Ufer jenseits im Angesicht der ganzen Heermacht des Dauphins. Die Hauptleute mußten, gern oder ungern, nachlaufen. So hat's mir ganz Basel erzählt.“

— Drum war's Tollmannswerk, und die Schlacht, als wahrhafter Narrenstreich, wider alle Mannszucht angehoben! erwiederte Isenhofer: Noch hatten sich die Zwölfhundert nicht jenseits der Birs völlig geordnet, da ließ der Dauphin den Donner alles seines Ge-

schützes in sie gehen; da fuhr Hans von Rechberg mit sechshundert deutschen Rittern wider sie ein; ihm folgten achttausend Herren und Wappner auf schweren Pferden, also, daß die Schlachthaufen der Eidgenossen schnell getrennt wurden. Nun sahen sie wohl ihren Thorenstreich ein; aber sie beschlossen, ihn glänzend zu enden. Ein Theil der Ihrigen, bei fünfhundert, zog wieder gegen die Birs hinab, nnd von da auf eine Au, vom Wasser umgeben. Dort, umringt von Tausenden, fielen sie, grimmig kämpfend, Mann um Mann, von Kugeln nnd Pfeilen aus der Ferne erlegt. Ein anderer Theil, ebenfalls bei fünfhundert, wandte sich anfangs gegen Basel, Beistand aus der Stadt hoffend. Die Hilfe kam wohl, aber konnte nicht mehr zu ihnen dringen. Dann begaben sie sich, unter strengem Gefecht, von der Stadt hinweg zum Siechenhaus nnd Garten zu St. Jakob. Dort, hinter dem Mauerhag, schlugen sie dreimal des Dauphins Sturm furchtbar zurück; zweimal dazu fielen sie mörderisch aus und sieghaft. Der Abend kam. Allein immer neue Schlachthaufen des Feindes wälzten sich heran. Des Dauphins Geschütz schlug die Mauer des Baumgartens nieder. Haus, Kapelle, Thürmlein standen in hellen Flammen. Jeder Schutz verschwand. Die Schweizer stritten, unter Blut und Wunden, wenn auch müde vom Tagewerk, dennoch, als begönne der Kampf erst; sie würgten wie Löwen. Dem Ruhm des Schweizerlandes wollte Jeder das Leben bringen. Mehr denn achttausend erschlagene Feinde bedeckten schon das lange Schlachtfeld. Da endlich traten noch die letzten Eidgenossen zusammen, drangen hervor über den Mauerschutt, und stürzten, dem Tode sich weihend, zum letzten Streit in des Feindes dickste Menge. Fechtend fielen alle. Keiner behielt, keiner verlangte das Leben. Der Dauphin selbst war von so großer Mannestugend der Schweizer, die man ihm wie feige, rußige Buben geschildert hatte, gerührter, denn durch den Tod der vielen Tausend Seinen. Ich erzähl' Euch kein Mährchen.

Als Isenhofer schwieg, herrschte unter den Zuhörern große Stille. Sie horchten gleichsam noch mit den Augen, die unverwandt an ihm hingen.

„Also keiner dem Tode entronnen von den zwölfhundert frommen, tapfern Männern?“ sagte Herr Rüdiger.

— Auf der Wahlstatt haben die Baseler, antwortete Isenhofer, noch zweiunddreißig, voller Wunden, athmend gefunden. Flüchtig war keiner geworden. Sagt' ich's nicht, es war zu einem Thorenstück ein weiser Schluß? Sie mußten sterben, mußten, nun sie es so weit getrieben hatten. Ihre Leichen mußten die blutige Schwelle des Vaterlandes werden, sonst wär' ihr Tagwerk ein Thorenstreich geblieben, wie es mancher andere geblieben ist. Das aber zu leisten, dazu, beim Himmel, waren Männer vonnöthen, die Höheres kannten, als das Leben. Sie zeigten auf der Grenze den Feind vor sich, was ferner zu erwarten sein würde; und zeigten den Eidgenossen hinter sich, was sie zu thun hätten, ein freies Vaterland zu behaupten.

Jetzt war die Unterhaltung der Herren lebhafter. Der große Gegenstand begeisterte sie, wie er nach Jahrhunderten noch die stolzen Enkel begeistert. Man sah den Krieg schon jetzt so gut, als beendigt. Was vermochte der römische König, dem die Deutschen selbst Beistand versagten, sobald der französische Hof sich von ihm trennte und Frieden mit den Eidgenossen einging? Das abtrünnige Zürich mußte nun früh oder spät dem Bunde mit Oesterreich entsagen und der verzweifelnde Adel froh sein, wenn man ihm nicht die letzten Burgen wegbrannte.

Gleichwie sich im Speisesaal der Burg die lauten Stimmen vermengten, wo abwechselnd Herr Rüdiger seinem Sohne von den Schicksalen auf Grimmenstein erzählte, Isenhofer seine Lieder anstimmte, oder der Lollhard gar den Mund von neuen Weissagungen ertönen ließ: ward es auch im Erdgeschoß am Tisch leben-

diger beim Klange der grüngläsernen Weinbecher. Seit vielen Jahren zum ersten Mal schollen die alten Gewölbe der Veste vom ungewohnten Geräusch fröhlichen Gesanges, Scherzes und Gelächters wieder.

36.

Freund und Feind.

Obwohl Gangolf zuweilen mit seinen Gedanken unwillkürlich abwesend war, gewährte ihm doch der Anblick dieser traulichen Abendgesellschaft zuletzt den höchsten Lustgenuß. Er, von Allen vielleicht der Nüchternste, gerieth dennoch zuweilen in Versuchung, sich für den Einzigen zu halten, dessen Einbildung ein Räuschchen gesteigert habe. Schon die wunderbare Weise, in welcher die Verhältnisse seines Vaters mit den Schicksalen des Lollhards verflochten gewesen waren, machte ihn zum Zweifler an der Richtigkeit seiner Sinneswerkzeuge oder seines Verstandes. Und doch bestätigte ihm jede neue Antwort auf neue Fragen umständlich das schon Erfahrene. Mehr aber, denn Alles, setzte ihn die unglaubliche Verwandlung seines Vaters in Erstaunen, den er von jeher als einen strengen, mürrischen Mann gekannt hatte, und der jetzt, sich heiter bewegend, das vormals schwere Leben, mit dem Muthe, ja Muthwillen eines Jünglings trug. In fröhlicher Würde, und zierlicher denn sonst gekleidet, saß der verjüngte Greis wie ein König da, der ein neues Reich erobert hat, und belebte mit Scherzen die Unterhaltung der Jüngern. Ueber seinem grauen Haupte schimmerte stolz, im Schnitzwerk der Rücklehne seines breiten Armsessels, die goldene Krone mit den weißen Reiherfedern über der weißen Lilie im scharlachrothen Felde des Trüllereywappens.

„Lustig, Junker!“ rief Isenhofer und füllte Gangolfs Silberbecher bis zum Rande: „Was träumet, staunet und sinnet Ihr?

Jetzt ist's Zeit, gottselig zu sein. Glühen nicht selbst dem wohlehrwürdigen Bruder Leuthard vom heiligen Feuer die Wangen über dem Bart, wie ein himmlisches Morgenroth über Nebeln des Jammerthales?“

— Du bist ein glücklicher Mann, der sich die Gottseligkeit becherweis aus dem Weinfasse zapft! sagte Gangeli lächelnd: Das ist neue Lehre.

„Mit nichten, Freund, uralt, denn Noah lebte schon vor den Propheten!“ erwiederte der begeisterte Sänger von Waldshut: „Seht Ihr, ich war vor Zeiten auch Zweifler, und konnte sogar nicht begreifen, ob eben wohlgethan sei, daß man den Wein erfunden habe, der doch den Weisesten zum Narren machen und die ganze Welt auf den Kopf stellen kann. Hintennach erst ging mir Licht auf, als ich lernte, daß nur gute Leute froh und nur frohe Menschen gut sein können. Es erhöhet der Wein über alle Armseligkeit des Alltagslebens, versöhnt Feinde, gleicht in allgemeiner Verbrüderung das Unverbrüderte aus, gibt dem Feigen Muth, dem Thoren Witz, dem Greise Jugend, dem Heuchler Wahrheit, dem Müden Kraft, dem . . .“

— Halt! unterbrachen plötzlich die Stimmen Aller den Lobredner des Weines: Still! — Was ist das? — Hört! —

Ein langes, durchdringendes Wehegeschrei wie aus einer weiblichen Kehle, ließ sich aus dem untern Saale vernehmen, wo vorher die Dienerschaft jubelte, und mitten in einem ihrer Gesänge verstummt war.

Man horchte, indem man sich gegenseitig fragende Blicke zusandte. In die weite Burg, die noch eben vom Frohlocken der ausgelassenen Lust wiederhallt hatte, schien der Tod eingekehrt zu sein. Man hörte nur das einförmige Rauschen der Aare, und das allmälig wachsende und schwindende Geraffel des Steingerölles unter dem Stoß ihrer Grundwellen.

„Drunten ist Unglück geschehen!“ rief Herr Rüdiger mit Zeichen ernsthafter Besorgniß.

— Ich werde untersuchen! sagte Gangolf, und wollte aufstehen; Isenhofer zog ihn aber wieder zu seinem Sitz und bemerkte: Warum man das Ding so ernst nehme? Vermuthlich habe irgend eine Eva im wiederhergestellten Paradiese zu hohe Bocksprünge gemacht.

Man horchte von neuem. Es ward ein seltsames, dumpfes Getöse laut, das bald wieder verscholl, und welchem dann das lang anhaltende Schmerzensgeschrei, oder das erschütternde Gebrüll einer Mannsstimme, folgte.

„Lassen wir uns nicht stören!“ redete Isenhofer zu: „Die Leute machen sich auf eigene Weise lustig; rohes Volk geht nicht zufrieden vom Wein, wenn es nicht blutige Nasen vor der Stirn mitnehmen kann, um sich wenigstens vierzehn Tage lang der genossenen Ergötzlichkeit zu erinnern. Sie lieben buntes Angedenken; gönnen wir's den guten Leuten!“

— Ich glaub' es beinah', sie treiben Schlägerei, stimmte Herr Rüdiger ein; also ein Sündenfall von Isenhofers Paradies; mehr nicht. Still! Ich höre des Meisters Langenhardt Schritte auf der Stiege. Er wird gebührende Auskunft über die Schicksale der Unterwelt erstatten.

Wirklich trat der Hofmeister des Burgherrn, ein kugelrunder kleiner Mann, mit sehr verstörtem Gesicht herein, das sich Mühe gab, die gehörige Ehrfurcht und Amtsmiene wieder zu suchen. Dreimal verbeugte er sich, so tief er konnte, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was gibt's, Langenhardt?“ redete ihn Herr Rüdiger an: „Machet Ihr drunten Schädelproben? Sendet die Schlagsüchtigen ins Bett, wiewohl es noch früh ist, und haltet die Andern zum Frieden.“

— Meine gnädigen Herren wollen geruhen, sagte der Hofmeister, und verstummte wieder, rieb sich die Stirn, als wenn

ihm der rechte Ausdruck für sein Anbringen entlaufen wäre, und fuhr mit einer abermaligen Verbeugung fort: Ich glaube, Gott sei meiner armen Seele gnädig! der Teufel ist los. Behüte der Himmel, keiner von Ihro Gnaden Leuten hat sich verfehlt. Ich saß beständig aufmerksam zuoberst am Tisch, und meine Gegenwart hielt das Hausgesinde in Schranken geziemender Ehrbarkeit. Aber da stürzte Knall und Fall allerlei fremdes Volk durch den Hof in den Thurm und hätte sich einander unfehlbar vor unsern Augen kläglich ermordet, wären wir nicht auf und dazwischen gesprungen.

„Was für Volk? Fremdes Gesindel? Hat man's gefangen?“ fragte der alte Herr auffahrend.

— Ein Schwarzwälder, Ihro Gnaden zu dienen, liegt fest gebunden. Das kostete ein schweres Stück Arbeit! antwortete der Haushofmeister: An des Teufels Großmutter aber wagte sich selbst der Jäger nicht, und die beiden lustigen Töchter kann man unbesorgt stehen lassen.

„Was Schwarzwälder, Teufels Großmutter und lustige Töchter!“ schrie Herr Rüdiger mit verdrießlichem Lachen: „Du bist klärlich des Weins voll und toll! Berichte den Hergang in schicklicher Ordnung. Vielleicht treiben lustige Gesellen aus der Stadt, die euer Jubiliren anlockte, höflichen Spaß mit euch.“

— Wenn Ihro Gestrengen und Gnaden mir gestatten, versetzte Meister Langenhardt, indem er tiefern Odem schöpfte, so werd' ich kürzlich berichten, wie es kam. Wir andern saßen in lieblicher Eintracht beisammen, hatten allerlei Kurzweil und Schimpfspiel, und stimmten, als es Ihro Gnaden ausdrücklich erlaubt haben, ein zierliches Liedlein an. Da stand unversehens ein fremdes Weibsbild unter uns; keiner hatt' es zur Pforte hereinkommen gesehen. Es ist ein altes Stück; scheußlich anzuschau'n, wie die Sünde, trägt Geierkrallen an den Händen, und im Kopf feurige Augen, wie der Kater. Männiglich erschrak vor dem Unhold. Das

Thier redete viel, was ich nicht verstand. Darauf traten zwei junge Bauernmägdlein herein, und grüßten sittsam und züchtig. Aber, Ihro Gnaden, als das Jüngste mich nach Euer Gnaden fragte, ward mir fast bange, denn sie gleicht der heiligen Jungfrau Maria am Altar von St. Ursulakapell, wie ein Ei dem andern, und ist noch viel schöner. Es ist wahrscheinlich die Mutter Gottes in unserer Landestracht; ich lüge nicht.

Bei dieser treuherzigen Versicherung konnten sich die Herren insgesammt nicht des lauten Lachens erwehren.

Der Hofmeister sah die Zuhörer verblüfft an, verbeugte sich mehrmals und fuhr dann fort: „Ich lüge nicht. Sag' ich ein falsches Wort, mög' es mir an Leib und Gut gehen! Auch wollt' ich Ihro Gestrengen und Gnaden stracks Meldung von dem Vorfall thun. Da fuhr aber ein Schwarzwälder Bauer, den Niemand von uns kennt, jählings herein, warf seine rothen Koboldsaugen unter dem vierfaltigen Strohhut links und rechts, sprang gegen besagte Jungfrau und hätte sie bei einem Haar erwischt, wäre nicht Heini Entfelder dazwischen gesprungen. Nun ward Teufelslärmen. Ihro Gnaden haben zweifelsohne hier oben vernehmen mögen, inmaßen die beiden Töchter kläglich das Freihofen-Recht anriefen, während deß das alte Höllenweib einen gellenden Schrei ausstieß, dann mit einem Satz auf den Tisch zwischen die Speisen sprang, gegen den Schwarzwälder Basiliskenaugen machte und ein langes Messer wider ihn zuckte. Der vierschrötige Bauernkerl seinerseits zuckte seinen Dolch auf die Alte und wollte zum Tisch. Doch Heini, Irni Fäsen, Hemman, wir alle über den Schurken her, entrücken ihm das Messer, werfen ihn zu Boden, knien auf ihn, und halten ihn, bis Frau Elsbeth dicke Seile bringt. Der gelbe Schwarzkittel brüllte, wie ein Stier, der den Fehlschlag empfangen hat. Jetzt aber ist er wohlgeschnürt; knirscht mit den Zähnen, verdreht die Augen, und schäumt, als hab' er fallendes Weh."

Die Herren sahen einander zweifelhaft an, und schienen nicht zu wissen, ob sie ernst bleiben, oder ihrer zurückgehaltenen Lachlust freien Lauf gestatten sollten.

„Meister Langenhardt,“ sagte endlich Herr Rüdiger, „deine Reden haben einen Stich vom guten, alten Rothwein, und ich mag's dir nicht zürnen. Laß die Brücken aufziehen und die Pforten schließen. Den wüthigen Bauerntölpel werfst auf einen Bund Stroh in die gute Gewahrsame links dem Keller, wo er den Rausch verschlafen mag. Morgen dann wird er wegen des frevelhaften Einbruchs in diesen gefreieten Hof Red' und Antwort leisten können. Ebenso sperre des Teufels Großmutter fest ein. Wir wollen uns mit ihrem Liebreiz den Magen nicht verderben. Hingegen deine heilige Jungfrau in Landestracht und ihre Begleiterin, welche das Freihofen-Recht beide angerufen haben, führe zu uns. Ich hoffe, ihr Anblick wird hier den lieben Herren und Freunden nicht den Wein versäuern.“

— Vortrefflich! rief Meister Isenhofer: Ihr urtheilet, Herr Ritter, wie es dem Rittersmann zum Schutz zarter Mägdlein, und einem gastfreundlichen Hauswirth zur Versüßung unsers Mahles gebührt.

Der Hofmeister verbeugte sich nach empfangenem Befehl seines Herrn, und eilte, ihn gehorsam zu vollstrecken. Auch erschien er bald wieder, und öffnete die Thüre weit, durch welche zwei junge Bäuerinnen schüchtern hereintraten, die ihre Gesichter, beschattet von einem buntberänderten, kleinen tellerförmigen Strohhut, auf die Brust gesenkt hatten und sehr verlegen schienen. Sie waren sonntäglich gekleidet, in schneeweißen, bauschigten Hemdärmeln, mit silbergesticktem Göller und Brustlatz, über welchen an breiten versilberten Haften eben solche Ketten hin- und hergeschnürt waren. Der kurze Rock, breit von den Hüften abstehend, mit tausend eingenähten kleinen Falten, die obere Hälfte zeisiggrün, die untere

Hälfte schwarz, ließ nicht nur die scharlachfarbene Einfassung des Unterrocks, sondern auch den schwarzen Lederriemen sehen, welcher die rothen Strümpfe unter den Knien geziemend festhielt.

„Ihr Mägdlein, saget an, warum rufet ihr das Freihofen-Recht an? Was habt ihr gesündigt, daß man euch verfolgt?" sprach Herr Rüdiger Trüllerey mit angestammter Würde, und ohne seinen Wappenstuhl zu verlassen.

Die eine der Bäuerinnen verneigte sich mit einem seltenen Anstande, erhob das Antlitz gegen den Burgherrn und wollte reden. Aber die Worte versagten ihr plötzlich, als sie aufblickte; und, wie von einem Wunder gerührt, saß auch die ganze Tischgesellschaft unbeweglich und stumm mit den Augen zu der ländlichen Schönen gewandt. Meister Laugenhardt hatte das rechte Wort getroffen. Es war eine Madonna in demüthiger Bauerntracht, und doch auch in dieser Demuth eine unverkennbare Himmelskönigin.

Der Zauber, welcher die Todtenstille hervorbrachte, währte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick. Denn Gangolf sprang vom Sessel auf und rief: „Veronika!" und die junge Bäuerin kniete im gleichen Augenblick am Stuhl des Lollhards, legte die weißen Arme um den Greis und sagte freudig weinend: „O lieber Vater!"

„Was gibt's denn?" rief Herr Rüdiger. Aber ihn hörte keiner, der antworten konnte. Denn der Lollhard hielt, erschüttert bis zu Thränen, sein Kind lautlos in den Armen, und Gangolf, seitwärts den Knienden, schien vom Erstaunen zur Bildsäule verwandelt zu sein.

Herr Rüdiger wiederholte sein: „Was gibt's denn?" noch einige Male vergebens. Er mußte sich gedulden, bis der erste Sturm einer bis zum Schmerz gesteigerten Freude verbrauset war. Dann führte der Lollhard selber die Jungfrau zum Lehnsessel des Ritters und sprach: „Großes hat der Herr an mir gethan, er, der des Wurmes im Staube gedenkt! Gelobt sei ewig sein Name! Siehe,

dies ist meine Tochter. Sie ist mir wiedergeboren, wider welche der Höllendrache eitle Anschläge gemacht."

Veronika neigte sich, des Ritters Hand zu küssen. Er aber drückte seine Lippen segnend auf ihre helle Stirn und pries den Vater glücklich, wie sich selbst, daß sie in seinem Hause dem Greise wiedergegeben worden sei. Der Lollhard aber stellte ihr nun den ehrwürdigen Rüdiger, als den allgeliebten Freund aus Jugendtagen, vor; dann auch den freundlichen Sänger aus Waldshut. Als sie sich nach diesem aber grüßend gegen Gangolf neigen wollte, floß ein röthlicher Lichtglanz über ihr Antlitz, und die Augen, die sich himmelwärts heben wollten, kehrten blöde zur Erde, da sie auf ihrer zitternden Hand das Brennen ihrer Lippen empfand.

Während dieses frohen und anhaltenden Durcheinanders von gegenseitigen Erklärungen, Glückwünschen, Freudenbezeugungen und Fragen, stand der Haushofmeister in strenger Ehrerbietung, ohne eine Geberde zu ändern, auf einer Seite der Thür, auf der andern die Begleiterin Veronika's, eine junge Bäuerin, bitterlich weinend aus Furcht oder Rührung. Man hatte des armen Mädchens ganz vergessen, bis Herr Rüdiger dasselbe wieder gewahr ward.

„Und wer ist denn dort Eure Begleiterin?" fragte er die Tochter seines beglückten Freundes.

— Gnädiger Herr, nahm Veronika das Wort, es ist das Kind meiner Retterin, meiner Pflegerin, der ich ewigen Dank schuldig bin. In der Nacht, da wir auf der Hard von den Bösewichten überfallen wurden, und ich meinen Vater verlor, irrt' ich mit unserer Magd, die mich aus der Hütte gerissen hatte, lang' im Wald. Sie schleppte mich in der Angst fort; ich wußte nicht wohin? Sobald ich aber den ersten Schreck in mir überwunden hatte, kehrt' ich zur Hütte meines Vaters zurück, um sein Schicksal mit ihm zu tragen. Die treue Magd wehrte vergebens. Ich fand unser Haus verödet. Ich suchte, und rief Euch, lieber Vater, tausend-

mal, und ohne Trost. Dann ging ich, die Magd im Wald wieder zu finden. Sie war jedoch verschwunden. Nun blieb ich einige Zeit liegen. Dann irrt ich durch Wald und Gebirg, bei finsterer Nacht, bis nach einigen Stunden ein einzelnes Bauernhaus vor mir sichtbar im Gebüsch ward. Es liegt hoch in den Bergen. Meine Kraft war gewichen. Ich legte mich auf die hölzerne Bank vor der Hüttenthür. Da fanden die Leute mich am Morgen schlafend. Man nahm mich ins Haus. Ich erzählte mein Unglück. Die Eigenthümerin des Hofes, eine Wittwe, und Mutter von sieben Kindern, trug großes Erbarmen mit mir. Ich war ihr achtes Kind, und das gute Gritli meine liebe Schwester.

„Heda!“ rief Herr Rüdiger der weinenden Bäuerin zu, „tritt herzu, mein Kind. Du bist keine Fremde in diesem Hause. Sei willkommen! setze dich zu uns und labe dich an meinem Tisch.“

Gritli, ihre Augen mit dem Zipfel der grünen Sonntagsschürze trocknend, blieb an der Thür blöde stehen, bis Gangolf, dann auch Veronika, schmeichelnd zu ihr traten und sie mit sanfter Gewalt zum Tisch zogen. Isenhofer trug von den schweren, altfränkischen Stühlen herbei. Alle nahmen ihre Plätze ein; Veronika neben Gritli und ihrem Vater. Man füllte den Jungfrauen neu herbeigebrachte Becher und legte ihnen vom Leckersten vor. Aber sie berührten die Speisen nicht, und nach vielen Bitten netzten sie ihre Lippen mit dem Weine.

Nach einer ziemlich langen Unterbrechung von Veronika's Erzählung, wobei auch Gangolf bewies, daß er vom Entzücken über die Madonna in Landestracht keineswegs die Sprache ganz verloren habe, setzte die Begutte auf Verlangen ihres Vaters den Bericht ihrer einfachen Abenteuer fort.

„Gritli's erwachsene Brüder,“ sagte sie, „durchzogen die Hard und die umliegenden Dörfer mehrmals, ohne Nachricht von Euch, lieber Vater, zurückzubringen. Auch kam Niemand zu dem abge-

legenen Berghofe, außer dann und wann ein Bettler, oder umherstreichender Wahrsager oder Zigeuner, von denen wir aber nichts vernahmen. Mein Herz jedoch verzagte nicht und büßte nie den Glauben an das göttliche Walten der Vorsicht ein."

— Und Ihr vergaßet dabei mich, Euern und Eures Vaters treuen Freund, sagte Gangolf, indem er der Erzählerin einen Blick des zärtlichsten Vorwurfs zusandte: Ihr vergaßet mich, und hattet keinen Eurer Boten für den Freihof von Aarau?

Veronika erröthete und ward stumm.

„Du hast die alte Wahrsagerin zu nennen vergessen!" flüsterte ihr Gritli leise ins Ohr, um nach ihrer Meinung dem Gedächtniß der Erzählerin zu helfen.

„Eben wollt' ich ihrer erwähnen!" sagte Veronika, die noch eine kleine Verwirrung in sich zu besiegen hatte: „Gritli's Mutter nämlich erfuhr durch eine Wahrsagerin aus Aegyptenland, daß Euch, lieber Vater, der grausame Freiherr von Falkenstein gefänglich im Schlosse Gösgen halte; daß er auch mir nachstelle und geschworen habe, mich an sich zu bringen, und müßt' er alle Löcher und Höhlen des Gebirges aussuchen. Also hielten sie mich geheim in der Berghütte, bis die Zigeunerin am heutigen Morgen in der ersten Tagesdämmerung wieder erschien. Sie sagte zu unserm großen Schrecken, Falkenstein schleiche seit Tagen, als Viehhändler, durch die Berge in der Nähe umher; ich müsse von dannen, und mit ihr zum Freihof von Aarau, wo Ihr, lieber Vater, schon wochenlang bei Herrn Trüllerey lebet. Alle warnten mich. Aber ich ging, Euch zu suchen, sobald es Abend wurde. Die Zigeunerin wanderte voran, des Weges und der Sicherheit willen, Gritli begleitete mich in treuer Liebe; Gritli's Brüder folgten uns bewaffnet in einiger Ferne, bis wir hinab zum Dorfe Küttigen gelangten. Auf der finstern Aarbrücke kam die Zigeunerin gegen uns fröhlich und meldete, daß das Stadtthor noch offen und es

nicht zu spät sei. Indem trat aber ein Mann zu uns, den wir im Dunkeln nicht erkannten, und sprach die Aegypterin an. Dieselbe antwortete jedoch keineswegs, sondern zupfte uns erschrocken und heftig, als sollten wir eilen. Sie selber lief schneller fort. Wir ahmten ihrem Beispiele nach und sahen sie in der Stadt, uns noch einmal winkend, inner dem Gemäuer des Freihofs verschwinden. Odemlos erreichten auch wir dies Haus. Der Fremde folgte uns auf den Fersen. Anfangs bedrohte mich allein seine Gewalt. Er aber schien die Aegypterin zu erkennen, und zu hassen. Denn, ohne der Männer Beistand drunten, würd' er das Weib umgebracht haben."

Schärfer horchend, um keine Silbe zu überhören, und schneller athmend, hatte sich funkelnden Auges Gangolf, während der letzten Reden der schönen Begutte, am Tische aufgerichtet. „Das ist einer von des Falkensteiners ausgesandten Spür- und Mordhunden!" schrie er: „Herauf mit ihm! Er muß das blutige Schelmenwerk beichten, zu dem er gedungen worden ist, oder wir lassen ihm das Geständniß, in der Marterkammer unterm Thurmdach, aus der Seele haspeln."

— Gemach, gemach! Der Kerl, wer er auch sei, wird uns nicht entkommen! — sagte Gangolfs Vater.

„Es ist einer von Thomanns Bande! Wahrscheinlich der Raubmörder einer, die das Heiligthum in der Hard zerstört haben," rief der Junker mit voriger Ungeduld.

— Zuerst wollen wir die treue Zigeunerin vor uns rufen. Langenhardt, führe das ägyptische Weib herbei! sagte der greise Trülleren mit Nachdruck und Würde, und fuhr, sobald sich der Hofmeister hinwegbegeben hatte, fort zu reden: Gangolf, dies Weib hat meinem frommen Freunde die Tochter wiedergegeben und vermuthlich noch mehr gethan, was meine ganze Erkenntlichkeit auffordert. Ich denke, es sei die alte Ilsel. Gangolf, zwar sagt

man, die Rache sei süß, aber süßer noch ist's, danken zu können. Ich bin einer Zigeunerin Schuldner. Sie brachte mir einen Ring, Bruder Jörg, von dir zurück, durch sie wurdest du entdeckt.

Der Lollhard schüttelte das graue Haupt und sprach: „Den Ring hat die Heidin wohl eher entwendet, als gefunden, und mich selbst hat sie eher dem Falkensteiner, als dir, entdeckt und überantwortet. Nicht ihr, sondern Gott gebührt unser Loblied, der unsern Fuß wunderbar leitet durch die Finsterniß der Zeit. Laß die Heidin aber ziehen im Frieden und belohne sie nach deinem Gewissen. Denn wer einem Sterblichen unverdienten Dank bringt, der danket nur Gott; so wie derjenige, welcher einen Menschen verfluchet, dem heiligen und unerforschlichen Rath der Vorsehung fluchet."

Die Fortsetzung dieses Gesprächs wurde nach einiger Zeit durch das Eintreten der herbeigebrachten Ilsel unterbrochen. Herr Rüdiger fand, bei ihrem Erscheinen, angemessen, dem Hofmeister zu befehlen, sich aus dem Saale zu entfernen. Er wollte wahrscheinlich nicht zu viel von des Hauses Geheimnissen laut werden lassen.

Die Alte ließ ihre Späheraugen schnell in der Runde der Anwesenden herumlaufen, und trat dann mit einer Freundlichkeit, in der sie fast noch häßlicher, als im Zorn ward, dem Tisch näher.

„Schön gemacht! Schön gemacht, Väterchen!" sagte sie mit geläufiger Zunge, indem sie das hagere Gesicht gegen Herrn Rüdiger drehte: „Alles beisammen! Siehst du? Der Herr von End bei Günther von der Weide! Denk' an den Goldreif! Hab' ich meine Sache gethan, alter Schatz? Und die schmucke Braut hab' ich dir gebracht, Goldsöhnchen, weil du mir lieb bist!" sagte sie zu Gangolf, der beinah' so sehr, als Veronika, erröthete, während Isenhofer die feine Nase in den Weinbecher trinkend versteckte, um sein Lächeln unsichtbar zu machen.

— Schweig', Alte! rief Herr Rüdiger: Ich begehre nicht un-

zeitiges Geschwätz, sondern Antwort. Hast du diesen ehrwürdigen Bruder hier (er zeigte auf den Lollhard) an Thomas von Falkenstein verrathen und ausgeliefert?

„Was ausgeliefert, alter Schatz? Nicht verrathen; ich ließ ihn fahren, weil er nichts von dir und mir wissen wollte, nichts von Günther von der Weide. Mir an, dacht' ich und ließ ihn fahren, daß ihn der Drache in sein Nest zog. Ist seine Schuld! Aber Junkers schmucke Braut, nicht den Lollhard, begehrte der Falkenstein zu besitzen. Die that ich warnen und rettete sie; denn Jünkerlein ist mir lieb. Und als der Falkensteiner wollt' Aarau ausbrennen, da hab' ich den Bluthund gewarnt vor dem Freihof, unterwegs, in der Wetternacht, wie er gegen die Stadt zog. Das hab' ich gethan, schmuckes Goldsöhnchen; denn lieb hab' ich dich. Suchte auch das verflogene Täubchen so lange, bis meine Leute sein Nestlein fanden. Der Falke war schon auf Täubchens Spur.“

— Was? schrie Gangolf, Falkenstein hatte Anschläge auf Aarau? Verdammte Vettel, und du konntest schweigen? Hättest du den Mord sehen mögen, wie zu Brugg?

„Nun denn, Goldkind, hast du mich bezahlt, dir alles zu sagen, was ich weiß? Mir an, wär' das Städtlein angegangen, ich hätte gelacht, denn es hat es wohl verdient an mir. Haben meine Jungen hier nicht oft magern müssen, gefangen im Nothstall? Und darf ich bei Tage hier auf der Straße wandeln, daß mir die Schuders nicht auf den Hacken sitzen? Und doch wär' ich mit in die Stadt gezogen und hätte dein wahrgenommen, Goldsöhnchen. Kein Faden am Kablet dein wäre gesengt worden, so lieb hab' ich dich. Und gestern verkündete mir mein Ghyr: Junker Gangolf zieht zum Freihof heim! Husch ich zum Nest auf den Berg und dir das Täubchen gebracht! Hab' ich mir Lohn verdient?“

Herr Rüdiger unterbrach das Weib mit härterer Stimme und sprach: „Schweig, gib andere Beweise für des Falkensteins Mord-

anschlag, als die sind, die aus deinem Lügenrachen durch die Luft fahren."

Die Alte lachte laut und rief: „Andere? Alter Schatz, du hast den Wolf in der Falle, pelz' ihn selbst aus. Frag' ihn!"

— Wen fragen? erwiederte Herr Rüdiger verdrossen.

„Hast du den Falkenstein nicht im Thurme?" versetzte die Zigeunerin. „Frag' ihn, foltr' ihn, quäl' ihn, tropfenweis zapf' ihm das Blut ab, faserweis reiß' ihm das Herz aus. Du hast ihn."

— Bist du von Sinnen? fuhr Rüdiger sie an.

„Hast ihn! Laß ihn dir bringen. Am Pilgerihof erschaut' ich ihn gestern Abend im Zwielicht. Ich kannte den Schwarzwälder schnell; mich sah er nicht. Hui, dacht' ich, erst meinem Junker das Bräutchen; dann ruf' ich meine Jungen und wir machen auf den wilden Eber Jagd. Es ist aber keine Stunde, stand er schon wieder vorm Aarthor, setzte mir nach und lief von selbst in die Falle, sobald er drin das Täubchen sah." Sie zeigte mit dem langen, dürren Finger auf Veronika.

„Wer? Wer?" riefen alle Männer zugleich.

— Falkenstein! schrie die Zigeunerin: Blind war er, wie der Auerhahn zur Balzzeit.

„Ich glaub' es nicht, du Lügenvettel," sprach Rüdiger: „Mein Sohn, rufe den Langenhardt!"

Die Aegypterin wiederholte ihre Aussage mit vielen Betheuerungen; Gangolf und Langenhardt kamen. Rüdiger befahl, das Weib in Gewahrsam zu bringen, kein Wort mit demselben zu wechseln oder wechseln zu lassen, es jedoch mit Speise und Trank aufs Beste zu pflegen. Zugleich gebot er, den gefangenen Schwarzwälder herauf zu führen. Keiner jedoch von Allen maß den Worten der Zigeunerin Glauben bei. Denn das Erscheinen eines Todfeindes, und in solcher abenteuerlichen Verkappung, und nach so großen Freveln, und inner den Mauern einer Stadt, welche zur schwer-

sten Rache Recht und Lust haben mußte, das war selbst der Leichtgläubigkeit des Hasses zu viel zugemuthet.

37.

Feierabend.

„Und wenn er's dennoch wäre!“ sagte Isenhofer, und warf einen ernsthaften Blick auf die beiden Trüllerey.

— Es ist nicht möglich! entgegnete Gangolf: Die Triefaugen der alten Hexe belogen sich selbst.

„Aber wenn er's wäre. Ihr Herren, was würdet Ihr thun?“

— Den ruchlosen Bösewicht niederstoßen ohn' Erbarmen? O, daß er tausend Leben hätte, ich würd' es ihm tausendmal aus den Adern reißen! Denn ein einziger Tod sühnt lange nicht aus, was er an diesem Greis und an jenem Engel versündigte.

Wie heftig auch der Junker sprach, ward doch seine Donnerstimme weicher, die Flamme seines Blickes milder, sobald er bei den letzten Worten auf den Lollhard, und mehr noch, als er auf die ländliche Madonna hinblickte, die ihn mit tiefer Bewegung des Gemüthes und wachsendem Entsetzen anschaute.

„O Gangolf!“ schrie sie und streckte, sich selbst vergessend, die zarten Arme gegen ihn empor, als wolle sie eine Blutthat abwehren: „Wie könnet Ihr der Hölle Eure reine Hand bieten! Euch mit Menschenblut beflecken! Ihr werdet nicht!“

Der Lollhard schob die vor ihm stehenden Teller und Becher auf dem Tisch zurück und eben so den Sessel, als wollt' er seinen Platz verlassen. „Ich mag weder Zeuge solchen Gräuels sein,“ sagte er zu beiden Trüllerey's mit strengem Ernste, „noch im Hause des Gräuels wohnen. Mein ist die Rache, spricht der Herr! Nicht an Euch Kindern des Staubes ist es, in die Rechte Gottes ein=

zugreifen. Ich scheide von Euch in dieser Nacht, so Ihr Menschenblut vergießt!"

— Beruhige dich, Freund! rief Herr Rüdiger ihm zu, indem er seine Hand auf des Lollhards Arm legte, um ihn zurückzuhalten: Laß dich Gangolfs Ungestüm nicht schrecken. Es ist an mir, zu richten, nicht an ihm. Der Thomas hat das Leben verwirkt; aber nicht uns steht es zu, ihm die verdiente Strafe zu geben. Gesetzt, er wäre in meine Hand gefallen, so hätte Bern zu entscheiden. Ich würde ihn, als Gefangenen, meinen gnädigen Herren von Bern überantworten, mit denen er in Fehde steht. — Meister Isenhofer, hab' ich Recht?

Isenhofer mit einer bedenklichen Miene, zog langsam die Achseln gegen die Ohren und sagte: „Obwohl ich vom Hause Falkenstein große Freundschaft genossen, kann ich doch des Thomas Fürsprech nicht sein. Aber so viel seh' ich, daß Ihr kein Recht habet, den Freiherrn, so er in Euern Händen ist, zu tödten. Anders wär' es im offenen, ehrlichen Streit. Ihr würdet grausamer thun, als die Eidgenossen vor Greifensee, wo doch eine ganze Kriegsgemeine über die Besatzung richtete, die sich auf Gnad' und Ungnade den Ueberwindern ergeben hatte. Ihr würdet Berns Vorwürfe erfahren, und durch einen Mord die volle und ewige Blutrache des mächtigen Hauses Falkenstein und des gesammten ihm befreundeten Adels und des österreichischen, auf Euch und die unschuldige Stadt Aarau leiten. Das wären die unabsehbaren Folgen vom Tode des Freiherrn. — Anderseits aber, ich muß es bekennen, scheint mir eine Auslieferung des Falkensteins an die Stadt Bern nicht minder gefährlich. Die staatskluge Stadt läßt diesen kriegsgefangenen Feind auf keinen Fall hinrichten. Sie wird ihn sich gewiß mit größerm Vortheil, als Unterpfand und Geisel bewahren, weil der Kriegsgang auch ihr noch mancherlei Wechsel bringen kann. Sie muß und wird, beim Friedensschluß, ihn gegen ein gutes Lösegeld

wieder in Freiheit setzen; ja, Bern wird durch kluge Behandlung an ihm einen Freund zu gewinnen trachten, während derselbe der unversöhnlichste Feind Eures Hauses und dieser Stadt Aarau bleibt. Bedenket wohl, was Ihr vorhabet! Ihr machet einen Gefangenen, Bern aber nimmt den Nutzen, und Ihr traget den Schaden, sobald der Freiherr wieder auf freien Füßen steht. Indessen, glaub' ich, reden wir eitle Worte, da der Falkensteiner zu schlau ist, um Euch selber ins Garn zu laufen."

Herr Rüdiger war durch diese Betrachtungen Isenhofers in größere Verlegenheit gerathen, als er es zeigen wollte. Es mochte allerdings sein, daß Isenhofer, aus alter Verbindung mit den Falkensteinern, den Wunsch hegte, den Freiherrn retten zu können; aber er hatte die Klugheit, nicht im Interesse des Freiherrn, sondern der Bewohner des Freihofes und der Stadt Aarau, zu reden, und seine Gründe waren nicht ohne Gewicht. Herr Rüdiger fand sich durch ihre Stärke eben so sehr erschüttert, wie sein Sohn durch den schmeichelnd- und traulich-flehenden Blick, welchen Veronika auf den Jüngling heftete.

Man sprach noch in verschiedenem Sinne über die Sache, als der Hofmeister den Gefangenen hereinführte, dem Hände und Arme mit Seilen auf dem Rücken zusammengeflochten waren. Er trug den Kopf vor sich niederhangend; den Strohhut, dessen Krämpe, vorn und hinten, und an beiden Seiten, vier handbreite und tiefe Einbiegungen, wie Dachrinnen, bildete, stark über die Stirn gedrückt. Ein flacher, breiter Linnenkragen bedeckte, um den nackten Hals, Rücken, Brust und Schultern. Das offene schwarzzwilchene Wamms, mit Stößen fast bis zum Knie, ließ darunter den dunkelrothen Brustlatz von Wollenzeug sehen, der vorn, ohne Knöpfe und Bänder, als ein Ganzes, tief herab über Unterleib und Hüften schlotterte, und statt alles Schmucks noch die gelbe und schwarze Tuchegge vom Webstuhl, als Saum, zeigte. Die weiten Pluder-

oder Pumphosen waren vorn und unter den Knien mit schmalen Lederriemen zusammengenestelt; die Strümpfe aus roher Leinwand genäht.

Wie sehr auch dieser Mensch einem gemeinen Bauersmann glich, erregte doch seine Gestalt, wie das Bemühen, das Gesicht zu verbergen, Bestürzung. Kaum hatte der Hofmeister, auf den Wink seines Gebieters, den Saal verlassen, rief Gangolf mit einem Gesicht, in welchem Entsetzen und Grimm standen: „Ist das nicht der Falkenstein, so ist's der Teufel selbst; der mich äfft!“ Damit sprang er vom Sessel hinweg und zum Gefangenen, welchem er den Strohhut vom Kopf riß. — Alle fuhren von ihren Stühlen auf mit dem Lärmen des höchsten Erstaunens. Sie sahen den Freiherrn Thomas von Falkenstein vor sich. Er hatte die borstigen Augenbraunen tückisch-finster niedergezogen und die Lippen zusammengebissen.

„Landgraf Thomas!“ redete ihn Gangolf an: „Oder Menschenräuber, oder Mordbrenner, oder welcher Name Euch gebühren mag, wie dürfet Ihr Euch hieher wagen, in diese Stadt, in dieses Haus, wo Euern himmelschreienden Verbrechen die wohlverdiente Strafe harrt?“

Der Freiherr wandte ihm stolz den Rücken und sandte einen düstern Blick umher auf die übrigen Anwesenden. Als er der Begutte gewahr ward, stierten seine Augen brennend und unverwandt zu ihr hinüber. Veronika bemerkte es, reichte ihrer Begleiterin den Arm und begab sich mit derselben in den halbdunkeln Hintergrund des Zimmers. Herr Rüdiger trat ebenfalls zurück, mit Isenhofer im leisen Gespräch, zur tiefen Mauerblende, die das Fenster bildete, und beobachtete von hier aus den Gefangenen. Der Lollhard hingegen stand zwischen seinem Sitz und dem Tische unbeweglich in gewöhnlicher majestätischer Haltung.

„Ihr lasset mich lange der Antwort warten!“ sagte Gangolf.

Der Freiherr drehte sich mit halbem Leibe gegen ihn, und über die Achsel verächtlich blickend, erwiederte er: „Wenn schon Ihr mich gefangen und gebunden habet, sollet Ihr eingedenk bleiben, daß Ihr mich geziemender zu fragen habet."

— Freiherr, sollt' ich geziemender reden, würde die fromme deutsche Sprache noch neue, unerhörte Worte für Eure unerhörte Bosheit empfangen müssen.

„Ritter Gangolf Trüllerey, ich hielt Euch von jeher für einen trotzigen Knaben, aber für nicht so schlecht, daß Ihr einen Gefangenen mißhandelt, der, hätt' er freie Hand und freies Schwert, Euch bald anders krähen machen würde."

— Gemeiner Prahler, Ihr am besten wisset, ob ich Euch je gefürchtet habe! Ihr am besten, wie Ihr wehrlose Männer, die Euch gastfreundlich empfingen, wie Ihr Räth' und Bürger der guten Stadt Brugg mißhandelt habt. Oder thatet Ihr's nicht?

„Euch hab' ich nicht Rechenschaft abzulegen, was ich über eine durch Kriegslist überrumpelte Stadt verfügte. Was steigt Euch zu Sinnen?"

— Ich hoffe zu Gott, Freiherr Thomas von Falkenstein, Ihr sollet bald, wenn nicht mir, einem höhern Richter Rechenschaft geben. Eure Mordbrennerei stinket bis über die Wolken.

„Der Brand von Brugg ist nicht meine Schuld und geschah wider mein Willen und Wollen. Ihr aber, Ihr habt das Feuer in meine Burg-Gösgen gelegt und zwo Freiherrinnen von Falkenstein, wie gemeine Weiber, zur Gefangenschaft fortgeschleppt."

— Nach ehrlichem Kriegsrecht, hoff' ich.

„Was Euch Recht ist, soll mir nicht Unrecht sein, hoff ich."

— Warum schlichet Ihr in dieser Verkleidung durchs Thor von Aarau?

„Ihr seid nicht mein Richter, sondern mein Feind."

— Ich kann Euch zum Geständniß bringen. Unser Thurm hat eine Folterkammer.

Man hörte bei diesen Worten Gangolfs das Knirschen von den Zähnen des Freiherrn durch den ganzen Saal. Er warf dem Junker einen tödtlichen Blick zu und zuckte mit den Armen am Rücken, als wollt' er die Bande sprengen.

„Warum wagtet Ihr Euch in diesen Thurm, Freiherr, da Ihr doch wußtet, daß hier nur der Tod auf Euch wartet?" sagte Gangolf weiter.

Der Freiherr sagte mit einem Ton, der von der Wuth halb erstickt war: „Ich wollte einen Molch todt treten, einen Molch!"

— In der That, Falkenstein, versetzte Gangolf, der über des Freiherrn abscheuliche Geberde die Miene in ein Lächeln zog: In der That, Ihr waret der Welt bisher als Unthier bekannt. Nun aber fang' ich an, Euch für wahnsinnig zu halten, und das wäre noch nicht das Schlimmste. Was Wahnwitz des verwirrten Kopfes sündigt, hat das Herz nicht zu verantworten. Ihr seid zuletzt unschuldiger, als ich bisher glaubte. Bei gesunden Sinnen konntet Ihr nicht den Bauernkittel anlegen und Euch allein in die Stadt wagen, um Kundschafter oder Meuchelmörder zu werden. Zu solchem Geschäft bedarf's keines Freiherrn; Ihr habt ja der Strolche genug in Lohn und Brod. Saget mir ehrlich, was suchet Ihr in Aarau, wenn nicht den gewissen Tod?

„Niemanden, wenn Ihr's wissen wollt, als nur Euch!" antwortete der Freiherr, der sich wieder zu bändigen suchte, oder, den vielleicht für einen Augenblick der Schmerz bändigte, welchen die Seile seinen Armen verursachten.

— Ist nicht vielleicht auch Eure Todfeindschaft gegen mich Wahnsinn? Hatt' ich Euch je beleidigt? Redet frei.

„Schweiget!" brüllte der Freiherr: „Schweiget, ich glaube, Ihr hofft mich zum Narren zu machen durch Spott und Hohn, auf

daß ich das Gedächtniß Eurer Frevel an meinem Hause verliere. Und bin ich gleich Euer Gefangener durch Unvorsichtigkeit geworden, und möget Ihr mich morden: es leben der Falkensteine genug, die Schmach meines Hauses in Euerm Blut abzuwaschen. Ein Bettler, und nichts mehr, wie Ihr, soll nicht ungestraft wagen, die Tochter der Falkensteine zu verstoßen, schimpflich."

— Freiherr, mäßiget Euch. Nicht ich, wenn Ihr's wissen wollet, hab' Eure Nichte, sie hat mich verstoßen. Das muß, das wird sie Euch und der Welt und Gott bekennen.

„Schweig, Bube!" schrie Herr Thomas, einem Rasenden ähnlich und mit dem Fuße stampfend: „Der Lohn soll dir werden, dir und deiner Hure von der Hard!"

— Verruchter Bösewicht! fuhr Gangolf auf: Wen wagest du .. wen meinest du? . . .

„Dich und deine . . ."

— Bei meinem Leben, das soll dein letztes Lästerwort sein! donnerte Gangolf, lief ein paar Schritte seitwärts, riß einen Degen von der Wand und aus der Scheide. Alle im Saale schrien laut auf. Veronika, außer sich, flog herbei, warf sich an die Brust des empörten Jünglings und hinderte ihn, gegen den Freiherrn zu gehen, indem sie in Angst und Zittern ihre Arme um seinen Nacken schlang. Das lähmte den Ergrimmten.

Indem trat der greise Rüdiger mit ruhiger Würde hervor, und sprach zu seinem Sohn: „Wirf das Schwert hin, Gangolf! Ich werde hier mit Meister Isenhofer bleiben, den Freiherrn allein sprechen, und sein Loos entscheiden. Verlaß dies Gemach. Führe die Jungfrauen in ein anderes. Ich will dich rufen lassen, wenn es nöthig ist."

— Mein Herr Vater, gestattet, daß ich Euch nicht verlasse! sagte Gangolf, indem er den Degen fallen ließ: Ich werde schweigen und Euch reden lassen.

Veronika hatte schon die Arme und sich selbst weit von dem Jüngling zurückgezogen, und stand, eine Uebereilung ihres Schreckens bereuend, mit niedergeschlagenen Augen vor ihm. Als er aber seinem Vater Gehorsam verweigern wollte, sah sie wieder flehentlich zu ihm auf, und sprach: „O edler Herr! Ihr dürfet nicht bleiben in diesem Saale.“

Der Jüngling, dessen Zorn vorhin durch die überraschende Handlung der schönen Begutte bezwungen war, beugte sich jetzt um Weniges und sagte: „Ich gehorche.“ Er nahm schweigend einen der Silberleuchter vom Tische und zündete den beiden Jungfrauen vor, eine Wendeltreppe höher, in das obere Gemach. Der Lollhard blieb bei den Männern drunten.

„Ich danke Euch,“ sagte die Begutte, als sie ins Zimmer traten, zu Gangolf, indem sie ihn anlächelte: „Ihr nahmet ein großes Unglück von meinem Leben hinweg.“

— Wie? erwiederte der junge Mann ein wenig betroffen: Wahrlich, der Falkenstein, glaubte ich, könnte nie auf Euer Mitleiden, geschweige auf die Huld eines reinen Herzens, wie das Eurige, Anspruch machen. Und wenn ich aller seiner Verbrechen vergessen würde, hat der Bösewicht nicht Euern beklagenswürdigen Vater gefangen fortgeschleppt? Hat er nicht Eurer Freiheit, Eurer Ehre nachgestellt, der Niederträchtige? Hat er nicht, der Vermessene, gewagt, Euch auf die blutigste Weise in meiner Gegenwart zu beschimpfen?

„Er ist ein Kind der Sünde; ja, er ist von Allem, was göttlich in ihm und außer ihm ist, abgefallen!“ antwortete Veronika: „Er ist im Schlamm der Welt untergegangen, er hasset das Reine. Aber wir, wir haben nicht gesündigt! Seine Bosheit ist nicht unsere Bosheit. Wir bleiben frei und gottverwandt.“

— Und wenn ihm das Schrecklichste gelungen wäre, Veronika,

wenn er Euch auf der Hard ertappt, entführt hätte; wenn Ihr in seiner Gewalt, in der fürchterlichen Gefahr . . .

„Glaubt Ihr mich so kleinmüthig? O edler Herr, vertrauet doch. Der Mensch kann wohl den Leib tödten, die Seele nicht. In Gott dürfen wir sonder Furcht sein. Er streckt die Retterhand zu uns, oder wir fliehen an seine Vaterbrust.“

— Wie hättet Ihr fliehen mögen, wenn der Verruchteste aller Verruchten Euch in seiner Burgen einer festgehalten haben würde?

Veronika zuckte ein kleines Messer aus silberner mit Perlmutter eingelegter Scheide, und sagte mildlächelnd: „Ich war auf jeden Fall mit diesem Schlüssel versehen, die Pforte des Lebens aufzuthun. Eine Nadel ist stark genug, die Bande des Leibes zu sprengen.“ Sie legte bei diesen Worten die Hand auf ihre Herzgegend und drückte bedeutsam mit dem Zeigefinger gegen die Brust.

Gangolf schauderte und nahm ihr die Hand von der gefährlichen Stelle. „O Veronika, und was wäre dann mein Loos gewesen?“ rief er.

Die Begutte entzog ihm erröthend die Hand, aber durchdrang ihn dagegen mit einem Blick unendlichen Wohlwollens und Vertrauens, in welchem ihre Seele zu ihm überzugehen schien. „Ihr wäret das gute, selige Kind Gottes, wie Ihr seid!“ lispelte sie halblaut: „Dürfet Ihr noch daran zweifeln? Welch ein starkes Herz habt Ihr; wie viel mag es tragen!“

— Nein, nein, theure Veronika, sagte er mit entschiedener Ueberzeugung: ich bin sehr, sehr schwach, in dem Sinne, in welchem Ihr von meiner Stärke redet.

„Ich stände ja nicht mehr unter diesem Dache,“ versetzte die Begutte: „ich würde an der Hand meines Vaters durch die nächtlichen Straßen der Stadt irren und ein fremdes Obdach suchen, wenn Ihr den Zorn in Eurer Brust nicht überwunden hättet, der

Euch schon gegen den väterlichen Befehl taub machte; wenn Ihr das Blut des Falkensteiners vergossen hättet, welches Euch . . .“

— O nicht doch! unterbrach sie Gangolf: wollt Ihr denn das Stärke nennen, was nur Ohnmacht war, weil mich Euer Wort und Blick entwaffnet hatte? Ihr möget aber Recht haben. Die menschlichen Tugenden sind oft nicht geringere Schwächen, als die menschlichen Leidenschaften, und wir besiegen eine der Ohnmachten durch die andere. Denn in der That nicht ich, sondern Ihr habt den gerechten Zorn in mir überwunden. Unter andern Umständen würd' ich mich meiner Nachgiebigkeit geschämt haben.

„Nennet ja nicht die Tugend menschliche Schwäche, edler Herr. Sie ist unser Geistesorden, unser Sein. Sie ist das Licht der Gottheit, das Durchdrungenwerden von der himmlischen Liebesmacht. Der Gehorsam des Geschöpfs ist nie Schwachheit. Ihr werdet in diesem Gehorsam allezeit stark genug bleiben, die Widerspenstigkeit der sündlichen Natur zu bezwingen.“

— Soll ich stärker und frömmer werden, als ich bin, Veronika, so dürfet Ihr nur nie von mir scheiden; denn ich fühl' es, durch Eure Gegenwart allein kann ich Kraft empfangen, göttlicher zu denken und zu handeln.

„Nichts soll mich von Euch scheiden, nichts kann es,“ sagte sie mit zärtlicher Treuherzigkeit und reichte ihm die Hand, wie zum Bunde, „nichts als die Sünde!“

Er drückte die Hand an sein Herz und sagte: „O Veronika, so weiche du denn nie von meiner Seite, und die Sünde wird nie bei mir einkehren, so lange du der Cherub bist, der das Paradies meines Herzens hütet. Mein Leben ist dem deinigen verlobt, verlobe das deinige mir.

Sie antwortete nicht. In anmuthiger Verlegenheit neigte sich ihr Antlitz auf die Brust nieder. Er zog sie an sich und küßte zitternd ihre Stirn. Sie wollte sich sanft zurückbewegen. Ver-

wirrung, Liebe und Bangigkeit malten sich in den Zügen ihres Angesichts, als sie mit stummflehenden Augen zu ihm aufblickte. Seine Lippen berührten die unentweihten der Jungfrau. „Meine Verlobte, meine Braut!“ flüsterte er ihr im reinsten Entzücken.

Sie antwortete: „Meine Seele in Gott, ja denn, sie sei die Braut deiner Seele. Fern sei jeder unheilige, irdische Gedanke von uns!“

— Und nie mehr verläßest du diese Burg, Veronika! sagte er.

„Nie weicht meine Seele von deiner Seele, bis eine Sünde zwischen uns beide tritt!“ erwiederte sie ruhiger und voller Hoheit: „Mein Geist wird auch in dem deinigen leben, wenn ich schon nicht inner diesen Mauern wohne, sondern mit töchterlicher Liebe die Schritte des Vaters, fern von dir, begleite. Vergiß nie, nur die Verlobte und Braut deiner Seele darf ich sein! Andere Gedanken entferne ewig.“

Gangolfs Bestürzung war bei diesen Worten unbeschreiblich. Er ließ die Hand Veronika's fallen und sagte: „Wie denn, meine Veronika? deinem Vater in die Ferne folgen? Du, meine Braut, nicht meine Gemahlin vor Gottes Altar?“

Sie schüttelte zärtlich lächelnd das Köpfchen und erwiederte: „Meine Seele bleibt in der deinigen; nicht Entfernung, nicht Tod sollen sie von dir scheiden. Aber des Irdischen entschlage dich, Freund meines Lebens. Das Irdische haben wir beide Gott geopfert. Nichts von Altar, nichts von Vermählung! In göttlichen Verhältnissen gehen die weltlichen unter.“

Es würde vielleicht noch tausend Andern an Gangolfs Stelle ergangen sein, wie ihm. Er hörte mit traurigem Erstaunen die Worte der Begutte, die, wie eine Heilige aus fremden Welten, vor ihm stand, in der nichts Irdisches mehr zu leben schien, und die dasselbe sogar nur wie eine Trübung ihres reinen, himmlischen Glanzes betrachten konnte. Es war umsonst, daß er seine natur=

gemäßen Einwendungen mit der feurigsten Beredsamkeit vortrug. Veronika wußte noch beredter mit wenigen Worten zurückzuweisen. Es war umsonst, daß er betheuerte, ihre Entfernung werde alle Freuden seines Daseins tödten. Eben dies billigte und pries sie, weil er nur so, den Reizen des Lebens absterbend, Leben und Tod als einerlei ansehen und ganz Gott gehörend sein würde. Er rief zuletzt sogar die Begleiterin Veronika's zu Hilfe, die bisher, als stumme, doch aufmerksame Hörerin, durchs Fenster nach den Sternen über den schwarzen Gebirgszacken gesehen hatte. Er erzählte, wie einer Vertrauten und Schwester, seinen ganzen Lebenslauf, seine Liebe und seine Leiden, und ermahnte sie, Recht zu sprechen in diesen Dingen. Gritli hörte den Jüngling mit vieler Andacht; nahm dann schmeichelnd in ihre beiden Hände die Hand der Begutte, und schmiegte sich an die Freundin mit einem Seufzer, ohne ein Wörtchen zu sagen. So blieb er sein eigener Sachwalter, aber Veronika in ihrem heiligen Sinne unwandelbar.

Anderthalb Stunden waren bald in solchen Unterhaltungen, wie anderthalb Minuten, verflossen, und die Väter im untern Zimmer mit dem Freiherrn von Falkenstein ganz vergessen worden, als sich die Thür öffnete. Isenhofer trat mit heiterer Miene herein und rief: „Kommet, jetzt ist's in Ordnung! Alles abgethan und berichtigt."

Mehr mit dem beschäftigt, was eben geschehen und geredet war, als mit dem, was kommen sollte, folgten die Drei dem Führer schweigend in den Speisesaal. Gangolf sah da, mit Erstaunen, den Freiherrn entfesselt umhergehen. Auf dem Tische standen Feder und Dinte, neben einem von Isenhofers Hand überschriebenen Pergamentblatt. Der Lollhard schlug eben seine Arme um den tief bewegten alten Rüdiger und sagte: „Nun, Bruder, du hast ein löblich Werk vollbracht und deine Seele geheiligt!"

Gangolfs Blicke verfolgten befremdend den freigelassenen Land-

grafen. Herr Rüdiger aber wandte sich zu seinem Sohn, zeigte ihm des Herrn von Falkenstein Unterschrift auf dem beschriebenen Pergament und sagte: „Herr Thomas von Falkenstein, frei, hat uns die Urfehde beschworen, unterschrieben und besiegelt, während des jetzigen Krieges und zu keiner Zeit in das Gebiet unserer lieben Herren von Bern oder der freien Städte des Aargau's feindselig einzutreten, weder aus eigener Willkür noch auf fremden Befehl und unter andern Panieren. Dagegen wollen wir ihn ungeschädigt von uns entlassen, um so mehr, da er allein, ohne Helfershelfer, ohne Waffen, ohne feindselige Absicht, nicht einmal in ritterlicher Kleidung, in die Stadt gekommen, auch nicht mit ehrenhafter Kriegsart in unsere Gewalt gefallen ist."

— Ist mit ihm und Seinesgleichen auf ehrenhafte Weise zu unterhandeln? rief Gangolf unwillig, indem sich seine Stirn über die düster funkelnden Augen runzelte.

„Schweig!" rief Herr Rüdiger.

— Wie könnet Ihr glauben, mein Herr Vater, fuhr Gangolf fort: daß er mit andern, als höllischen Absichten in die Stadt kam?

Hier trat der Freiherr einen Schritt näher gegen Gangolf und sagte: „Ich könnte jeder Rechtfertigung oder Entschuldigung gegen Euch enthoben sein. Aber ich bin noch jener von mir beleidigten Jungfrau Erklärung, Genugthuung und Abbitte schuldig. Ich wußte nicht, daß sie die Freiin Veronika von End war, nicht daß Freiherr Jörg im Lollhardenkittel stecke. Mag sie ihrer Schönheit verzeihen, daß ich zum Narren geworden, daß ich . . . genug, wißt's, hört's, ich jagte nur ihr nach, wollte nur aushorchen, ob sie im Freihof wohne. Ich hätte mich auch nie in die Stadt gewagt, wär' ich nicht durch den Anblick einer verfluchten alten Hexe, der ich den Tod geschworen, dann durch Vermuthung, daß eines der flüchtenden Mädchen die Begutte sei, bethört worden. Vermittelst Verkleidung traut' ich mir zu, unerkannt,

Euch allen zum Trotz, die Zigeunerin mitten im Freihof zu züchtigen, und die schöne Begutte zu entführen. Habet Ihr daran nicht genug, steh' ich Euch überall, auf anderm Boden, Rede."

— Wenn mein Vater, antwortete Gangolf, unsere persönliche Sache von der öffentlichen trennen zu dürfen glaubt, muß ich seinen Willen ehren. Ihr bleibt mir darum nicht minder Genugthuung schuldig.

„Junker, Ihr sollt des Antworters nicht entbehren."

— Ich werde sie fordern, rief Gangolf, und müßt' ich Euch in den Tiefen der Hölle suchen.

„Still, still, mein Freund!" sagte Veronika und legte ihre Hand auf Gangolfs Brust: „Gott möge fordern, nicht du. O Gangolf, willst du zwischen deiner und meiner Seele so früh die Scheidewand ziehen?"

Herr Rüdiger Trüllerey wandte sich an seinen Sohn und sagte: „Bis jetzt ist Freiherr Thomas unerkannt im Freihof. Wir haben ihm gelobt, zu verschweigen, so lang' er seinerseits nicht Eid und Urphede bricht, daß er schimpflicher Weise in unsere Hände gefallen sei. Gelob' ihm auch du, und reich' ihm die Hand an Eidesstatt!"

Gangolf schwieg finster. Veronika nahm seine Hand und lispelte schmeichelnd: „Handle in Großmuth. Segne den Feind, der dir flucht."

„Ich gehorche!" sagte der Junker mit finsterer Stirn, und reichte dem Freiherrn von Falkenstein die Hand mit unwillkürlichem Schauder und weggewandtem Gesicht.

— Ist unsere Sache abgethan, Herr Rüdiger Trüllerey, sagte der Freiherr, so erfüllet Euer Wort und setzet mich in Freiheit.

„Meister Isenhofer wird Euch führen!" antwortete Herr Rüdiger: „Geht ohne Scheu und Geheimniß durch den Haufen meiner Dienerschaft. Heimlich könnte nur verderbliches Aufsehen und Neugier wecken. Niemand hat Euch erkannt."

Der Freiherr nahm Abschied. Isenhofer begleitete ihn. Auf ähnliche Weise war auch kurz vorher schon die Zigeunerin beschenkt, aus dem Freihof und zum Stadtthor hinausgebracht worden.

Alle befanden sich durch die Vorgänge dieses Tages, zumal durch die letzten Auftritte, in sehr erregter Gemüthsstimmung, selbst der Lollhard; nur fehlte es der Stimmung an Einklang. Herr Rüdiger mahnte seine Gäste, die verlassenen Plätze der Tafel einzunehmen. Er selbst gab das Beispiel, ließ sich auf den Wappenstuhl nieder, und füllte die Silberbecher von neuem.

„Das ist mir ein recht heiliger Tag geworden, Kinder," sagte er gerührt, „er hat mich mit Himmel und Erde versöhnt. Selbst die stürmische, tolle Unterbrechung unseres Festes mußte den Glanz desselben vermehren."

— Gott ist groß! rief der Lollhard, und reichte dem alten Ritter die Hand: Heil dir, mein Bruder! Du hast auf dem Haupte eines Todfeindes feurige Gluth gesammelt, und einen Schritt zu Gott gethan.

„Preise mich nicht, Freund," antwortete Herr Rüdiger: „Hier war vielleicht mehr Klugheit, als Gottesfurcht. In meiner Macht lag freilich, den Bösewicht Thomas zu verderben, oder an Bern auszuliefern; aber mir fehlte zum ersten das Recht, zum zweiten die Verpflichtung. Ich hatt' ihn nicht mit Waffen auf ehrliche Weise, wie Kriegsmännern geziemt, zu meinem Gefangenen gemacht. Jetzt hab' ich ihn gegen Stadt und Land von Bern entwaffnet, und die Blutrache der Falkensteine von Aarau und meinem Hause abgewendet."

— Es mag Edelthat gewesen sein, mein Herr Vater, sagte Gangolf mißmuthig, auch wohl kluge That. Doch verzeiht, wenn sich mein Innerstes fort und fort dagegen empören will. Denn Freilassung des Ungeheuers scheint ein ewiges Unrecht gegen Alles zu sein, was Ehre, was Vortheil der Eidgenossen, was Berns

Nutzen, was Bruggs mordliche Verwüstung gebieten. Wenn ich einen Drachen ertappe, soll mich das Erbarmen mit einem Gottesgeschöpf nicht weich, die Klugheit nicht feige machen. Ich soll ihn tödten, und müßt' ich im Kampfe gegen ihn mit umkommen. Ritterehre versperrt mir die Flucht, und meine Schuld gegen eine bedrohte Welt untersagt mir das Erbarmen. Es ist aber nun geschehen. Ich bin von ihm blutig beleidigt worden, er hat wider diese Heilige blutig gesündigt: dafür soll er mir zu anderer Zeit blutig abbüßen.

„Gott ist groß!" rief der Lollhard: „Ist der Sünder ohne Hoffnung an die Sünde verloren und zum Tode reif, wahrlich, er wird dem Arm des göttlichen Zorngerichts nimmer entrinnen. Sprechet nicht von Ehre, und Pflichten der Ehre, im Sinne der Welt, und täuschet Euch nicht in abergläubiger Furcht vor diesem selbstgeschaffenen Götzen der Barbaren. Die Ehre dieser Welt ist des Teufels Strick, mit dem er die Menschheit festhält, daß sie sich zu den göttlichen Höhen nicht aufschwinge."

„Vergiß, vergiß, edler Freund!" seufzte Veronika mit stilltrauerndem Blick auf Gangolf, und glich, in der Wehmuth ihres Antlitzes, einem Engel, welcher über den drohenden Fall seines Lieblings klagt, dessen Schutzgeist er ist: „Vergiß und vergib! O wie wird's dir so schwer, höher zu stehen, als die Welt mit ihren Vorurtheilen und Leidenschaften, als das Leben mit seinen Thorheiten! Willst du mich entfernen und verstoßen, edler Gangolf? O was muß ich denn geben, um dein Herz loszukaufen von der Rache?"

Gritli legte ihren Arm um die Begutte und ihr freundliches Gesicht an die Achsel derselben, indem sie schelmisch zu ihr hinaufflüsterte: „Ich wüßte den Preis wohl!" Veronika senkte einen lächelnd strafenden Blick auf die Gefährtin, wie eine Mutter auf ihr muthwilliges Kind.

Herr Rüdiger horchte zum andern Male hoch auf, als er das trauliche Du der Begutte gegen seinen Sohn hörte. Er betrachtete Beide; dann sah er den Lollharden bedeutsam an und sprach: „Will mich's doch schier bedünken, treues Bruderherz, daß unsere Kinder sich auf derselben Stätte schon begegnet sind, wo sich unsere Wünsche vor wenigen Tagen durchkreuzten."

— Laß die Vorsehung walten! erwiederte der Lollhard ernst und warf einen forschenden Seitenblick auf sein Kind.

„Fräulein," redete Herr Rüdiger zu Veronika, „pflanzet die letzten Blumen in den schönen Freudengarten, zu welchem mich die großmüthige Freundschaft Eures Vaters geführt hat."

Veronika blickte, indem sie beide Hände auf ihre Brust mit Innigkeit legte, erst ihn an, dann zum Himmel mit stiller Inbrunst, als wollte sie sagen: „O wie gern, o daß ich's könnte!"

„Wollet Ihr mir alten Mann erlauben," fuhr Herr Rüdiger fort, „daß ich Euch das Du gebe, welches Ihr meinem Gangolf vergönnet? Wollet Ihr auch meine Tochter sein?"

Veronika erhob sich in liebreizender Demuth von ihrem Sitze, ging zum Sessel des Greisen, kniete vor ihm hin, nahm seine Hand und küßte sie. Er beugte sich über sie herab, küßte ihre Stirn, blickte mit thränenvollem Auge erst den Lollhard, dann wieder seinen Sohn an, der neben ihm saß, ergriff schweigend dessen Hand, legte sie in die Hand Veronika's, und rief mit bebender Stimme zum Lollhard, der ihm zur Rechten saß: „Es will mir mein Herz brechen. Komm, mein Bruder, und segne sie!"

Gangolf, als er Veronika's Hand in der seinen fühlte, sank neben der Begutte vor dem Vater auf die Knie, küßte erst die Hand desselben, dann schlug er beide Arme um Veronika und zog die Zitternde an sein Herz. Der Lollhard erhob sich ernst vom Sitze. Die Thür öffnete sich; Isenhofer trat herein. Die Ueberraschung des Anblicks hemmte seinen Schritt.

„Das ist mir der rechte Feierabend zu diesem feierlichen Abend!“ rief er.

38.

Das Nachwort.

Hier bricht die Geschichte plötzlich ab. Ich weiß beinahe selber nicht, ob am gehörigen oder ungehörigen Ort. Ich könnte nicht einmal sagen, ob die Begutte das Tochterwerden so verstanden habe, wie es Vater Rüdiger gemeint zu haben schien. Ja, was das Schlimmste ist, ich könnte sogar nicht sagen, ob Veronika ihrer reinen Seelenliebe je einen irdischen Beisatz gestattet habe. Fast möcht' ich daran zweifeln, wenn anders nicht die ganze Natur mit Gangolf in Bund gegen den Heldenmuth der frommen Selbstüberwinderin getreten ist.

Nur so viel weiß ich, daß Gangolf keine unmittelbaren Erben hinterlassen hat. Er erreichte ein hohes Alter; war, laut der geschriebenen Chronik, noch im Jahre 1504 der Stadt Aarau Schultheiß und starb in demselben Jahre. Mit ihm erlosch das alte Adelsgeschlecht dieses Namens im Aargau. Seine Erben und Verwandten verkauften im Jahre 1515 die alte Veste Rore, oder den Freihof, mit zugehörigen Zinsen, Zehnten und Gefällen an die Bürgerschaft von Aarau. Diese ließ den Burggraben, welcher darum gegangen, ausfüllen; am Gebäude viele Aenderungen machen und dasselbe zum Rathhaus einrichten. Noch heut' steht der Thurm Rore, verkleidet von seinen Angebäuden, fast unsichtbar, und seine starken Mauern und Zimmergewölbe sind der Stadt Urkundenkammern geworden. Die Freiheit aber, welche von Alters her darin gewesen, wurde auf den Kirchhof verlegt, den man mit höherm Gemäuer umgab.

Es scheint auch, daß Thomas von Falkenstein seine beschworne

Urphede treulich gehalten habe, von der, weil sie Geheimniß blieb, die Muse wohl mehr, als jene Chronik weiß. Doch seine Tücke ließ er darum keineswegs gegen das Haus Trüllerey und gegen die Stadt Aarau fahren. Als Beweis dient, daß er noch fünf Jahre später eine der abscheulichsten Handlungen beging, freilich auf eigenem Grund und Boden. Die Chronik von Aarau erzählt sie folgendergestalt: „Anno 1449 den 6. Mai, Sahen die von Arauw jenseits dem Berg gegen dem Frickthal ein Feuer aufgehen, ließen derenthalben 19 Bürger zu hülff lauffen, da sie aber gen Wölfflißwyl kamen, warteten die Soldaten, welche in Thomas von Falkensteins Dienst waren, verborgener Weis, bis die von Arauw kammen, als Sie vorhanden, wütschten sie herfür, Schlugen die feuerläuffer zu tod. Sinth diser Zeit sind die hiesigen feuerläuffer nicht mehr obligirt in das Frickthal feur zu lauffen."

Die Namen der Erschlagenen sind alle aufgeführt. Von den heut' vorhandenen Geschlechtern der Stadt erscheint darunter keins. Diese sind in Aarau kaum älter, als die Reformationszeit, in welcher wieder andere der ehemals blühenden ausgewandert sind.

Auch das Geschlecht der Falkensteine verschwand schon mit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gänzlich aus diesen Gegenden. Ihre Schlösser und Güter kamen durch Kauf an Solothurn und Basel.

Inhalt.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Sechster Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

Sechster Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Sechster Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Sechster Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Der Flüchtling im Jura.

1.

Die Flucht.

Nachdem sich die französische Regierung im Jahr 1798 in die bürgerlichen Unruhen der Schweizer gemischt, den alten Bund der Eidgenossen zerstört und das ganze Gebirgsland mit ihrem Kriegsvolk überschwemmt hatte, wurden mehrere der achtbarsten Männer des Landes von den Siegern ins Innere Frankreichs fortgeschleppt, um entweder als Geißeln für die Summen zu dienen, welche den sogenannten oligarchischen Städten zu zahlen auferlegt waren, oder um Männer zu entfernen, deren Einfluß und Ansehen beim Volk man kannte, und deren entschiedenen Haß gegen die neue Ordnung der Dinge man fürchtete.

Für einen solchen hätte man auch einen jungen Schweizer halten können, der, sorgfältig bewacht, in der letzten Maiwoche 1799 über Lausanne und Yverdon nach Besançon geführt wurde. Allein er schien zu jung, um bei seinem Volke eine bedeutende obrigkeitliche Würde haben bekleiden zu können; er mochte kaum dreißig Jahre zählen. Und im Aeußern verrieth er nicht Reichthum genug, um Bürge von irgend einer gebrandschatzten Stadt zu sein. Er fuhr auf einem elenden Leiterwagen; zwei französische Soldaten saßen neben ihm, je einer ihm zur Seite. Deren geladene Gewehre lehnten auf einem Strohbund vor ihnen, das zum Sitze eines Bauers diente, der vermuthlich Eigenthümer des Fuhrwerks war.

Bei dem allem erregte der Gefangene die Theilnahme jedes Vorübergehenden. Eine schlanke Gestalt, eine geistvolle Gesichtsbildung,

ein stolzer, durchdringender Blick großer blauer Augen, eine würdevolle Haltung schienen zu verrathen, er müsse von guter Erziehung sein. Noch mehr zog der Anblick seines blassen Antlitzes das Mitleiden an, da man seinen grauen, vorn eingeknöpften Frack und den grünen Sammetkragen am Halse überall von schwarzrothen Blutflecken besprengt sah, und man es für sein eigenes, vielleicht im Kampfe ums Vaterland vergossenes Blut halten mußte; denn er verrieth etwas Schmerzhaftes in seinen Bewegungen, eine große Entkräftung, und redete nur mit schwacher Stimme.

Die kriegerischen Begleiter, ein Caporal und ein Gemeiner, behandelten ihn mit einer gewissen Höflichkeit und Schonung, und suchten ihm sein Loos so gut, als möglich, zu erleichtern. Dazu mochte auch seine Freigebigkeit etwas mitwirken; denn er sorgte, wo angehalten wurde, immer dafür, sie mit einem Glase guten Weins zu erquicken.

Als sie ihn im Dorfe Balaigues, wo sie unweit der französischen Grenze übernachtet hatten, in der Morgenfrühe zum Leiterwagen führten, war er so schwach, daß er ohnmächtig zwischen ihnen zu Boden sank. „Lasset mich hier sterben, wenigstens auf Schweizerboden sterben,“ sagte er mit gebrochener Stimme: „denn lebend bringet ihr mich doch nicht nach Besançon.“

Die Soldaten trugen ihn in die Wirthsstube zurück und schienen verlegen; sie fürchteten, er werde unter ihren Händen den Geist aufgeben. Jeder im Hause eilte herbei und umringte den Unglücklichen. Man wollte nach einem entfernt wohnenden Arzt schicken. Die Soldaten verbaten dies aber und meinten, er werde sich schon erholen.

„Wahrhaftig,“ sagte der Caporal, „es thut mir leid; aber fort muß er, und heute wenigstens nach Pontarlier, lebendig oder todt. Er ist mir übergeben, ich habe meine Verhaltungsbefehle; also vorwärts. Nehmet ihn und leget ihn auf den Wagen.“

Der Gefangene schlug die Augen auf, sah den Caporal finster von der Seite an und begehrte Kirschwasser und Brod. Er aß einige Bissen, steckte den Ueberrest zu sich, und stürzte drei bis vier Gläser des stärksten Getränks hinunter, ohne eine Miene zu verziehen.

„Alle Wetter!“ rief der Caporal, der den Kirschgeist ebenfalls versucht hatte: „Das thue ich ihm nicht nach, obschon ich kerngesund bin. Er säuft noch wie ein Russe!“ — Die gesammte Gesellschaft des Wirthshauses, welche den Gefangenen umgab, gerieth nicht minder in Erstaunen über die Trinklust des Todtkranken. Dieser aber zahlte den Wirth, stand auf und bat, daß man ihn unterstützen möge, um zum Wagen zu gelangen. Man hob ihn auf den Sitz des Karrens. Die Soldaten setzten sich zu jeder Seite neben ihn, und fort ging es über die Grenze ins französische Gebiet.

Nach einigen Stunden erreichte man Chaux-de-Joux, wo sich die Berge und Felsen zum Engpasse La Cluse zusammenziehen. Hier stöhnte der Gefangene schmerzlicher, und schien nicht mehr Kraft genug zu haben, aufrecht zwischen den Wächtern bleiben zu können. Er schlug seine Arme seitwärts um ihre Achseln, um sich auf diese Weise zu halten.

Aber plötzlich fuhr es den erschrockenen Soldaten in den Nacken, wie Riesenkrallen, drehte gewaltsam ihre Köpfe gegen einander und schmetterte deren Gesichter zu wiederholten Malen mit so fürchterlicher Kraft zusammen, daß von Stirnen und Nasen das Blut stromweise rann und die beiden Kerle betäubt und sinnlos vor sich niederstürzten. Als der Bauer auf dem Strohbund hinter sich blickte, und die Soldaten im Blute schwimmend, den Gefangenen vom Wagen gesprungen und im Begriff sah, die Gewehre der Soldaten zu ergreifen, sprang er ebenfalls mit Grausen vom Sitze herab und floh. Er hörte hinter sich ein Krachen, und sah,

wie der Gefangene die Kolben beider Gewehre am Boden zerschlug, sie hinwarf und davon eilte, erst eine weite Strecke der Landstraße, dann jählings seitwärts bergan. Wie ein Gems setzte der Flüchtling über Fels und Klippe. Als hätte er Flügel, so ging es mit ihm die steilsten Felsen hinauf, wo gewiß vor ihm nie der Fuß eines Menschenkindes gestiegen war. Dann verschwand er im Gebüsche zwischen Steinblöcken, in denen das Gebirg zerfallen lag.

Weder der verblüffte Fuhrmann, welcher glauben mochte, der halbtodte Gefangene sei vom Teufel besessen, noch die beiden Kriegsmänner, welche lange nicht zur Besinnung kamen, dachten daran, den Entsprungenen zu verfolgen. Um so mehr ist's unsere Pflicht, ihm nachzueilen, damit wir wissen, wohin er kam.

Der junge Mann, welcher wahrscheinlich schon längst Entwürfe der Befreiung gemacht haben mochte, hatte seine Rolle, als Sterbenskranker, meisterhaft gespielt, um Argwohn und Wachsamkeit der Hüter einzuschläfern. Denn jetzt wandelte er mit großen, leichten Schritten bergauf, bergab, immer nordwärts, den wildern, höhern Bergen des Jura zu. Er wich nie von der einmal angenommenen geraden Richtung, als wenn ihn diese irgend einer einsamen Berghütte zu nahe brachte, oder einer fernen menschlichen Gestalt. Gebahnte Wege waren nicht seine Wege. Er schöpfte erst Athem, als er nach zwei oder drei Stunden den steilen Rücken eines der höhern Berge erreicht hatte, von wo er die umliegende Gegend zu durchmustern gedachte.

Hier stand er still, hoch über den Thalen und Heimathen der Menschen, in der lautlosen Wildniß, die nur der einsiedlerische Adler liebt. Er trank in tiefern Zügen eine reinere Luft, deren kühler Strom den Schweiß seiner Stirn trocknete, und wohlthuend durch das helle Gold der Haarlocken floß. Unter seinen Füßen schwankten die Tannenwipfel des Abgrundes. Morgenwärts strichen, bald in geraden Reihen, bald unterbrochen, die langen wal-

digen Rücken der Berge hin, welche den einförmigen grünen Teppich der Thäler einschlossen. Ein unendliches grünes Wogengemälde schien es, auf welchem aber die Spitzen der breiten, ungeheuern Wellen vom finstern Himmel geschwärzt standen. Abendwärts stufte sich das Gebirg in die französischen grauen Ebenen nieder, über welchen Waldstreifen, wie Wolkenschatten, gelagert waren. Im Mittag glänzten weit hinter den Seen und Ländern die silbernen Schaaren der Alpen hervor am Horizont, wie aus Strahlenduft gewoben, gleich erstarrten, zackigen Wolken. Dahin wandte der Flüchtling lange die Augen, ernster, sinniger, düsterer. Dann durchirrte sein Blick noch einmal die nähern Niederungen, um sich für die Fortsetzung seines Weges zurecht zu finden.

Nachdem er sich erfrischt, ging er auf dem scharfen verwitterten Grath des Gebirges entlang, einen Felsenkopf desselben zu erreichen, welcher noch freiere Aussicht über einzelne Bäume verhieß, die ihm entgegenstanden.

2.

Die Sibylle.

Wie er über die losen Stücke des kahlen, grauen Felsgetrümmers, die von seinem Fuße berührt in die Abgründe prasselnd niederrollten, zur Höhe der Steinkuppe gelangt war, überraschte ihn hier der Anblick eines menschlichen Wesens. Es war eine betagte Frau, die auf einem bemooseten Felsblocke saß und unbeweglich in die blaue Ferne hinausstarrte. Ihr Wamms und Rock von einem halbwollenen, nußbraunen Zeuge, in welchem die weißen Linnenfäden des Gewebes durch langen Gebrauch schon sichtbar wurden, verkündigten Aermlichkeit. Doch ihre weiße Haube und das blaue kleine Halstuch, nebst der rothgestreiften Schürze von grober Leinwand, zeigten bei aller Armuth eine gefällige Sauberkeit.

Ihre dürre Rechte lehnte sich auf einen Krückenstock von Schwarzdorn. Der linke Arm, mit dem Ellenbogen auf das Knie gestemmt, stützte mit der Hand das Kinn. Ihr von der Sonne gebräuntes, welkes Antlitz wäre durch eine gewisse Gutmüthigkeit des Ausdruckes nicht unangenehm gewesen, wenn nicht um Kinn und Lippen ein weiches, falbes Barthaar, wie ein grauer Schatten, geweht hätte.

Der Flüchtling betrachtete sie eine Weile schweigend; dann grüßte er mit lauter Stimme. Die Alte wandte sich, aus ihrem Nachdenken erwacht, dankend gegen ihn und betrachtete aufmerksam, doch ohne Verlegenheit, seine Gestalt. Er setzte sich ihr gegenüber, zog sein Brod hervor und hielt sein einfaches Mahl, indem er über das Wetter und die Gegend einige Worte hinwarf, um ein Gespräch anzufädeln. Die Alte, keine Silbe erwiedernd, starrte ihm fort und fort ins Gesicht. Auch als er ihr endlich durch seine Fragen Antwort abgewann, gab sie diese wie eine Person, deren Geist mit andern Gegenständen beschäftigt ist, und offenen Auges träumt. Inzwischen erfuhr er doch, und das beruhigte ihn nicht wenig, er sei nicht mehr auf französischem Grund und Boden, sondern im Gebiete des Fürstenthums Neuenburg, und zwar auf einer Höhe des Gros-Taureau, in der Nähe des Dorfes Les Verrieres.

„Woher sind Sie, wenn mir die Frage erlaubt ist?" sagte nach einem abermaligen langen Schweigen die Alte, deren Blicke noch immer träumend an seinem Gesichte hingen.

Er zeigte mit der Hand nach Morgen und sagte: „Mein Haus ist dort hinten, wo die letzten Alpen kaum noch sichtbar sind."

„Aus dem Bündnerlande?" fragte das Mütterchen etwas belebter. Der Flüchtling wandte den Blick auf die Seite, und konnte bei der Frage eine gewisse Ueberraschung nicht verhehlen, die er empfand. „Ungefähr!" erwiederte er.

„Fürchten Sie sich nicht vor mir!" sagte die Alte: „Sie sind

bei uns vollkommen sicher. Nicht so, Sie kommen aus Frankreich, etwa von Pontarlier; sind gefangen gewesen, entwischt?"

Der junge Mann trug kein Bedenken, es zu gestehen.

„Und das ist Menschenblut?" sagte sie, auf die Flecken seines grauen Rockes und der Beinkleider zeigend: „Das da noch ganz frisch!"

Der Flüchtling bemerkte jetzt selbst erst die frischen Blutflecken an seinen Kleidern. Er erzählte unverhohlen, auf welche Weise er den Soldaten unweit Pontarlier entronnen sei, und erkundigte sich, ob er im Neuenburgischen vor Gewaltthätigkeit und Nachstellung der Franzosen sicher sein könne.

„Allerdings!" erwiederte die Alte: „Denn Preußen hat mit Frankreich Frieden, und der König von Preußen ist der Souverain des Landes. Gewalt haben Sie nicht zu besorgen; doch thun Sie weise, in abgelegener Gegend zu leben, und der Hinterlist auszuweichen. Dazu bin ich hierher gekommen, es Ihnen zu sagen."

„Was?" rief der Flüchtling: „Ihr habt doch nicht wissen können, Mütterchen, daß Ihr mich hier finden würdet."

„Trotz Ihrem Zweifel, junger Herr, ward ich Ihretwillen hergesandt."

„Das ist unmöglich!" rief der Flüchtling: „Mich kennt keine menschliche Seele in diesem Lande, das ich in meinem Leben zum ersten Mal berühre."

„Aber dieses Land wird Ihnen bald unvergeßlich werden, und bald so lieb, wie Ihr Land in den hohen Alpen. Dort wohnten Sie im weiten, großen Thale. Ich sehe Ihr schönes Haus beinahe in der Mitte desselben unter hohen Bäumen an einem wilden Bache, der vom nahen Gebirge daherrauscht. Die grauen Felswände steigen seitwärts schroff in die Wolken, und im Hintergrunde der Landschaft, wo sich das Thal schließt, scheint es wie von Eis- und Schneebergen verrammelt. Das ist hier ganz anders. Unsere Berge sind dagegen nur Hügel."

Der junge Mann stierte die alte Frau mit großen Augen an und fragte verwundert: „Habt Ihr meine Heimath gesehen? Sagt mir denn, wie heißt sie?“

Die Alte erwiederte: „Ich weiß keinen Namen, aber ich glaube, sie sehr deutlich zu sehen; und Sie, junger Herr, mit der Jagdflinte in den hohen Bergen, sehe ich auch, von einem Freunde begleitet. Sie sind ein wackerer, rechtschaffener Mann. Halten Sie fest an Ihrer Redlichkeit. Sie haben es immer gut gemeint; doch Sie würden weniger Verdruß gehabt haben, wenn Sie nicht zu brausend, nicht auf körperliche Stärke manchmal zu trotzig gewesen wären. Recht gut, daß Sie sich noch nicht verheiratheten, ob man Sie gleich einige Male zwingen wollte. Es gab viel Streit im Hause. Jetzt sind Sie frei, wie der Vogel in der Luft. Man hat Sie oft gefragt, ob Sie von einer Liebschaft gefesselt wären, weil Sie jede vorgeschlagene Vermählung ablehnten. Sie sagten mit Wahrheit Nein. Aber jetzt fragt Sie Keiner, und doch tragen Sie eine Sehnsucht mit sich in der Welt herum, und wissen nicht, wo Balsam kaufen für die heimliche Wunde. Ja, ja, ich rathe, gehen Sie in den Feentempel und fragen Sie da den Schlaf um einen offenbarenden Traum.“

Die Alte schwieg, aber stierte ihn noch immer an. Ihre Augen, während sie sprach, schienen sich hervorzudrängen, und in ihren verwandelten Gesichtszügen lag etwas Feierliches. Der Flüchtling hingegen saß vor ihr wie versteinert. Er horchte noch immer, als sie schon zu reden aufgehört hatte.

„Wenn Ihr mich nicht kennet, wer hat Euch, Mutter, das Alles erzählt?“

„Wer kann mir erzählen, junger Herr, was Sie Niemandem erzählt haben? Aber Sie hätten mich nicht stören sollen!“ setzte sie unwillig hinzu, rieb sich die Augen und schien, wie eine Erwachte, munter zu werden. Sie sah links und rechts, dann ihn

wieder, und sagte: „Nun geht Alles hin, wie Nebel, und es ist mir doch, als hätte ich für die Zukunft noch viel zu Ihrem Besten sagen sollen. Nun ist's hin."

„Woher wisset Ihr, was Ihr mir da saget?" fragte der Fremde.

Die Alte hob beide Hände mit ausgespreizten Fingern hoch in die Luft, sie irre hin und her bewegend, den Blick in die Ferne gewandt und dazu den Kopf schüttelnd, als wollte sie mit dieser sonderbaren Geberde sagen: „Es kommt, ich weiß nicht, von wannen; und wüßte ich's, würde ich's nicht sagen dürfen."

„Könnet Ihr mir noch mehr erzählen, Mütterchen?"

„Es ist vorbei, Alles vorbei! Dunkel zieht's noch dem Vorigen nach, als ständen seltsame Sachen bevor. Sie haben Anlagen zum Glück; das Unglück sucht Sie eben deswegen auf. Mehr weiß ich nicht."

Wie eine weissagende Sibylle saß die Alte auf dem Felsgipfel des Gebirges vor ihm. Es war ihm unheimlich bei ihr. Fast hätte er sie für eine der geheimnißvollen Gestalten gehalten, von denen der Aberglaube meint, sie wohnen im Innern der Berge und erscheinen den Hirten oder verirrten Wanderern bald als Zwerge, bald als tanzende Elfen, bald als andere abenteuerliche Wesen. Manchen Augenblick glaubte er, er habe es mit einer Wahnsinnigen zu schaffen, die sich in den Gebirgen dieser Gegend umhertreibe. Aber wenn er an das dachte, was sie ihm von seinen häuslichen Verhältnissen, von seiner Persönlichkeit und von seiner Vergangenheit gesagt hatte — Dinge, die er zum Theil verschwiegen gehalten, andere Dinge, die nur in seiner Familie bekannt sein konnten —, so mußte er fast an Hexerei denken.

„Mütterchen," sagte er, „Ihr seid schon weit in der Welt umhergekommen?"

Sie legte den Finger bedeutsam an die Stirn und erwiederte mit einem halben Lächeln: „Das glaub' ich; weit, sehr weit!

Aber hier im Geiste! Nicht mit den Füßen auf der Landstraße. Ich war schon viermal in Neuenburg, das letzte Mal bei der Huldigung des königlichen Statthalters. Da gab es Pracht. Ich bin auch vielmals in Locle gewesen. Doch weiter nicht."

„Und wo wohnt Ihr?"

Sie zog mit dem Krückenstocke einen Kreis in der Luft und sagte: „In den Bergen allen. Man gibt mir gern in einer Hütte das Plätzchen. Ich bin gar wohl bekannt, und für mich braucht's nicht viel."

„Aber was führt Euch zu diesem Berggipfel herauf, der selbst jüngern Personen schwer zu ersteigen ist? Doch nicht das Vergnügen?"

„Junger Herr, ich gehe, wohin ich muß, wenn es auch scheint, als ginge ich, wohin ich wollte. Der Geist leitet des Menschen Schritte. Heute ward ich ausgesandt, Sie hier oben zu erwarten." — Bei diesen Worten stand sie auf. Es war eine hagere, ungewöhnlich lange Gestalt. Ohne Abschied zu nehmen, entfernte sie sich. Bald aber blieb sie stehen und winkte dem Fremdling mit der Krücke. Er stieg zu ihr hinab. Sie deutete ihm mit dem Stocke auf eine Stätte des unter der Felshöhle liegenden Waldes, eine kleine halbe Stunde weit entlegen, und sagte: „Dort finden Sie ein klares Wasser. Es quillt, man weiß nicht woher, und fließt, man sieht nicht wohin. Da reinigen Sie Ihre Kleider vom Blut; Menschenblut steht übel am Gewande der Menschen."

„Und werd' ich in der Nähe Wohnungen finden?"

„Wenn Sie dort hinabsteigen, sehen Sie Les Verrieres im Thale, durch welches die große Straße von Pontarlier zieht. Aber Sie müssen nicht bleiben, wohin leicht Verfolger kommen könnten. Gehen Sie drüben von Les Verrieres bergauf in die Jeannets oder zur Feenhalde. Da finden Sie Einsamkeit und Sicherheit."

Nach diesem wandte sich die Alte von ihm und ging mit langen raschen Schritten über den Grath des Gebirges hin, bis sie im

Tannengestrüpp, aus welchem ihre hohe Gestalt noch lange hervorragte, seinen Augen endlich entging.

3.

Der Naturforscher.

„Närrisch!“ murmelte der junge Mensch, als er von der Höhe gegen den bezeichneten Wald niederstieg. Es hatten sich seiner in jener erhabenen Einöde Empfindungen bemächtigt, die er sich selbst nicht klar machen konnte. Die Flucht aus der Gefangenschaft, das Zusammentreffen mit der geheimnißvollen Sibylle auf dem Felsen des Gros-Taureau, die Worte, die sie ihm gesprochen, die Erinnerungen, die sie ihm geweckt hatte, waren etwas der gemeinen Erfahrung so Fremdes, so Fabelhaftes, daß ihm vorkam, er habe, mit dem Sprung aus dem Leiterwagen, den Sprung in eine neue Welt gethan.

Unterwärts ihm zur Seite im Thale und in den Bergwiesen bemerkte er überall menschliche Wohnungen zerstreut liegend. Er aber setzte seinen Weg längs dem Grath fort, damit die Finsterniß des Tannenwaldes seine blutigen Kleider verberge, die ihn allerdings verdächtig machen mußten. Darum suchte er die Wasserstelle, welche von der Sibylle sehr genau bezeichnet worden war, und fand sie, doch erst nach langem Suchen. Es war nur eine kleine Pfütze, zwischen dem Gebüsch versteckt, in einer Vertiefung des Bodens vom Regenwasser gebildet, und zur Tränke der Heerden, wie es schien, gebräuchlich.

Hier, in der Verborgenheit des Waldes, schritt er zum nothwendigsten Werk. Er entkleidete sich und wusch zuerst die schwarzrothen Flecken der Langhosen. Die Arbeit, wie ungewohnt sie ihm war, ging rasch von statten. Er machte dabei die unange-

nehme Entdeckung, daß auch die Wäsche, welche er am Leibe trug, eines solchen Liebesdienstes sehr bedürftig sei. Das Hemd hatte in drei Wochen fast Isabellenfarbe bekommen; aber es war das einzige, welches er besaß. Aus einem breiten Ledergurt, den er verborgen um die Hüften trug, zog er mehrere Goldstücke hervor, um einen Schlüssel zur Freundschaft und Gefälligkeit der Menschen in den Händen zu haben, die sonst dem Bettler oder Landstreicher — einem von beiden glich er — nicht leicht offen steht. Nachdem er Alles geordnet, kniete er abermals nieder, den blutbespritzten Frack zu säubern.

Inmitten dieses Geschäfts überraschte ihn eine menschliche Stimme: „Da kann ich Gesellschaft leisten, und will's auch!“ —

Der Flüchtling sah auf. Hinter ihm stand ein kleiner, schwarzgekleideter Herr, welcher ein großes Buch, einen Hammer und einen Bündel Blumen behutsam am Stamm einer Tanne niederlegte, dann das weiße Mousselinhalstuch, welches nicht mehr weiß war, dann die bestaubten Schuhe, dann die vor mehrern Wochen sauber gewesenen, etwas durchlöcherten Strümpfe abzog.

„Immer eine nützliche, wenn gleich kleinliche Arbeit, sobald man eben keine bessere vor der Hand hat!“ sagte der schwarze Herr, indem er ebenfalls zum Wasser kniete: „Aber warum waschen Sie den Rock?“

„Ich schlüpfte beim Gehen aus und besudelte ihn am Boden!“ antwortete der junge Mann.

„Freund!“ rief der schwarze Herr, indem er das Wasser der Pfütze aufmerksam betrachtete: „Sie müssen mir sagen, wo Ihnen die Füße oder der Boden untreu wurden. Sehen Sie denn nicht, Sie färben das ganze Wasser rothbraun? Das kommt offenbar vom Eisenocher. Waren Sie in der Gegend von Fenin, oder gar in der Nachbarschaft von La Brevine, wo ich schon so lange das Eisenflötz vergebens suchte, welches den dortigen Gesundbrunnen

mit seinen Oxyd-Theilen schwängert? Sie können Ihrem Unfall eine äußerst wichtige Entdeckung für das Land danken."

„Ich bin zu kurze Zeit und zu fremd in diesen Gegenden," antwortete der Flüchtling, „als daß ich Ihnen die Ortschaften nennen könnte."

„Aber Sie werden sich einige Zeit im Lande verweilen?"

„Ich denke. Es wäre mir lieb, dieses der Schweiz so nahe verwandte Fürstenthum näher kennen zu lernen."

„Vortrefflich, vortrefflich! Sie können viel von mir lernen. Ich bin der Professor Onyx. Fragen Sie mir nur nach. Ich führe Sie überall hin. Aber vor allen Dingen müssen wir das Erzflötz suchen, auf dem sie das Glück hatten, zu fallen. Herr, nur dies Flötz zu Tage gefördert, und das Glück des Landes ist gemacht. Ich lege sogleich Hochöfen und Eisenhämmer an. Wir haben Holz genug, und zur Noth Torf im Ueberflusse für die kleinen Feuer."

Der Flüchtling sah mit forschendem Blicke seitwärts auf den neben ihm knienden Mitarbeiter, der, ohne sich unterbrechen zu lassen, noch lange von dem reichen Ertrage der Eisenhüttenwerke sprach, die dazu erforderlichen Kapitalien berechnete und seine Strümpfe wusch. Als derselbe endlich eine Pause machte, sagte sein Zuschauer: „Ohne Zweifel, Herr Professor, sind Sie bei einer Lehranstalt in hiesiger Gegend angestellt?"

„O mit nichten, mein Seelenfreund!" rief der Professor: „Ich lebe unabhängig für mich. Ich habe ganz andere Aufgaben zu lösen, als ungezogenen Buben das Latein einzubläuen. Sie glauben nicht, in welcher unglaublichen Unwissenheit das hiesige Volk lebt. Da sitzt es, macht Uhrräder, Uhrfedern, Uhrketten, klöppelt Spitzen zusammen, und weiß nichts von den Schätzen des Bodens, den es bewohnt; hat keine Ahnung vom Landbau, ist selbst in der Viehzucht um ein Jahrhundert zurück. Bei ihrer einförmigen, mechanischen Arbeit werden die Menschen selbst zu gedankenlosen Maschinen,

blind gegen die Schätze der Natur, wie das Vieh, mit dem es unterm gleichen Dache lebt. Man sollte in keinem Staate Fabrikarbeit dulden, bis Grund und Boden für die Menschenzahl zu klein wird. Ich habe darüber eine gründliche Abhandlung geschrieben, und hoffe, der Staatsrath werde andere Begriffe bekommen. Allein das Volk ist hier zu frei; es läßt sich nicht gebieten; es hängt am alten Schlendrian, wie die Zecke am Schaf. Man muß mit dem Beispiel des Bessern vorangehen; bloßes Demonstriren hilft nichts. Fangen wir ohne anders mit Eisenschmelzen an. Das gibt zum Forstwesen Anstoß, bringt die Torffelder in höhere Benutzung, legt stundenweites Sumpfland trocken und macht es zum Ackerbau tüchtig."

Der Professor fuhr fort, seine staatswissenschaftlichen Ansichten zu entwickeln, bis die Wäsche nicht nur vollendet, sondern im heißen Sonnenstrahl, der dann und wann durch dickes Gewölk brach, auf einigen alten Baumstöcken halb und halb getrocknet war. Der Flüchtling zog seinen Frack wieder an; der Professor wollte dasselbe mit seinen Strümpfen thun, fand aber mit Erstaunen, daß sie noch von Wasser troffen, obwohl sie schon seit einer Stunde da hingen.

„Sehen Sie her, sehen Sie her, mein Herr!" rief er: „Das ist erstaunlich! Wie soll man sich diese Erscheinung erklären? Thierwolle hält sonst das Wasser länger fest, als dünnes Baumwollenzeug, und Ihr Tuchrock ist schneller getrocknet, als es meine Strümpfe sind; ja sogar mein Halstuch ist noch völlig naß. Das ist erstaunlich!"

Der Flüchtling lächelte und sagte: „Vermuthlich haben Sie in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung vergessen, gleich anfangs das Wasser auszudrücken."

Herr Onyx runzelte die Stirn und erwiederte kopfschüttelnd: „Nein, das kann der Grund dieser schlechten Verdünstung meiner Wäsche nicht sein. Ich sollte nicht ausgedrückt haben, als ich sie aus dem Wasser zog? Nimmermehr! So etwas entgeht mir

nicht leicht. Indessen sind es Kleinigkeiten. Kommen wir auf unser Eisenschmelzen zurück!" sagte er, rollte das nasse Zeug zusammen, schob es in die Tasche seines schwarzen Rockes und fuhr mit den bloßen Füßen in die Schuhe, indem er beifügte: „Man legt sich hier zu Lande keinen Zwang an!"

Dem Flüchtling war's mehr darum zu thun, Obdach und Nahrung zu finden, als alle Naturseltenheiten des Fürstenthums Neuenburg kennen zu lernen.

„Wo wohnen Sie?" fragte er den Gelehrten.

„Für diesen Sommer drüben auf der Höhe in den Bayards. Aber wohin wollen Sie, mein Herr?"

Der Flüchtling erinnerte sich des Rathes der Sibylle auf dem Gros-Taureau, mit dessen Befolgung ihm besonders gedient war: nämlich, in den Jeannets oder in der Feenhalde eine abgelegene Einsamkeit zu suchen. Er nannte dem Professor diese Ortschaften.

„O!" rief der Professor: „Vortrefflich! Ich begleite Sie bis zum Dorfe Les Verrieres; von da gehe ich links in die Bayards hinauf, und Sie zur Feenhalde rechts bergan! Ich werde Sie nächstens besuchen. Ich kenne droben Alles. Es sind gute Leute, aber unwissend und gefühllos auf unglaubliche Art, ohne Sinn für Verbesserung ihres Zustandes; selbst der alte, sonst gastliche Staffard, der doch gern in der Winterzeit liest, wenn ich ihm Bücher bringe, macht keine Ausnahme. — Zu wem wollen Sie, und wo werde ich Sie antreffen?"

Der Flüchtling besann sich nicht lange, und nannte den Namen Staffard, den er so eben mit dem sehr empfehlenden Beisatze „gastlich" vernommen.

„Vortrefflich!" rief der Professor: „Staffard ist mein Seelenfreund. Grüßen Sie ihn. Und wenn er ein Heide wäre, was er so halb und halb ist, so müßt' ich ihn lieb haben. Uebrigens sag' ich Ihnen, Herr, Herr . . . wie? Haben Sie mir nicht gerad

erst Ihren werthen Namen genannt: Und ich ihn schon vergessen! Es ist doch erstaunlich, wie mein Gedächtniß durchlöchert wird. Ich muß noch einmal um Ihren Namen bitten."

„Kurzweg, Florian."

„Nun denn, Herr Florian, Sie halten es keine vier Wochen im Fürstenthum aus, ohne sich aus dieser Hottentotei wieder fortzusehnen."

Es fielen jetzt große Tropfen durch die Tannenzweige vom dunkeln überzogenen Himmel, und der Donner verkündete den Anzug eines Ungewitters. Herr Onyx sah mit ängstlichem Blick umher, raffte sein Buch, den Hammer nebst den Pflanzen hastig vom Boden auf und rief: „Verlassen wir den Wald; jede Tanne lockt den Blitz; und glauben Sie mir, der Blitz hat eine ganz eigene Neigung zu meiner Person. Es ist erstaunlich, wie er mich verfolgt. Wär' ich nur in meinem Hause auf den Bayards, das ist doch mit einem Ableiter geschützt. Aber sonst nirgends finden Sie ein sicheres Gebäude." — Damit gab Herr Onyx seinen Füßen den Lauf. Man eilte aus dem Walde hervor und in schräger Richtung die Wiesen nieder gegen das Thal. Das Wetter stand nahe, Blitz und Donner folgten rascher. Dem Professor wurde der Pflanzenbündel lästig. Er warf ihn fort, um freiere Hand zu gewinnen. „Für das Leben muß man Alles opfern!" seufzte er, und langte aus den Taschen seines Rockes, dessen Schöße ihm schwer um die Lenden schlugen, einen Stein um den andern und warf ihn hinter sich, seinen Gang zu erleichtern.

Bald erreichten sie das längs der Hauptstraße von Pontarlier gebaute große Dorf Les Verrieres. Die Berge sind an den Seiten der Thäler nicht gar hoch, weil die Thäler selbst schon mehrere Tausend Schuh erhaben liegen. Der Regen rauschte gewaltiger herab. Die grauen Wolken zogen schwer am Kamm der Gebirgshöhe, und jeder Blitz schien sie und die ganze Masse der dichten

fallenden Tropfen in eine Flamme zu verwandeln. Herr Onyr flog, wie ein abgeschossener Pfeil, über die breite Straße einem großen weißen Hause mit grünen Fensterläden entgegen, eine steinerne Treppe hinauf und zur Thür links hinein. Florian folgte seinem behenden Führer in die geräumige Wirthsstube, wo er sogleich kalte Küche und Wein forderte, um sich zu stärken, denn er hatte den Tag noch wenig Nahrung genossen.

Der Professor ließ sich nicht bitten, an der Erfrischung Theil zu nehmen. Er zog aber den Tisch in die Mitte des Zimmers und maß genau die Entfernung von Fenstern, Thür und Ofen. Dann setzte er sich zu den Tellern nieder und sagte: „Nun sind wir so sicher, als man in einem Hause ohne Blitzableiter sein kann.“ — Beide thaten sich gütlich. Florian füllte die Gläser fleißig; Onyr leerte sie mit unverdrossenem Eifer. „Seelenfreund,“ sagte er, „der weiße Neuenburger Nektar ist das einzige Gute, was menschliche Kunst in diesem Lande hervorzubringen weiß. Ich einmal könnte nichts daran verbessern!“

4.

Staffards Haus.

Sobald das Wetter vorübergezogen war und zwischen dem zerrissenen Gewölk der blaue Himmel hervorschimmerte, machten sich die Reisenden wieder auf. Florian zahlte für seinen naturkundigen Gast die mäßige Zeche, und dieser brachte ihn dankbar auf den Weg zur Feenhalde. Am Fuß des Berges, auf der Südseite des Thales, schieden sie, wie alte Bekannte, herzlich. Onyr begab sich zur Landstraße zurück, um zu den zerstreuten Wohnungen der Bayards zu gelangen; Florian stieg den rauhen Weg hinauf, der in schiefer Richtung durch einen Tannenwald zog.

Als er die Höhe erreicht hatte, sank die Sonne hinter den westlichen Bergspitzen. Noch blitzten ihre letzten Strahlen über die wellenförmigen, dunkelgrünen Flächen, deren Hügel scharfgezeichnete schwarze Schatten durch das Goldlicht der Grasgefilde sandten. Hier und da stiegen Felsen auf, hier und da Hügel an Hügel und finstere Tannenhorste. Ueberall in den Wiesengründen vereinzelte Wohnungen von verwandter Bauart, geräumig, breit, der Untertheil gemauert, mit zahlreichen Fenstern, der Obertheil von Balken und Brettern zusammengefügt, und aus dem von Steinen beschwerten Schindeldach ein bretterner, viereckigter, weiter Rauchfang thurmähnlich aufsteigend. Alles trug das Zeugniß glückseliger Genügsamkeit und behaglichen Wohlstandes im Schoos einer lieblichen, wenn auch armen Natur. Da blühte kein Obstbaum. Hin und wieder nur zeigte in den Grasfeldern ein kleiner Platz Haber oder Gerste, und vor den Wohnhäusern ein Gärtchen kleine Beete, statt der Blumen Gemüse tragend.

Florian hatte wohl schon reizendere Landschaften gesehen; aber diese stille, frische Einsamkeit auf der Gebirgshöhe erquickte ihn wunderbar. Es sprach ihn in der weiten, allgemeinen Ruhe ein freundlicher Geist an, der ihm sagte: „Hier findest du, was du dir ersehnst, Verborgenheit und Vergessenheit.“ Er dankte im Herzen der seltsamen Erscheinung auf dem Gros-Taureau, die ihn am Morgen hieher gewiesen hatte. Er beschloß, dem gastlichen Staffard nachzufragen. Es galt ihm Alles als Wirkung und Stimme einer waltenden Vorsehung.

Nicht wenig erhöhte der Anblick von den Bewohnern der Wildniß den Eindruck des Ganzen. Er erwartete, auf diesem abgelegenen Hochlande die rauhe Weise und Sitte eines Bergvolkes zu finden, welches, mit der Natur im täglichen Kampfe um die Bedürfnisse des Lebens, den feinern Genüssen des geselligen Daseins fremd bleibt. Allein mit Verwunderung begegnete er städtischer Tracht und städti-

scher Stille. Mit einschmeichelndem Zuvorkommen beantworteten Kinder und Erwachsene seine Fragen. Oft begleitete man ihn weit, damit er des Weges ja nicht fehle. Das Geringste bewies eine Höflichkeit, die man kaum in Städten findet. Niemand belästigte ihn mit neugierigen Ausforschungen. Frauen und Töchter waren geschmackvoll gekleidet, von zarter Bildung und lieblichen Gesichtszügen; Männer reinlich, einfach und gefällig. Florian erkannte, die Feenhalde (côte aux Fées) verdiene ihren Namen. Es schien wenigstens feenartig, Hütten und Einöden eines Bezirks, statt von Menschen wild und hart, wie ihre Felsen, von Männern edler Gesittung und von Frauenzimmern bewohnt zu sehen, die durch Anmuth des Betragens, durch schönes Blut und feine Gestaltung verdient hätten, Zierde der Paläste zu sein.

Als er beinahe eine Stunde Wegs zurückgelegt hatte, und die Dämmerung mächtiger eintrat, zeigte ihm ein kleiner Knabe, der Ziegen am Berge zusammentrieb, die Wohnung Staffards.

Es war ein ländliches, weitläufiges Gebäude am Fuße eines von uralten Ahornen bekränzten Hügels. Wohl sechszig bis achtzig Schuh lang breitete sich die Stirnseite des Hauses aus; fast eben so viel mochte die Tiefe desselben betragen; Alles ein weites, gleichseitiges Geviert, mit zahlreichen Fenstern vorn, und verschiedenen Eingangsthüren. Ueber das weißgetünchte Mauerwerk des Erdgeschosses erhob sich der zweite Stock von Holzwerk, mit Brettern übertäfelt und von einer fast gleich langen Fensterreihe geziert. Darüber legte sich das ziemlich flache Schindeldach, beschwert mit Felssteinen, auf daß der Sturmwind die dicken Brettschindeln nicht entführe. Der thurmartige Rauchfang, dessen weite Mündung oben ein großes bewegliches Deckelblatt, ziehbar an einer Kette, zum Schirm gegen Schlagregen diente, erhob sich rechts; links stieg ein gewaltiger hölzerner Kanal vom Dache herab, der das Wasser des Regens vom Dache, zehn bis zwanzig Schuh weit

von der Mauer, in einen Sammler leitete. An das Hauptgebäude lehnten seitwärts geräumige Stallungen. Vorn in der ganzen Breite des Wohnhauses spannte ein weiter Gemüsegarten die wohlgeordneten Beete aus, rings vom zierlichen Gartengeländer umfangen.

So war Staffards Haus, einsam in seinen Wiesen dastehend; nicht in der Bauart von den übrigen dieser Landschaft, sondern durch größere Sauberkeit und sorgfältigere Unterhaltung ausgezeichnet.

In demselben Augenblick, da Florian, um einen Felsblock getreten, das Haus vor sich sah, scholl ihm aus demselben Musik entgegen. Es war ein ihm wohlbekanntes Tonstück von Haydn, nur durch Hörner, Flöten und Klarinette ausgeführt. An den Fels gelehnt, verweilte er, um durch sein Erscheinen nicht zu stören. Er bewunderte die Reinheit, Festigkeit und Zartheit des Spiels. „Wo solch' ein Gefühl lebt," dachte er, „wird man den verlassenen Fremdling nicht verstoßen."

Bald aber, als die Musik endete, und er sich dem Geländer des Gartens näherte, ward er fast andern Sinnes. Ein ungeheurer Hund, wie ein Wolf, weißhaarig, langzottig, flog ihm mit wildem Gebell entgegen und fuhr ihm gegen die Brust auf. Im gleichen Augenblicke aber schrien mehrere männliche Stimmen unterm Fenster dem Hunde gebietend zu, zurückzukehren, und da er nicht kam, eilten sie zur Hausthür hervor. Mit Entsetzen erblickten sie die Dogge aufrecht am Fremdling, der ihnen ganz gelassen zurief: „Sendet den Herrn der Bestie her, daß er mir sie abnehme, sonst ist sie auf der Stelle des Todes!" — Das furchtbare Thier winselte und heulte kläglich. Alle eilten nicht ohne Grausen näher. Sie sahen, wie der unbekannte Mann mit der Linken dem Hunde die Kehle hielt, mit der Rechten aber eine von dessen Krallen, in sich selbst zurückgedrückt, so gewaltig preßte, daß das Thier vor Schmerz den Rachen weit aufsperrte, um die starke Faust zu verschlingen, und sie doch dann nur leise mit den Zähnen berührte, oder sie leckte.

„Der kann Bären zähmen!“ rief einer der Männer: „Lassen Sie den Hund nur fahren; er wird Sie nicht mehr anrühren. Hui da! Fort, Bassa!“

Der Hund, losgelassen von seinem Bändiger, schlich winselnd davon, und sah schüchtern auf seinen Besieger zurück.

„Sie haben nichts von dem Hunde zu fürchten!“ sagte der erschrockene Eigenthümer desselben.

„Ich würde ihn auch nicht fürchten, wenn Sie ihn auf mich hetzten!“ erwiederte Florian: „Aber mir thäte das prächtige Thier leid; denn ich bräch' ihm die Pfote.“

Mit einer Art Ehrfurcht, welche man der körperlichen Kraft und Größe nie versagen kann, betrachteten die Anwesenden den unerschrockenen Mann, der nun erzählte, wie ihn der Abend in der fremden Gegend überfallen habe, welche er zu seinem Vergnügen besuchen wollte. Wie nebenbei berührte er seine Bekanntschaft mit dem Professor Onyx, der ihm aufgetragen, einem Herrn Staffard Grüße zu überbringen.

„Das bin ich selbst!“ rief der Aelteste von den Männern mit einer starken Baßstimme. Es war ein majestätischer Greis, dessen hoher, kräftiger Körperbau, mit der weiten Brust, dem adelvollen, blühenden Angesicht und dem eisgrauen Haupthaar, welches über der Stirn gescheitelt in dichtem Wuchse zu den breiten Achseln niederfiel, Bildhauern oder Malern zu einem Zeus oder Moses als Vorbild dienen konnte. — „Höre Georg!“ sagte er und wandte sich zu einem schlank aufgeschossenen jungen Manne, der noch das Waldhorn in der Hand trug: „dieser Fremdling mag bei uns übernachten. Sorge für sein Zimmer. Und Sie, mein Herr, nehmen Sie vorlieb. Es würde spät werden, ehe Sie ein gutes Wirthshaus erreichen könnten, und dazu sind die Wege in diesen Bergen verirrlich.“

Florian empfing dankbar die Einladung. Alle folgten dem Greise in seine gastliche Behausung.

5.

Die Erzählung.

Durch den Hausgang traten sie in einen ansehnlichen Raum, der durch den Herd, auf welchem die Flamme hell loderte, wie durch seitwärts in Reih' und Glied prangende Teller und Schüsseln, als des Hauses Küche ankündete. Sie glich dem Innern eines Thurmes; oben fehlte ihr die Decke; sie spitzte sich im Geviert empor zum Rauchfang, bis hinauf zum Dache. Eine Seitenthür führte in das weite Wohnzimmer, wo noch Pulte, mit Musikblättern belegt, umherstanden. Tische und Stühle und alle Hausgeräthe waren einfach, doch zierlich, von Tannenholz gearbeitet. Ungemeine Sauberkeit galt als ihre Pracht. Bildnisse vom großen König Friedrich, von Washington, Lafayette und andern Vortrefflichen des Zeitalters, schmückten die hellbraunen getäfelten Wände.

Von den Tonkünstlern nahmen zwei derselben Abschied; aus ihren Worten schloß Florian, daß sie freundliche Nachbarn Staffards waren. Die Uebrigen räumten die Pulte hinweg, während der Abendtisch zum Mahle gedeckt ward. Ehe man sich daran setzte, faltete der greise Staffard die Hände und betete laut. Dann empfing Florian den Ehrenplatz zwischen dem Alten und dessen Sohne Georg. Die vier Musiker, welche blieben, waren Leute im Dienste des Hauses, und saßen zum Tische, wie Vertraute. Die unterste Stelle nahm die geschäftige, alte Köchin ein. Eine muntere Unterhaltung, welche das einfache Mahl würzte, wechselte in Scherz und Ernst jeden Augenblick Gegenstand und Farbe, und ging bald zu Haus- und Landwirthschaftssachen über; bald zu Aeußerungen freundlicher Theilnahme an dem unbekannten Gaste; bald zu Verhandlungen über Musik; bald zur Geschichte des Tages und zu den Folgen des Sieges, welchen Erzherzog Karl über die Franzosen bei Stockach erfochten hatte.

Florian, an den noch Niemand eine Frage gerichtet hatte, weß Landes er sei, gefiel sich unter diesen guten Menschen. Sobald er nach beendigtem Essen mit dem Alten und dessen Sohn allein war, beschloß er, ihnen sein Herz zu öffnen. Georg brachte eine frische Flasche Weins und dem Vater die gefüllte Tabakspfeife.

„Man steht einander fremd gegenüber, wenn man sich nicht nennt und kennt!“ sagte Florian: „Mir aber liegt daran, Ihnen nicht fremd zu sein. Ich möchte um Ihr Zutrauen werben, denn ich bedarf des Rathes und des Schutzes. Sie halten mich für einen Schweizer; ich bin ein Graubündner. Sie halten mich für einen Lustreisenden; ich bin aber ein Flüchtling und suche Verborgenheit in diesem Gebirg. Diesen Morgen entsprang ich den Franzosen unweit Pontarlier. Meine Bestimmung war, glaube ich, der Kerker oder der Tod zu Besançon. Mein Verbrechen ist, einen französischen Brigade-Obersten niedergehauen zu haben, der mit Unmenschlichkeit gegen meine Landsleute wüthete, und noch dazu gegen Schuldlose. Bin ich auf diesem Boden, in dieser abgelegenen Gegend, vor Nachstellungen sicher gegen Frankreich?“

„Herr!“ sagte der Alte, und warf einen ernsten, doch wohlwollenden Blick auf Florian: „Sie sind auf freier und heiliger Erde. Unser Fürst und Schutzherr in hundert Meilen weiter Ferne ist der König von Preußen, jetzt mit der französischen Republik guter Freund. Kein Franzose darf unser Land feindselig betreten. In allem Uebrigen stehen Sie unter dem Schirm des Gesetzes. Weh' dem, der Hand an Sie legt!“

Florian drückte dem Greise dankbar die Hand und sprach: „Mein Wunsch ist, mich, so lange mein Vaterland unterjocht bleibt, hier anzunisten und verborgen zu leben. Ich kenne keine Seele in diesem Lande; aber die Ersten, die mir begegnet sind, haben mein Herz gewonnen. Ich bin übrigens nicht ohne Vermögen; ich werde Niemanden zur Last fallen.“

„Was? Last?“ rief der Alte: „Jeder Schweizer, der Obdach verlangt, ist unser Freund und Bundesgenosse. Erzählen Sie mir, wie ging es in Bünden? Es war Pateiung bei euch, wie bei den Schweizern allen. Einer hat den Andern verrathen; jetzt büßet ihr's insgesammt. Und so ist's recht. Der Herr und Gott eurer Altvordern warf euch in den Tigel seines Zorns, daß ihr von euern Schlacken gereinigt würdet. Das Feuer sollte euch läutern!“

„Bürgerliche Entzweiung haderte nirgends furchtbarer, als im Bündnerlande!“ sagte Florian: „Da waren die Bünde, die Gemeinden, die Familien zerrissen von Alters her, und am ärgsten, als Oesterreicher auf der einen und Franzosen auf der andern Seite an unsern Landesgrenzen standen. Mein eigener Vater haßte mich zuletzt, weil ich der Stimme eines bessern Vaters folgte.“

„Halt, junger Mann!“ rief Staffard: „Wie kann man einen bessern Vater, als den eigenen, haben?“

„Den meinigen ehrte ich und liebte ich, als ein guter Sohn soll!“ antwortete Florian: „Doch Handelsreisen und Staatsgeschäfte entfernten ihn oft vom Hause. Der Vater meines Herzens und Geistes, mein Lehrer, war einer der ehrwürdigsten Sterblichen, dessen Namen ich nie ohne Rührung ausspreche. Ihm danke ich meine Erziehung, meine bessern Gefühle, mein bestes Wissen. Er hieß Nesemann. Zwar ward er für einen Anhänger der patriotischen Partei gehalten, weil die Häupter derselben seine Schüler gewesen waren. Nesemann aber stand unbefangen zwischen allen, wie ein Weiser soll. Sei nicht, sagte er zu mir, französisch, auch nicht österreichisch gesinnt, sondern als Bündner rein bündnerisch, und nichts anderes! — Das war ich. Darum haßte mich mein Vater, der mit Leib und Seele, als alter Freund des Ministers Salis von Marschlins, zu dessen Geschlecht und für Oesterreich gegen die Franzosen hielt. Er drohte sogar einmal, mich zu enterben. Dazu kam sein Zorn, daß ich standhaft ablehnte, die Tochter

eines der angesehensten Männer des Landes Braut zu nennen, die er, ohne mich zu befragen, zu seiner Schwiegertochter erlesen hatte. Sein Jähzorn, seine Leidenschaft, sein Haß der französischen Nation tödtete ihn. Als der General Dessoles in unsere Gebirge eindrang, die Oesterreicher verjagte, deren Feldherrn Auffenberg sogar zum Gefangenen machte, ergriff ihn ein unaussprechliches Entsetzen. Ihn rührte der Schlag. Er starb.

„Ich weinte um den Vater und das Vaterland. Dieses, erst die Bühne der Parteiwuth, war durch sie ein Schlachtfeld fremder Heere geworden. Alle Freude entwich aus den Thälern. Ich lebte zurückgezogen und den Staatshändeln entfremdet. Unendlicher Schmerz aber und tiefer Grimm wohnte in der Brust alles Volkes. Es konnte sich nicht an den Anblick ausländischer Krieger gewöhnen, die gleich Gebietern den freien Boden betraten, und in den Hütten herrscherisch befahlen.

„Bald vernahm ich, es sei um Aufstand zu thun, die Welschen zu vertreiben. Von den innersten Winkeln des Hochgebirges, vom Crispalt und Lukmanier sollte sich der Aufruhr, wie eine Lawine, herabwälzen, den Rhein entlang bis Chur, wo gleichzeitig, nach Ueberwältigung des festen Luziensteigs, deutsche Kriegsvölker erscheinen und Hülfe bringen würden. Auch ich ward aufgefordert. Ich aber warnte und blieb entschlossen, keine Hand zu bieten. Uns konnte kein Aufruhr, kein Landsturm mehr retten. Ich mochte nicht für die Plane österreichischer und französischer Feldherren arbeiten, die nicht das Glück, sondern die Engpässe Bündens verlangten; nicht für die Plane der Faktionsmänner arbeiten, die nicht Freiheit des Gebirgs, sondern Sättigung ihrer Rache zum Ziel hatten. Man bedrohte mich, wenn ich mich der Sache des Vaterlandes entzöge. Ich gab Drohung für Drohung zurück. Man ließ mich.

„Eines Morgens ward ich früh geweckt. Es kam Botschaft, der Landsturm des Oberlandes ziehe herab. Zu Tawetsch im äußer-

sten Gebirgstheil gegen den Gotthard war schon eine Absendung französischer Soldaten beim Mittagessen von den Bauern überfallen, gefangen und nach Disentis geschleppt worden. Hier leistete ein französischer Hauptmann mit seiner Kompagnie noch fruchtlosen Widerstand gegen die anschwellende Menge. Er, nach blutigem Gefechte übermannt, sah sich mit seinen Leuten, weil es Nacht wurde, ins Rathhaus gesperrt. Geschrei und Unruhe weit umher im Gebirg, bis zu den Hütten der höchsten Alpen. Neue, bunt bewaffnete Haufen zogen von allen Bergen, aus allen Thälern heran, und riefen den Tod der gefangenen Welschen aus. Der ehrwürdige Dekan des Klosters, mit einigen seiner Geistlichen, lag auf den Knien vor dem rasenden Volke, und flehte für das Leben der Verurtheilten. Aber die Wilden drohten mit den Mordgewehren selbst gegen die frommen Fürbitter. Und als die Gefangenen zum Dorfe hinausgeschleppt waren, fielen die wüthenden Haufen mit Geheul über sie her und ermordeten sie auf schauerliche Weise, mehr denn hundert.

„Nach dieser blutigen That ging der lange Zug des Landsturms vorwärts, mit Flinten und Spießen, Sicheln, Keulen, Sensen und Morgensternen. Er heulte und jubelte von Dorf zu Dorf, unter meinen Fenstern vorüber. Man gebot mir, dem Haufen zu folgen. „Ihr rennet dem Verderben entgegen!“ schrie ich warnend. Zwei Flintenschüsse fuhren mir zur Antwort durch die Scheiben des Fensters. Von Dorf zu Dorf wachsend, wälzten sich die ungeordneten, blutgierigen Schwärme bis Chur. Dort in den Wiesen vor der Stadt wurde meine Warnung schrecklich erwahrt. Verzweiflungsvolle Wuth war eitel. Zahllose fielen auf dem Schlachtfeld; Zahllose verbluteten an Wunden in Wäldern und Klüften; die Uebrigen zerstreuten sich.

„Mir zitterte das Herz, als ich den fürchterlichen Ausgang des Unternehmens und den Rückzug des Landsturms hörte. Ich wußte

es, mir war der Tod, meinem Hause die Flamme geschworen. Die Rache der halbwilden, verzweifelnden Bauern kennt keine Grenzen. Ich bereitete mich. Schon hatte ich Schriften und Kostbarkeiten wohl geborgen. Ich hatte mich jeden Falls auch zur Flucht gerüstet, mit Geld versehen, die Pistolen geladen, den Säbel geschliffen. Ach, ich hatte es nicht gegen meine unglücklichen Landsleute vonnöthen. Sie flohen bleich unter Todesschrecken durchs Dorf, ohne an Vollziehung ihrer Drohworte zu denken. Der siegreiche Feind folgte ihnen mordend auf den Fersen nach. Er kam.

„Das Dorf füllte sich mit Soldaten. Ich, der Einzige unserer Gemeinde der französischen Sprache mächtig, hatte mich mit den Vorgesetzten vereinigt, um Unordnungen zu verhüten. Ich veranstaltete, daß den Kriegern Erfrischung gereicht wurde. Ich sprach den General Menard. Er verhieß, strenge Mannszucht halten zu lassen; er gab mir einen Brigade-Obersten mit.

„Schon waren aber die Soldaten in die Häuser gedrungen. Aus einem derselben, an dem ich vorüberging, erscholl durchdringendes, klägliches Geschrei. Es wohnte eine Wittwe darin mit drei liebenswürdigen Töchtern. Ich flog hinein. Soldaten kamen mir mit Raub entgegen, andere sprengten noch Thüren der Zimmer und Schränke auf. In der Stube, aus der das Geschrei scholl, sah ich eine der Jungfrauen im Blute schwimmend am Boden liegen. Einige Soldaten waren im Begriff, Mutter und Schwester der Ermordeten zu entehren. — „Schaffen Sie Ordnung!“ schrie ich dem Brigade-Obersten zu, der neben mir stand: „Oder ich steche die Ungeheuer vor Ihren Augen nieder!“ Da er nicht antwortete, packte ich einen um den andern von den Satanen und schleuderte sie zur Thür hinaus. Der Oberst, anfangs erstaunt, sprang mir auf die Gasse mit gezucktem Degen nach, und wollte mir den Stahl durch den Leib rennen. Ich zog den Säbel und setzte mich zur Wehr. Wie unsere Klingen an einander flogen, standen die Sol-

daten um uns her und wurden neugierige Zuschauer. Als aber mein Säbel wie ein Blitzstrahl den Obersten zu Boden streckte, und sein Blut hoch aufspritzte, riß man mich hinterrücks zu Boden, entwaffnete mich, und würde mich umgebracht haben, wäre in dem Augenblick nicht der General erschienen. Er erkundigte sich. Die Soldaten klagten mich, als einen Rebellen-Hauptmann, an. Ich erzählte den Hergang der schändlichen Sache. Ich ward verhaftet, mit Seilen gebunden, auf einen Wagen geworfen und fortgeschleppt nach Chur. Von hier brachte man mich als Gefangenen in die Schweiz. Es schien, als wüßte man nicht, wohin mit mir. Denn ich wurde anfangs gegen Basel, dann gegen Lausanne geführt. Vielleicht war es nur Menards Absicht gewesen, den Schein strenger Gerechtigkeit zu haben, und mich vor der Wuth seiner Soldaten zu retten. Vielleicht sollte ich einem Kriegsgericht überliefert werden, das in den Verwirrungen, da man sich täglich gegen die Oesterreicher schlagen mußte, nicht zu Stande kam. Vielleicht sollte ich nur nach Salins oder in eine andere französische Festung gebracht und dort als einer der Anstifter des Disentiser Mordes verwahrt werden, dergleichen mehrere, ganz unschuldig, weggeführt worden sind. Genug, heute erblickte ich schon die Thürme von Pontarlier. Da entwaffnete ich meine Wächter und entsprang."

„Wie viel Wächter hatten Sie?" fragte Georg.

„Zwei Soldaten mit geladenem Gewehr saßen mir zu beiden Seiten auf dem Karren. Ich schlug ihre Köpfe zusammen, daß sie brachen, wie hohle Scherben. Während sie bewußtlos niedertaumelten, zerschmetterte ich ihre Gewehre und ging davon."

6.

Befreundung.

Die beiden Staffarde betrachteten den Gast, der seine Abenteuer mit einer Ruhe erzählte, als spräche er von alltäglichen Dingen. In seinem Antlitz war so viel Mildes, Freundliches, fast Mädchenhaftes, daß man an seinem Muthe in so grauenvollen Gefahren und an seiner herkulischen Stärke vielleicht gezweifelt haben möchte, wenn er nicht vor wenigen Stunden noch die grimmige Dogge des Nachbars gebändigt hätte, daß sie ward, wie ein Schooshündchen.

„Wollen Sie mir nun," fuhr Florian fort: „das Wort geben, gegen Jedermann über meine Geschichte, die ich Ihnen vertraute, zu schweigen; wollen Sie mir, wie einem, der der Naturkunde, oder der Gesundheit zu lieb, einen Sommeraufenthalt machen will, Obdach verschaffen: so ist mein bester Wunsch für den Augenblick erfüllt. Ich begebe mich morgen in die Hauptstadt, spreche den königlichen Statthalter selbst, versorge mich mit mancherlei kleinen Bedürfnissen — denn mir mangeln Kleider, Wäsche und andere Nothwendigkeiten, — und kehre zu Ihnen zurück."

Beide Staffarde reichten ihm mit freundlicher Herzlichkeit die Hände über den Tisch, und ihr Handschlag sagte ihm mehr, als jedes Wort: „Sie bleiben bei uns; unsere Hütte und unser Tisch sind groß genug!"

„Ha!" rief Georg, und seine Augen funkelten in den Flammen der Begeisterung: „Wäre ich doch bei Ihnen gewesen; o wär' ich doch bei Ihnen gewesen! Wir hätten neben einander gefochten; wir hätten das ganze Gebirg bewegt zur Rettung der Freiheit. Ach, daß Sie so allein stehen mußten in Bünden, und der tapfere Aloys Reding so allein in den Hirtenkantonen! Warum that sich nicht eine heilige Schweizerschaar gegen die fremden Unterjocher zusammen! Warum hat die Schweiz nicht der Männer mehr, wie Sie!"

„Wie mich?“ sagte Florian mit dem Lächeln der Verwunderung: „Zehntausend für Einen. Aber nicht die Einzelnen konnten einzeln retten. Es mußte die Nation aufstehen, wenn Großes geschehen sollte. Aber das Leben der Nation war in örtlicher Parteiung und Selbstsucht aufgelöset. So ganz vernichtet hatte der Föderalismus das Nationalleben, daß selbst die vortrefflichsten Männer der Schweiz nichts von der Eidgenossenschaft, sondern nur von ihrem Kanton wußten. Aloys Reding war vor zwei Jahren bei mir. Wir lernten uns auf dem Schlosse Ortenstein kennen, wo er Freunde besuchte. Seine schöne Gestalt, der feste Blick seines blauen Auges, die Gutmüthigkeit seines Wesens gewannen mich ihm schnell. Wir sprachen von den Gefahren der Schweiz, von der Möglichkeit eines französischen Angriffs. Er konnte damals selbst die Möglichkeit nicht glauben. „Und,“ rief er: „wenn die Verwüster zu uns eindrängen — ich weiß nicht, was die andern Kantone thun werden; ich traue den meisten nicht! — aber in unsern Urkantonen finden die Franzosen ihr Grab. Ich würde mir die Haare ausraufen vor Scham,“ fuhr er fort und legte die Hand an seinen blonden Kopf: „wenn ein einziger Schweizer anders dächte als ich!“ — Aber, sagte ich, Ihr Ländchen und Frankreichs Uebermacht, der Kampf der Mücke gegen den Adler! — Reding mochte darüber nicht weiter denken. Mit einer Miene voll Zuversicht und Stolz, als wollte er sich und mich beruhigen, sagte er: „Wir sind noch nie bezwungen worden, und werden es nie.“ — So arglos, so kurzsichtig, so unerfahren waren die Besten unserer Schweizer.“

„Herr! Bei Gott, Sie haben Recht!“ schrie der alte Staffard mit frommem Zorn, und schlug die gewaltige Faust auf den Tisch: „Es war schon längst keine Eidgenossenschaft mehr, nirgends ein Begriff von Freiheit und eidgenössischem Großsinn; sondern in den kleinen Kantonen Eigennutz, Bettelei und Unwissenheit, in den

Stadtkantonen Reichsstädterei, Breitthuerei, Käsekrämerei; das Regieren ein Gewerb für die Haushaltung; die Liebe des Friedens eine schöne Feigheit; die Staatsklugheit Fraubaserei, Phrasenmacherei und Geheimnißmacherei. Das mußte Alles in Grund und Boden gehen, oder der Herrgott hätte mit Wundern dazwischen blitzen müssen. Ich bin viel im Schweizerlande herumgekommen; überall wackere Leute; aber Jeder für sich, Gott für Alle."

„Doch jetzt!" rief Georg: „Jetzt, Vater! Nun Alles im Abgrund des Verderbens liegt, muß es ein Aufraffen geben. Wenn nicht die Freiheitsliebe, muß die Verzweiflung begeistern. Erzherzog Karl zieht gegen Zürich und den Gotthard; die Franzosen fliehen. Auf, auf mit den Schweizern nun, dem Erzherzog Hand geboten und den letzten Franzosen niedergemacht!"

„Um den Stadtbürgern ihre Landvogteien wiederzugeben?" sagte Florian: „Das wollen die unterjocht gewesenen Landleute nicht. Um die Unterthanen zu freien Schweizern zu machen? Das wollen die alten Rathsherren nicht. Um sich, statt durch Franzosen, durch Russen und Oesterreicher kommandiren zu lassen? Das wollen die Vernünftigen nicht. Die Zeit ist noch nicht reif. Umgekehrt, jetzt erst gährt der Most; jetzt erst kämpft der Eigennutz und Stolz aller Einzelnen den Kampf auf Tod und Leben, bis jener vernichtet ist und sich in Gemeinsinn verwandelt; und mit ungehemmter Wuth reiben sich die Parteien an einander, bis sie sich insgesammt selbst zerrieben haben."

„Der Wille des Herrn geschehe!" rief der alte Staffard.

„O die armen Schweizer!" seufzte Georg.

So redeten sie mit einander bis tief in die Nacht. Georg gewann in diesen Gesprächen den Fremdling so lieb, daß er nicht mehr Fremdling, sondern ein Vertrauter wurde. Nicht minder schloß sich dem jungen Bündner das Herz des alten Staffard auf, der ihn beim Nachtgruß an seine Brust drückte. Sie begleiteten

ihn zu seinem Zimmer die hölzerne Treppe hinauf und wünschten ihm gute Träume. — Florian, von den Anstrengungen und Abenteuern des Tages ermüdet, schlief, in dem Gefühl der lang entbehrten Freiheit und persönlichen Sicherheit, nach vielen Wochen zum erstenmal wieder festen, frohen Schlaf.

Noch fröhlicher war sein Erwachen. Er segnete den Glücksstern, welcher ihn so trefflichen Menschen zugeführt hatte. Er trat an das Doppelfenster des kleinen, saubern und bequemen Gemachs. Daß noch mitten im Sommer die winterlichen Vorfenster unabgehoben waren, und zwischen ihnen die Geschirre mit Rosen, Nelken, Levkojen und andern Blumen gegen die äußere Luft geschirmt stehen mußten, verkündete die Rauhheit des Himmels in dieser Berghöhe, die kaum einen reinen Sommer von fünf bis sechs Wochen hat. Der Blick über die einförmigen Hügel, Wiesen und Felder erinnerte an Stille und Einförmigkeit der Alpenwelt. Im Garten sah er die gemeine Pappel und Eiche, welche in den Thälern hochstämmig gedeihen, hier nur als Zierbaum gepflanzt, aber kurz und verkrüppelt, daß er sie kaum wieder erkannte; dazu die Linde und den Mehlbeerbaum. An den Felsblöcken kletterten Ziegen. Aus der Ferne tönten Heerdenglocken. „Um so ärmer diese Natur, um so reicher der Mensch und sein Herz!“ sprach er.

Er ward längst beim Frühstück erwartet. Der Alte und sein Sohn empfingen ihn, wie einen vieljährigen Bekannten, der nach langer Abwesenheit wieder eingekehrt war. Man besprach die künftigen Einrichtungen für Florian auf der Feenhalde. Daß er in Staffards Haus bleiben müsse, war von selbst verstanden. Bei der Rückkehr von Neuenburg sollte er ein bequemes Zimmer finden und die Nachbarn weit umher kennen lernen.

Georg begleitete ihn darauf nach Les Verrieres hinab, ihm von einem seiner Freunde daselbst einen bequemen und leichten Wagen zur Hauptstadt zu schaffen. Sie ließen den Wagen aber

vorausfahren, um im Wirthshause mit einander den Abschiedstrunk zu thun. Da ergossen sich beim vaterländischen Wein die Herzen der vaterländischen Jünglinge in einander. Sie wurden Brüder. „Es ist, als risse mich eine zauberhafte Gewalt zu dir hin!“ rief Georg, der den Freund umarmte: „Und doch kenne ich dich erst seit gestern. Ich kann's mir nicht erklären.“

„Und ich,“ rief Florian, „habe noch Keinen für mein Herz gefunden, wie dich, Georg, und doch fand ich schon Viele. Aber erklären kann ich's mir. Du bist der bessere Mensch, unendlich natürlicher als ich. Bei dir will ich gut werden.“

„O Florian,“ sagte Georg mit Erröthen, „wie du auch sprichst! Du, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn mehr aus Bewunderung liebe oder aus Liebe bewundere, du erst gut werden? Was wird meine Claudine von dir sagen, wenn sie dich sehen wird?“

„Hast du ein Liebchen, Georg?“

„Eine Verlobte. Wir feiern die Hochzeit im Herbst. Du mußt sie mit uns feiern, Florian. — Und du, Florian, du hast noch keine Geliebte gefunden?“

„Nein, Georg, daran mag ich nicht denken. Die Zeiten sind zu stürmisch. Ich will ungebunden bleiben; vielleicht bedarf meiner noch das Vaterland. Wie sollt' ich da ein armes Geschöpf mit ins Elend ziehen, wenn ich mich in die Schrecken dieses Zeitalters hineinstürzen muß?“

So sprachen sie lange, und vertrauten einander ihre kleinen Geheimnisse, wie Brüder. Dann schieden sie mit freudiger Aussicht auf baldiges Wiedersehen.

7.

Die Kette.

Florian eilte dem Wagen nach. Der Morgen war frisch und anmuthig, die Gegend neu, sein Herz voll. Er ging langsamer, um sein Glück im rechten Maße zu genießen. Denn mit solcher reinen Zutraulichkeit war ihm Niemand in Bünden begegnet, wie hier Georg und dessen Vater. Er hatte im heimathlichen Thale wohl Umgang und Jagdgenossen und alte Spielgefährten gehabt; aber keiner von allen hätte sich ihm, er sich keinem so offen hingegeben, wie hier geschehen war. Dort hatten Partei- und Familien- und Geld- und andere Geschichten das Reinste befleckt, und in das froheste Leben eine gewisse Gezwungenheit hineingetragen; dort hatte er in der Freundschaft Vorsicht und beim vollsten Becher kalte Lauersamkeit beobachten müssen. Es war ihm hingegen hier eine Welt, wo man mehr mit dem Herzen, als mit dem berechnenden Verstande lebte.

Sein Gang ward in der stillen Freude ein tanzendes Schweben durch die grünen Thalwiesen zu beiden Seiten, die sich rechts und links zu lang hingedehnten Höhen erhoben; hin und wieder von vereinzelten ländlichen Wohnungen mit Gärten belebt, alle in der Bauart von Staffards Hause. Die Höhen rechts und links zogen sich bald vor ihm zusammen und schlossen das Thal. Er stieg an ihnen hinauf, es ward ihm wie ein Weg zum Himmel.

Eine lange Reihe einspänniger Güterfuhren kamen ihm auf der Bergstraße entgegen, jedes Rosses Kummet, nach Landessitte, mit einer Decke von blaugefärbten Schaffellen behangen, die Fuhrleute nebenher schreitend mit Gesang. Die Heerdenglocken tönten von droben anmuthig nieder, wo die zerstreuten Kühe am Rande des Tannenwaldes weideten. Kleine Hirtenknaben jauchzten, und lustwandelten schwankend auf den niedern Mauern, welche, ohne Mörtel,

nur von künstlich geschichteten Rollsteinen erbaut, die weiten Triften umhägten. Allein in dieser lieblichen Wilde, von deren Höhe man rechts die zerstreuten Hütten des Bayards, vor sich das Thal von Verrieres sah, schien dem freien Flüchtling reizender, als was er je Paradiesisches in der ganzen Schweiz erblickt hatte. Alles schien hier mit seinem Loose zufriedener, Alles frömmer, Alles glücklicher.

Indem er auf der Höhe an einem Bauernhofe, links der Landstraße, vorübergegangen war, erblickte er abermals vor sich Fels und Wald zusammentretend, als würde der Ausweg verrammelt. Wie sich aber das Gebirg zu einer Schlucht öffnete, breit genug, die Straße hindurchlaufen zu lassen, ward er in derselben zwei weißgekleidete junge Frauenzimmer gewahr, welche ihn zu beobachten und sich lachend von ihm zu unterhalten schienen.

So ernst auch beide, da er näher trat, gern werden wollten, konnte sich eines der Mädchen zuletzt des lauten Gelächters nicht erwehren. Die andere verbarg ihr Gesicht unter dem breiten Strohhut. Sie standen neben einer ungeheuern eisernen Kette, die links an den Felsen festgeschmiedet in einen schmalen Graben niederhing, und vor Zeiten bestimmt gewesen sein mochte, das Thal zuzuschließen.

„Verzeihen Sie," sagte die schöne Lacherin, indem sie sich gegen Florian anmuthig neigte: „verzeihen Sie, daß ich Ihre männliche Kraft in Anspruch nehmen möchte, um mit der Kette hier das Land zu sperren. Sehen Sie, meine liebe Freundin droht, unser Thal zu verlassen; aber gleichviel ob Scherz oder Ernst, sie gab doch das Wort, zu bleiben, wenn ich den Ausgang mit der Kette verschließen würde. Ach, ich armes Kind, ich mühte mich vergebens ab. Da sandte Sie der Himmel. Helfen Sie mir! Aber ich fürchte, man muß zu der Riesenkette Riesen stellen, denn ich kann nicht zwei Ringe derselben in die Höhe heben."

„Um den Preis, Ihnen eine Freundin zu erhalten, kann ich zum Riesen werden!" sagte Florian, ergriff die rasselnden, großen

Ringe, gab der Lachenden das Außenende in die kleine, zarte Hand, und spannte die Kette über die Straße.

„Ich habe gesiegt, ich habe gewonnen, Hermione!“ rief die frohe Lacherin, klatschte in die Hände, und tanzte, wie eine lustige Sylphide, vor der Kette: „Dein Wort muß dich nun stärker fesseln, als diese Bande, die kein Gigant sprengen würde.“

Die überwundene Hermione erhob ihr Köpfchen und sah zur Kette und dem herüber, der sie wie einen leichten Faden hielt; und betroffen und starr sah sie den Fremdling an, und eine Röthe überflog schnell ihr feines, geistvolles Antlitz, wie Abglanz eines brennenden Abendrothes.

Auch Florian stand wie verzaubert vor der Jungfrau, welche in holder Verwirrung vor seinem Auge schwebte. Er wußte nicht, ob sie ihm irgend schon einmal erschienen, oder aus Träumen ins Leben getreten war.

„Du hast gesiegt, Mädchen,“ sagte Hermione mit leiser, anmuthvoller Stimme: „aber nicht durch eigene Stärke.“

„Ich bin stolz, Fräulein, zu solchem Siege geholfen zu haben,“ sagte Florian, „denn Besseres hat diese Kette seit Jahrhunderten noch nicht an dieses glückliche Land gebunden.“

„Und dem Sieger rechnet man nie die Mittel nach!“ rief die Fröhliche, indem sie ihren Arm um Hermione schlug: „Du bist meine Gefangene, und Ihnen, mein Herr, danke ich für die theure Beute.“

In diesem Augenblick rollte ein leichter Reisewagen herbei und hielt vor der Kette. Die Frauenzimmer, von Florian unterstützt, stiegen ein. „Ach,“ sagte er leise, und sein Ton klang fast wie ein Seufzer: „nun erst sollte ich die Kette spannen! Mir bleibt nichts von der Beute, als die Erinnerung.“

„Aber Sie sind großmüthig!“ rief die Siegesfrohe mit einem verbindlichen Neigen. Hermione blieb stumm, heftete jedoch auf

Florian einen langen, sinnigen Blick, den sie, sobald er seine Augen zu ihr wandte, schnell und verschämt zurücknahm. Der Reisewagen fuhr davon, den Berg hinab. Florian sah ihm lange nach, bis er hinter Gebüschen und Felsen verschwand.

Plötzlich rief er: „Mein Gott! Es ist keine Andere! Sie ist's selbst!" Und darauf versank er in ein stilles Sinnen und seufzte: „Sie ist's selbst!" — Er meinte Hermionen. Er erinnerte sich, in seinem bündnerischen Vaterlande diese Gestalt, dieses Madonnenantlitz, von hellen, kastanienbraunen Locken umschimmert, gesehen zu haben. Im Schloßgarten von Reichenau war es gewesen, auf der obern Terrasse, von wo einst eine Gesellschaft französischer Stabsoffiziere und einiger Frauenzimmer das Zusammenströmen des vordern und hintern Rheins am Fuße der Felsen betrachtet hatte. Da war es, wo er den wißbegierigen Fremdlingen den Namen der Gebirge und Ortschaften nennen mußte, während die Frauenzimmer ihm aufmerksam horchten: den wilden, felsigen Kalanda rechts; das unter seinen Obstbäumen verschattete Tamins auf der Höhe unter den Felswänden; die Hütten von Bonaduz im Hintergrunde einer weiten Wiese; und weiterhin, gegen die finstern Bergschlünde, aus denen die schwarzgrauen Rheinwellen rollen, die alterthümlichen Gemäuer der Burg Rhäzüns. Noch waren seitdem nur kaum drei Monate verflossen.

Er hatte damals Hermionen nicht gesprochen, nicht sprechen gehört; nur gesehen hatte er sie, in winterliche Reisekleider gewickelt, der halbverhüllten Schönheit einer aufbrechenden Moosrose ähnlich. Als sie damals mit ihren Begleitern schnell abreisete, und sich noch einmal umwandte und zu ihm sah, durchschauerte ihr Blick ihn. Er fühlte, an dieser Wundergestalt müsse seine Ruhe verloren gehen, wenn er sie öfter sehen sollte. Es zog ihn zwei- und dreimal, seine Heimath zu verlassen, eine Reise nach Reichenau und der Stadt Chur zu machen, wo er sie, wenn auch nur aus

der Ferne, wenn auch nur flüchtig, noch einmal zu erblicken hoffte. Er machte vergebliche Wanderungen. Aber jedesmal bei der Heimkehr war er in den Schloßgarten gegangen, und hatte sich auf der Stätte des Rasens niedergelegt, den ihr Fußtritt geweiht hatte. Er wußte selbst nicht, war sein Herz oder seine Einbildungskraft krank geworden. Er hatte sich wegen seiner geheimen Thorheit Vorwürfe gemacht, und doch war ihm diese Thorheit lieb gewesen.

„Gewiß, sie ist's!“ seufzte er nun, verließ die Kette und setzte unruhig und bewegt seine Wanderung fort, den Berg auf der andern Seite abwärts: „Wie spielt sie mir der Zufall, so hartherzig, wieder und nur auf einen Augenblick zu! Da eilt sie hin, und ahnet nichts von den Gefühlen, die sie mir hinterläßt. Sie geht in ihr Vaterland zurück, ins nahe Frankreich!“

Unten am Fuße des Berges, vor dem freundlichen städtischen Flecken St. Sulpice, fand er seinen Wagen wartend. Er setzte sich ein. Die Lieblichkeit des vom Gebirg eng umzäunten Thales zerstreute ihn nicht; nicht die heitere Umgebung von Motiers, wo rechts auf umbüschtem Felshügel die Ruinen der Burg Chatelard trauern. Erst nach einigen Stunden, da der Kutscher Mittags im Dorfe Travers anhielt, erwachte er aus seinen Träumereien.

Indem er hier vor dem Wirthshause auf der hölzernen Bank saß, und den Spielen der Kinder in einer gegenüber gelegenen Scheune zusah, erblickte er seitwärts eine lange weibliche Gestalt, die aus der Werkstätte des benachbarten Schmiedes hervortrat und den Weg zum Dorfe hinaus wählte, welchen er gekommen war. Ob er sie gleich nur von hinten und in der Ferne sah, erkannte er doch an der ungewöhnlichen Größe des Weibes, an den schnellen, weitgestreckten Schritten und dem Krückenstock in der Hand, diejenige, welche ihm auf dem Gipfel des Gros-Taureau erschienen war.

8.

Frau Morne.

Er fühlte keine Neigung, sie zu verfolgen und eine Bekanntschaft aufzufrischen, die ihm wenig Reiz hatte. Vielmehr drückte ihn bei dem unvermutheten Wiedersehen der Sibylle eine peinliche Empfindung, wie Scham und Verdruß, daß er sich gestern durch das närrische alte Weib abergläubischen Schrecken hatte einjagen lassen. Er richtete alle Aufmerksamkeit den Spielen der Kinder zu; und zwischen den spielenden Kindern schwamm wieder Hermionens Bild im Schneelicht ihres weißen Gewandes und im Goldglanze ihrer braunen Locken.

Da fuhr ihm durch den Sinn der Gedanke: „Wie? wenn die Alte vom Berge vielleicht sagen könnte, wer diese Hermione sei? Wen sollte ich fragen, wenn nicht diese Sibylle? Sie kennt das Land, die Menschen, sie weiß so Vieles!“ — Er sprang eilig von der Bank, blieb aber nachdenkend und setzte sich wieder langsam nieder. Denn er gedachte der Thorheit seines Einfalls. Hermione, die er zuerst in Bünden in Gesellschaft französischer Offiziere gesehen hatte, war offenbar eine Fremde, offenbar auf der Rückkehr nach Frankreich. Selbst der Staub ihres Reisewagens bezeugte es. Aber — und es durchglühte ihn ein Strahl der Freude — aber ihre Gefährtin hatte gesprochen, sie drohe, das Thal zu verlassen. Welches Thal, wenn nicht das von Les Verrieres? Vielleicht auch das von Pontarlier. Gleichviel, sie muß in diesen Gegenden doch verweilen. Die Alte kann folglich von ihr wissen. Er dachte es, und eilte zum Dorfe hinaus, der Alten nach.

Diese aber, als er ins Freie kam, war nirgends mehr zu erblikken. Ungewiß, ob sie in ein anderes Haus eingekehrt, oder die Landstraße oder einen Nebenweg gegangen sei, befragte er einen Bauer, der des Weges kam, und dem er die Gestalt der Alten beschrieb.

„Ha, ich verstehe!" sagte der Bauer: „Sie meinen Mutter Morne, wie wir sie nennen. Wenn Sie Ihre Schritte verdoppeln wollen, erreichen Sie sie in einer halben Viertelstunde. Sie geht die Straße nach Couvet."

„Was ist es für eine Frau, diese Mutter Morne? Ich begegnete ihr schon gestern. Sie sagte mir Vieles, und ich kenne sie nicht."

„Glaub's gern, Herr. Es ist ein wunderliches Weib, vielleicht nicht immer bei gesunden Sinnen, übrigens aber eine ganz gute Frau. Manche halten sie für eine Hexe, die Umgang mit bösen Geistern pflegt. Das ist Aberglaube. Doch das läßt sich nicht läugnen, sie versteht mehr, als andere Leute, und man wird aus ihrem Wesen nie klug. Sie hat schon Vieles vorausgesagt, woran Keiner glaubte, und es ist eingetroffen. Sie kann das Fieber besprechen. Sie hat schwere Krankheiten durch bloßes Auflegen ihrer Hände geheilt. Sie hat Dinge ans Tageslicht gebracht, von denen Niemand wußte. Kurz, es ließe sich viel von ihr sagen. Kein Mensch weiß, von welcher Religion sie ist; denn sie geht in keine Kirche, aber man findet sie zuweilen in den Wäldern mit gefalteten Händen auf den Knien. Sie ist in beständiger Unruhe, stets auf Reisen, und hat doch kein Geld und nimmt auch keins an. Sie ist aller Orten, aber an keinem Orte daheim. Winter und Sommer sind ihr zum Wandern gleich, eben so Tag und Nacht. Länger als drei Stunden schläft sie nie, auch im besten Bette."

So erzählte der Bauer noch lange fort, was ihm von der seltsamen Alten bekannt war; Florian aber wollte nicht zögern, aus Furcht, die Wandernde zu verlieren. Er brach das Gespräch ab, dankte dem gefälligen Manne und eilte mit Doppelschritt davon.

Endlich erblickte er in der Ferne die Gestalt; dann sah er, wie sie von der Landstraße rechts abwich, über die Felder aufwärts stieg, den Bergen zu. Er folgte ihr; er kam zum Seitenweg,

der steinig und rauh ward bis zum ausgetrockneten Bette eines Baches, in dessen Nähe zwischen Hügeln einzelne Hütten gelegen waren, von denen sich ein finsterer Rauch erhob. Er trat in eine der offenen, vom Ruße geschwärzten Hütten, die einen ganz eigenen, betäubenden Geruch ausbreiteten. Hier schmolzen die Leute Asphalt aus den Erdblöcken, welche sie in der Nähe hervorgegraben hatten. Dieses Steinöl, dessen Quelle noch unbekannt ist, hat nur wenige Schuh tief unter der Dammerde ein kalkiges Mergellager durchdrungen, geschwärzt und zum Uebermaße gesättigt. Unter dem Mergel ruhen die Felsen.

In einem Winkel der Hütte saß Frau Morne. Florian bemerkte sie nicht eher, bis sie rief: „Willkommen auf La Combe, Flüchtling!" Damit erhob sie sich, ging aus der Hütte, und winkte ihm, zurücksehend, mit dem Krückenstocke. Er folgte, wie sie schnellen Schrittes im steinigen Bette des Waldstroms gegen die Bergschlucht ging, und erzählte ihr unterwegs, da sie fragte, wohin er reise, von seiner guten Aufnahme in Staffards Haus, und aus welchen Ursachen er nach der Stadt Neuenburg gehe.

Plötzlich unterbrach sie ihn mit der Frage: „Wer ist Ihnen unterwegs begegnet?"

Florian stutzte und sagte: „Eben das wollt' ich Euch fragen, Mutter Morne."

Sie blieb vor ihm stehen und wiederholte die Frage, er die Antwort. „Ich sah Euch," fuhr er fort, „im Dorfe Travers. Ihr waret mir zu schnell aus den Augen; ich bin Euch weit nachgeeilt."

„Schonen Sie die Ruhe der Jungfrau."

„Welcher denn, Mutter Morne?"

„Die Sie heute nicht zum ersten Mal fanden, um derentwillen Sie mir nachgerannt sind."

Florians Verwunderung war jetzt nicht geringer, wie gestern auf dem Gros-Taureau. Es schien etwas Uebernatürliches in dem

Weibe. Wie konnte es das Geheimniß seiner Brust wissen, das er Keinem vertraut hatte? — Er erzählte, wie er den Frauenzimmern begegnet sei bei der eisernen Kette, und was er mit ihnen gesprochen. Er bat, ihm nur zu sagen, wer die unbekannte Schöne wäre, die den Namen Hermione trage, und wer ihre Begleiterin, und wo sie wohne, und wohin sie reise, und zwanzig andere Dinge mehr.

Frau Morne rieb mit der braunen, dürren Hand ihre Stirn, und sagte mit verfinstertem Gesicht: „Das werden Sie von ihr selbst hören, besser, als ich's weiß. Aber schonen Sie die Ruhe der Jungfrau! Sie kommen in unser Land, wie der warme Oberwind. Traue Keiner dem Lüftchen! Es füllt den Himmel mit Wolken und Wettern und schlägt die Erde mit Hagel und Blitzstrahlen."

„Wie? Hermione wird mir's selbst sagen?" rief Florian: „Ich werde sie noch einmal sehen? Wann? Wo? Saget mir's, Mutter Morne; ich will Euch ewig erkenntlich sein."

„Nichts!" schrie die Alte: „Es ist in den höchsten Himmeln und in den Tiefen des Abgrundes Keiner, welcher die künftigen Dinge verrathen möchte, als der Teufel; denn damit schnitte er die Wurzeln aller Glückseligkeit ab: Glaube, Liebe und Hoffnung. — Was verlangen Sie? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich den Geist der Weissagung habe?"

„Zürnet nicht, Mütterchen? Ihr habet mir schon Manches geredet, worüber ich in Erstaunen gerieth, weil außer mir selbst Niemand davon belehrt sein konnte."

„Ei doch!" murrte Frau Morne ärgerlich: „Was ich weiß, habe ich durch Sie selbst. Ich hörte nur mit feinern Ohren, und sehe mit gewaschenern Augen."

„Habt Ihr mir also keine Antwort auf meine unschuldige Frage, wo Hermione wohne, wer sie sei?"

„Ich habe es schon gesagt: Sie werden es von ihr hören."

„Wirklich? Und habt Ihr mir keinen Rath zu geben?"

„Sich wohl zu hüten."

„Wovor?"

„Sich, vor sich selbst!"

Florian bot ihr einige Stücke Geldes: „Mutter Morne, nehmt dieses Wenige."

Frau Morne warf die Geldstücke an den Boden, wandte das Antlitz und verlor sich bald in den Gebüschen gegen die Bergschlucht. Florian hatte die Mühe, sein Geld wieder aufzulesen. Er ging ins Dorf zurück.

„Das alte Weib hat Recht! Vor mir selber mich hüten!" — sprach er, indem er dahin schritt: „Sie hat die Sehnsucht dieser Brust, die verzehrende Flamme der Phantasie in mir erkannt. Bin ich nicht auf der großen Straße zu allen Narrheiten der Leidenschaft?"

Er pfiff ein Liedchen, wandte Alles auf, sich zu zerstreuen, hielt im Wirthshause seine stattliche Mahlzeit, und fuhr bis in die dunkle Nacht zur Hauptstadt des Fürstenthums.

9.

Aufklärungen.

Die Geschäfte, welche ihn, wegen Sicherheit seines Aufenthaltes in diesem Lande, zum alten, weitläufigen Schlosse auf der Höhe und zur königlichen Statthalterei zogen, waren bald abgethan; desto länger hielten ihn Schneider und Schuhmacher, Näherinnen, Wäscherinnen und Putzmacherinnen in der kleinen, finstern Hauptstadt auf. Denn er mußte sich von Kopf zu Fuß neu kleiden. Die sogenannten Sehenswürdigkeiten hatte er bald gesehen; das machte ihm dann die Tage etwas lang, wie fleißig er auch die Umgebungen der Stadt durchwanderte, und wie reizend auch die Aussichten von den Rebhügeln und Landhäusern über den weiten

See zur fernen Verkettung der Alpen wechselten. Unerwartet kam ihm Trost.

Eines Abends ging er längs der Stadt, wo sich ihre Straßen unregelmäßig gegen das Seegestade öffnen. Das Ufer war von Landleuten belebt, welche sich anschickten, über den See in ihre benachbarten Heimathen zurückzufahren, und von lärmenden Schiffern, Fischern und andern Arbeitern. Wie er gegen die steinerne Brücke kam, welche über den Waldstrom des Seyon führt, der sich wenige Schritte von da in den See ergießt, bemerkte er einen kleinen, schwarzgekleideten Mann, welcher, über das Geländer der Brücke unbeweglich hingelehnt, in das leere Bett des Waldstroms niederstarrte. Es war unverkennbar der Professor Onyx.

Florian, froh einen Bekannten zu sehen, begab sich zu ihm. Er redete ihn aber vergebens an. Der Professor ließ sich in seiner Betrachtung nicht stören. Endlich weckte ihn der Bündner mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter. Der Erwachte starrte ihn mit großen befremdeten Blicken an, ging aber plötzlich in die lebhafteste Freude über, als er ihn endlich erkannte.

„Seelenfreundchen!" schrie er, und schüttelte ihm die Hand und betrachtete Florians Bekleidung: „Sie haben sich ja ganz neu verpuppt; ich habe Noth, Sie in dieser zierlichen Gestalt wieder zu erkennen. Was führt Sie nach Neuenburg? Wollen Sie das Land schon wieder verlassen? Gelt, ich sagte Ihnen voraus, Sie würden es unter diesen Halbwilden nicht lange treiben können?"

Als ihm Florian den Grund seines Hierseins angegeben hatte, worauf aber Onyx kaum zu hören schien, unterbrach ihn dieser, zeigte mit der Hand über die Brücke in den Seyon nieder, und sagte in einer Bewegung voll Unwillens: „Sehen Sie, Freund, die unverzeihliche Nachlässigkeit und Unbehilflichkeit der hiesigen Menschen! Ein breites, mit Geviertsteinen aufgemauertes Strombett, und statt des Wassers darin — nein, die Welt wird es nicht

glauben! — Koth, Unflath, stinkenden Schlamm, der die Luft mit giftigen Miasmen verpesten würde, wenn nicht der Wind mit den unwissenden Menschen Erbarmen hätte. Nun müssen Sie wissen, Herr, daß eben dieser Strom, der jetzt kaum vom Wasser einiger Schüttsteine fließt, zu anderer Zeit überläuft, die Stadt mit Gefahr bedroht, Felder und Wiesen verheert, und schon unzähliges Unglück gestiftet hat. Es wäre Kleinigkeit, ich sag' Ihnen, wahre Kleinigkeit, den Strom zu bändigen, ihn zu zwingen, das ganze Jahr hindurch Wasser genug zu haben, um Fabriken und Mühlen zu treiben, seinen Ueberfluß unschädlich zu machen und zur Befruchtung des Landes abzuleiten. Der dienstbar gewordene Tyrann dieser Gegenden könnte den Neuenburgern jährlich einen Gewinnst — ich hab' ihn genau berechnet — von einigen Hunderttausend Livres bringen. Die Unkosten der Vorrichtungen wären binnen wenigen Jahren wieder eingebracht."

„So viel ich weiß, wird dieser Strom nur durch Regen- und Schneewasser aus den Bergen ernährt!" sagte Florian: „Welches Rezept wollen Sie gegen die gute und böse Laune des Himmels verschreiben?"

„Seelenfreundchen," schrie Onyx, „wir müssen nicht den Himmel, sondern den menschlichen Verstand in die Kur nehmen. Unterhalb Valangin, wo der Strom zwischen Felswänden sein tiefes, enges Bett hat, dämm' ich ihn enger empor; bild' ich einen ungeheuern Sammler; leit' ich vom aufgeschwellten Wasser Kanäle rechts und links zur Bewässerung des Landes, zum Betrieb von Räderwerken unterhalb des Wasserfalls; zapfe in der dürren Zeit den Sammler allmälig ab und — kurz, ich habe den Plan im Kopfe; ich bin beschäftigt, ihn zu Papier zu bringen, mit allen dazu gehörenden Bemerkungen, Nivellements, Grund- und Aufrissen und Kostenverzeichnissen."

Der Professor gerieth in solches Feuer, daß er sogleich die

Schreibtafel hervorzog und mit dem Bleistift zu zeichnen anfing. Er sprach so lebhaft, daß die Vorübergehenden auf der Seyonbrücke stehen blieben und bald einen Kreis um ihn schlossen. Florian hatte Mühe, ihn zu bereden, den Plan zu anderer Zeit zu erklären, und statt dessen ihm im Wirthshause beim Nachtessen Gesellschaft zu leisten.

Der letzte Vorschlag hatte für Herrn Onyx viel Einladendes. Unterwegs, wie sie durch die Stadt gingen unter den von Steinen gewölbten Lauben längs den Häusern, fragte ihn Florian, was ihn zur Reise nach Neuenburg bewogen habe. Der Professor antwortete: „Ich habe der Regierung einige Entwürfe von Wichtigkeit mitzutheilen; dazu waren vorläufige. mündliche Verabredungen unentbehrlich. Jetzt ist die Sache hoffentlich im Gang; mein Glück kann gemacht werden; dann werd' ich mich verheirathen und meinen Sitz in dieser Stadt nehmen. Ich liebe; Sie würden mir dies bei meinen ernsten und vielen Geschäften kaum zutrauen! Ich liebe das liebenswürdigste Mädchen von der Welt, Ihnen im Vertrauen gesagt, ein Fräulein Delory. Ich bin nicht ganz ohne Vermögen; aber das Fräulein ist von gutem Hause, durch gewisse Bequemlichkeiten des Lebens verwöhnt; ich muß größere Einnahme haben. In der That, für meine geringen Bedürfnisse wäre ich reich genug. Aber was thut man nicht für ein angebetetes Weib!“

„Ich wünsche Glück, Herr Professor.“

„Ha, wahrlich, was könnte mich sonst bewegen, meinen künftigen Wohnsitz in dieser Stadt aufzuschlagen? Meinen Sie etwa, der Anblick dieser höhlenartigen Laubengänge unter den Häusern, dieser burgundischen Mißgeburt der Baukunst, wogegen ich schon hier und in Bern und Murten so viel vergebens geeifert habe? Wären dergleichen Laubengänge oder Arkaden geräumig, breit und hochgewölbt, so würde wenigstens das Großartige derselben mit andern Nachtheilen versöhnen, die sie bringen. Jetzt aber, eng und

niedrig, Kloaken ähnlich, die über der Erde angelegt sind, wahre Hohlgänge in Kasematten, wo man Noth hat, den Begegnenden auszuweichen und die Nase vor den mancherlei Gerüchen zu verwahren, die von einer Hausthür zur andern wechseln, die Hausgänge und Zimmer des Erdgeschosses verdumpfen. Daneben erkälten sie die über den Gewölben hängenden Zimmer und werfen sie den Fußgängern, durch Luftzüge kalt und warm, alle Uebel der plötzlichen Erkältungen an, Hals- und Zahnweh, Schnupfen und Flußfieber und dergleichen. Wahrhaftig, mir ist für die zarte Gesundheit des Fräuleins Delory bange. Was soll ich aber machen? Sie ist gewohnt, in Städten zu leben, und ich verarg' es ihr nicht. Denn in der sibirischen Kälte auf der Feenhalde, oder in den Bayards, würde sie den ersten Winter darauf gehen, wie eine Ananas im freien Gartenbeet."

„Wie?" sagte Florian, „Ihre Braut bewohnt die Feenhalde, oder die Bayards?"

„Nur in den schönsten Monaten, als ausländische Blume. Im Winter wär' es unmöglich! Denken Sie doch, drei- bis viertausend Schuh über dem Spiegel des Mittelmeers und bei zwanzig, dreißig Grad Kälte? Sie würde keinen Winter überleben. Indessen hab' ich ihr im Scherz geschworen, das ganze Gebirg mit duftigen Hermionen zu bevölkern, trotz dem polarischen Himmelsstrich."

Bei diesen Worten waren sie in Florians Zimmer eingetreten. Der Name Hermione fesselte die Gedanken des jungen Bündners. Er hörte vom Geschwätze des Professors nichts mehr, der sich nun bequem auf dem Sofa hinlagerte, und seine Bemerkungen über Verbesserung des Klima's freigebig mittheilte.

„Herr Professor, Sie nannten vorhin den Namen Hermione," sagte Florian: „das ganze Gebirg wollten Sie mit Hermionen bevölkern?"

„Wohlverstanden, Seelenfreundchen," erwiederte Herr Onyr

schalkhaft schmunzelnd, „es ist so arg nicht gemeint, als es klingt. Seit drei Jahren sammle ich an einer burgundischen Flora. Es wird ein kostbares Werk. In diesen abgelegenen Erdwinkeln leben noch seltsame Pflanzenschätze, die keinem Botaniker bekannt sind. Ich habe schon siebenzehn neue Arten entdeckt und beschrieben, unter andern einen Wegerich von pyramidalischem Wuchse und eine liebliche, zarte Pflanze an den Felsen ob Buttes, mit weißröthlicher Blüthe, die ich für ein noch nie beschriebenes Geschlecht halte und Hermione benennen will, dem Fräulein Delory zu Ehren."

„Halt!" unterbrach plötzlich Florian seinen Freund: „Hermione also wäre das Fräulein Delory? Sie wohnt auf der Feenhalde? Doch nur zum Besuch?"

„Allerdings. Eigentlich ist sie in Lyon daheim; seit einigen Jahren lebt sie in der Gegend von Besançon auf dem Landgute ihres Stiefvaters, den ich nicht näher kenne. Seit zwei Sommern bringt sie die schöne Jahreszeit in der Feenhalde zu. Und darum trägt meine Pflanze mit Recht ihren Namen. Diese Berghöhen sind die wahre Heimath der Hermionen."

„Ich glaube, sie zu kennen. Ich fand sie zufällig an der Kette, zwischen den Felsen ob St. Sulpice."

„Richtig, richtig! Da hab' ich sie auch schon gefunden, aber selten."

„Schlank aufgeschossen, wie eine Lilie!"

„Falsch! Sie liegt immer am Boden gestreckt oder kriechend. Ich sah sie nie aufrecht."

„Sie scherzen, Professor."

„Nein, voller Ernst; beständig ist sie gestreckt mit ihren kleinen, eirunden, feingezahnten Blättchen."

„Ich rede von Fräulein Delory."

„Und ich von meiner Hermione. Sie begreifen, Seelenfreundchen, ich kann das Fräulein erst mein nennen, wenn ich mit

ihm vom Altare komme. Aber wollen Sie, so hol' ich Ihnen auf der Stelle ein getrocknetes Exemplar meiner Hermione prostrata."

„Ach!" sagte Florian: „Könnten Sie mir statt dessen ein Exemplar des Fräuleins Delory zeigen, ein Bild, oder dergleichen, um zu wissen, ob wir von einerlei Person reden."

„Auch das, Herr; aber ohne Kirchenraub kann ich es Ihnen nicht herbeischleppen. Heute ist es zu spät, zur alten Stiftskirche hinaufzusteigen; aber morgen sollen Sie die Bildsäule einer der jungen Gräfinnen von Neuenburg sehen, und schwören, sie gleiche dem Fräulein Delory aufs Haar. Ich glaube, es ist die schöne Isabelle, Tochter des Grafen Ludwig, des letzten Herrn vom alten Hause Neuenburg, der hier vor vierhundert Jahren mit Helm und Schild in der Stiftskirche begraben worden ist."

„Wir gehen morgen, lieber Professor. Ich beneide Sie, wenn die Hermione, welche ich kennen lernte, Ihre Geliebte ist. Doch zweifle ich fast. Ich möchte sie Ihnen beschreiben; aber woher Worte nehmen für diese Lieblichkeit der Gestalt, für die Anmuth der Bewegung, für die Hoheit und Süßigkeit des Blicks? Jede ihrer lichtbraunen Locken, um den schneeweißen Hals spielend, ist eine eigenthümliche, einzelne Schönheit."

„Richtig, Herr; Sie haben sie Zug um Zug getroffen!"

„Und Sie, lieber Professor, sind der Gegenliebe dieses Engels gewiß?"

„Allerdings. Hermione kann Niemanden hassen. Warum sollte sie mich hassen? — Ich bringe ihr Pflanzen, ich wähle ihr Bücher zum Lesen, ich . . . nein, sie liebt mich; das ist ausgemacht."

„Hat sie es Ihnen also bekannt? Ist sie entschlossen, Ihre Gemahlin zu sein?"

„Herr, das ist ein kitzlicher Punkt. Ich hab' ihr davon noch nicht reden können; hab' es noch nie gewagt; weiß es nicht anzustellen. Sie wissen, wie die Mädchen in solchen Fällen denken!

Ich schiebe das auf, bis alle Vorrichtungen beendet sind; dann sollen Schlag auf Schlag Erklärung, Verlobung und Hochzeit hinter einander folgen. Sie kann mir unmöglich etwas abschlagen. Ich kenne sie zu gut."

Florian mußte zur Gutmüthigkeit des Gelehrten lächeln. „Wie aber, Herr Professor, wenn sie Ihnen am Ende doch die Hand verweigerte?"

„Das wäre erstaunlich! Das ist unmöglich! Sie weiß ja, wie theuer sie mir ist. Und — nein, es ist unmöglich! sag' ich Ihnen. Sie nennt mich immer ihren lieben Professor. Und Sie begreifen, Frauenzimmer sind mit so zärtlichen Ausdrücken gegen junge, unverheirathete Männer nicht gern freigebiger Natur. Hermione nimmt jedes Mal tapfer meine Partei, wenn mir Claudine den Krieg macht, und das ist allerdings bedeutsam!"

„Wer ist diese Claudine?"

„O, ein erzwildes, flatterhaftes, quecksilbernes, schnippiges Ding!"

„Mit schwarzen blitzenden Augen, die Braut des jungen Staffard?"

„Richtig, dieselbe. Der arme Georg, glauben Sie mir, heirathet sich die Auszehrung an; denn junge Neckerinnen werden alte Zänkerinnen. Wo sie mich nur sieht, macht sie mir tausend Händel. Sie ist hübsch; aber ich fürchte mich ordentlich vor dem verzweifelten Mädchen. Es ist erstaunlich, daß die beiden Frauenzimmer Freundinnen sein und mit einander unter gleichem Dache wohnen können. Aber Frau Bell, Claudinens Mutter, Hermionens Tante, ist eine kluge Frau. Sie versteht es, Ordnung im Hause zu halten."

Florian ließ den gesprächigen Onyx vor Mitternacht nicht von sich. Er hörte eben so gern von den Familien auf der Feenhalde, als jener gern davon erzählte.

10.

Die Bildsäulen.

Folgendes Morgens waren Beide eben im Begriff, aus dem Gasthof zu gehen, um die steile Straße hinauf zu der Höhe zu steigen, wo, neben dem alten Schlosse, die Stiftskirche ihre grauen sechs= bis siebenhundertjährigen Mauern erhebt, als ihnen ein Weibel der königlichen Statthalterschaft entgegentrat. „Freundchen!“ rief ihn der Professor an, der ihn schon kannte: „Sie wollen zu mir? Der Statthalter läßt mich rufen? Er hat meine Abhandlung also gelesen? Haben Sie nichts gewittert, wie er dazu denkt? Ließ er nichts über meine Arbeit verlauten? Richten Sie Ihren Auftrag jetzt recht buchstäblich aus. Sagen Sie, welche Miene er dabei machte, und ich sage Ihnen, was der Statthalter Willens ist.“

Diesmal irrte Herr Onyx. Der Weibel fragte einem Herrn Florian nach, und brachte diesem Befehl, binnen einer Stunde persönlich und unfehlbar auf der Statthalterei zu erscheinen. Onyx, den ein Hauch der Hoffnung in seinem ganzen Wesen ausgedehnt und gehoben hatte, sank eben so schnell wieder zusammen, und die runden, heitern Züge seines Antlitzes wurden wieder geradlinig, kalt und einförmig. Florian versprach zu gehorchen.

Unterwegs rief der Professor den Sigrist der Kirche, welcher dienstfertig die steinernen Treppen am Berge hinaufeilte, die Pforte des alterthümlichen Tempels aufschloß und die Fremden zur Kirche einließ. Hier führte er sie zum Grabmale des Grafen Ludwig von Neuenburg, einer Gruppe von neun männlichen und vier weiblichen lebensgroßen Bildsäulen von Stein, alle in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts, beisammenstehend in Andacht und Gebet. Es war in den Gesichtszügen der edeln Gestalten, hin und wieder zwar schon von der Zeit verletzt, eine gewisse Familienähnlichkeit.

Alle trugen, voller Würde und Anmuth, den sichtbaren Zauber dessen, was das Herz still an sich zieht.

„Sehen Sie, sehen Sie!“ rief Herr Onyx lebhaft, und zeigte mit den Fingern zu einer der Gräfinnen empor, deren jugendliche Gestalt Hermionen gleichen sollte: „Hab' ich nicht Recht?“

„Vollkommen,“ sagte Florian lächelnd, „wenn man etwas optischen Betrug zu Hilfe rufen kann.“

Die Todesstille in dem weitläufigen Gebäu, und das Helldunkel, welches durch die langen, hochgespitzten Fenster über Alles verbreitet lag, dann der Lichtstrom, welcher durch die offene Kirchenthür auf die Bildsäulen fiel, stimmte Florians Gemüth bald wieder zu einem gewissen Ernst. Die schönen stillen Gestalten des Alterthums wurden seiner Einbildungskraft allmälig lebend. Die blassen Wangen der Bildsäulen schienen sich zu röthen; der Busen der Gräfinnen schien sich in leisen Odemzügen zu heben und zu senken. Er sah in der Verschattung der andern diejenige, welche Hermionen ähneln sollte; aber er dachte sich nun Hermionens Gestalt selbst inmitten dieser Gruppe, und bald verschwand ihm in dem Selbstbetruge der Einbildung das Uebrige.

Da trat der Sigrist zu den Bildsäulen, hob vom Fußgestell derselben einen weiblichen Handschuh, betrachtete ihn aufmerksam und sagte kopfschüttelnd: „Richtig! Die beiden jungen Damen vom Dienstag! Sie waren die Letzten. Er gehört einer derselben. Eine dieser Fremden ließ ihn vergessen liegen. Wer weiß, ob sie noch in der Stadt sind!“

Florian sah den Handschuh, horchte und dachte sogleich an die Frauenzimmer, denen er auf der Reise begegnet war. Er schilderte diese mit großer Genauigkeit so, daß ihm der Sigrist den Handschuh reichte und sagte: „Es kann nicht fehlen. Die größere mit dem braunen Haar legte den Handschuh für einen Augenblick hier ab; ich sah es; aber ich vergaß, sie daran zu erinnern, und er

blieb liegen. Wenn Sie sie kennen, bitt' ich, ihr das Verlorne zuzustellen."

Florian lehnte es nicht ab. Es durchdrang ihn ein angenehmes Schauern, als er mit den Fingern den weichen Handschuh berührte, der Hermionens schönen Arm bedeckt haben mochte. Er legte das Kleinod mit unwillkürlicher Ehrfurcht zusammen und verbarg es, als der Professor aus dem Hintergrunde der Kirche zurückkam, wohin er gegangen war, um die Verhältnisse der Länge, Breite und Höhe des Gebäudes nach dem Augenmaß zu berechnen.

„Ich habe jedesmal Todesverdruß, wenn ich die alten Kirchen betrachte!" rief Onyx: „Immer ein Riesenrumpf mit einem Kindeshaupt, eine Schildkröte, die ein kleines Köpfchen vorstreckt. Man sieht es: Anfangs war, als der Bau begonnen ward, die Andacht groß, das Geld im Ueberflusse; es wurden ungeheure Anlagen gemacht, zu denen man sich eine Krone von Thürmen dachte, die in den Himmel steigen sollte. Hintennach ward die Andacht kalt, der Beutel leer, und man setzte Thürmchen darauf, wie Zaunpfähle und Schilderhäuser. Den Münster von Straßburg und Freiburg lass' ich gelten; der Thurm von Bern ist um die Hälfte zu kurz gerathen; aber dieser von Neuenburg ist, wie der am Kölner Dom, ein Höcker auf dem Rücken eines Dromedars."

Nachdem der Professor seine lehrreichen Gedanken über die Bauart der Alten bis zur Neige mitgetheilt, und sie bald mit Dichtern, denen in der Länge Athem und Begeisterung ausgeht, bald mit Kindern verglichen hatte, die sich fürchten, auf ihr Kartenhaus das letzte Blatt zu legen, damit nicht Alles zusammenbreche, bemerkte Florian, es sei für ihn Zeit, im Schlosse zu erscheinen, dem empfangenen Befehl Folge zu leisten. Der Professor versprach, seiner Rückkehr zu warten und unterdessen dem Sigrist die zweckmäßigere Bauart der Neuern umständlich aus einander zu setzen.

Florian ging über den kleinen Raum, welcher die Kirche vom

Thorwege des Schlosses trennt, und über den leeren, geräumigen Vorhof in die alte Burg, über deren Haupteingang in gewaltiger Größe das fürstliche Wappen mit den drei silbernen Sparren im rothen Feld auf goldenem Grunde prangte, nebst dem steifen, mit Krone, Scepter und Apfel wunderlich gezierten preußischen Adler. Der Weibel, der ihn berufen hatte, begegnete ihm gleich beim Eintritt, und führte ihn durch das stille Gebäude in ein weites alterthümliches Zimmer. Hier wartete er nicht lange, so erschien ein ältlicher, schneeweiß gepuderter Herr, der die Verbeugung des jungen Bündners kaum erwiederte, sondern eine Tabaksdose hervorzog und gemächlich eine Prise schnupfte, während er den Fremdling von Kopf bis zu Fuß musterte.

„Es thut mir leid,“ sagte der Herr, „Ihres Bleibens kann im Fürstenthum nicht sein. Es ist vom benachbarten französischen Departement ein Schreiben eingelaufen, begleitet mit Ihrem Signalement. Man verlangt Ihre Auslieferung. Sie haben unweit Pontarlier zwei französische Soldaten auf den Tod mißhandelt. Man klagt Sie außerdem an, Einer von denen zu sein, welche die Bauern in Bünden aufgewiegelt und die Ermordung aller Franzosen veranstaltet haben.“

Florian wollte sich rechtfertigen.

„Gleichviel,“ sagte der alte Herr und nahm wieder eine Prise: „Wir haben das nicht zu untersuchen, sondern Ihnen zu sagen, wie Ihre Sachen stehen. Preußen ist mit Frankreich in freundschaftlichen Verhältnissen, denen wir unsern Frieden danken, inzwischen die ganze Schweiz von französischen Heeren überschwemmt ist. Wir dürfen der französischen Regierung auf keine Weise Anlaß oder Vorwand zu gegründeten Beschwerden bieten. Wir haben bestimmte Weisungen von Berlin. Machen Sie sich auf und davon. Ich gebe Ihnen den freundschaftlichen Wink. Binnen einer Stunde werden Sie gefänglich eingezogen werden. Also . . .“

Darauf machte der alte Herr eine Bewegung mit der Hand und eine leichte Verbeugung dazu, die verständlich genug ausdrückte, daß der bündnerische Flüchtling beurlaubt sei.

„Ich erkenne dankbar Ihre Gewogenheit," sagte dieser, „nur wohin soll ich, wenn ich in Ihrem Staate gegen die französische Tyrannei keinen Schutz finde?"

„Gleichviel!" erwiederte der Herr und wandte sich, um das Zimmer zu verlassen: „Sie wissen, woran Sie sind."

„Füsilirt oder guillotinirt zu werden!" rief Florian: „Das weiß ich. Denn nach Frankreich kann ich nicht, noch minder in die Kantone Bern und Solothurn, wo Alles von französischen Soldaten wimmelt. Wie kann ich nach Deutschland entkommen, da ich hier rings von französischer Gewalt umgeben bin?"

„Gleichviel. Sie wissen, woran Sie sind!" sagte der alte Herr, indem er beim Weggehen zurücksah.

„So wäre es besser, ich würde sogleich hier gefangen gelegt. Wozu soll ich mich fruchtlos, als Flüchtling, weiter schleppen, und mein Leben um ein paar nothvolle Tage verlängern? Ich fürchte den Tod nicht."

„Gleichviel!" sagte der Alte, indem er eine Seitenthür öffnete: „Sie wissen, woran Sie sind." Mit diesen Worten verschwand er, und ließ den Flüchtling allein stehen. Dieser stierte lange unentschlossen vor sich mit finsterm Blicke hin. Dann wandte er sich rasch und ging mit großen Schritten zur Burg hinaus auf den Platz vor der Kirche. Weder der Professor Onyx noch der Sigrist waren sichtbar. Auch kümmerte sich Florian, der nun mit andern Dingen beschäftigt sein mußte, wenig darum. Er ging düster, aber mit festem Schritt hinab zur Stadt. Da kaufte er im Vorbeigehen in einem der offenen Laden einen damaszirten Säbel und zwei treffliche Pistolen, nebst Pulver, Kugeln und Kugelform; zahlte seinen

Wirth; miethete einen Wagen nach Locle und Brevine; packte ein, und fuhr in der Frühe des folgenden Tages davon.

11.

Die Heimkehr.

Sein Entschluß war fest, das neuenburgische Bergland nicht zu verlassen, überzeugt, nirgends könne er sicherer sein, als in jener von der Landstraße entfernten Einsamkeit des Hochlandes, wo ihm jede der zahllosen an den Bergen zerstreuten Hütten gegen Verfolgung eine wechselnde Zuflucht darbot. Zum Ueberflusse konnte er sich bei Ueberraschungen eben so sehr auf die Freundlichkeit der dortigen Menschen, als auf sein gutes Schwert und Geschoß verlassen. Eine in die Höhe geschleuderte Zitrone zerschmetterte seine Kugel in der Luft, als er unweit Geneveys, wo der Weg steil ward, neben seinem Wagen am Berge hinwandelte.

Doch mochte ihn wohl mehr noch, als die Berechnung seiner Sicherheit, der Gedanke an die schöne Nachbarin des Hauses Staffard an dieses Land fesseln. Zwar kaum näher konnte er den Grenzen des feindseligen Volkes, vor dem er floh, wohnen, als eben dort; aber die Gefahr selbst machte den Aufenthalt nur anziehender, so wie in gewitterhafter Beleuchtung eine Landschaft reizender wird. Er verweilte in dem gewerbigen Locle keine Stunde, um nicht zufällig einem französischen Spürer zu begegnen, sondern fuhr durch das weite, grüne, baumlose Thal, voller städtischer Gebäude, den stillen Triften und öden Torfgründen von Chaux-du-Milieu und Chaux-du-Cachot entgegen, zum wilden, hochgelegenen Thal Brevine, wo sich im Hintergrunde die gleichförmigen, langen Hügelketten an beiden Seiten der Niederung zusammenziehen.

Als in La Brevine, dem Dorfe, vor dem Wirthshause sein Wagen hielt, verabschiedete er den Miethkutscher, und ließ einen Mann suchen, welcher ihm das Gepäck über die Bayards nach der Feenhalde trüge. Er sah die Gaststube voller Menschen, die an langen Tischen ihren Wein unter heitern Gesprächen tranken. Es schienen darunter mehrere von den Fremden zu sein, welche in der schönen Jahreszeit hieher zu kommen pflegen, um in der reinen Luft des Hochlandes und durch den Genuß des benachbarten eisenhaltigen Brunnens ihre erschütterte Gesundheit zu befestigen. Die schallenden Namen Suwarow, Massena, Zürich, Buonaparte, Neapel, St. Jean d'Acre verriethen, welche Gegenstände verhandelt wurden. Er wandte sich verdrossen ab, und, statt in das Zimmer, begab er sich rechts auf den nahe gelegenen Kirchhof, lehnte sich über die niedere Mauer desselben und sah über den weiten grünen Wiesenteppich zu den Hügeln und zum Himmel hinauf.

„Hat denn der Erdboden kein Heiligthum, keine Einöde," murrte er, „die von Namen unentweiht bleiben, an denen die Erinnerung aller menschlichen Leidenschaften, alles Elendes hängt, was die Welt quält? Ist es nicht wider Majestät und Unschuld der Natur gesündigt, die Ruhe und Feierlichkeit dieses armen und glückseligen Hochlandes mit Gesprächen zu stören, die auch nach Jahrhunderten noch das Gemüth der bessern Menschheit empören werden?"

„Also bist du's doch!" rief Georgs Stimme, und ein Arm legte sich um Florians Leib. Georg, unter den Gästen des Wirthszimmers, hatte den Freund durch die Fensterscheiben auf der Straße halb und halb an der Gestalt erkannt, war aber durch Florians zierliche Bekleidung fast irre geworden. Beide umarmten sich.

„Herrlich, daß du zurück bist!" rief Georg: „Nun scheide nicht mehr von uns."

„Wie ein Engel erscheinst du mir auf diesen Gräbern!" sagte Florian: „Ich will bei Euch bleiben, so lang ich darf. Ich bin

ein Flüchtling, und immer noch Geächteter auf diesem Boden. Die Regierung von Neuenburg fürchtet, mir Schutz zu geben. Ich irre also vogelfrei umher, und muß mich auf Schnelligkeit meiner Füße oder auf die Kraft meiner Faust verlassen, will ich nicht in die Gewalt der Henker und ihrer Knechte fallen. Man hat von den neuenburgischen Behörden meine Auslieferung gefordert, weil es kein Geheimniß war, daß ich die Flucht hieher genommen."

„Du bist sicher in unserer Feenhalde, Florian, so gewiß, als säßest du im Monde. Wir haben dich bei unsern Nachbarn für einen Verwandten ausgegeben, der uns aus Deutschland besucht. Das genügt. Nur bei zwei Weibern wollte die Lüge nicht anschlagen. Das eine derselben ist ein halbnärrisches, wunderliches, unstetes Geschöpf, wir nennen es nur Mutter Morne, alt und häßlich, wie die Sünde. Das schüttelte den Kopf, als von dir Rede war, und sagte: „Eure Nothlüge ist gut. Bleibt dabei. Es sind schon Leute im Lande, die ihn suchen. Man muß ihn aber nicht finden."

„Ich kenne diese Alte!" sagte Florian, und erzählte von seinem Zusammentreffen mit ihr.

„Man findet sie überall," sagte Georg, „doch ist sie gutartiger Natur, und darum sieht man sie nicht ungern. Sie streicht beständig umher, hört viel, sieht viel, weiß daher viel, bildet sich aber aufrichtig ein, Alles durch Einflüsterung höherer Wesen oder durch göttliche Eingebung zu haben. Ich glaube, ihr ward von religiöser Schwärmerei der Verstand verrückt. Sie betrachtet sich selbst wie ein Wesen höherer Art, im unmittelbaren Umgang mit Gott und unsichtbaren Geistern. Aber es scheint, du kennst auch die Andere, die zu unserer Lüge das Köpfchen schüttelte. Es ist eine Verwandtin meiner Claudine, ein Fräulein Delory. Du sahst sie mit Claudinen bei der Kette."

Florian erzählte sein Abenteuer mit dem Mädchen. „Aber,"

fragte er, „warum wollte sie deinen und deines Vaters Worten, was mich betraf, nicht glauben?“

„Weiß ich's? Sie nahm mich, als wir von dir gesprochen hatten, seitwärts, sah mich mit ihren durchdringenden Blicken an und fragte: Georg — denn sie heißt mich Georg und ich sie Hermione — Georg, warum wollen oder müssen Sie diesen Fremden in ein Geheimniß hüllen? Er ist nicht aus Deutschland, und ich zweifle, daß er Ihnen verwandt sei. — Natürlich, diese Anrede setzte mich in Erstaunen. — Wenn Sie mir nicht glauben können, erwiederte ich, so bitte ich, wenigstens dergleichen zu thun. Sie wissen, Hermione, es gibt heutiges Tages auch Tugenden, die sich flüchten müssen, wie ein lichtscheues Verbrechen, während es Verbrechen gibt, die umhergehen, wie triumphirende Tugenden. — Hermione sah mich nach diesen Worten schweigend und sinnend an, nickte, als wollte sie mir Recht geben, und fragte nicht weiter.“

Florian vernahm das Alles nicht ganz ohne Vergnügen. Er schien sich selber wichtiger in der Welt, weil Hermione ihn würdig fand, seinem Schicksal einen Gedanken zu weihen. In der schönen Gewißheit, die auf der Feenhalde wiederzusehen, welche längst in seinen Erinnerungen lebte, ward seine Sehnsucht nach Staffards Hause ungeduldiger.

Die jungen Leute machten sich auf den Weg gegen die Hütten von Bremont, seitwärts zur Linken dem wundersamen Bergsee von Etalieres vorüber, dessen Gewässer fort und fort in unterirdischen Geklüften niederfährt und verschwindet. Als sie aber im Tannengehölze den steinernen Bergweg zu den Bayards hinaufstiegen, begegneten ihnen fünf Fußgänger, die ihrer Tracht nach zum französischen Kriegsvolk gehörten, doch unbewaffnet waren. Diese erkundigten sich nach dem Wege, und Florian glaubte zu bemerken, daß sie ihn vorzüglich ins Auge faßten. Er wäre geneigt gewesen, seinen Glauben für Werk des argwöhnischen Gewissens zu halten,

hätte nicht einer der Fremden noch, als sie schon ihren Weg fortgesetzt hatten, ziemlich laut gesprochen: „das ist er gewiß."

Unter freundlichem Geplauder erreichte er mit Georg die öde Berghöhe, von da man die zerstreuten Hütten der Bayards zwischen Wiesen und Tannenhorsten und Felsen erblickt, und jenseits des Thals von Verrieres die vom dunkeln Wald bekleidete Bergseite der Feenhalde. Der Nachmittag war sehr schwül gewesen, Georg ermüdet. Die Freunde ruheten einige Augenblicke auf einem bemooseten Steinblocke, während der Träger von Florians Gepäck rasch vorausschritt, ihre Ankunft dem alten Staffard zu verkündigen.

„Meiner Treu'!" rief Georg: „Sieh' doch, sind das nicht dieselben Blauröcke, die uns am Berge begegneten und nach dem Wege fragten? Was treibt die, daß sie zurückkommen?"

„Ich denke," sagte Florian, „wir werden es erfahren."

In der That kamen dieselben Männer wieder bergauf, die zuvor bergab gegangen waren, näherten sich mit festen Schritten und blieben vor unsern Wanderern stehen.

„Meine Herren, erlauben Sie: wohin gehen Sie?" sagte derjenige unter den Blauen, der unter ihnen der Vornehmste schien.

„In die Bayards, bergab!" antwortete Florian.

„So werden wir die Ehre haben, Sie zu begleiten; auch möchten wir Sie bitten, uns zum nächsten Kastellan oder Maire zu führen, falls Sie nicht für gut finden sollten, uns Ihre Papiere und Pässe gutwillig zu zeigen. Denn Sie sind nicht dieses Landes."

„Wer sagt Ihnen das?" rief Georg hastig, als er Gefahr für seinen Freund witterte.

„Dieses kleine Wärzchen neben dem linken Ohrläppchen!" antwortete der Blaue, und zeigte mit dem Finger auf ein kleines Müttermal an Florians Wange.

„Und weiter?" fragte Florian ruhig.

„Sie sind der Gefangenschaft entsprungen, der Mörder vom

Kameraden dieses Soldaten!“ entgegnete der Blaue, und zeigte auf einen der Seinigen, in welchem Florian wirklich einen der Wächter erkannte, die er vor Pontarlier gelassen hatte.

„Der Herr wird's nicht läugnen!“ rief der Soldat, nahm den Hut ab und zeigte eine schwarzbepflasterte Stelle über seiner Stirn.

„Und wenn ich's nicht läugne?“ sagte Florian.

„So werden Sie mit uns zum nächsten Kastellan gehen,“ erwiederte der Anführer; „denn wir verlassen Sie nun nicht wieder.“

„Wetter!“ schrie Georg, und sprang zornig vom Felsblock: „Wisset, Ihr Herren, Ihr steht nicht auf französischem Boden, sondern auf Neuenburger Grund. Ihr seid Fremdlinge, und man würde Euch übel heimzünden, wenn Ihr bei uns die Sicherheit der Landstraße störtet.“

„Herr, Sie schweigen!“ entgegnete das Haupt der Blauen, indem er den jungen Staffard gebieterisch mit den Augen anblitzte: „Wir haben es mit dem Disentiser Mörder zu schaffen. Die Regierung dieses Landes gestattet die Auslieferung.“

„Eher sollt Ihr mir Arm und Bein brechen, als ich Gewaltthat auf offener Landstraße dulde!“ donnerte ihn Georg an, sprang seitwärts und riß einen Pfahl aus dem Boden: „Packt Euch! Fort, den Berg hinab!“ brüllte er, und wies gegen das Thal Brevine.

Die Franzosen schienen nichts weniger als gelaunt zu sein, dem guten Rath zu folgen. Einige lachten, Andere riefen: „Stopft ihm doch das unverschämte Maul!“ — Es bekümmerte sich keiner im Ernst um ihn, sondern man ging dem schweigenden Florian näher, der sich ganz gemächlich vom Steinsitze erhob und seinem Freunde zurief, kalten Blutes zu bleiben.

„Sie begleiten uns also zum Kastellan?“ sagte der Hauptmann der Blauen, der einem Gendarme oder Douanier ähnlich sah, zu Florian.

„Mein Herr,“ erwiederte dieser, „ich werde gehen, wohin mir's gefällt, und Sie werden gehen, woher Sie gekommen sind. Ich liebe Freiheit und Gleichheit, zumal bei Ihnen und Ihresgleichen!“

„Fort,“ brüllte Georg die Franzosen an, „oder es gibt blutige Köpfe!“ Ein Schwung, den er mit Faust und Pfahl durch die Luft machte, schien seiner gesetzgebenden Donnerstimme die vollziehende Gewalt beifügen zu sollen. Allein zwei der Blauröcke faßten ihn bei den Armen und hielten ihn so fest, daß er sich nicht bewegen konnte. Als Florian die Stellung Georgs sah, wie er sich wand und krümmte, von der unerwarteten Umarmung frei zu werden, rief er mit einer Löwenstimme: „Laßt ihn los!“ Bei diesen Worten versetzte er dem vor ihm stehenden Hauptmann der Blauen mit dem Fuß einen so kräftigen Tritt gegen den Leib, daß der lange Herr Athem und Gleichgewicht verlor, drei Schritte rücklings schwankte und wie eine gefällte Tanne zu Boden schlug. Im nämlichen Augenblicke hatte er einem der Blauen, die diesem zur Seite standen, mit den gewaltigen Fäusten Brust und Achsel gepackt, und rechts, dann eben so den andern links zur Erde geschleudert, daß der Boden erdröhnte und der Staub auffuhr. Der eine lag wie todt da; der andere, von der Wucht des Sturzes fortgeschwungen, rollte wie eine Walze den Rain des grasigen Hügels hinab, und blieb drunten im Gebüsch van Buchen und Ebereschen hangen. Als dies die übrigen sahen, welche, wie die Schlangen Laokoons, den wüthenden Georg mit ihren Armen umstrickt hielten, ließen sie ihn los und liefen mit schnellen Schritten bergab, den grünen Flächen des Brevinethales zu; vergebens setzte ihnen Georg eine Weile mit hochgeschwungener Keule und weithallenden Verwünschungen nach.

Wie er zurückkam, sah er seinen Freund ein Tuch um den blutigen Kopf des wieder aufgestandenen Hauptmanns binden, während der rechts zu Boden geschmetterte Soldat schüchtern und ächzend

mit der Betheurung aufstand: ihm seien alle Rippen im Leibe gebrochen. Er hinkte gekrümmt herbei, sein Gesicht, vom Staub, in dem er gelegen, zur Hälfte graugelb gefärbt. Auch der von der Anhöhe abwärts Gerollte taumelte wie ein Berauschter; sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten.

„Sie hätten uns," sagte Florian höflich zum Hauptmann: „Sie hätten uns diese kleine Jahrmarktsscene füglich ersparen können. Ich liebe dergleichen nicht."

„Beim Teufel!" stöhnte der Hauptmann: „Sie scheinen an solche bäuerische Schlachten gewöhnter zu sein, als ich. Was mich betrifft, mein Herr, ich bin Soldat und pflege mit andern Waffen, als mit groben Fäusten zu fechten. Hätt' ich die Klinge bei mir, Sie sollten mir tanzen lernen."

„Sie sind sehr gütig!" versetzte Florian: „Ich tanze die Française schon ziemlich: aber mit der Klinge würd' ich Ihnen eine Grisonne aufspielen, an der Sie vielleicht keinen Gefallen fänden. Einstweilen haben Sie die Gewogenheit, Ihren Weg nach La Brevine fortzusetzen."

„Wo sind meine andern Leute? Es fehlen deren noch zwei!" sagte der Hauptmann und suchte mit den Augen, ohne den Kopf zu wenden.

„Vorausgesprungen, Ihnen in La Brevine das Nachtessen zu bestellen. Eilen Sie, die Suppe wird kalt!"

Der Hauptmann entfernte sich langsam, blieb wieder stehen, wandte sich und sagte: „Mein Herr, hüten Sie sich, mir zu begegnen, denn ich werde Sie suchen und Ihnen an einem schönen Tage den Degen in den Leib rennen. Ich heiße Lamargne. Vergessen Sie mich nicht."

„Ich glaube, es sei unnöthig, Ihnen die zärtliche Gegenbitte zu erwiedern!" versetzte Florian.

Der Hauptmann und seine Gefährten schlichen fluchend davon,

den Berg nach dem Brevinethal hinab; Florian und Georg wanderten in entgegengesetzter Richtung den Bayards entgegen, in Gesprächen über das Abenteuer.

Schon war es Nacht, als sie auf der Feenhalde zu Staffards gastlichem Hause gelangten.

12.

Heimischwerden.

Erst am folgenden Morgen bemerkte Florian die Aufmerksamkeit seiner gütigen Wirthe in Verzierung seines Wohnstübchens. Zwischen den innern und äußern Fenstern blühten Rosen, Nelken und Hortensien. Ein niedliches Schreibschränkchen von Nußbaum- und Ahornholz, zierlich eingelegt und gebeizt, mit zahlreichen Schubfächern, stand seitwärts. Ueber den Tisch lag eine dunkelgrüne Decke gebreitet, mit Blumenwerk am Rande geschmackvoll gestickt. Das Bett, mit feinen, schneeweißen Ueberzügen, die Kopfkissen mit dunkelgrünen Seidenquasten geschmückt, stand neben der Thür. Ein großer Spiegel mit vergoldeten Rahmen hing zwischen den von weißen Umhängen halb verschatteten Fenstern nieder. So viel Zierlichkeit und Aufwand hätte Florian nie in dem hölzernen Bauernhause, am wenigstens in der Einöde des Gebirges, vermuthet.

„Freund!“ sagte der alte Staffard: „Was die Natur versagt, muß die Kunst gewähren. Wir haben bei uns zu Lande einen Winter von acht bis neun Monaten; da sind wir in die kleinen Stuben eingebannt, und müssen uns die enge Welt verschönern, wie wir können. Italiener, Spanier und schon Franzosen dürfen den größten Theil des Jahres im Freien leben, darum sind ihre Wohnungen vernachlässigt. Der Süden kennt den Reiz des öffentlichen, der Norden, zum Ersatz, die Süßigkeit des häuslichen Lebens. Wehe

dem armen Menschen, der beides entbehrt! Und wahrlich, lieber Freund, uns Hochländern ist ein schöner Kunstsommer im Winter am Ende so reizvoll, als den verbrannten Südländern ein Kunstwinter in ihrer Sommergluth."

Der alte Staffard und Georg führten ihren Gast durch den weitläufigen, hölzernen Palast umher. Da zeigten sie ihm die langen Viehställe im Haupt- und Nebengebäude, die weiten Räume zur Aufbewahrung des Heues in den langen Wintern, die großen Käsemagazine, die kühlen Milchkammern und alle Einrichtungen ihres ländlichen Gewerbes. Vormals hatte Staffard einen starken und großverbreiteten Handel mit Uhren und Spitzen getrieben. Sein Sohn war zwei Male, er selbst fünf Male in Amerika gewesen. Sie hatten Europa lange Zeit in allen Richtungen durchzogen, endlich aber, nach Erwerbung ansehnlichen Vermögens, das unruhige Leben aufgegeben und Ländereien im Thale, wie auf den Bergen, angekauft für ihre Heerden.

Der alte Staffard galt bei seinen Nachbarn als reicher, vielerfahrner und sehr verständiger Mann. Dabei war seine Gastfreundschaft und Ehrlichkeit berühmt. Sein Mastvieh und seine Käse, die als feine Greyerzer nach Frankreich und England gingen, wurden von den Fremden gesucht. Junge Künstler und Anfänger, die aus den Thälern zu ihm heraufkamen, guten Rath und Geldanleihen zu verlangen, kehrten selten unzufrieden von ihm zurück. Florian bemerkte bald die ungekünstelte Hochachtung, welche dem Greise in der Feenhalde überall entgegenkam, da sie mit einander des Morgens auf die Höhe stiegen, um die zerstreuten Heerden zu besuchen. Aus jeder Hütte scholl ihm der freundliche Gruß zu, und aller Orten mochte man ihn gern mit freundlichem Geschwätze festhalten.

„Wahrlich, ihr seid hier glückliche Menschen!" sagte Florian, als er von der Höhe herab das stille Friedensthal mit den zerstreu-

ten Hütten in den baumlosen, grasreichen Wiesen übersah, und diese Ruhe des Volks mit den Unruhen und Schrecken verglich, welche der Krieg der Franzosen und Oesterreicher in die Thäler von Graubünden gebracht hatte.

„Jeder ist es, der es sein will!" sagte der Alte: „Es fehlt auch nicht an Unglücklichen unter uns."

„Die es sind," erwiederte Florian, „sind es durch eigene Schuld."

„Wie überall und wie immer; außerdem sind alle Menschen glücklich!" setzte Staffard hinzu.

„Doch muß man auch nicht läugnen, daß äußere Verhältnisse gute Stütze des Lebensglückes sind!" entgegnete Florian.

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, das eben ist eines der heillosen Vorurtheile, aus welchem der Mensch sein bitterstes Verderben schöpft. Kein Stand, kein Reichthum, keine Armuth, keine Ehre, keine volle Tafel, durchaus nichts, was zu Umgebungen gehört, trägt zum Glück oder Unglück bei, sondern unsere Ansicht der Umgebungen. Wissen Sie nicht, daß Könige auf Thronen ihre Tage verwünschen und Märtyrer auf Scheiterhaufen Freudengesänge anstimmen können, wenn sich die rothen Flammen über ihrem Haupte wölben?"

„Gut, Vater Staffard; wie aber, wenn fremde Heere in diese stille Welt einbrechen, wenn sie Ihnen den Sohn tödten, die Heerden rauben, die Häuser verbrennen?"

„Nun ja, ich verlöre allerlei! Mein Sohn aber kann sterben, ohne daß fremde Heere dazu nöthig sind, und der Tod ist kein Uebel. Es gibt kein Unglück, als das Schlechte, was wir thun. Aber auch Verweichlichung, auch Verwöhnung ist schlecht."

„Sie werden bei dieser Philosophie . . ." sagte Florian.

„Halt, sagen Sie Christenthum!" unterbrach ihn Staffard.

„Gut. Sie sind aber, wie ich sehe, bei diesem christlichen

Sinne gegen äußeres Wohlanständige und Erfreuliche keineswegs gleichgültig!“

„Wie ich in mir bin, so will ich die Umwelt sehen!“ erwiederte der Alte. „Darum ist diese Welt schön, weil Gott das Schönste ist. Niemand macht aus dem, was er behandeln kann, etwas Anderes, als jeder selbst ist. Der Ehrgeizige will Anbeter, der Despot Sklaven, der Unverständige Unverständiges, der Narr Närrisches, der Aufgeklärte Aufklärung, der Freie Freiheit. Wie könnte Einer das Erfreuliche verschmähen, ohne sich selbst zu verschmähen!“

Florian erstaunte über die Lebensweisheit des Landmanns, und gefiel sich, durch Spruch und Widerspruch die Urtheile desselben über hundert Dinge hervorzulocken.

„Sie haben Recht, Vater Staffart,“ sagte er, „was ich hier sehe und vernehme, sagt auch meinem Gemüthe zu; ich finde hier einen großen Theil meines innern Lebens in das Aeußere, Wirkliche hinausgestaltet, also ganz eins mit mir. Hier kann keinem Weichling, keinem Schwelger, keinem Trägen, keinem Wollüstling, keinem Tyrannen wohl sein. Wenn ich in diesen unfruchtbaren Höhen die Volksmenge und deren Wohlstand, in diesen hölzernen Hütten die gefällige Reinlichkeit und das Zierliche, in diesen Wiesenlandschaften die städtische Bildung der Hirtenfamilien, in diesen abgeschiedenen Einsamkeiten den wundervollen Kunstfleiß, in diesem weitverbreiteten Wohlstand die Nüchternheit und Mäßigung der Menschen sehe, muß ich bekennen, dieses Ländchen ist das glücklichste von allen Schweizerlandschaften.“

„Nicht doch, Freund!“ fiel ihm der alte Staffard ins Wort: „Sagen Sie vielmehr, Sie glauben sich in diesen Verhältnissen glücklicher, als in jeder andern Schweizerlandschaft, wo minder Gewerbefleiß, Lebensverschönerung, Sitteneinfalt und Verstandesbildung ist. Tausend Andere würden bei uns nicht glücklich sein,

würden beim Anblick dieses armen Landes und seiner kunstsinnigen Bewohner die Achsel bedauerlich lüpfen und seufzen: es ist eine geräumige Zucht- und Arbeitsanstalt! — Jeder spricht über Lebensverhältnisse nur das Urtheil von dem, was er selber ist und taugt."

„Wodurch aber hat in diesen unwirthbaren Gefilden das Volk solche Vortrefflichkeit gewonnen?" fragte Florian.

„Wodurch alle Völker das Bessere gewinnen!" antwortete Staffard: „Herbe Noth ist die erfindungsreiche Lehrerin, und Freiheit die regsamste Gehilfin. Hier sind Moore, Sümpfe, Felsen und lange Winter; aber hier ist Arbeit und Talent frei; hier kein Zunftzwang, kein Druck von Abgaben, keine Quälerei von Verordnungen, Edikten und vom Hummelschwarm hungriger Beamten. Wir haben einen mächtigen Fürsten, aber er lebt mit seinen Höflingen und seinem Glanze einige hundert Stunden von uns entfernt; fast nichts haben wir zur Bestreitung seiner Pracht zu zahlen. Er ist unser mächtiger Schirmherr; doch unser wahrer Fürst ist das Gesetz, welches wir uns selbst geben."

Unter solchen Gesprächen wandelten die Freunde durchs Thal während des ganzen Morgens. Staffard zeigte an den Berghöhen seine Heerden. Er hatte dreißig bis vierzig Stück Kühe zweien Pächtern oder Kühern übergeben, welche den Milchertrag vom Vieh in einer gemeinsamen Sennerei zu Butter und Käse verwandeln mußten. Er zeigte ihm die weitläufigen Einhägungen von Wiesenland, wo mit Hülfe des Düngers höherer Graswuchs erzwungen ward, um Winterfutter zu erhalten, oder wo nach dem Schmelzen des Schnees Haber und Gerste in kleinen Aufbrüchen gesäet ward, nie ohne Furcht, daß die Schneewolken des Septembers Alles wieder vernichteten.

13.

Das Haus Bell.

Als der Nachmittag gekommen war, führte Herr Staffard seinen Gast zum Hause der Frau Bell, wohin Georg schon voraus war. Der Weg zog sich zwischen kleinen begraseten Hügeln, vermuthlich nur herabgerollten Felsblöcken, mit Erdrinde überzogen, gegen den Berg und eine nackte, weit umher sichtbare Wand von graulichgelben Kalkfelsen. Man hatte fast eine Viertelstunde dahin. Der alte Staffard erzählte von Claudinen, der Braut seines Sohnes, und mit Wohlgefallen von ihrer Wirthlichkeit, ihrem Heitersinn und dem wunderlichen Eigensinn ihrer Mutter, der Frau Bell. „Claudine wäre längst Georgs Weib und meine Schwiegertochter," sagte der Alte, „wenn nicht vor dreißig Jahren der Hochzeittag der Frau Bell am zwölften Oktober gewesen wäre, der zufällig auch ihr Geburtstag, und wieder Claudinens Geburtstag, und der Sterbetag ihres Mannes, und der Himmel weiß, was noch sonst für ein Tag ist. Sie meint, der Himmel knüpfe alle Wichtigkeiten ihres Lebens an diesen Tag, und sie glaubt fest, er werde auch ihr Sterbetag werden. Die Weiber haben allesammt gewisse heilige Grillen, die ihre heimliche Religion sind, und in der sie fester stehen, als in der, die sie beim Pfarrer lernen."

Staffard sagte noch Vieles, aber Florian hörte immer weniger, je näher sie dem Bell'schen Hause kamen, das sich in breiter Bequemlichkeit vor ihnen neben der Einhägung eines Gemüsegartens hinlagerte. Ihm war hier Arkadien, wo unter den Schindeldächern der Hirten Göttinnen wohnten. Ein warmer Schauer umflog ihn, als sie durch die saubere Küche in ein niederes, aber zierliches Zimmer traten.

Frau Bell empfing die Kommenden mit geschäftiger Höflichkeit. Obgleich schon den Fünfzigern nahe, verriethen ihre feinen

Züge, daß sie in den Blüthentagen ihrer Jugend nicht minder reizend, als ihre schöne Tochter Hermione gewesen. Sie [illegible] [illegible] in Haus in freundlicher Geschäftigkeit neben einem kleinen Kamine bei [illegible], [illegible] und den Fremdling Florian [illegible] [illegible]. [illegible] Wolf richtete mit freundlichem Lächeln einige [illegible], bot die Hände zum Willkommen und [illegible] [illegible] auf Heinrich mit dem [illegible] den an. Um ihre Haube trug sie ein schwarzes Trauerband, um den Hals ein Tuch von schwarzem Krepe, zum Gedächtniß ihres vor fünf Jahren verstorbenen Mannes. Mehr als Band und Tuch aber sprach eine milde, wittwenhafte Schwermuth, in welcher sich ihre natürliche Freundlichkeit, wie die heitere Sonne im Regengewölk, brach.

Man hatte sich kaum einige Minuten lang unterhalten, als die Thüre aufging und Hermione eintrat im einfachen Hauskleide. Ein schneeweißes Morgenhäubchen, dessen breiter Spitzenschmuck über Stirn und Wangen nebelhaft hinsank, hinderte die Fülle der goldigbraunen Locken nicht, seitwärts an den Schläfen und am Halse spielend hervorzuschleichen. Als sie den Fremdling erblickte, der ihr nicht fremd war, hätte man glauben sollen, ein Strahl der Abendröthe falle durch die Fenster. Alle bemerkten es, Claudine am meisten, Florian gar nicht.

Das Gespräch aber wandelte bald zu den wichtigen Ereignissen des Tages und zu den kriegerischen Unruhen der Nachbarschaft über. Wallenstadt am See, zwischen himmelhohen Felsen, war, der Sage nach, in Flammen verschwunden; der Erzherzog Karl mit den Oesterreichern ins Herz der Schweiz eingedrungen; die Walliser hatten sich aus ihren Bergen aufgemacht, Russen und Deutsche gegen die Franzosen zu unterstützen; die Glarner, der Abt von St. Gallen, die Rathsherren in Zürich und Schaffhausen wollten unter dem Schutze der österreichischen Bajonette ihre alte Oberherrlichkeit und die alte leibeigene Unterthänigkeit des Landvolks verjüngen, wäh-

rend die helvetische Regierung in Bern, alles Vertrauens verlustig, Miene macht, im Sack und in der Asche Buße zu thun; denn sie verminderte eilfertig ihre eigenen Gehalte, legte ihre außerordentlichen Vollmachten ab, ließ die aufgebotenen Milizen in die Heimath gehen, und wollte keine Todesstrafen gegen politische Verbrechen.

„Ganz billig," sagte Staffard, „denn politische oder religiöse Grundsätze, und die Handlungen, die daraus stammen, lassen sich nach keinem menschlichen Gesetze beurtheilen, wie Todtschlag, Diebstahl oder ein anderes Verbrechen. Oder nach welchem Recht will man das mit dem Tode strafen, was in einem andern Gebiet, einen Büchsenschuß weiter, das höchste Recht ist? Politische Parteien in einem Lande sind freilich gegen einander auf dem Kriegsfuße; aber man muß die Ueberwundenen nicht tödten, sondern gleich Kriegsgefangenen behandeln."

„Ha, Vater," rief Georg, „es ist bei den Schweizern, oder vielmehr bei ihren Regierern, Feigheit vorn und hinten. Sie wollen nur das Messer, welches sie für Andere geschliffen haben, wegwerfen, weil sie fürchten, selber damit abgeschlachtet zu werden."

„Schmach über uns!" seufzte Florian: „Wir Schweizer sind stumme Werkzeuge gegenseitigen Verderbens in der Faust der Fremden geworden. Wollen Franzosen und Oesterreicher nicht, eigenen Vortheils und eigener Gefahr willen, die Schweiz in alter Selbstständigkeit aufrichten, so hat Europa keine Schweiz mehr. Dahin hat es Erbärmlichkeit der Rathsherrenweisheit und kleinstädtische Pfiffigkeit bei entarteten Eidgenossen gebracht."

Die Frauenzimmer sahen die tiefe Traurigkeit, welche aus dem Innern des Gemüths sich über sein Antlitz verbreitete.

„Männer sollten eigentlich niemals wehklagen," sagte Claudine, „sondern nur zürnen oder handeln. Das geziemt den Göttern und allen Starken. Die Thräne und der Seufzer gehört uns

Weibern an, weil nur Ohnmacht eigentlich unsere Stärke gegen Götter und Menschen ist. Und Sie, mein Herr, gehören gewiß zu den Starken, wenn nicht zu den Göttern. Sie haben es Hermionen und mir auf der Höhe von St. Sulpice bei der Kette bewiesen."

„Es ist die Frage, wer droben von uns der Stärkere gewesen!" erwiederte Florian.

„Allerliebst!" rief Claudine: „So hätten wir Mädchen Ihnen wohl gar Furcht eingeflößt? Nein, nein, dies machen Sie uns nicht glauben. Keine von uns hätte den Muth, solchem Kettenspanner den Fehdehandschuh hinzuwerfen."

„Sie haben ihn hingeworfen!" versetzte Florian, und zog den Handschuh hervor, den er in der Kirche von Neuenburg gefunden: „Ich stelle ihn aber der Eigenthümerin in aller Ehrfurcht zurück."

„Sobald Claudine Hermionens verlornen Handschuh erkannte, reichte sie ihn der Freundin unter ausgelassenem Gelächter, fiel ihr lachend um den Hals, flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr, und lachte noch unbändiger. Hermione dagegen verbarg ihre Verwirrung unter einem erzwungenen Lächeln. Schämig und mit leisen Worten dankte sie dem Finder, dann setzte sie hinzu: „Wie konnten Sie aber wissen, daß er mir oder Claudinen gehöre? Ich hatte ihn schon in den Straßen von Neuenburg, glaub' ich, verloren."

Florian erwähnte von seinem Gang in die Kirche. Der Zufall und die Wendung, welche Florian im Gespräch der Geschichte gab, belustigte Alle; nur Hermione blieb still, und heftete von Zeit zu Zeit ihre Augen sinnend auf den Handschuh, und beachtete kaum, wie die Unterhaltung munterer wurde.

Frau Bell hatte inzwischen den Abendthee ins freie Grüne tragen lassen. Hier erweiterte sich, wie der Anblick der Natur, das gesellige Gespräch über die Angelegenheiten, nicht des Tages, sondern des Lebens. Selbst Hermione gab ihr Wort dazu, und was

im engen Zimmer einander fremd geblieben, neigte sich nun einander in vertraulicher Offenheit entgegen. Man sieht inner den Stubenwänden mehr auf das, was bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen geziemen muß; im Freien, neben der heitern Hoheit und dem Ernste der ewigen Natur, wird alles Zeremoniel kleinlich und die steife Eitelkeit fast lächerlich.

Schwerlich hätte Florian im Zimmer sich zu Hermionens Füßen gelagert; ihr schwerlich Hand oder Arm zum Lustwandeln geboten; schwerlich allein zu ihr sein Wort gerichtet. Aber im Freien geschah es, als Staffard mit Frau Bell, Georg mit Claudinen vorangingen.

Man trennte sich erst spät. Florian hatte vergessen, daß er auf diesen Höhen des Jura, als Flüchtling, wohne.

14.

Die Erklärungen.

Einförmig und still, wie die Berglandschaft, aber darum nicht minder anmuthig, war die Lebensart auf der Feenhalde. Vater Staffard besorgte den größten Theil des Tages die Geschäfte des Hauses und die Aufsicht über die ländliche Wirthschaft, oder schrieb Handelsbriefe nach Frankreich, Italien und andern Ländern. Denn er beschäftigte manche arme Haushaltung in den benachbarten Thälern des Fürstenthums, die für seine und der Frau Bell Rechnung Spitzen klöppelte. Allwöchentlich reisete Georg durch die Thalschaften, um Arbeiten und Bestellungen anzuordnen, oder die Arbeiter zu bezahlen. Florian dagegen, der sich in Neuenburg mit Büchern versehen, verlebte einen beträchtlichen Theil seiner Stunden bei diesen, oder bei Auflösung mathematischer Aufgaben, die er sich selber gab. Er verließ die Feenhalde nicht mehr, aus Be-

fergniß, der Polizei verrathen zu werden. Die Nachmittage und Abende wurden gewöhnlich von ihm und den beiden Staffarden bei Frau Bell, oder von der Familie Bell im Staffardschen Hause zugebracht, wo auch in der Regel allwöchentlich einmal, unterstützt von musikalischen Nachbarn, ein Konzert auf Blaseinstrumenten gegeben wurde. Florian spielte die Flöte, und nicht ohne Beifall.

Das Verhältniß, in welches er, bei täglichem Umgange mit Hermionen, gerathen mußte, war so traulich, und dabei doch so fremdartig, daß er sich darin selbst nicht begreifen konnte.

Die Leute in der Feenhalde wußten bald, was sich Hermione und Florian einander galten. Der alte Staffard meinte: „Er ist ein rechtschaffener Mann. Laßt ihn seinen Gang gehen. Mische sich Keiner in den Handel!“ Frau Bell hingegen hatte keine geringe Lust, sich in den Handel zu mischen, denn das Loos ihrer Nichte konnte ihr nicht gleichgültig sein. Sie vertrat bei derselben Mutterstelle. Sie hätte gerne mehr über den Flüchtling erfahren. Claudine und Georg ihrerseits waren sogleich eins, Florian und Hermione ihrerseits könnten ein Paar geben. Claudine wünschte nicht inbrünstiger, ihre Gespielin glücklich zu wissen, als Georg seinen Freund.

Genug, Alle waren in den Angelegenheiten des oft besprochenen Pärchens schon weiter vorgegangen, als die Hauptpersonen selbst.

„Ei, Närrchen, du liebst ihn!“ sagte Claudine zu Fräulein Delory: „Kannst du es läugnen? Seit du ihn im Garten von Reichenau, dann in den Straßen von Chur gesehen? Denke, wie er dir droben bei der Kette erschien! Denke an deinen Morgentraum vom verlornen Handschuh, und wie dir ward, als er sich erfüllte!“

„Gott entscheide!“ sagte Hermione mit gefalteten Händen und zum Himmel gewandten Augen, wie eine Betende.

„Du machst mir bange, Hermione. Was hat er dir seit gestern Leides gethan?“

„Er kann mir nichts Leides mehr thun. Er hat mich vernichtet. Das Schicksal stieß an mein Leben, und es zerfloß in das seine, wie ein zitternder Thautropfen in den zweiten."

„Nun also verstehen wir uns. Das heißt, du kannst nicht mehr ohne ihn leben?"

„Glaube mir doch, Claudine, was du Liebe nennst, was Andere aus Wahl, aus Neigung, aus Berechnung thun, ist, über Florian und mir, wie Gesetz und Naturnothwendigkeit. Aller eigene Wille endet. Ich mußte mit ihm zusammentreffen; ich mußte ihn allenthalben finden, wenn ich ihn meiden wollte; mußte, um an ihn verloren zu gehen."

„Nun, das heiße ich vernünftig gesprochen, du kleine Philosophin, wenn ich anders Vernunft genug habe, dein Kauderwelsch zu begreifen. Du gibst übrigens zu, hoffe ich, daß jedes Mädchen gern auf diese Art verloren geht, wie du und ich verloren gegangen sind. Man gewinnt sich selbst dabei um hundert Prozent reicher zurück. Ich liebe, du liebst, er liebt, wir lieben, ihr liebet, Alle lieben!"

„Claudine, du verstehst mich falsch. Ich bin wider Willen an ihn gefügt durch höhere Mächte."

„Ach, du armes Ding! — Aber, wenn es nun einmal nicht zu ändern ist, bleibt das Beste, zum sauern Apfel ein süßes Gesichtchen zu machen. O Hermione, Hermione! Denk' an den zwölften Oktober! O Hermione, wenn mein Hochzeittag der deinige . . ."

Bei diesen Worten drängte Hermione Claudinen mit vorgestreckter Hand von sich ab, während sie das Gesicht tief gegen die Brust senkte und rief: „Nur das, o das sage nicht wieder! Ich könnte jedes Andern Weib werden. Ich mag den Gedanken nicht ohne Abscheu denken, — — nein, brich ab. Wir reden nicht wieder davon."

Claudine lachte laut auf, und doch konnte sie sich nicht enthalten, ihre Freundin voll Mitleiden und Erstaunen anzustarren.

Ungefähr eben so erstaunt war Georg, wenn er mit Florian die gleiche Angelegenheit behandeln wollte. Der junge Bündner sträubte sich, von dieser Liebe zu reden, oder an Hermionens Liebe zu glauben.

„Unter uns gesagt, Florian, du bist ein wunderlicher Kauz. Du liebst sie!“

„Wie alles Schöne und Gute; wie du es liebst, Georg, du selbst.“

„Hm, ich denke, Claudine würde mich doch höflich ersuchen, zwischen Lieben und Lieben einen kleinen Unterschied zu machen. Ich begreife nicht, warum du dich sträubst, Glücklicher?“

„Nenne mich nicht glücklich.“

„Aber ich weiß es durch Claudinen; sie kennt dich und diese ätherische Hermione längst. Schon im Garten von Reichenau hattest du ihre Eroberung gemacht; dann auf dem Platze in Chur, wo du unter Hermionens Fenster einen belasteten Bauernwagen auf die Seite warfst, und dem Bauer aufs Maul gabst, weil er einem Wagen voll verwundeter Franzosen nicht ausweichen wollte.“

„Wie? Unter Hermionens Fenster war es?“

„Sieh, Florian, sie hat nichts vergessen; sogar nicht das braune Muttermälchen da, neben dem Ohrläppchen. Ja, Claudine wußte von dir schon durch sie, ehe ihr euch bei der Kette gesehen hattet. Im Traume sogar sah Hermione dich ihren verlornen Handschuh zurückbringen. Was willst du mehr? Und wenn Alles nicht gelten sollte, so würde das Zeugniß aller Augen und Ohren gelten.“

„Wäre es möglich,“ sagte Florian vor sich hinstaunend: „was ich doch nie glauben werde — wäre es — sie fühlte eine erwachende Neigung für mich — — dann, ja, morgen flöhe ich aus euerm Lande; um eine Heilige nicht zu betrüben. Ich flöhe; durch mich sollte sie nicht unglücklich werden.“

„Unglücklich?“

„Wie sollte es enden?“

„Wie mit Claudinen und mir. Du bist unabhängig; du bist begütert. Fräulein Delory hat unabhängiges Vermögen. Ihr Stiefvater soll ein vortrefflicher Mann sein. Folglich . . .“

„Ach, Georg!“ rief Florian: „Ich sollte es eigentlich nicht sagen, aber ich muß es sagen: hebe dich weg von mir, Satanas! Ich bin ein Geächteter, ein Flüchtling. Das Vaterland hat noch Ansprüche auf mein Blut. Ich denke nicht an Ruhe und Vermählung, bis Graubünden vom Joche der Ausländer frei steht. Und wer ist Bürge, daß man nicht daheim mein väterliches Gut konfiszirt, gleichwie man schon das Vermögen meiner Verwandten im Veltlin konfiszirte? Ich erwarte die Tage des Friedens und der Unabhängigkeit; dann erlaube ich mir's, an häusliches Glück zu denken. Es gibt für den Schweizer kein Hausglück, ohne Vaterlandsglück.“

Georg sah in das flammende Gesicht des Bündners, umschloß ihn mit den Armen und rief: „Du bist ein Mann, wie du sein sollst, Florian; aber du liebst.“

„Nun denn, ja, aber wie der Mann lieben soll, mit Heiligkeit und Seelengröße.“

Seit diesem Gespräch wagte Georg nie wieder, ein ähnliches mit Florian anzuspinnen. Auch Claudine hütete sich, Hermionen auszuspähen. Man ließ die „beiden wunderlichen Leute“, wie man sie hieß, gehen, wie sie wollten.

15.

Fortsetzung der Erklärungen.

Sowohl Florians, als Hermionens Erklärungen wurden bald dem Vater Staffard und der Frau Bell bekannt, und Beide fanden darin Beruhigung. „Florian ist ein Mann!“ sagte Staffard zu

[illegible] Sohne: „Kam er, als Jüngling, [illegible] ein [illegible] Mädchen, [illegible] ich, [illegible] von Liebe und Hochzeit: [illegible] [illegible], er wäre ein [illegible] [illegible] [illegible]." — Frau Bell [illegible] aber [illegible]. Am meisten wünschte sie die [illegible] Neigung Hermionens, sich aber Florian auf irgend eine Weise [illegible] zu [illegible], um daß das Fräulein ihm, wie einem Gleichgültigen, weder auswich, noch entgegenging, ja sogar eine heimliche [illegible] Furcht vor ihm blicken ließ.

Der alte Staffard aber lächelte dazu. Sein geübter, [illegible] Menschenverstand löste das Räthsel auf andere Weise, als es Frau Bell lösen wollte. „Liebe Nachbarin," sagte er zu dieser: „es ist nicht alles ohne Gefahr dabei. Ich will mich auf Florian zehn Jahre verlassen, er ist ein Mann; auf Hermionen verlasse ich mich keine zehn Minuten, sie ist ein Mädchen. Sie liebt, und ihr Mädchenstolz empört sich gegen ihre Neigung. Die kleine Königin will sich gegen sich selbst rechtfertigen. Sie erklärt: ich liebe ihn nicht, aber ich bin ihm durch die Gewalt übernatürlicher Schicksale, wie zugeworfen. Ihr wisset ja, die Schwärmerin findet Alles übernatürlich. Sie lebt mit ihrem Köpfchen in einer andern Welt. Und so seid ihr Weiberchen alle. Jedes von euch ist Stifterin einer neuen Religion, einer neuen Philosophie, einer neuen Poesie. Die Alltagswelt ist euch zu gemein; ihr müsset sie mit Wundern füllen. Frau Morne geht mit Geistern um. Hermione schwimmt überall im göttlichen Walten. Sie selbst, Frau Bell, haben ihren geheimnißvollen zwölften Oktober und andere Schicksalstage. Meine Frau, Gott habe sie selig, faßte keinen Entschluß, ohne ihr Orakel zu fragen, nämlich eine Stelle der Bibel, die zuerst im aufgeschlagenen Buche ihrem Auge begegnete. Sogar die leichtsinnige Claudine kann schwersinnig werden, wenn sie einen Traum gehabt, der ihr bedeutsam scheint."

Frau Bell, ein wenig gereizt durch Staffards Unglauben, sagte:

„Lieber Nachbar, Ahnung und Gefühl urtheilen oft sicherer, als der Verstand, welcher sich mit dem begnügt, was das Auge sieht und das Ohr hört. Ich kenne übrigens gar verständige Männer, welche die alte Morne für eine Närrin halten, und doch verblüfft dastehen, wenn sie Offenbarungen aus ihrem Geisterreiche mitbringt, die über den Verstand der Verständigen hinausgehen."

Herr Staffard merkte, daß von ihm Rede sei, und drückte freundlich die Hand der Frau Bell in seine beiden Hände: „Keinen Krieg, liebe Nachbarin! Ich geb' ja zu, daß die alte Morne zuweilen mehr weiß, als unsereins; aber ich denke, sie findet das auf sehr natürlichen Wegen. Denn da sie immer umherfährt, vernimmt sie tausend Sachen, die wir nicht erfahren. Ohne es zu wissen und zu wollen, gesellt sich in ihrem alten, welterfahrnen Kopfe zusammen, was zusammen gehört; sie folgert glücklich, oft kühn; erstaunt über ihr eigenes Wissen, weil es ihr selber nicht klar ist, wie sie dazu gelangte, und hält es für höhere Eingebung. Sie betrübt Niemanden, als auf die treuherzigste Weise sich selbst."

„Also glauben Sie, Freund Staffard," sagte Frau Bell: „die Morne habe es nur aus der Luft gegriffen, als sie an demselben Tage Mittags kam, und mich wegen Hermionen warnte, da Abends Herr Florian bei Ihnen einkehrte? Wie konnte sie wissen, daß er im Lande sei? Wie für Hermionens Herz besorgt sein, die an demselben Tage mit Claudinen in Neuenburg war?"

„Daß Florian im Lande sei," erwiederte Vater Staffard, „griff sie keineswegs aus der Luft. Denn sie hatte ihn auf dem Gipfel des Gros-Taureau gefunden; Florian hat mir's erzählt. Daß er in die Feenhalde und vielleicht zu mir kommen würde, konnte sie vermuthen, weil sie dem Flüchtling selber angerathen hatte, Aufenthalt in der Feenhalde zu nehmen. Daß sie Ihnen den Wink gab, über Hermionens Herz zu wachen, erkläre ich mir daraus,

daß Hermione vielleicht ihr, oder Claudinen, einmal geplaudert und den Mann beschrieben habe, der im Bündnerland auf das Mädchenherz einen flüchtigen Eindruck gemacht hatte. Frau Morne erkannte den Mann ohne Zweifel aus der Beschreibung, sobald sie ihn sah."

Frau Bell erstaunte über die Lösung des Räthsels nicht weniger, als sonst über das Wunder. „Ach!" sagte sie mit unwilligem Lächeln, und zog ihre Hand aus Vater Staffards Händen: „Ihr Männer wisset euch immer den Schein des Rechts zu schaffen. Wir Weiber haben nur das Herz, ihr immer den Verstand. Aber ich liebe den herzlosen Verstand nicht, der die ganze Natur zum todten Uhrenwerk macht."

„Nicht doch, liebe Nachbarin!" rief Vater Staffard: „Stiften wir Frieden zwischen Verstand und Herz. Darum eben sind sich Mann und Weib lieb und unentbehrlich, wie der Reiche und Arme in der Welt, weil nicht Jeder hat, was der Andere. Ich gebe ja gern zu, daß oft das Herz Recht hat; geben Sie aber auch zu, daß sich das Herz ein wenig verirren könne."

„Warum nicht?" erwiederte Frau Bell: „Nur mit dem Unterschiede, daß der Irrthum des Herzens seliger macht, als die größte Wahrheit des Verstandes."

16.

Der Traum.

Während sich die Leutchen in der Feenhalde mit Florians Herzensangelegenheiten beschäftigten, hatte er mit andern Dingen zu thun. Er berechnete seine Baarschaft, die er mit sich führte, und zum Theil auch jeden Augenblick von einem der ersten Handelshäuser in Basel beziehen konnte. An Rückkehr nach Bünden durfte

er nicht denken, obgleich dort die Franzosen aus allen Thälern wieder verdrängt waren. Aber er hatte den Parteigroll seiner Mitbürger zu fürchten. Er fühlte keine Lust, nachdem er den Franzosen entwischt war, sich von den Oesterreichern ins Tirol schleppen zu lassen. Seine Güter, Wiesen und Alpen blieben ihm in der Heimath gesichert. Er hatte die Verwaltung derselben einem redlichen Mann übergeben. Nur blieb die Frage, wohin mit ihm selber?

Diese Frage beschäftigte ihn so sehr, daß er an einem schönen Junius-Nachmittage, da er allein lustwandelte, Weg und Steg verlor. Er fand sich zwischen Tannengestrüpp und Bergtrümmern; vor ihm die schwarzgelbliche Wand der Kalkfelsen, die er bisher nur aus der Ferne gesehen hatte.

Hier, auf einem kurzgrasigen Rasenplatz, den ein Vorsprung des Felsens beschattete, lagerte er sich nieder, in der Nachbarschaft einer Höhle. Die Stille der Gebirgsgegend, durch welche von Zeit zu Zeit aus der Ferne das eintönige Silbergetön der Heerdenglocken klang, lud ihn zum Träumen und Schlummern ein.

„Flüchtling!“ seufzte er bei sich: „und doch kein Verbrecher; vielleicht geliebt von der Liebenswürdigsten, und doch ohne Hoffnung des Glücks.“

So in träumender Ueberlegung, oder in überlegendem Traum, sah er Wälder, Berge und Ebenen, Ströme und Seen vorübergleiten an seinen Blicken. Je fester die weiche Hand des Schlummers ihm die Augenlieder schloß, je reizender wurden die fremden Landschaften, welche um ihn her schwammen. Endlich erblickte er das Meer, wie es längs den Hügeln eines freundlichen, grünen Gestades die blauen Wellen rollte. In der Ferne stiegen, wie auf blauen Grund gemalt, Thürme einer Stadt empor. Er wanderte dieser wohlgemuth entgegen, als ihm eine wohlbekannte Stimme zurief. Und er erblickte seitwärts, von einem Garten umgeben, ein weißes, geschmackvoll erbautes Landhaus, umweht von hohen

[illegible] Auf dem Balkon, welcher [illegible] [illegible], als Geliebter, [illegible], winkte ihm Hermione. Er lief zu ihr mit Schnelligkeit der ersten Liebe. Aber sie war ihm schon im Garten entsprungen, wo sie nach einer [illegible] mit [illegible], und sagte: „Nun bin ich Sie los!“ Sie zeigte ein [illegible] [illegible], welches einen [illegible] [illegible], und welche ihm derselbe [illegible] [illegible]. Das Band aber ward zur Schlange, welche sich zugleich um ihn und um sie wand, beide fest an einander zog und, ihren eigenen Schwanz mit den Zähnen fassend, einen lebendigen Ring bildete. Hermione that einen lauten Schrei. Er erschrak so heftig, daß er vom Traum auffuhr und die Augen öffnete.

Er sah auch im Wachen Hermionen noch. Er sah sie, von ihm abgewandt, mit schnellen Schritten fliehen, und noch einmal das Köpfchen während der Flucht nach ihm zurückwenden. Er sprang bestürzt und schwankend, ob Traum, ob Wirklichkeit, empor, und rief: „Fräulein, warum fliehen Sie?“

Recht schäferlich stand die erröthende Schöne still, mit ihrem tiefgebogenen Strohhut, am Arm ein von Weiden geflochtenes Körbchen, in der Hand einen langen, starken Stab.

„Verzeihen Sie!“ stammelte sie: „Ich habe Sie im Schlummer gestört.“

„Und ich danke Ihnen, theures Fräulein!“ sagte er: „Nichts konnte meinen angenehmen Traum angenehmer unterbrechen und fortsetzen.“

„Sie haben wirklich geträumt? Wirklich?“ rief Hermione mit Gesichtszügen, worin sich neben ungeduldiger Neugier banger Ernst malte, der an Erschrockenheit grenzte.

Florian, mehr auf die Frage ihrer Gesichtszüge, als ihres Mundes, antwortend, sagte: „Ist's hier oben nicht erlaubt, zu träumen?“

„Das wohl!“ entgegnete Hermione: „Das wohl, aber —

wissen Sie, wo Sie träumten? — Sie zeigte mit dem Stabe gegen die Höhle.

„Warum? Nisten dort Drachen oder Schlangen?"

— Nein, scherzen Sie nicht. Kennen Sie jene Grotte nicht? Wissen Sie, welche Sage davon geht im Lande?

„Kein Wort."

— Es ist der Eingang zum Feentempel. Hier waltet wirklich etwas Ueberirdisches. Glauben Sie es nur. Und wer hier einschlummert, empfängt weissagende Träume. Sie haben geträumt? wirklich geträumt.

„Wirklich, und ich bin den Feen sehr verbunden."

— Erschien Ihnen selbst eine?

„Allerdings, und ich glaube, die liebenswürdigste aller Feen, die je in Tausend und einer Nacht erschienen sein mögen."

— O, lassen Sie mich ein wenig neugierig sein. In welcher Gestalt?

„In der, die mir, so lange ich unterm Himmel wandle, immer die schönste, die unvergeßlichste und die — ach, daß ich's sagen muß! — die gefahrvollste bleiben muß."

— Ich möchte nur die Gestalt der Fee kennen, die Sie im Traume sahen, und den Traum selbst.

Florian senkte verlegen die Augen: „Ich darf es kaum sagen. Was fragen wir doch Träumen nach! Die Wirklichkeit ist der schönste Traum."

— Und Sie schlagen mir die Bitte ab? — Wissen Sie, daß dieser Traum mit ihrer Zukunft in enger Verbindung steht? Wissen Sie, daß er belehrend, rathend, warnend sein kann?

„Sie erschrecken mich mit Ihrem Ernste, Fräulein."

— Sehen Sie, man nennt den Schlaf gewiß nicht ganz umsonst den Bruder des Todes. Er ist wirklich der Bruder. Er ist ein halber Tod. Der Leib ist ohnmächtig, und die Seele nimmt

unsere Zeitigkeitsordnung, lebt in einer andern Welt, hat andere Sprachen und Zeichen. Träume sind nur die letzten Strahlen eines Abendrothes in der Geisterwelt, die über den Saum des Unendlichen und Himmlischen ein Licht gegen das Irdische werfen, wie Schimmer der untergegangenen Sonne gegen die Gebirge. —

Florian lächelte. Denn das schöne Mädchen stand so erhaben lehrend und Glauben gebietend, wie ein philosophischer Graubart, vor ihm da. Er nahm ihre Hand und küßte eine der zarten Fingerspitzen, die aus dem Handschuh sichtbar wurde, als wollte er wegen des Lächelns eine Verzeihung.

Spotten Sie nur! Spotten Sie nur! sagte sie ein wenig unwillig, und mußte doch selbst lächeln: Sie werden einst an diesen Augenblick zurückdenken, und dann nicht mehr spotten. O, Sie werden an mich denken!

„Gewiß, gewiß, an Sie denken werde ich. Sogar schon halbtodt dachte ich an Sie.“

Wie, halbtodt?

„Sagten Sie nicht, der Schlaf wäre ein halber Tod?“

Nein, nur ein Augenblickchen bleiben Sie ernsthaft. Sie sind ein wenig leichtsinnig. Eben jetzt, eben hier, sollten Sie es nicht sein. Erzählen Sie mir von Ihrem Traum.

„Wohlan. Suchen wir Schatten und Kühle. Ich kann Sie unmöglich vom Sonnenstrahl leiden sehen.“

So kehren wir zurück zur Stätte, wo Sie schlummerten. Dort weht im heißen Sommer ein kühles Lüftchen. —

Sie gingen zurück. In der That bemerkte Florian, daß Hermione Recht habe. Es ging über die Stätte ein sanfter, erfrischender Luftstrom.

„Sie sind eine Allwisserin!“

Hermione deutete auf die Höhle: Von dorther kommt aus dem Feentempel der erfrischende Strom.

„Der auf seinen zarten Wellen die schönen Träume trägt?“

— Allerdings und die bedeutsamen!

„Sie haben Recht, Fräulein. Und bringt diese Stätte immer schöne Träume, zählen Sie darauf, so bett' ich mir hier alle Tage zum Schlafe. Warum denn aber glauben Sie, daß der Traum hier bedeutsamer als anderswo sei?“

— Soll ich's Ihnen sagen, damit Sie mich ausspotten? Sie sind ein gelehrter Mann, aber sind wie die Männer insgesammt. Alles glauben sie, nur das Glaubwürdigste nicht. Sie glauben an die Wirkungen, aber an die Ursachen nicht. Sie glauben an die Erscheinungen, aber an die Kräfte nicht. Eine Kraft ist's, die im Grashalme lebt, eine Kraft in diesem Steine, in jenem Baume. Wer kennt das göttliche Reich, und wer die Heerschaaren der Kräfte darin? Eine unendliche Kette von Kräften oder Geistern senkt sich herab von Gottes Thron auf uns, und wir rühren an diese Kette. Ja, wir sind mit ihr verbunden. Es gibt Zustände, in welchen wir wie mit menschlichen Geistern, auch mit andern, vielleicht höhern, vielleicht auch nur mit untergeordneten in Berührung stehen.

„Meine schöne Geisterseherin, lehren Sie mich doch Ihre Geheimnisse. Einen schönern Geist, als den Ihrigen, werde ich zwar nicht erblicken, aber doch möchte ich's auch mit andern versuchen.“

— Und doch haben Sie den Versuch gemacht. Ist nicht die Macht des Feentempels über Sie gekommen? Haben Sie nicht Ihre Zukunft erblickt? Sie schlummerten hier. Der unsichtbare Strom dieser Grotte floß über Sie und machte Ihre Seele im Traum hellsehender. Anderes war es auch nicht, was die delphische Priesterin auf dem Dreifuße zum Orakel entzückte, als diese geheime, seelenfesselnde Naturkraft. Sie schlummerten hier; die Naturkraft, die in Griechenland Apollo, der Gott der ewigen Jugend, hieß, und hier von den Landleuten Fee genannt worden ist, kam über Sie. Sie selbst sind Ihr Orakel, Ihre pythische Priesterin

geworden. Glauben Sie nun, oder glauben Sie nicht: aber erzählen Sie nur Ihren Traum. Ich muß ihn wissen: er ist mir wichtig.

„Was glauben Sie, er werde erfüllt werden?"

— Wer kann die Zeichen deuten, die im Reich des Uebermenschlichen gelten? Geschwind erzählen Sie. —

Florian wollte nicht länger ungehorsam sein. Er erzählte, mit welchen Gedanken er eingeschlafen sei: dann von den vorüberfliegenden Gebirgen, Ländern und Strömen: dann von dem Meere und dem grünen Gelände voller Hügel: dann wie er die Stadt sah in der Ferne. Er bemühte sich, zu schildern, was er noch in verdämmerten Bildern seines Gedächtnisses hatte. Er sprach von der Stimme, die ihn gerufen aus dem Landhause. Er mußte es, so gut er konnte, beschreiben. Da ward ihre Aufmerksamkeit gespannter. „Nein, nein," rief sie, und sah ihn starr an und mit sonderbarem Ernst: „Das ist ja St. Jean! Das ist mein väterliches Erbgut! Die Stadt ist offenbar Antibes."

Er sprach von ihrem Erscheinen auf dem Balkon, von dessen goldenem Gitterwerk. „Nein, nein, es ist nicht möglich!" rief sie wieder: „Meine gute Mutter ließ es so in ihrem letzten Lebensjahre herstellen!"

Florian sah Hermionen fast außer sich: ihm selbst ward dabei wunderbar zu Muth. „Liebes Fräulein," sagte er, „Sie wollen mit mir scherzen?"

Sie schüttelte aber ernst den Kopf, und rief: „O ich bitte, ich bitte, fahren Sie fort. Stören Sie sich selbst nicht!"

Nun fing er die Beschreibung des Gartens an, denn alle Kleinigkeiten wollte sie wissen. Als er aber der Menge der weißen Lilien in den Beeten erwähnte, durch welche Hermione gekommen, faltete sie die Hände, senkte mit still bekräftigendem Neigen den Kopf und sagte: „Ich weiß es wohl. Ich spielte unter diesen Lilien in

meinen Kinderjahren. Es waren die Lieblinge meiner verklärten Mutter. Und man nannte unser St. Imar nur den Liliengarten. In der ganzen Nachbarschaft hieß man ihn so."

„Sonderbar, daß ich im Traume noch zum Seher werden muß!" sagte Florian lächelnd, aber mit Erstaunen über die Reden des Fräuleins Delory. „Ich wette, die Einbildungskraft spielt uns Beiden einen Possen!" fuhr er fort: „Sie ist von allen Feen die schadenfroheste. Wir hängen Beide an die nämlichen Wörter die verschiedensten Bilder und Gegenden."

„Erzählen Sie zu Ende!" rief das Fräulein mit ängstlicher Neugier. Er erzählte von dem Bande; dann wie es zur Schlange geworden, und wie er in dem Augenblicke geweckt wurde, als die Schlange mit Kopf und Schweif den Ring schloß. Hermione wandte sich zur Seite, daß ihr breiter Strohhut ihm verbarg, wie erst die Bläße aller Lilien des mütterlichen Gartens ihr Antlitz überfloß, und dann es von der Gluth der jüngsten Rosen umleuchtet wurde.

„Fürwahr," sagte Florian mit leiserer Stimme, in der seine ganze Liebe tönte, „fürwahr, wenn ein Traum irgend eine prophetische Miene hat, so ist es die, welche er zuletzt macht, da er das Band, mit dem Sie, theure Hermione, mich banden, in das Sinnbild der Ewigkeit verwandelte. Hier ließe sich doch etwas deuten, wenn man dürfte."

Mit gesenktem Haupte stand sie, halb seitwärts gewandt, sinnend da, und zog spielend mit dem Stabe Linien im Staube des Bodens. Wie gern hätte er in diesem Augenblick gelesen, was in ihrem Gemüthe vorging!

Plötzlich richtete sie das Haupt gegen ihn, und mit einer Miene voll stiller Ergebung sagte sie zu ihm: „Nun haben wir ein gemeinsames Geheimniß. Offenbaren Sie Niemandem Ihren Traum. Sie wollten den Feentempel sehen? Kommen Sie, ich will Ihre Führerin werden."

17.

Der Feentempel.

Sie ging voran. Als sie an den Eingang der Höhle gekommen waren, zog sie aus dem Weidenkörbchen eine zierliche kleine Laterne und ein chemisches Feuerzeug.

„Ihre Absicht also war, in das Innere dieser Zauberhöhle zu treten?“ rief Florian: „Dazu kamen Sie hieher? Und ohne Begleitung wollten Sie sich in die geheimnißvolle Grotte wagen?“

„Es ist kein Heldenwerk,“ sagte Hermione mit freundlichem Lächeln, „besonders seit der junge Staffard die schlüpfrigen Felsen für Claudinen und mich durch überlegte Bretter gebahnt hat. Es läßt sich nun da ohne Gefahr wandeln, und ich besuche diesen Tempel, den die wunderbare Natur selbst gebaut und unter der Erde herrlich gewölbt und geziert hat, ich besuche ihn an schönen Tagen gern. Er wird Ihre ganze Bewunderung erregen und verdienen.“

Bei diesen Worten legte sie den Strohhut ab und wand einen Shawl um den Kopf, in Gestalt eines Turbans. Dann verbarg sie ihren und seinen Hut, nebst ihrem Körbchen, unweit dem Eingang der Höhle zwischen Felsen und Gesträuch, und kehrte zurück, um die Wachskerze anzuzünden. Florian betrachtete schweigend ihre Vorrichtungen. In dem blutrothen Turban, unter welchem einzelne ihrer braungoldenen Locken über die zarten Schläfe und den feinen Hals niederquollen, glich sie schon einer Priesterin oder Göttin der Unterwelt. Die Unschuld und Furchtlosigkeit ihres Wesens, während sie sich zu einem grauenvollen Gang anschickte, gaben ihr das Ansehen, als stände sie mit höhern Gewalten im Bunde.

Schnell brannte ein Flämmchen in ihrer Hand und dann die Wachskerze in der Laterne, welche sie am Außenende des mitgebrachten Stabes befestigte.

„Nun denn,“ sagte sie mit anmuthigem Verneigen, und zeigte

auf ein niederes Loch der Felsen, „haben Sie Muth? Der Eingang ist beschwerlich und eng. Er erweitert sich aber dahinter plötzlich."

Sie breitete ein weißes Tuch auf den Boden, im Grunde der Oeffnung, daß er seine Kleider im Durchkriechen schonen könne, und winkte ihm, vorzugehen. — Er stand schweigend und beobachtete sie, nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen: „Ja, wär' ich Pluto, und könnte Ihnen in der Unterwelt den ewigen Thron bieten, Sie würden Proserpina!"

Nachdem er die Laterne am Stabe in das Innere der Höhle vorgeschoben hatte, kroch er durch die niedere Oeffnung, die sich bald so erweiterte, daß er aufrecht stehen konnte. Nicht lange dauerte es, da erschien auch das Köpfchen mit dem rothen Turban und den goldbraunen Locken unter den Felsen, und blickte mit rührendem Lächeln zu ihm auf. Sein Herz erzitterte bei diesem Schauspiel. Er kniete nieder, und half der zarten, muthigen Gestalt aus dem Felsenrachen, durch welchen das heitere Gold des Tageslichts glänzte.

Sie nahm zu ihrer Stütze den Stab; er zündete mit der Laterne vor. Sie folgte. Links und rechts spalteten sich die Steine zu finstern Gängen von einander. Es ward Todtenstille. Dann und wann hörte man das Fallen eines Tropfens. Ein finsteres Gewölbe bog sich über ihnen, dessen Ende sie beim Schimmer der Laterne nicht wahrzunehmen vermochten. Nur einzelne, weißgebliche Klippen streckten, wie gespenstische Bildungen, ihre starren Arme aus der Nacht hervor. Im Hintergrunde erblickte man in der Dämmerung phantastische Gestalten, Säulen und Zierrathen aus Tropfstein. Sie schienen sich zu bewegen und zu regen, zu kommen und zu verschwinden, je nachdem die Beleuchtung und die scharfen Schatten bei jedem Schritte änderten und neue Formen hervortreten oder verschwinden ließen.

Je tiefer sie in die Höhle drangen, je wunderbarer gestaltete

sich die unterirdische Welt um sie her. Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Der Gang war geräumig; oft war er schmäler, oft glich er einer klösterlichen Halle, mit weißen, glänzenden Teppichen, Fransen und Schnitzwerken geziert. Der Fuß trat überall sicher. Georg hatte für seine jungen Freundinnen viele Unebenheiten aus dem Wege geräumt, und über die bösen Stellen Bretter geworfen.

Als sie eine Strecke unter dem Felsgewölbe zurückgelegt hatten, blieb Florian stehen, und sah auf die unerschrockene Hermione zurück. Sie lächelte ihn gütig an, ohne ein Wort zu sagen. „Ist es möglich!“ sagte er: „Hierher wagten Sie sich ohne Begleitung? Wie wunderbar und schön auch dieser Riesenbau der Natur ist, er erweckt doch stilles Grauen.“

„Eben dieses Grauen empfinde ich jedes Mal,“ antwortete Hermione, „aber ich liebe es. Das erste Mal, ich läugne es nicht, befiel mich ein Zittern, obgleich Claudine und Georg mit mir waren. Aber seitdem habe ich mich an diese nächtliche Unterwelt gewöhnt. Ich bin schon mit allen Gestalten darin recht vertraut. Wir werden das Ende derselben bald erreicht haben, und es wird Sie überraschen. Man sagt, der ganze Gang habe eine Länge von zweihundert Schuh. Gehen Sie noch einige Schritte vor.“

Und wie er noch einige Schritte gethan hatte, blitzte ihm aus dem finstern Hintergrunde plötzlich ein goldener Strahl entgegen. Er stand betroffen still, — ging weiter, und ein Glanz, welcher seine Augen blendete, empfing ihn.

„Feerei!“ schrie er voller Entzücken: „Wo bin ich? Ich sehe Licht, wie Sonnenlicht; sehe mitten in der Höhle Wolken und Gebirge schweben, unermeßliche Fernen, und Thäler und Waldungen und Höhen! O wunderbares Schauspiel! — Fräulein, nun glaub' ich an Zaubereien. Hier waltet noch eine andere Fee, als Sie!“

Hermione weidete sich an seiner Trunkenheit, als er an das Ende der Höhle vortrat und ins weite Freie hinabsah. Sie lehnte

sich ihm gegenüber an ein Felsstück, von mannigfaltigen Flechten bunt gefärbt. Ueber ihrem Haupte wehten einzelne Grashalme und hängende Zweige. Um sie her hauchte der warme Lebensodem des Tages.

„Sie erblicken da drunten in dem stillen, grünen Thalgelände eine andere Welt!" sagte sie: „Es ist Val Sainte-Croix. Alle die kleinen, braunen Hütten, die an den Hügeln der Landschaft traulich umher ruhen, gehören zum Dorfe jenes Namens und zu La Braconne. Links erhebt sich La Roche blanche mit ihren Felsen; rechts schwillt die Aiguille de Beaume empor. In der verdufteten Ferne vor uns steht das alterthümliche Granson am See, durch Karls des Kühnen Niederlage berühmt. Aber die vorliegenden Höhen entziehen uns den tiefern Blick in das anmuthige Waadtland, welches sich unter unsern Füßen ausbreitet."

So fuhr sie noch lange fort, die reizende Landschaft zu erklären. Wenn Florian den Blick hinab in die grünen Triften senkte, zu den kleinen, friedlichen Wohnungen der Menschen, zu ihren Heerden an den Halden des Gebirgs, zu den Alpenfirnen des Hintergrundes, und dann wieder in die Nacht der Höhle zurücksah; und dann in der wunderbaren, stillen Einöde neben sich Hermione am bunten Felsblocke, zwischen den beweglichen, stillen Halmen, die gleich grünen Strahlen um sie zitterten, — er hätte niederfallen, hätte mit Inbrunst beten mögen.

Hermionens Augen ruhten auf ihm. Sie verstand und ehrte die Bewegungen seines Gemüthes, und schwieg.

Als er sich endlich nach einer langen Selbstvergessenheit wieder zu ihr wandte, zitterten, ihm selbst unbewußt, Thränen im Auge, und das Lächeln, mit welchem er die Schweigende begrüßte, ward um so rührender. Er drückte beide Hände mit Heftigkeit an seine Brust, als wollte er das hochschlagende Herz zurückdrängen: „O Fräulein!" rief er: „Sie wollten mir vielleicht Ueberraschungen

[illegible]: aber Sie haben mir einen Himmel ins Leben gelegt. Ich kann vor Gott — Dieser Feentempel soll mir zu heiligem Gedächtnisse bleiben."

Sie senkte die Augen nieder, als schiene sie über das zu denken, was er sagte.

Er fuhr aber nach einer Weile fort: „Wie wenig gehört zum Frieden des Lebens! Ich habe über meine Zukunft entschieden. Mein Vaterland ist durch Sittenverfall, durch Unwissenheit und Rohheit seines Volkes und durch Habsucht, Rachsucht, Ehrgeiz seiner Häuptlinge elend geworden. Gott hat das Land heimgesucht. Er weckt das erschlaffte Volk. Jetzt noch parteiet es sich zwischen Frankreich und Oesterreich, die beide es verderben. Ich kann nichts retten. Selbst mein freiwilliger Opfertod fürs Vaterland könnte nichts retten. Ich mag keiner Partei Knecht werden, und träte ich vermittelnd zwischen beide, würden mich beide verfolgen. — Ich gehe. Ich suche mir eine schönere Einöde. Dank Ihnen, liebenswürdige Hermione, Sie haben mich mir selber wiedergegeben. Ihr Feentempel hat auch auf mich seine Wundermacht geäußert; aber Sie waren die wohlthätige Fee darin."

Nennen Sie mich nicht so! sagte Hermione: Die große Fee ist die Natur, die unbegreifliche, die göttlichkeitsvolle.

„Wohl weiß ich's, Fräulein, Sie denken erhabener, denn ich; Sie sind frömmer, denn ich. Aber ich Schwacher bedarf noch, wie ein Heide, einer Stütze, eines sichtbaren Bildes, in dessen Anblick ich das Göttliche verehre. So sollen Sie mir die Stellvertreterin der heiligen Natur sein."

O mein Freund, jeder Grashalm ist ein Stellvertreter der Natur, und jedes Plätzchen, wo unsere Knie Raum finden, ist eine Betbank.

„Aber ich habe nie andächtiger und inbrünstiger gebetet, als hier, in Ihrer Nähe, und mich auch nie dem Himmel näher ge-

fühlt als an Ihrer Seite. — Ach, ich sollte Ihnen das nicht sagen. Sie nehmen es vielleicht für eine der faden Artigkeiten."

— Warum sollte ich Ihnen nicht glauben, was ich mir selber glaube? Das Leben ist ein unendlich schönes Räthsel. Ich sinne viel darüber und möchte es mir gern entwirren, und kann es nicht; denn ich kann Gott nicht durchdringen, und er selbst ist eben die Herrlichkeit und das Leben, und ich verwirre mich mit Entzücken in sein Anschauen und Suchen.

„Sie reden dunkle Worte, wie die delphische Priesterin. Doch verstehe ich Sie; und nun zum ersten Mal, meine liebenswürdige Priesterin, wird mir aus Ihren Tönen klar von den Aposteln, was das heißt, mit Zungen reden. Ja, ich hätte Sie vollkommen verstanden, auch ohne Worte. Ihre Stimme, Ihre Miene, Ihr Auge, welches das Innerste der Seele spiegelte, Alles war Rede."

Hermione warf einen zweifelvollen Blick auf Florian, als fürchte sie, er wolle spotten. Allein seine Begeisterung schien so redlich, daß sie nach einer Weile nur freundlich erwiederte: „Ich habe mir die Stelle von den Aposteln längst erklären können. Die Seelen haben eine Sprache zu den Seelen, auch ohne Wort, auch ohne Ton und äußere Zeichen. Ja, es gibt ein geheimes Wirken der Seelen, ich weiß nicht wie, ich glaube, durch das bloße grenzenlose Wollen und Nichtzweifeln am Erfolg des Willens."

„O Fräulein, läge es nur an der Willensmacht, so hätte Ihnen meine Seele in dieser geheimnißvollen Sprache schon viel gesagt. Und doch müssen Sie sie nicht vernommen haben! Lehren Sie mich die Kunst, mit Zungen zu reden, und geben Sie mir damit die wunderbare Macht über Ihre schöne Seele, die Sie seit dem ersten Tage über die meinige übten; Hermione, seit dem Tage in Reichenau, am Fuße der Kalanda, da mein Leben gleich den beiden zusammenrinnenden Rheinströmen, in Ihr Leben überging."

Er sprach dies mit bebender Stimme und den Blick an den Bo-

den gebreitet. Als er ausgesprochen hatte, stand sie hochgeröthet vor ihm. Aber der Frost und die ihr eigenthümliche Würde kehrte eben so schnell zurück. „Wir wollen zurück," sagte sie, „durch den Feentempel. Kommen Sie! Ich weiß nicht, ob Sie sich mit meinen Ansichten nur belustigen wollen, oder ob Sie im Ernste reden. In jedem Falle hätte ich Ihnen Bewunderung gezollt, wenn Sie dem harmlosen Gespräche nicht jene Wendung gegeben haben würden."

„Verzeihen Sie, Fräulein!" erwiederte er: „Ich kann Ihnen keine höhere Ehrfurcht bezeugen. Ich würde geschwiegen haben, hätte nicht diese Stunde und das Wunder des Feentempels in allen meinen Entschlüssen und Entwürfen eine große Verwandelung bewirkt."

„Wollen Sie mich wirklich glauben machen, Sie seien durch die geheime Gewalt dieser Stätte verwandelt?"

„Durch Alles: vielleicht durch den Traum schon: durch Ihr Erscheinen, durch die Grauen der unterirdischen Welt: durch den Anblick des schönen Friedensthales zu unsern Füßen hier: durch Ihr Dasein in aller Lieblichkeit zwischen den kalten, riesenhaften Felsklippen: durch — ach, wer erräth Alles, was die Seele stimmt und den Willen des Geistes entscheidet? — Genug, unwandelbar ist mein Entschluß, in einer Einsamkeit mir selbst zu leben. Als ich Ihnen dies offenbarte, da durfte ich Ihnen auch das übrige Geheimniß meiner Brust nicht verbergen."

Er schwieg. Schon brannte in ihrer Hand das Flämmchen. Die Laterne ward angezündet. Sie reichte ihm dieselbe mit trübem, freundlichem Blicke hinüber. Er nahm ihre Hand. Sie zitterte in der seinigen. Beide traten schweigend in die Nacht der unterirdischen Halle zurück.

18.

Das Tempel-Abenteuer.

Florian und Hermione verfolgten langsam und still ihren spärlich beleuchteten Weg. Hermione überdachte noch seine letzten Reden. Sein plötzliches, anhaltendes Schweigen betrübte sie. Denn obwohl er, vorzündend, zuweilen nach ihr zurücksah, damit sie auf dem klippenvollen Boden keinen Fehltritt thue, entschlüpfte ihm doch keine Silbe freundlicher Besorgniß oder Warnung, wie das erste Mal, als sie diesen Weg gemacht hatten.

Als beide schon zur Mitte des Feentempels gekommen waren — und beide gingen, ohne auf dessen seltsame Gestaltungen und Verzierungen zu achten, — blieb Hermione stehen. Sein Schweigen ward ihr unerträglich. Sie fühlte, daß diese Mißstimmung zwischen ihnen nicht herrschen dürfe. Sie hatte den Mann nicht beleidigen wollen, den sie eben in dieser Stunde noch hochachtungswürdiger gefunden hatte. Und als er nach ihr zurücksah, reichte sie ihm die Hand und sprach: „Wollen Sie mir zürnen?“

Er wandte sich zurück. Er nahm ihre Hand, schüttelte verneinend das Haupt und ging weiter. Aber reden konnte er nicht. Ihre Stimme, die ihm unendlich mehr sagte, als das Wort, hatte ihn durchbebt. Es klang darin ein Geständniß, welches er sich selber nicht zu gestehen wagte.

Nachdem sie wieder eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, hielt Hermione noch einmal an und sagte: „Eben an dieser Stelle ist die Natur des Feentempels am reichsten in allerlei Gestalten. Sehen Sie sich einen Augenblick um. Wir sind von steingewordenen Riesen und Zwergen, von Schlangen und andern Ungeheuern umringt, die der Abgrund hervorbringt, oder ein Fiebertraum. Sehen Sie doch links dort, wie sich der ungestalte Kopf da gräßlich aus der alten Höllennacht hervorstreckt, mit dem geschwollenen

grinsenden Löwenmaul, der breiten schnabelhaften Nase und den tückischen Augen, die uns so finster anglotzen, und im zwitternden Lichte der Kerze sich regen zu wollen scheinen."

Florian zündete mit der Laterne nach allen Richtungen. Jede Aenderung der Beleuchtung änderte auch das verworrene Bild der Gestalten.

Sie verweilten auf dieser Stätte, und waren beide im Entdecken neuer Zerrbilder und Fratzengesichter, so wie der scherzenden Bemerkungen darüber unerschöpflich. Es schien beiden daran gelegen, sich zu erheitern. Bei jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, entfaltete sich rechts und links neue Gaukelspielerei des Lichtes und der Felsen und der Tropfsteine.

Indem leuchtete Florian hoch über sich gegen das Gewölbe. Da hing ein mächtiger, loser Felsblock über ihren Häuptern, wie schwebend, vielleicht nur schwach von Nebengesteinen festgehalten, daß er nicht jeden Augenblick niederstürze. „Kommen Sie, kommen Sie ins Freie!" sagte Hermione: „Unsere Stimme und die Erschütterung der Luft könnte diesen Felsen herabreißen und er uns beide vergraben."

„Ich würde kein prachtvolleres Grab begehren können," versetzte Florian, „und keinen willkommenern Tod, als in der Blüthe des Lebens an Ihrer Seite."

— Sie müssen sich noch nicht zu den Lebensmüden zählen.

„Nein, eben heute zähle ich mich erst zu den Lebensfrohen. Und wenn dieses Gebirg über uns zusammenbräche, was wär's denn anders, als eine frühe Verklärung unserer beider?"

— Lassen Sie das Gebirg und fliehen wir. Es wandelt mich wahre Furcht an, das Gebirg könnte uns beim Wort nehmen.

„Hermione zittert vor der Möglichkeit des Sterbens?"

— Ach, ich habe in der Oberwelt noch einen theuern Vater. Freilich nur einen Stiefvater noch; aber er ist mir von Herzen lieb.

Ich habe ihn so lange nicht gesehen. Einst mit Freuden auf in die Heimath und ins Reich der Freuden, zu meinem rechten Vater und zu meiner heißgeliebten, heiligen Mutter!

„Stürzte der Fels nieder, dann wäre mein Traum erfüllt, Hermione; dann hätte die Schlange, welche sich um uns beide knüpfte, ihre Bedeutung gefunden; die Ewigkeit vereinte uns beide."

— Fort! fort! rief sie ängstlich: Fort ins Freie! — Ungläubiger, warum wollen Sie eben jetzt erst an Ihren verhängnißvollen Traum gläubig werden? —

Plötzlich schlug bei diesen Worten ein heftiger Donner durch die Felsenhalle. Man hörte ein Prasseln zusammenfallenden Gesteins. Das Licht der Laterne erlosch von einem scharfen Luftstoße. Der ganze Feentempel schien zu erzittern. Der Wiederhall schnarchte rauschend durch den hohlen Berg. Hermione stieß in demselben Augenblick einen durchdringenden Schrei aus. Florian warf die verlöschte Laterne hin, und tappte mit beiden Händen im Finstern nach Hermionen. Sie sank ihm entgegen, und er hielt die Zitternde mit seinen Armen empor.

„Sie sind doch unbeschädigt?" rief er hastig.

— Um Gotteswillen, was ist geschehen? Wir sind verschüttet. Nicht so? Die Felsen sind eingebrochen?

„Beruhigen Sie sich. Gefahr für uns kann ja nirgends sein. Ist der Eingang der Höhle geschlossen, kehren wir zurück, und ich klettere über die Felsen ins Val de Sainte-Croix nieder und bringe Ihnen Hilfe."

— Da hinab führt kein Weg über die schroffen Bergwände. O, lieber Florian, machen Sie sich auf das Schrecklichste gefaßt; wir sind beide verloren.

„O, gläubige Verzweifelnde! Genesen Sie vom ersten Schrecken, dann will ich den Ausweg suchen. Fürchten Sie nichts, denn ich bin mit Ihnen, und mit uns beiden ist der Allliebende."

Es währte geraume Zeit, ehe sich das Fräulein Delory sammeln konnte. Er fühlte das Schlagen ihres Herzens an seiner Brust. Aber er redete so gelassen, so zuversichtlich von der Gefahrlosigkeit des Ereignisses; er bewies so überzeugend, daß auch schon das Herabfallen eines mäßig großen Felsensteins donnerähnliches, wiederhallendes Getöse in den vielen Krümmungen der unterirdischen Halle verursachen müsse; er wußte es so wahrscheinlich zu machen, daß der vernommene Felssturz nicht einmal in dem Hauptgange, sondern vielmehr in einem der Nebengänge gewesen sei, die sie beim Eingang in den Feentempel gesehen; er bewies selbst aus der Frische der Luft, die sie athmeten, die Nähe und Unverschlossenheit des Ausgangs so überredend, daß Hermione wieder Muth faßte.

„Aber wie finden wir uns aus dieser Nacht zurück?“ sagte sie: „Ich habe Feuerzeug, Schwefelstäbchen und Stab verloren. Wir können unter den Füßen das Bett verlieren, und mit einem Fehltritt zwischen den Felsen ausgleiten und verderben.“

Auch darüber sprach Florian Beruhigung zu. Indessen war ihm doch nicht so wohl zu Muth, wie er sich stellte. Er konnte jenen erschütternden Knall nicht anders, als durch den Zusammensturz einer großen, vielleicht jeden Ausgang versperrenden Steinmasse erklären. Daher bat er Hermionen, einen Augenblick zu verweilen und ihm zu erlauben, den nicht entfernten Ausgang des Feentempels zu suchen.

Als er sie aber fahren ließ und sich von ihr wegwenden wollte, schlug sie mit ängstlichem Schrei ihre Arme um seinen Hals, und beschwor ihn weinend, sie nicht zu verlassen. Noch einmal suchte er mit aller Beredsamkeit, welche die Liebe einhauchen kann, ihren Kummer zu stillen. Er drückte die Weinende an sein Herz. „Hermione,“ rief er, und fühlte nur die Seligkeit, in dieser Grabesnacht von den Armen des Engels umklammert zu sein, „wie können

Sie das Entsetzlichste glauben? Geben Sie jede Furcht auf. Wir sind nicht verloren. Und müßte ich alle diese Felsen neu durchbrechen, um Sie an das Licht des Tages zurückzuführen, ich würde sie durchbrechen."

„Verlassen Sie mich nicht!" sagte sie leise weinend: „Unser Schicksal ist ja erfüllt, ich weiß es. Aber ich glaubte nicht, daß der traurige Tag, der uns verkündet ist, so nahe sei. Wir sollen und werden mit einander untergehen. Trösten Sie sich nicht, und mich nicht, mit eiteln Erwartungen, gerettet zu werden! Die Weissagung über uns ist erfüllt. Sie ist an derselben schrecklichen Stätte erfüllt, wo ich sie empfing. Irr' ich nicht, so war es auf eben diesem Platze des Feentempels, wo wir stehen, daß mir die Morne gebot, Sie zu vermeiden; denn ich würde Sie, und Sie würden mich in einen finstern Abgrund niederziehen."

„Wie, die Morne?" rief Florian mit ungläubigem Erstaunen: „Und die Worte dieses alten, halb wahnsinnigen Weibes können Ihrem Gemüthe Besonnenheit und Haltung rauben! Können Ihnen mehr als alle Gründe der Vernunft, als alle Bitten eines Mannes gelten, der tausend Tode für Sie zu sterben bereit wäre?"

— Aber die Worte dieser wahnsinnigen Prophetin sind erfüllt, was nun auch Ihre Vernunft und Ihr Muth dagegen sage! Unglücklicher Florian, Ihr Traum vor der Höhle ist erfüllt! Diese Nacht um uns her ist die Schlange Ihres weissagenden Traums, der uns beide vereint. Ach, und daß ich selbst das Band um Sie werfen mußte, Sie selbst verleiten mußte, mich in dieses gemeinsame Grab zu begleiten! Armer Florian, daß ich die Mörderin Ihres theuern Lebens werden sollte, das hatte ich nicht ahnen können!"

„Sie sind es nicht, Hermione, Sie werden es nie sein!"

— O, die Morne warnte dreimal ernst, ich sollte Sie meiden, nur Sie! — Ich habe Sie ja vermieden. Ich erzitterte, so oft ich Sie erblickte. Ich bin Ihnen ausgewichen. Nie ging ich ohne

stilles Grausen in Ihrer Nähe. O, die Morne warnte nicht vergebens, ich würde Sie, Sie würden mich in den Abgrund des Verderbens reißen. Nun habe ich Sie hinabgerissen. Ich wollte Sie vermeiden. Ich konnte es ja nicht. Nun ist's geschehen. Nun ist mein Grausen geendet, nun das finstere Räthsel gelöset. Ich soll den Tod an Ihrer Brust finden. Ich will ihn gern hier nehmen. Ich bin ruhig. Gott ist barmherzig.

Sie sprach mit sanfter, aber fester Stimme, und ihre Arme umschlossen ihn, als wolle sie im Sterben nicht von ihm gerissen sein. Florian fühlte sich von den widersprechendsten Empfindungen erschüttert. Hermionens Reden schienen ihm Worte des Wahnsinns, und hauchten ihm doch die süßesten Töne entgegen. Der Schmerz füllte sein Auge um ihr Verzagen mit Thränen; aber die Liebe, mitten unter den Schrecken des Todes, sein Herz mit Entzücken. Er lehnte sein Haupt an das ihrige, welches seitwärts an seiner Achsel lag. Er berührte mit seinen Lippen den Shawl, den sie um ihre Stirn gewunden hatte, und küßte ihn leise. Sie schien diesen Kuß empfunden zu haben. Ein tiefer Seufzer zitterte von ihren Lippen. Ihre Hände, die sie um ihn geschlungen hielt, erwiederten mit einem matten Druck. „Armer Florian!“ klagte sie leise.

„Hermione,“ sagte er endlich, „warum verzweifeln, ehe wir Gewißheit haben, daß wir ohne Rettung verloren sind? Geben Sie mir Ihre Hand. Vertrauen Sie Gott und mir mehr, ich beschwöre Sie, als den Faseleien der alten Morne und den sinnlosen Gaukeleien eines Traums.“

— Wir sind verschüttet. Niemand in der Welt weiß, daß Sie und ich im Innern dieses Berges sind.

„So tappen wir uns wieder zurück bis zur Oeffnung gegen Val de Sainte-Croix. Ich will mit meiner Stimme hinunterschreien, daß sie meilenweit gehört werden soll.“

— Ich gehorche. Führen Sie mich, wohin Sie wollen. Unser Verhängniß hat es vollzogen.

„Und wenn meine Verheißung erfüllt wird, himmlische Hermione, werden Sie mir dann mehr, als nichtigen Träumereien und Prophezeiungen glauben? Ich bitte Sie, wollen Sie das?“

— Ich gehorche Ihnen. Ich bin Ihnen nun einmal hingegeben, lieber Freund. Das Schicksal gab mich hin. In meiner Macht lag nichts.

Noch einmal zog er sie sanft an seine Brust. Die Hoffnung seines Glücks flammte hell in ihm auf. Er ergriff die Hand Hermionens und sagte: „Fassen Sie Muth. Folgen Sie mir!“

Er schritt langsam durch die Finsterniß. Bei jedem Tritte beugte er sich und suchte mit der Hand den Boden, um ihren Fuß sicher zu setzen. Zitternd folgte sie. Es war ein mühseliger, gefahrenreicher Weg, welchen Furcht und Schrecken verlängerten. Schon geraume Zeit waren sie so gegangen. Da rief Hermione ängstlich: „Florian, was ist das? Ich athme Schwefeldünste!“

Florian, der dies für neue Wirkung ihrer geschreckten Phantasie hielt, sprach ihr Muth zu und setzte den Weg fort. Aber er war noch nicht weit, als auch ihm Schwefelgeruch entgegen drang, der bald immer stärker und stärker ward.

„So wahr ich lebe, das ist Pulverdampf!“ rief er: „Ich begreife nicht, wie der in die Höhle gelangt. Kein Erdbeben und kein unterirdisches Feuer hat das gethan.“

„Täuschen wir uns nicht mit eiteln Hoffnungen, lieber Freund,“ seufzte Hermione, „und nicht mit unglaublichen.“

Plötzlich, als Florian, weiter gehend, sich tappend zur Erde beugte, rief er: „Ich sehe Tageslicht! Sie sind gerettet!“

Hermione strengte ihre Augen vergebens an, in der undurchdringlichen Finsterniß den Schimmer zu entdecken. Er zog die Zitternde rascher nach. Sie traten aus der Krümmung des Ganges.

Da erblickten sie den Ausgang der Felsengrotte, durch welchen blendende, dunkelrothe Goldgluth hereinströmte, in der die grünen Halme und Kräuter der Oberwelt mit strahlender Schönheit schwebten.

„Ach Gott!“ schrie sie, und stand vor der Ueberraschung wie in ein Marmorbild verwandelt, unbeweglich, mit emporgehobenen Armen, mit starren Blicken. Und als Florian sich mit Entzücken zu ihr wandte, sank sie im Uebermaß der Freude, sich selber unbewußt, an seine Brust, umfing ihn und drückte küssend ihre Lippen auf die seinigen. Dann ward sie bleich, und ihre Züge entstellten sich. Ein heftiger Schmerz schien sie zu durchzucken. Ihre Arme sanken kraftlos. Ihr Haupt neigte sich ohnmächtig auf die Seite. Florian hielt sie erschrocken in seinen Armen empor. Es schien ihr an Luft und Athem zu mangeln. Wie zwischen Tod und Leben ringend, starrte ihr trockenes Auge ängstlich zu Florian auf, bis sich dieser krampfhafte Zustand in heftiges Weinen und Schluchzen lösete. Da genas sie gemach wieder. Unter einer Fluth von Thränen traten die verschwundenen Rosen ihrer Wangen wieder aus der leichenhaften Bläße hervor.

Sobald sie ihrer mächtig geworden war, entzog sie sich den Armen des Jünglings und verhüllte ihr Antlitz in ein Tuch. Wie sie aber ihren Blick wieder erhob, und sah, wie Florian blaß und stumm dastand in ängstlicher Bekümmerniß um sie, durch ihren Zustand geschreckt, lächelte sie ihn mit unaussprechlicher Rührung an. Und sie reichte ihm die Hand und sagte, in Blick und Stimme die reinste Zärtlichkeit, zu ihm: „Guter Florian, was hast du meinetwillen gelitten! Vergib!“

Nun erwachte er zum heitern Leben. Er schloß die Zitternde in seinen Arm. Er drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen, und fühlte ihn erwiedert.

„Mein Gott, ich kenne mich selbst nicht mehr!“ sagte Hermione und wand sich los von ihm. Dann bot sie ihm wieder die

Hand und sagte: „Ach, lieber Freund, verkennen Sie mich nicht. Verlassen Sie mich nicht. Sie wissen es nun, mein Leben ist in Ihnen. Was hilft läugnen? Ich weiß es, mir selbst gehör' ich nicht mehr."

Dann ging sie Hand in Hand mit ihm zum Ausgang des Feentempels, durch welchen blässere Gluth hereinströmte. Er stieg ins Tageslicht, Hermione folgte. Beide, als sie draußen standen, athmeten schweigend mit tiefen Zügen die reine, warme, erquickende Abendluft.

19.

Die Karpfen.

Schon war die Sonne hinter den Höhen des Gros-Taureau niedergesunken. Milder Glanz schwamm über den Fluren, heiteres Widerlicht um die Berggipfel. Durch die blauen Lüfte zogen Vögel und leuchtende Wölkchen. In den grünen Thalgründen glichen die einzelnen Hütten Altären, von welchen perlenfarbene Säulen des Rauchs zum Himmel schwebten. — Florian und Hermione glaubten nie die Welt schöner gesehen zu haben. Alles war geistiger, reiner, glänzender vor ihren Augen.

Hermione faltete, mit einem Blick innigen Dankes zum Himmel, die Hände; dann ruhte derselbe Blick wieder in rührender Verwirrung auf Florian, während ihre erröthenden Wangen ein Lächeln voll Liebe überflog. In der That, Liebreicheres war nicht zu sehen, als diese Verschämung, dieses Entzücken und dieses Vertrauen. Aber auch er, in edler Haltung, sinnig und stumm, glich einem Halbgott. Wie zitternder Heiligenschein wehte im Zuge des Abendhauches das Gold der Haarlocken ihm um Stirn und Nacken. Es sprach Abglanz innerer Seligkeit aus dem Dunkel seiner blauen Augen.

Indem rief eine laute Stimme unfern von beiden: „Oho! da find' ich Sie mir eben recht gelegen. Glück auf! Glück auf!"

Es war kein Anderer, als der Herr Professor Onyx. Er kam den Abhang des Berges herauf von der benachbarten Hütte Le Cret. Er trocknete den Schweiß von der Stirne, und machte schon aus der Ferne zahllose Verbeugungen gegen Fräulein Delory.

„Wahrhaftig," sagte er,, „mich verfolgt das Unglück wie ein aufsätziger Kobold. Da find' ich Sie, mein Fräulein, unverhofft, und kann Ihnen keine Ihrer niedlichen Namensschwestern, keine meiner Hermionen anbieten. Einen ganzen Strauß hatte ich von den Felsen bei Buttes gestern Abend gebracht nach Le Cret. Aber es war schon zu dunkel, um sie Ihnen zu überreichen. Ich stellte sie sogleich in Wasser. Siehe da, da kommt diesen Morgen eine verdammte Ziege, und frißt mir die Blumen alle hinweg. Ich gewann bei diesem Verluste jedoch so viel, daß ich lernte, die Hermionen wären ein gutes Viehfutter. Wirklich melkt jetzt der kleine Etienne das gefräßige Raubthier. Ich habe die Milch schon bezahlt. Wir wollen sie alle versuchen; ich vermuthe nicht ohne Grund, die Hermionen können ihr einen aromatischen Beigeschmack geben. Wir müssen versuchen.

Fräulein Delory lächelte den Gelehrten an. „Ich würde mit Vergnügen Ihr Gast sein; aber drunten erwartet man mich gewiß schon lange!" sagte sie: „Doch wenn Sie mir morgen einen Strauß von Ihren Blumen . . ."

„Oh," rief der Professor, „ganze Kränze versprech' ich Ihnen, schönes Fräulein. Bei Hunderten hab' ich sie diesen Morgen im Schatten eines Granitblockes beisammen blühend gesehen." Dann zu Florian gewendet, rief er: „Seelenfreundchen, diesen Granitblock müssen Sie sehen, eben diesen! Er ist von allerhöchster Wichtigkeit für meine Erklärung vom Erscheinen der Urgebirgsfindlinge auf den Jurahöhen. Er ist ein beredter, ein unzerstörbarer, ein un-

widerlegbarer Zeuge, daß ihn, wie die andern, urweltliche Eisschollen von den Gipfeln der Alpen hieher trugen, da dies alles noch Tohu Vabohu, ein unendliches Meer war. Oben und an den Seiten ringsum abgestoßen ist er an allen Ecken, natürlich durch Reibungen und Abprallungen. Unter der Mitte, wie er in die Eisfläche der Scholle gesenkt hing, erblicken Sie ihn unversehrt, scharfeckig, wohlgeschnitten."

Hermione zog, während der Herr Professor fortfuhr, seine Beobachtungen zu entwickeln, den rothen Shawl von ihrem Haupte und ging gegen den Eingang des Feentempels zurück, wo sie Hut und Körbchen versteckt hatte. Als Onyx ihre Entfernung bemerkte, unterbrach er sich plötzlich und rief: „Kommen Sie, kommen Sie, Herr . . . ich behalte in meinem Leben Ihren Namen nicht . . . zum Feentempel. Ich bereite Ihnen ein Fest. Es ist noch hell genug. Sie werden erstaunen; Sie sind Kenner." Damit führte er den schweigenden Florian, der wenig auf ihn gehört hatte, zum Eingang der Höhle.

„Was haben Sie vor, Herr Professor?" sagte Florian, als er vor dem Loche stand.

„Ich will nichts verrathen, nichts voraus versprechen. Wer weiß, wie der Felsen eben geklüftet war! Ich stehe für nichts, als daß mein Sprengloch gut gebohrt war."

„Wie? Was? Wo haben Sie gesprengt? Mit Pulver?"

„Allerdings, mein Seelenfreund."

„Hier im Feentempel?" rief Florian, dem sich Räthsel löseten.

„Aha! Siehe da! Bin ich Ihnen zuvorgekommen?" rief Herr Onyx lachend: „Haben Sie vielleicht den gleichen Plan gehabt, wie ich?"

„Sie also haben einen Felsen gesprengt, Herr Professor?"

„Was denn anders? Sechs Stunden lang in der Höhle habe ich diesen Morgen am Bohrloch gearbeitet. Unterdessen fraß mir

die verdammte Ziege meine Hermionen rein weg. Dann ging ich zur Hütte, holte Stein, Stahl, Zundel, Schwefelfaden, und hatte Teufelsverdruß mit der Ziege. Vor einer halben Stunde zündete ich an. Es war ein gefährliches Stückchen; aber ich war wie ein Blitz wieder aus dem Schlunde der Höhle heraus. Pumm! — da ging die Mine los. O, sie krachte göttlich!"

„Das danke Ihnen Beelzebub, Moloch und Belial, Herr Professor. Sie haben fast zwei Menschen getödtet."

„Es war weit herum keine Seele."

„Aber Fräulein Delory und ich befanden uns denselben Augenblick eben im Feentempel unter der Erde."

„Wie? Sie kommen jetzt erst heraus? Hat sich der Pulverdampf zerstreut? Er hängt sonst lange in den Stollen fest. Fast wäre ich einmal darin erstickt; er drang mir sauer in die Lunge."

„Aber welcher böse Geist verführte Sie, eben heute Ihre zerstörende Kunst im Unterirdischen zu versuchen?"

„Aus Ihrer Frage, Seelenfreundchen, läßt sich schließen, daß Sie nichts gesehen haben, nichts, gar nichts. Wären Sie in der Grotte ein wenig aufmerksam gewesen, würden Sie sechs Schritte vom Eingang, rechts im Kalkfelsen, unter der abgefallenen Sinterrinde, einen purpurfarbenen Fleck bemerkt haben. Genauer besehen, ist's ein ganzer Fischkopf, halb erhaben, wie der Kopf eines Karpfens. Man sieht deutlich den Einschnitt des Mundes, die Kiefer gerundet, einen zinnoberrothen, runden, erbsengroßen Punkt an der Stelle des Auges. Ich, sobald die Entdeckung gemacht ist, verfolge die Richtung, schlage die Sinterkruste ab, und, ich bitte Sie um Gotteswillen! erblicke anderthalb Schuh weit vom Kopfe einen schwarzröthlichen Streif im Felsen, ganz von der Größe der Schwanzflossen."

Florian wandte sich mit verdrießlichem Lachen zu Hermionen, die herbeigekommen und Zuhörerin gewesen war. „Danken Sie

Gott, Herr Professor, daß Ihr Karpfen uns nicht das Leben gekostet hat!"

„Sie scherzen, vortrefflicher Freund. Aber ich mußte dieses Wunderkind der vorsündfluthlichen Welt herausbaben aus den Felsen, und hätte ich unter den Felsen sammt dem Karpfen begraben werden sollen. Allein, erlauben Sie, ehe es dunkel wird, kann ich eine kleine Nachsuchung halten. Ich sage Ihnen, es ist kein Fischabdruck, wie etwa in Sandstein- und Thonschiefern; nein, ein vollständiger Fisch mit Fleisch und Gräten, — der einzige in seiner Art, wie ihn bis jetzt kein Kabinet hatte."

Mit diesen Worten schlüpfte er in die Höhle, und schrie noch drinnen: „Herr, ist mir der Schuß gelungen, ich gebe den Fisch nicht um zweitausend Gulden. Haben Sie Acht!"

Florian hatte aber nicht Acht, sondern wandelte, Hermionen am Arm, längs den Felsen die Höhe abwärts, der Bell'schen Wohnung entgegen, die fast eine halbe Stunde von ihnen entfernt lag.

20.

Die Prophetin.

Beide eilten nicht. Sie hatten sich Vieles zu sagen. Von Zeit zu Zeit blickten sie zu einander seitwärts mit glänzenden Augen hin, und jeder Blick erzählte von dem Himmel, der in beiden wohnte.

„Es ist wahr," hob Florian an, „dieser wunderliche Professor hätte uns mit seiner naturforschenden Thätigkeit im Feentempel begraben können. Aber ich bin ihm zu viel Glück schuldig, als daß ich nicht gern den kleinen Schreck verzeihen sollte, den er uns gemacht hatte."

„Und nicht er, vielmehr meine Zaghaftigkeit und Angst, war Urheberin Ihres Schreckens, lieber Florian."

„Wenn wir es strenger nehmen, auch Sie nicht, theure Hermione, sondern die, welche Ihre reizbare Einbildungskraft mit Schreckbildern, darf ich sagen, des Aberglaubens? mit Traumbedeutungen und Weissagungen überfüllten?“

— O Freund, verdammen Sie nicht Alles, wie Pöbelglauben, was aus dem Gebiet der Seele hervorgeht.

„Indessen müssen Sie zugeben, daß diesmal die untrüglichste Erfahrung von der Richtigkeit aller Vorhersagungen gemacht worden ist. Jene Tropfsteinhöhle ist eine Tropfsteinhöhle, und mehr nicht. Hätte man ihr nicht den Namen des Feentempels gegeben, würde man sie schwerlich für die Herberge geheimer Mächte gehalten haben. Sie, theure Hermione, hätten meinen Traum vor der Höhle nicht für ein zauberartiges Einwirken dieser Mächte gehalten. Sie hätten jenen unglücklichen Zufall in der Höhle nicht mit dem Traum in Verbindung gebracht.“

— Ich will Ihnen einräumen, daß ich den Traum und die Prophezeiung der Morne falsch deutete; darum könnten ja doch aber noch Traum und Morne Recht behalten. Schon bedeutsam sind in Ihrem Traum Meer, Landhaus, Liliengarten. Finden Sie das nicht?

„Wenn man von Reisen träumt, treten wohl auch Meere und Landhäuser hervor. Und daß mir die Menge Lilien erschien, erkläre ich leicht, weil ich an Sie dachte, schöne Hermione, und von den Freunden wußte, daß Sie die Lilien vor allen Blumen ehren. Darum sah ich Sie im Traume mitten unter Ihren Lieblingen und Ebenbildern.“

— Zuletzt verstehen Sie sich aufs Traumdeuten besser, als ein Chaldäer. Ich räume die Möglichkeit von Allem ein, was Sie sagen. Aber die Möglichkeit höherer Beziehungen eines Traums können Sie eben so wenig verwerfen.

„Nun denn, Möglichkeit gegen Möglichkeit! Warum uns mit Furcht und Möglichkeiten quälen?"

Unter dergleichen Gesprächen war der dunkle Abend herangekommen; mit allen seinen Sternen leuchtete der Himmel herab, an den Hügeln umher das röthliche Licht der Hütten aus der Ferne, und schon sah man im Vordergrund die erhellten Fenster der Frau Bell hinter den Bäumen.

Traulicher, und Hand in Hand, wurden Abreden für den folgenden Morgen genommen. Indem sie noch mit einander flüsterten, gaukelte ihnen durch die sternenhelle Nacht zwischen den Bäumen ein finsterer Schatten entgegen. Er schwebte mit seltsamen Schwüngen und Bewegungen auf dem Pfade von der Wohnung der Frau Bell. Es rauschten Schritte. Vor ihnen stand die lange Gestalt der Morne, die ihre Arme hoch aufstreckte und rief: „Von hinnen, Flüchtling! Noch sind die Blutflecken nicht von Ihren Kleidern gefallen."

„Meinet Ihr mich, Frau Morne?" sagte Florian betroffen und unwillig.

„Morgen oder übermorgen erfahren Sie mehr!" erwiederte die Alte: „Und immer zu früh!" — Dann erhob sie abermals die Hand hoch in die Luft und rief: „Auch der Himmel hat Augen, mein Herr!"

Hermionen überfiel bei diesen seltsamen Worten ein unwillkürlicher Schauder. Sie drängte sich näher an Florian, als suche sie Schutz gegen das gespensterhafte Wesen des Weibes. Er bemerkte ihre Aengstlichkeit, und sagte: „Fürchten Sie nichts, Fräulein, Mutter Morne hat mich selber gescholten, als ich ihr einmal eine Weissagung abforderte. Sie behauptete, nur Gott kenne die Zukunft."

„Das sagte sie," rief die Alte, „und sagt es auch heut'. Aber auch sagt sie: Der Mensch soll die Gegenwart kennen; und Sie,

mein Herr, kennen Sie nicht, sonst wüßten Sie, daß Sie heute ein frommes Lamm zum Altar der Reue geführt haben.

— Und Ihr, Mutter Morne, wenn Ihr die Gegenwart verständet, würdet Ihr nicht frohen Menschen mit Euerm Geschwätze lästig fallen. Gehabt Euch wohl!

„Gehabt Euch wohl! Gehabt Euch wohl!“ schrie die Alte: „Der Wunsch ist nicht für mich, sondern für Sie und Fräulein Delorn vonnöthen. Gehabt Euch wohl, denn Ihr gehabt Euch übel. Sah ich nicht Blut auf dem Gipfel des Gros-Taureau? Nun sehe ich das blutende Haupt. Herr, im trockenen Bette des Stromes La Combe habe ich gewarnt, und auch die Jungfrau gewarnt in den stillen Schluchten unter Longaigne. Wer hat mich gehört?“

— Ziehet Eure Straße in Frieden, und lasset uns friedlich unsers Weges gehen. Was haben wir mit Euch zu schaffen? Gute Nacht.

„Halt!“ schrie mit heiserer Stimme die Schicksalsschwester, und fuhr mit beiden Armen in die Höhe, und blieb lange, in dieser Stellung einer Wahnsinnigen, vor ihnen stehen: „Lassen Sie ab vom Fräulein, und beflecken Sie Hermionens Gewand nicht mit dem Blute, das zum Herzen Hermionens schreit; ja, ja, ja, das zum Herzen Hermionens schreit, das ich auf dem Gros-Taureau sah und Sie in der Waldquelle abwaschen konnten. Entweichen Sie aus diesen Jurathälern, denn der Morgen wird Ihnen Herzeleid und der Abend Jammer bringen.

— Verstehen Sie von dem Allem ein Wort? — sagte Florian lachend zu Hermionen.

„O, ich habe für das Fräulein die Auslegung unter drei ins Kreuz gelegten Schwertern, mit einer Dornenkrone umfaßt!“ rief die alte Morne, fuhr dann hastig suchend in ihren Kleidern umher und zog einen Brief hervor, den sie Hermionen reichte.

„Also von meinem Vater einen Brief?“ rief das Fräulein Delory, nahm der Morne den Brief ab, flüsterte Florian eine gute Nacht, und flog davon zur Wohnung ihrer Freundinnen. In demselben Augenblick wanderte auch die Morne in entgegengesetzter Richtung mit langen Schritten den Berg hinan durch die Nacht. Florian stand allein. Er sah Hermionen hinter den Bäumen verschwinden. Heiter eilte er den bekannten Pfad zum gastlichen Hause Staffards zurück.

21.

Verwandlungen.

Vater Staffard war eben von einer Reise nach der Hauptstadt zurückgekommen. Er brachte seinem bündnerischen Gastfreunde frohe Botschaft mit, nämlich eine vom königlichen Statthalter zu Neuenburg unterzeichnete Aufenthaltsbewilligung. Er selbst hatte sich zum Statthalter begeben, ihm Florians Verhältnisse und Geschichte erzählt und für den Verfolgten gut gesprochen. Besonders hatte er die völkerrechtswidrige Verletzung des neuenburgischen Gebiets durch jene Franzosen geltend gemacht, welche zwischen den Bayards und Brevine Florian und Georg überfallen hatten. Der Statthalter war wegen des Frevels sehr entrüstet gewesen.

„Nun genießen Sie in unsern Bergen vollkommene Freiheit und Sicherheit!“ sagte der würdige Greis, als ihm, nach dem nächtlichen Mahle, Georg zum gefüllten Weinglase die Tabakspfeife gereicht hatte: „Wehe dem, der Ihnen ein Haar krümmt! Das Schicksal des Bündnerlandes, wie der ganzen Schweiz, nun einmal an das Schwert der Ausländer hingegeben, wird noch lange zwischen diesen schwanken. Trösten Sie sich, gedulden Sie sich. Schon sind wir über des Sommers Mitte hinaus. Bald wird der

Herbst in unsern Höhen einziehen, wo er, statt des süßen Obstes und der Trauben, Schnee und Reif an die Zweige der Bäume und Gesträuche hängt. Aber desto erquicklicher wird es in unsern warmen Zimmern. Die Thäler spenden uns ihre schönsten Früchte und Gaben. Es wird Ihnen nicht an Unterhaltung fehlen. Sie sind einer von den Männern, die auch mit sich selbst in guter Gesellschaft sind. Richten Sie sich ein für den langen Winter bei uns. Denn wo finden Sie mehr Freundschaft, mehr Sicherheit und Freiheit? Nicht so, werther Bundesgenosse, Sie bleiben uns getreu?"

Mit diesen Worten bot Vater Staffard herzlich seine Hand an Florian, der sie mit Rührung ergriff und sagte: „Es wäre an mir, zu bitten. Glücklicher, als in dieser Heimath des Friedens und der Tugend, könnte ich ja nirgends sein. Nicht einmal in mein zerstörtes Vaterland zurück sehne ich mich. Betrachten Sie mich als Ihren Sohn, wie mein Georg mich als seinen Bruder betrachtet. Dann kann ich Ihnen doch, früher oder später, wie einem Vater erkenntlich sein. Wir wollen dann den Winter Plane machen, wie ich hier mein Vermögen aus Graubünden am vortheilhaftesten anlege."

„O Florian," rief Georg, „wir sind schon an ganz andern Planen! Wir stehen schon im Handel, unser hiesiges Heimwesen aufzugeben und vielleicht im nächsten Frühling in mildere Landschaft zu ziehen. Denn dieser rauhe Himmel will doch meinem Vater nicht zusagen, eben so wenig der Frau Bell, die häufig kränkelt. Wir haben hier keine Aerzte in der Nähe."

„Und wohin wollet ihr ziehen, ihr Glücklichen? Verstoßet mich nicht. Ich wandere mit euch!" sagte Florian.

„Ha!" rief der Vater: „Mir wäre unser rauhe Berghimmel noch lange mild genug, und des Arztes bedarf der nicht, den einfache Lebensart, Arbeit und froher Muth gegen Krankheiten verwahren. Aber das sind Weiber-Revolutionen, die mich Alten von

hinnen treiben. Meine Frau Nachbarin Bell, ihrer Gesundheit wegen, will ins südliche Frankreich, in die Gegend von Antibes, zu ihrer Nichte Hermione. Dort ist ein weitläufiges Nationalgut feil, worauf Georg spekulirt, weil Claudine ihrer Mutter nahe sein möchte. Und so muß ich Alter hintennach. Was soll ich allein hier in den Bergen?"

„Und du, o Florian, du mit uns ins gelobte Land nach St. Imar!" rief Georg: „Wie, du erröthest? Was sollen wir auf der düstern Feenhalde, wenn unsere Feen entwichen sind? Die Hand her! Sagtest du mir nicht, du ständest einsam im Leben, ohne Aeltern, ohne Geschwister, ohne Freunde? Alles, Alles geben wir dir in der Nähe von St. Imar und Antibes wieder. Willst du? Mache mich glücklich! Die Hand her!"

„Könnte ich sie dir verweigern, dem ich sie auch geben würde, wenn ich ihn in eine Wüste begleiten sollte?" sagte Florian, und schloß Georg an sein Herz.

Sie plauderten noch lange. Sie waren selig in den Vorbildern ihrer Zukunft. Und was sie im Gespräch ergötzt hatte, das umgaukelte sie schöner noch in der Zauberwelt des Schlummers.

Aber der folgende Tag verwandelte Alles. Die Freude, welche der Himmel den Menschen spendet, ist vergänglicher, als ein Sonnenblick zwischen Regenschauern. Georg, der schon am Morgen im Vorbeigehen die Familie des Bell'schen Hauses gesehen hatte, brachte die Nachricht heim, daß er die Frauenzimmer in unerklärlicher Stimmung und Verwirrung gefunden habe, nämlich Claudinen und ihre Mutter. Hermione sei unsichtbar, das heißt, in ihrem Zimmer verschlossen gewesen, und, wie man gesagt hätte, unwohl.

„Aber," sagte Georg, „die insgesammt da drückt ein Geheimniß. Man sieht in ihren Gesichtern den Umhang, welchen sie vorgezogen haben, damit Niemand schaue, was dahinter wohne. Frau

Bell spricht wenig, macht sich viel mit Tischen und Stühlen zu thun, wischt von Fenstern und Spiegeln den Staub, um aufmerksamer zu hören, was man redet. Steht sie aber im Gespräch vor einem: so nickt sie, nicht bejahend, nicht verneinend, mit dem Kopfe, und sieht ernsthaft und überlegend drein, auch wenn man eben nur ins Blaue hinein, nichts für die Ueberlegung, plaudert. Und die närrische Claudine sagt mir mit dem einen Blick: ich bin dir gut! und mit dem andern: nähere dich nicht! mit dem einen: ich hätte Lust, eins mit dir zu plaudern! mit dem andern: aber frage mich nichts! — Doch Geduld! Ehe vierundzwanzig Stunden durchs Land gehen, hab' ich Alles heraus."

Florian, wegen Hermionens Gesundheit ein wenig bekümmert, die vielleicht unter den Schrecken des Feentempels gelitten haben konnte; theils nicht ohne Unruhe, daß die Warnungen der alten Morne und deren Treiben auf des Fräuleins Einbildungskraft gewirkt, begab sich Nachmittags zur Wohnung der Frau Bell. Er fand Claudinen und ihre Mutter; aber Hermione blieb unsichtbar. Die sonst so freundlichen Freundinnen nahmen gegen ihn gar bedächtliches, höflich-kaltes Wesen an. Wie erzwungen dies auch immerhin, besonders bei Claudinen, erschien, war es dem bestürzten Bündner darum nicht minder kränkend. Er glaubte sogar zu bemerken, daß er in diesem Hause, in welchem er sonst willkommen gewesen war, ein etwas überflüssiger Gast geworden sei.

Eine Weile stand er unentschlossen und verlegen; aber, statt empfindlich, wandte er sich mit offenmüthiger Frage an die Frauenzimmer: „Alles trägt hier das Zeichen der Ungnade: was denn hab' ich gesündigt?"

„Nicht das Geringste!" sagte Claudine höflich.

„Aber besser, Fräulein, wir gehen offen mit unsern Erklärungen hervor!" entgegnete Florian: „Vielleicht ist's ein Mißverständniß, das sich zwischen uns drängen will. Ich liebe Sie alle zu sehr,

als daß ich ohne Schmerz von der Achtung einbüßen könnte, deren Sie mich bisher zu würdigen schienen. Hab' ich gefehlt, so beschwör' ich Sie, mir das Vergehen anzuzeigen, damit ich entweder meine Unschuld rechtfertigen könne, oder die Strafe meiner Schuld mit Erkennung derselben büße."

„Wie kommen Sie zu diesem sonderbaren Verdacht gegen uns oder sich selbst?" sagte Frau Bell, und faltete am Umhang des Fensters.

„Ihre Worte, Ihre Gesichtszüge, Ihr Thun und Lassen führen zu diesem Verdacht!" erwiederte Florian: „Sie werden dies nicht mir, noch weniger sich selber abläugnen wollen. Warum mir also verhehlen, was für Ihre und meine Ruhe wichtig ist und vielleicht entscheidet, ob ich . . ."

„Wir haben Ihnen nichts darauf zu erwiedern!" versetzte Frau Bell: „Wir haben gegenseitig nichts zu schlichten, nichts zu richten. Erlauben Sie also, dieses Gespräch abzubrechen, das uns Allen gleich peinlich werden muß."

„Ich will gehorchen. Nur eine Frage gestatten Sie mir: würde Fräulein Delory mir gewähren, sie nur auf einige Augenblicke zu sehen?"

„Nein!" rief Claudine heftig: „Nein, sie bedarf der Ruhe. Sie hat eine erschreckliche Nacht durchlebt."

„Sie bringen mich zur Verzweiflung, liebes Fräulein, wenn Sie nicht sagen, ob ich als Urheber von den Leiden ihrer liebenswürdigen Freundin angesehen werde."

„Nun ja; wenigstens — Sie haben — Sie werden es . . ."

Frau Bell unterbrach heftig ihre Tochter und rief: „Still, Claudine! Wer gibt dir Erlaubniß zu plaudern? Kannst du dich selbst so ganz vergessen?" Und dann zu Florian gewandt setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie. Wir müssen ein Gespräch enden, das für Keinen angenehm sein kann. Hermionen ist nicht wohl. Gönnen

Sie dem armen Mädchen so viel Zeit, daß es sich über sein Schicksal erheben könne; dann werden Sie vermuthlich erfahren, was Sie wissen wollen, und was wir kein Befugniß haben, Ihnen wider Hermionens Willen zu verrathen."

Mit dieser Erklärung ward Florian entlassen, der davon eilte, um sich auf einem einsamen Lauf durch Berg und Wald zu zerstreuen, oder vielmehr zu sammeln. So viel er umhersann, ließ sich nicht errathen, wie er zu Hermionens Unglück beigetragen habe. Es ward ihm die Sibylle von Gros-Taureau verdächtig. Sie hatte ohne Zweifel Hermionens Liebe entdeckt und Hermionens Brust mit abergläubiger Angst erfüllt. Ein eigenes Bewandtniß mochte es auch mit dem geheimnißreichen Briefe haben, den die Wahnsinnige in der Dunkelheit des gestrigen Abends gebracht hatte.

Als er in der Dämmerung nach langem Wandern zu Staffards Haus kam, eilte ihm Georg entgegen längs dem Hag des Gartens und sagte: „Es muß Außerordentliches im Bell'schen Hause begegnet sein; denn die Natur der Frauenzimmer ist ganz und gar verwandelt. Sie alle sind stumm wie Fische. Mutter Bell erschien allein. Claudine durfte sich nicht zeigen. Hier waltet ein Geheimniß, es muß deine Person betreffen. Leite mich auf die Spur. Das Uebrige weiß ich morgen."

Florian erzählte ihm die Geschichte des gestrigen Tages. „Vielleicht ist es Reue in Hermionen," setzte er hinzu, „daß das Herz, von der Gewalt seltsamer Zufälle überwältigt, zu viel verrieth. Vielleicht ist es weiblicher Stolz, Herz und Hand einem Flüchtling und Abenteurer leichtsinnig hingegeben zu haben. Vielleicht ist es Furcht vor den Weissagungen der alten Morne, die mich zu hassen scheint. Vielleicht alles zugleich!"

„Nichts!" rief Georg: „Hermione liebt dich. Und wäre er ein Bettler, sagte sie einst zu Claudinen, und wäre er der Verworfenste unter den Männern, er würde nicht minder Gewalt über

mich üben. Mein Leben hängt an seinem. Aber ich weiß, ich werde mit ihm und durch ihn untergehen, und er mit mir und durch mich."

22.

Der Nebenbuhler.

Georg legte sich auch folgenden Tages auf die Lauer. Aber ärgerlich kam er zurück und rief: „Ich glaube, der Teufel treibt seinen Spuk in diesem Hause. Hermione und Claudine saßen auf dem Gartenbänkchen, als ich ankam. Gut, dachte ich, nun sollt ihr mir Rede stehen. Wie mich aber die Mädchen in der Ferne erblickten, standen sie auf und gingen ins Haus. Ich fand Niemanden, als die Mutter. Ich mochte fragen und sagen, was ich wollte, ich bekam keine Antwort, als ein Kopfschütteln, ein Achselzucken und allerlei Redensarten und Sprüchwörter, die ich nicht verstand; z. B.: Trau, schau, wem; — am Abend weiß man mehr, als am Morgen; — man muß nicht alle Ahnungen verwerfen."

„Und sahst du Claudinen nicht?" fragte Florian.

„Allerdings. Höre nur. Sie kam. Die Mutter ließ uns sogar beide allein. Nun hoffte ich, gewonnenes Spiel zu haben. Ich fing sogleich an. Sie aber ließ mich nicht zu Wort kommen, sondern sagte: „Lieber, goldner Herzens-Georg, ich darf Hermionen nicht länger, als drei Minuten verlassen. Also geschwind laß mich reden und dir eine Bitte thun." — Ich antwortete: „Auf der Stelle erfüll' ich sie!" Nun denn, sagte sie, du bist ein liebes, wackeres Söhnchen. Also bitte ich dich, du sollst keine Frage thun, um dies und das zu wissen, was deine Neugier vielleicht gern wissen möchte. Ferner, sage dem guten Florian, er thue mir leid. Er solle den Tag im Feentempel vergessen, und Alles, was zu dem Tage gehört; er solle, der Ruhe Hermionens willen, nicht,

ohne eingeladen zu sein, in unser Haus kommen. — So sagte Claudine. Ich fragte ärgerlich: Warum? — Sie schüttelte das Köpfchen und rief: Das ist die Frage, die du nicht thun sollst. — Dann seufzte sie: O der arme Florian! Aber es sind unglaubliche Dinge geschehen; ich sage dir, unglaubliche Dinge, und von der schrecklichsten Art. — Ich wollte noch einmal fragen. Sie aber rief: Die drei Minuten sind vorbei! und sprang davon, wandte sich unter der Seitenthür noch einmal, warf mir ein Kußhändchen zu und verschwand. Da stand ich allein. Ich wartete. Niemand kam zum Vorschein. Da ging ich meines Weges."

Dieser Bericht des treuen Georg war vollkommen geeignet, die Neugier der beiden Freunde noch mehr zu entzünden. Sie beichteten beim Abendessen Alles dem Vater Staffard.

„Kinder," sagte der Greis, „zerbrecht euch über Weibergeheimnisse den Kopf nicht. Weiber haben keine wichtigern Angelegenheiten, als mit ihrem Herzen, und da ist's, wo ihre unglaublichsten Dinge geschehen. Wer weiß, ob Fräulein Delory nicht einen Traum gehabt hat, der für dasselbe merkwürdiger, als die Bestimmung der Toulonet Flotte unter Bonaparte ist? Oder ob nicht für Mama Bell der Tag von vorgestern ein Loos-, Glücks- und Unglückstag im Kalender gewesen? — Laßt die Weiberchen gehen; sie werden von selbst kommen und euch die unglaublichsten Dinge der Reihe nach verrathen. Was den Brief betrifft, enthält er etwas Merkwürdiges, können wir es morgen wissen. Ich habe die Frau Bell zu sprechen. Sie wird sich freuen, ihr Herz gegen mich vom Geheimnisse erleichtern zu können."

Wirklich begab sich Vater Staffard des folgenden Tages zu seiner Nachbarin. Die jungen Leute daheim brannten vor Ungeduld nach seiner Rückkehr und Botschaft. Als sie ihn endlich aus der Ferne wieder ankommen sahen, gingen ihm beide entgegen.

Der Alte lachte. „Hab' ich's doch gedacht," sagte er: „ihr

würdet die Qual des Fegfeuers leiden, bis ich euch erlöse. Nun denn, das Unglaubliche, was geschehen ist, habe ich mit meinen leiblichen Augen gesehen, und der Schlüssel zu dem großen Räthsel kam mir schon unter der Hausthür der Frau Bell zu Gesicht."

— Und das wäre? rief Georg.

„Ei nun, der Hauptmann Larmagne ist's. Er hat sich im Bell'schen Hause einquartiert."

— Oho! rief Georg: Ist's nur der? Warum machen sie daraus ein Geheimniß? Etwa weil er bei Fräulein Delory seit etlichen Jahren den unglücklichen Liebhaber spielt?

„Hm!" versetzte Vater Staffard: „Glücklich oder unglücklich; ein Anbeter ist für ein Mädchen immer ein Anbeter. Und verstößt Hermione auch seine Huldigungen, du weißt ja, ihr Vater begünstigt ihn, und Hermionen gilt des Vaters Wort über Alles."

— Sie hat aber bestimmt erklärt, sie liebe den Hauptmann nicht.

„Mir gleich. Aber bei dem Allen sind doch die Unglaublichkeiten klar. Die Weiber fürchten zwischen den Nebenbuhlern unfreundliche Auftritte, vielleicht Blutvergießen. Sie wissen ja durch dich und mich, wie Florian mit eben diesem Hauptmann schon ob den Bayards unsanft an einander gerathen ist."

„Wie?" rief Florian: „Ist's derselbe, der mich droben angreifen wollte, als wir von Brevine kamen?"

„Allerdings!" erwiederte Georg: „Ich mag den Menschen nicht. Er war das erstemal in der Feenhalde, als er Hermionen auf Befehl ihres Vaters hieher begleiten mußte. Denn Oberst Despars, Hermionens Stiefvater, ist der vertrauteste und innigste Freund des Hauptmanns Larmagne. Er blieb damals mehrere Tage bei Frau Bell; aber ich hatte seiner in der ersten Stunde satt und kam nicht mehr zu Claudinen, so lange er dort lebte; sah ihn auch nicht wieder, bis wir ihn diesseits Brevine fanden. Fängt er hier wieder Händel an, so soll er von Glück sagen,

wenn ich ihm im ganzen Leibe einen einzigen Knochen ungebrochen lasse."

„Halt!" rief Vater Staffard: „Keine Unfugen! Lasset den Hauptmann in Frieden; verderbt nicht, was die Weiber Gutes zu thun denken."

23.

Alte Bekanntschaft.

Florian war so gehorsam, daß er sogar beschloß, im Hause zu bleiben, um seinem Nebenbuhler nicht einmal auf einem Spaziergange aufzustoßen.

Er saß also auf seinem Zimmer, unter Büchern und mathematischen Zeichnungen und Berechnungen, als bei ihm angepocht ward. Siehe, da trat der Herr Professor Onyx herein.

„Bester, einziger Mann!" rief dieser, und stand mit einem großen Sprunge vor Florians Arbeitstisch: „Ich hätte Sie billig längst besuchen sollen; aber Sie wissen, man hat seine Geschäfte, man bleibt seiner Zeit nicht Meister, und unter Freunden und Männern rechnet man nicht nach. Also nichts für ungut. Sie sind unter Büchern vergraben. Nun, ich bleibe nicht lange. Ich halte mich unterdessen still, wie ein Fischchen. Ad vocem Fisch — Sie wissen, wie es mit meinem vorsündfluthlichen Fische ergangen ist? Es war ein sündliches Unglück! Alles in zehntausend Granatstücken zersprengt. Keine Spur mehr zu sehen."

— Ich beklage den Unfall, Herr Professor. Allein . . .

„Erlauben Sie, Seelenfreundchen, ich bemerke mit Entzücken, Sie sind Mathematiker. Ich sehe da nichts, als algebraische Formeln bei Ihnen. Freund, wir haben uns nicht vergebens gefunden. Wir treten mit einander in Societät. Ich gebe Ihnen meine Local- und technischen Kenntnisse; Sie geben mir Ihre Mathe-

matik. Ein Mann, wie Sie, hat mir gefehlt, um das wichtigste Räthsel zu lösen. Sind Sie zu Lons-le-Saunier gewesen? Oder zu Salins?"

— Nein.

„Sie müssen hin mit mir! Sie müssen hin!"

— Darf ich wissen, warum?

„Sie sollen erstaunen. Ich werde Ihnen dort, wo die salzhaltigen Quellen aus der Gypsformation hervorgehen, sämmtliche darüber liegende Gebirgslager zeigen; und — ja, springen Sie deckenhoch! — ich zeige Ihnen dann die nämlichen Formationen in der Gegend des Neuenburger Sees. Frage: wie tief müssen wir bohren, um das Salzlager zu erteufen? wenigstens die gesalzenen Quellen aufzuschließen? Das können Sie mit Ihren algebraischen Formeln berechnen, sobald Sie das geognostische Verhalten bei Salins und Lons-le-Saunier kennen. Dann ist uns beiden geholfen, uns und dem Fürstenthum und der ganzen Schweiz. Noch vor einer Stunde sagte ich zu Fräulein Delory . . ."

— Sie haben das Fräulein gesprochen?

„Drei Worte. Also ich sagte . . . was sagte ich? Was hatte ich sagen wollen? Sie haben mich unterbrochen."

Vom Fräulein Delory sprachen Sie.

„Vom Fräulein? — Ich brachte ihr frische Hermionen. Sie nahm eine einzige und steckte sie an ihren Busen. Der Hauptmann war etwas unartig dabei."

— Hauptmann Larmagne?

„Ei nun, von dem nachher. Denken Sie, Seelenschatz, wie wir zur Saline die unerschöpflichen Torfgruben dieser faulen Thäler zu Gute machen können; welcher neue Gewerbsfleiß und Verkehr eingeführt wird! Der Genfer und Neuenburger See werden besser verbunden. Wallis muß uns seine Urwälder senden. Durch die Thiele, zum Bieler See und zur Aare, sind wir Meister der vor-

nehmen Wetterkrahen, um den Verschleiß unseres Kochsalzes mit Leichtigkeit zu betreiben. Wir können ohne Mühe die ganze Schweiz versalzen."

— Ich wollte lieber, Sie hätten dem Hauptmann die Unart gegen Fräulein Delory versalzen.

„Gegen das Fräulein war er artig: er küßte ihm vor meinen Augen die Hand. Ich hätte das an des Grobians Stelle in meiner Gegenwart nicht gethan. Aber gegen mich betrug er sich ungeschliffen, als ich . . ."

— Er that also vertraulich?

„Verstehen Sie mich wohl. Ich und der Hauptmann sind alte Freunde und Bekannte. Man sagt einander seine Meinung und läßt es dabei bewenden."

— Und der Hauptmann und das Fräulein auch alte Bekannte?

„Verzeihen Sie, Bester, ich habe eben nicht Acht darauf gehabt. Wie ich mich dunkel erinnere, war das Fräulein sehr einsilbig."

— Wie? Sie erinnern sich dessen nur dunkel? Und erst vor einer Stunde waren Sie bei Hermionen?

„Allerdings. Aber eine verwettert große Kreuzspinne, die sich vor dem Fenster am unsichtbaren Faden schwebend hielt, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie hätten die schöne Bestie sehen sollen!"

— In Gesellschaft eines schönen Mädchens, Herr Professor, würden mich schwerlich die Reize einer Kreuzspinne angezogen haben.

„Wer spricht von Reizen? Was den Punkt betrifft, Freundchen, haben wir einerlei Meinung, und ich gestehe, Hermione war schöner, als die Kreuzspinne. Allein die Kreuzspinne ist nicht ohne hohes Interesse für den Beobachter. Ich gebe für unsere gesammte künstliche Witterungskunde keinen Sous. Spinnen, Spinnen sind die wahren Propheten der Natur, die untrüglichen Zeiger an der atmosphärischen Uhr! Ehe man nicht einen Spinnenkatechismus,

einen Auszug der Arachnologie in den Schulen lehrt, ehe man nicht in jedem Bauernhause die Spinnen für heilige Thiere erklärt und sie schont, wie die Störche auf den Dächern, wird der Landbau, und kann er nicht, den Gipfel seiner Vollkommenheit erreichen."

— Ihre Kreuzspinne ließ Sie also von Allem nichts sehen und hören, was der Hauptmann und das Fräulein . . ."

„Mein Gott, das Fräulein hatte uns beide, den Hauptmann und mich, längst allein stehen lassen, als mich der beim Arm nahm, zur Stube und zum Hause hinausführte und zu einem Spaziergang einlud. Da kam denn das Gespräch auf Sie, ich weiß nicht wie? Er fragte mich um tausend Dinge. Ich erzählte, was ich wußte. Ich schwöre, der Schnurrbart ist verliebt in Sie. In seiner Begeisterung schleppte er mich wieder auf seine Stube zurück; da schrieb er ein Briefchen für Sie, ein wahres Liebesbriefchen. Ich hätte das Ding fast vergessen. So ist's, Freundchen, wenn Sie ins Plaudern kommen. Sie machen einem Alles vergessen."

Mit diesen Worten überreichte Herr Onyx den Brief. Florian erbrach und las ihn.

„Gelt, der Hauptmann ist entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen? Hätt' ich ihm aber nicht erzählt, was ich nun von Ihren mathematischen Kenntniß weiß, — ad vocem Mathematik: wie steht's mit unserm Besuch auf Steinsalz am Neuenburger See?"

— Der Hauptmann erwartet meine Antwort, Herr Professor.

„Ich habe versprochen, sie ihm auf der Stelle zu bringen. Leben Sie wohl! Gut, daß Sie mich daran mahnen. Leben Sie wohl!"

— Sie kennen ja meine Antwort nicht. Einen Augenblick Geduld.

Florian schrieb auf ein Zettelchen: „Ich werde die Ehre haben, mein Herr, Ihre Wünsche zu erfüllen." — Professor Onyx nahm den Zettel und sprang davon, indem Georg eben ins Zimmer trat.

Florian gab diesem den Brief des Hauptmanns, der also lautete:

„Wenn Sie, mein Herr, derselbe Abenteurer aus Bünden sind,

der sich zwischen den Bayards und La Brevine so bäurisch-tapfer gegen französisches Militär betrug, so haben Sie Ihr Wort, als Mann von Ehre, zu erfüllen, und mir Genugthuung zu leisten. In dem Fall erwarte ich Sie, genau nach Sonnenaufgang, auf dem Fußwege nach La Brevine, am Eingang des Tannenwäldchens an der Halde. Ich habe Niemanden, als meine Ordonnanz bei mir, und nur meinen Degen. Ich erwarte Ihre Antwort. Lassen Sie mich am bestimmten Orte nicht zu lange zögern. Meine Geschäfte rufen mich nach Pontarlier. L. Larmagne.

Georg machte beim Lesen ein zorniges Gesicht. „Was antwortest du?“ fragte er.

„Wir gehen morgen mit einander hin!“ erwiederte Florian.

Dem treuen Georg schien der Handel, wegen seines Ausganges, bedenklich. Denn Sieger oder besiegt, war, wenn es blutig ablaufen würde, Florian entweder gezwungen, sich flüchtig zu machen, oder übel zugerichtet und verwundet längere oder kürzere Zeit das Schmerzenlager zu hüten. Wiewohl ihm Florian Muth einsprach, sandte Georg dennoch Florians unentbehrlichste Reisebedürfnisse noch in der Nacht durch einen Boten gen La Brevine, und ließ dort einen leichten Wagen zur Flucht bereit halten. Er sollte aber vor der Hand nicht weiter, als bis zu einem Freunde nach Boudry.

24.

Der Zweikampf.

Noch sah man im Osten nur blasses Licht, und die Sterne hingen wie strahlende Kränze und Ketten am Himmel umher, als die beiden Freunde schon auf dem Wege zur Halde waren. Florian erheiterte den bedenklichen Georg durch muthwillige Scherze.

Die Sterne verloren sich gemach über ihren Häuptern, es entbrannte eine dunkle Gluth am Horizont. Da kamen sie zum Eingang des Tannenwaldes. Das prachtvolle Vorspiel des Sonnenaufgangs und des Welterwachens entschädigte sie für das Verzögern ihres Feindes. Sie sprachen von ihrer Zukunft; sie schwärmten auf den Flügeln ihrer Einbildungskraft im Zauberlande erfüllter Wünsche. Da streute die Sonne ihr Erstlingsgold auf die begeisterten Jünglinge. Die Gebirgswelt stieg im Licht auf; an den Grashalmen des Wiesenteppichs blitzten mit spielenden Farben die Diamanten des Thaues; stille Nebelmeere rollten sich über die Tiefe der Thäler auf.

Indem vernahm man Stimmen. Der Hauptmann war's, begleitet von einem Soldaten, der einiges Gepäck trug.

„Verzeihung, meine Herren," rief er: „daß ich Sie vielleicht warten ließ. Aber eben erst steigt die Sonne hinter dem Berge hervor. Gehen wir frisch ans Werk. Da seitwärts im Gebüsch zwischen den Tannen ist bequemer, freier Platz!"

Sie folgten ihm dahin. Georg versuchte friedfertige Unterhandlungen. Der Hauptmann wies ihn kurz und derb ab. „Mit Ihnen, junger Mensch, der mir seine Weisheitpredigt mit der Miene eines Großpapa halten will, hab' ich nichts zu schaffen. Ich suche den da, der eine kleine Züchtigung verdient."

„Herr Hauptmann," sagte Florian: „Sie werden wenigstens bemerken, daß ich Sie nicht fürchte. Ich gestehe aber, daß ich keine Lust habe, mich mit Ihnen zu schlagen, weil ich's für Albernheit halte. Sie mögen ein ganz achtungswerther Mann sein; aber drüben auf dem Berge, den Sie von hier sehen, waren Sie der muthwillige Urheber des Gezänks. Lassen Sie uns unsere Sache, als vernünftige Leute, abthun. Trotzdem, daß Sie mich dort zur Nothwehr zwangen, bitt' ich Sie deswegen um Verzeihung. Ich that Ihnen vielleicht weher, als ich wollte."

„[illegible] nicht [illegible]!“ [illegible] der Hauptmann: „Sie haben sich wie ein Meuchelmörder benommen. Ich will Ihnen nur den [illegible] geben.“ Damit zog er den Degen.

„Und wenn einer fallen sollte?“ sagte Florian: „Welchen Gewinn hätte der Sieger? Ich kenne Ihre Verhältnisse im Bell=schen Hause.“

Der Hauptmann ward feuerroth und sagte mit funkelnden Augen: „Eben das hab' ich bedacht! Ein signalisirter Landstreicher Ihrer Art muß nicht die Rechte der Gastfreundschaft entweihen.“

„Wo entweiht?“ rief Florian auffahrend.

„Darüber hab' ich keine Rechenschaft zu geben. Aber Blut um Blut. Fräulein Delory soll mir danken. Wohlan denn, Bursche, gezogen!“

„Nein,“ sagte Florian: „Ich verlange Erklärung. Sie sind zornig. Das taugt nicht zum Fechten. Beruhigen Sie sich, sonst geben Sie mir zu viel Ueberlegenheit.“

„O du Strolch und Rebell und Mörder meiner tapfern Kameraden in Disentis, dein Stündlein hat geschlagen. Bereite deine Seele! Zieh!“

„Geben Sie Erklärung! Uebrigens bin ich weder ein Rebell von Disentis, noch Mörder Ihrer Kameraden!“

„Zieh!“ brüllte der Hauptmann.

„Zieh!“ schrie jetzt Georg: „Wie kannst du da so gelassen stehen? Ich wollte, du hättest dem Kerl schon ob Brevine das Genick gebrochen!“

Der Hauptmann versetzte Georgen, statt der Antwort, einen Streich mit der Degenklinge über den Rücken. Jählings sprang Florian dem Hauptmann entgegen. Die Klingen waren sogleich im Gemenge, und nach anderthalb Minuten flog der Degen des Hauptmanns, ihm mit einem Schlage und Wirbel aus der Hand gedreht, seitwärts gegen einen Baum. Florian setzte ihm die

Spitze seines Degens auf die Brust und sagte: „Herr Hauptmann, Sie sind in meiner Gewalt. Ich verlange Erklärung!"

„Das ist ein Fechterstückchen!" schrie der Hauptmann: „Nun, mach's fertig, stoß zu!"

„Nimmermehr!" erwiederte Florian: „Ich verzeihe Ihnen!" — Mit diesen Worten trat er zurück, aber mußte sich eben so schnell wieder zur Wehre stellen, weil der Hauptmann seinen Degen durch den Soldaten wieder empfangen hatte.

„Wenn ich dich gezeichnet habe, Böswicht!" brüllte der Hauptmann, indem er das Gefecht erneuerte.

„Willst du Blut sehen, so sieh' es! Achtung gegeben! Achtung! Besser noch! Besser!" rief Florian, und in demselben Augenblick war der Hauptmann mit Blut übergossen. Florians Klinge war ihm zwischen Achsel und Hals durchs Fleisch gefahren. Der Soldat sprang mit Geschrei herbei, ebenso Georg. Florian warf den Degen fort. Man legte den Hauptmann ins Gras und untersuchte die Wunde. Georg hatte sich mit allem Nöthigen zum Verband versehen. Es währte lange, ehe man den Strom des Blutes stillen konnte.

„Das war ein rauher Stoß!" sagte Larmagne, indem man ihm das Blut von den Kleidern trocknete: „Ich kann nicht weiter. Bringen Sie mich zur Frau Bell zurück. Und du," fuhr er zum Soldaten fort, „laufe nach Brevine, bestelle den Wagen ab; sage, mir sei ein Unfall begegnet. Ich überlasse mich diesen Herren. Es sind, hoff' ich, Männer von Ehre."

Georg gab dem Soldaten einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, um einen Wundarzt herauf zu bescheiden.

„Meine verdammte Hitze!" sagte der Hauptmann zu Florian, der ihm den Mantel des Soldaten umwarf: „Meine verdammte Hitze und — und — Ihr verdammtes Glück! Aber ich muß bekennen, Sie sind ein Mann von Ehre und Großmuth. Behalt' ich

das Leben, werd' ich Ihr Freund. Sie schlugen sich brav. Sie haben kaltes Blut. Ich bin Ihnen Achtung schuldig. Also Hand her!"

Florian reichte die Hand: eben so Georg, den der Hauptmann um Verzeihung bat. „Ich bin ein Glühkopf mein Lebetage gewesen!" sagte Larmagne: „Ich glaube, so wahr ich lebe, ich muß sterben."

Georg bemerkte, daß dem Verblutenden eine Ohnmacht bevorstehe und wusch ihm Stirn und Schläfe mit Kirschwasser. Der Hauptmann that einige Züge aus der Flasche, und fühlte sich bald stärker. Als er aber aufstehen wollte, um am Arm der jungen Männer zurückzugehen, ergriff ihn ein Zittern. „Der Teufel soll mich holen!" rief er und sank wieder nieder, „ich komme nicht von der Stelle. Mit mir ist's einmal aus."

Sie beruhigten ihn; machten einen Sitz aus einem Zaunpfahl, trugen ihn zwischen sich, bis sie beim ersten Haus bessere Hilfe erhielten. Dann ward er mit Bequemlichkeit weiter gebracht.

25.

Die Verbannung.

Frau Bell kam mit Claudinen und Hermionen und allem ihrem Hausgesinde dem Trauerzuge schon vor dem Hause entgegen. Georg hatte Fürsorge getragen, vorauszueilen und die Frauenzimmer durch Erzählung des Vorfalls auf den Anblick zu bereiten.

„Zanken Sie doch ja nicht mit mir, Theuerste," rief Larmagne der Frau Bell zu: „daß ich wieder komme. Und noch weniger machen Sie dem Mann hier" — er nahm Florians Hand freundlich in die seinige — „ein böses Gesicht. Er ist, beim Himmel, ein Mann wie ein Engel, und schlägt sich wie ein Teufel. Hätte

er's gewollt, säße ich jetzt, statt vor Ihrer Hausthür, vor der Höllenpforte. Vorwärts!"

Die Frauenzimmer standen schaudernd um den blutigen, bleichen Mann. Hermione heftete einen düstern Blick auf Florian. Man trug den Hauptmann ins Haus. Alle folgten. Auch Florian wollte hilfreich nachgehen. Aber eine zarte Hand ergriff die seinige. Hermione zog ihn seitwärts in ein Zimmer.

Sie wollte ihn anreden, und vermochte es lange nicht. Ihre Lippen bebten leise. Sie hob die gefalteten Hände empor, als förderte sie Stärke von oben her. Dann sprach sie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, was haben Sie wieder gestiftet?"

Er bemühte sich, sie zu beruhigen, und gab zu seiner Rechtfertigung die einfache und treue Erzählung der Begebenheit.

„O," rief sie, mit jammervollem Blick auf ihn, „ich glaub' es ja. Aber was hilft alle Rechtfertigung? Unser Schicksal erfüllt sich. Sie haben mich schon in den Abgrund niedergerissen. Es ist schon vollbracht. Sie können mich nicht mehr retten. Fliehen Sie, denn ich bin bestimmt, Sie in gleich großes Verderben niederzureißen."

— Hermione, ich beschwöre Sie, Ihrer Ruhe und meiner Ruhe willen, keine abergläubigen Besorgnisse. Gedenken Sie Ihres Verheißens im Feentempel.

„Was hilft's mir, ich bin ja schon um alles Glück des Lebens gebracht. O wären die Felsen im Feentempel über uns zusammengestürzt, ich hätte ein Leben an Ihrer Seite ausgehaucht, das nun ein endloser Schmerz geworden ist."

— Sie erschrecken mich. Was ist geschehen? In welcher Verbindung vielleicht stehen Sie mit dem unglücklichen Larmagne?

„Mit ihm in keiner. Aber zu Ihrem Verderben, Unglücklicher, bin ich an Sie gebunden. Ich liebe Sie, Florian, und Ihnen muß ich den Kelch der Verzweiflung reichen? Zweifeln Sie nicht,

es geschieht. Ja, es geschieht, so wahr es geschehen ist, daß ich durch Sie elend geworden bin!"

„Durch mich?" rief Florian erblassend.

„Lesen Sie. Mögen Sie Alles wissen!" sagte Hermione, indem sie einen erbrochenen Brief wies, der auf dem Tische lag. Das Siegel mit drei ins Kreuz gelegten Schwertern und einer Dornenkrone herum, erinnerte ihn an die Morne.

Er las. Der Brief war aber schon über ein Vierteljahr alt, und von Bellinzona geschrieben durch einen Freund von Hermionens Vater. Jener bereitete die Tochter auf die Nachricht vor, daß Oberst Despars an seinen in einem bündenschen Bauernaufruhr empfangenen Wunden schwer darniederliege; daß man noch Hoffnung hege, ihm durch Abnehmung seines rechten Arms das Leben zu erhalten. Die Wunde sei jedoch durch Mangel an nöthiger Pflege gefährlich geworden, weil der Oberst bald, beim Vordringen der österreichischen Uebermacht, mit andern Verwundeten von Thal zu Thal und über die höchsten Gebirge geschleppt worden sei, die damals noch mit tiefem Schnee bedeckt gewesen. Nun ward von dem Briefsteller umständlichere Auskunft gegeben, wie der Oberst, und bei welchem Anlasse, und an welchem Tage er die Verwundung empfangen habe. Der Schluß des Schreibens enthielt besondere Aufträge des Obersten an seine geliebte Hermione, im Fall er die Welt verlassen müßte.

Florian glich fast einer Leiche, als er in der Beschreibung vom Mörder des Obersten Despars sich selber erkannte. „Mein Gott," sprach er mit kaum hörbarer Stimme: „mußte es eben nun der sein!" Der Brief entfiel seiner Hand.

Nach einer Weile trat er zu Hermionen, die am Fenster mit verhülltem Gesicht saß, und sprach: „Fräulein, zwar ist mir unbekannt, woher Sie wissen, daß ich's bin, der das Blut Ihres Vaters vergoß. Aber, ich gestehe, ich war es. Unter ähnlichen

Verhältnissen würde ich auch heute nicht anders handeln können. — Fräulein, Sie haben Recht, wir sind geschieden. Nie können Sie dem Mörder Ihres Vaters Hand und Herz geben; nie, wie schuldlos ich auch bin, würde ich den Muth haben, diese heilige Hand zu fordern. Doch eine Frage noch: haben Sie keine spätere Nachricht, als diesen Brief?"

„Ein Soldat, der nach Besançon ging und diesen Brief trug," antwortete Hermione: „hatte denselben in Bellinzona empfangen. Eben dieser Soldat aber, damals befehligt, mit einer Abtheilung des Bataillons Gefangene nach Frankreich zu begleiten, erhielt nachher andere Bestimmungen, und konnte vom Loose meines Vaters nichts sagen, als — das Traurigste. Beim Abmarsch aus Bellinzona ging die Sage unter den Soldaten, der Oberst sei gestorben, weil er sich den Arm nicht habe wollen abnehmen lassen. Die vielen Treffen, Schlachten und Rückzüge unterbrachen seitdem alle Verbindungen. Vielleicht sind Briefe verloren gegangen."

„Wohin aber," fragte Florian: „ist das Bataillon oder die Brigade Ihres Vaters gekommen? Wo der jetzige Aufenthalt des Generals Menard?"

Hermione erwiederte traurig und leise: „Mutter Morne, welche dem Soldaten den Brief zu Couvet abnahm, forschte vergeblich. Wäre mein guter Vater am Leben, er hätte mir mehr denn schon ein Zeichen von sich gegeben."

Florian stand in finsterer Betäubung vor der Unglücklichen, und unglücklicher, als sie.

„Nun denn," sprach er nach einer langen Stille: „so sei es Ich habe Lust die Tugend für eitel, das Schicksal für blind, die gesunde Vernunft für überflüssige Waare und den Aberglauben für die höchste Weisheit zu halten. Wer hätte ahnen können, daß die Fabeleien eines alten Weibes voll tiefen Sinnes und die pflichtvollsten Handlungen zuletzt verderbenvoll sein könnten! Sie sind

unglücklich, Hermione, ja, Sie sind's durch mich geworden. Ich habe Ihren Vater getödtet. Sie haben ihn geliebt, und ich habe Sie, ohne mein Wollen und Wissen, in den Abgrund aller Schmerzen niedergerissen."

Hermione weinte still vor sich hin. Er erzählte ihr darauf einfach das Unglück, wie es sich in seiner Heimath zugetragen.

„Ich wußte es längst durch Claudinen und Georg!" sagte sie: „Damals, als ich nicht ahnen konnte, wen Ihr unglückliches Schwert traf, bewunderte ich Ihren Muth und Ihr Glück. Der Mensch soll keine That preisen, er weiß nicht, ob sie sein Fluch wird. — Ach, schrecklicher Mann, Sie haben meinen Vater erschlagen, und nun auch den Hauptmann Larmagne, den Jugendfreund meines Vaters! — Leben Sie wohl. Ihr Arm, der mich schützen sollte, hat mich tödtlich verwundet. Ich werde Sie ewig lieben, und Sie ewig fliehen. Verlassen Sie diese Gegend bald — heute — jetzt! Ach, das Entsetzlichste wartet meiner noch. So wahr erfüllt ist, daß ich durch Sie die Elendeste werden müsse: so wahr wird erfüllt, daß ich das Werkzeug Ihres Verderbens bin."

Florian stand in einer innern Zerrissenheit seines Wesens, wie er nie gewesen. Er konnte sich in seinem Loose nicht finden. Er fühlte mit dem Ausspruch ewiger Trennung von Hermionens Lippen zum ersten Mal die ganze Gewalt seiner ungeheuren Leidenschaft.

Nach langem Schweigen ermannte er sich. Er nahm Abschied. Er fragte: ob sie ihm erlaube, ihr aus der Ferne schreiben zu dürfen. Sie antwortete nichts. Er bot ihr zum Lebewohl die Hand. Die ihrige aber zuckte zurück, und er bemerkte, wie Hermoniens ganze Gestalt in einem Schauder erbebte.

Da stürzten die ersten Thränen aus seinen Augen. Da wandte er sich, mit der Hand sein Gesicht bedeckend, von ihr hinweg und ging zur Thür. Aber wie er diese öffnen wollte, flog ihm Hermione nach, und mit der ganzen Ausgelassenheit ihres Schmerzes warf

sie sich an seine Brust, umstrickte sie mit ihren Armen seinen Hals und rief: „Lebe wohl, du mein Erstes und Letztes, Mann meines Segens und Fluchs, Mann meiner Liebe und meines Entsetzens, meiner Sehnsucht und meines Schreckens. Lebe wohl, ewig; und hasse mich nicht, wenn ich dir Untergang und Elend bringen muß! — Lebe wohl! mein Herz ist nun gebrochen."

Mit diesen Worten riß sie selbst die Thür auf und drängte ihn von sich. Er ging. Die Thür flog schmetternd hinter ihm zu. Er stand draußen im Freien und eilte, sich seiner selbst kaum bewußt, wie ein Verzweifelnder mit raschen Schritten durch die Felder.

26.

Die Rache und der Tod.

Schon war er geraume Zeit gerannt, als hinter Tannen hervor eine Stimme rief: „Zurück! Zurück, Sohn des Verderbens!"

Er sah auf und erblickte die alte Morne, die ihren Stab gegen ihn schwang und, mit allen Zeichen der Angst in den Geberden, sich bewegte, als könnte sie ihn wie ein schüchternes Kind in die Flucht treiben. Sie stand zwischen Tannen, keuchend den Schweiß im Antlitz, mit fliegendem Athem. Florian sah Blut zu ihren Füßen. Er erkannte den Ort. Es war die Stätte, unweit welcher er sich mit Larmagne geschlagen hatte. Es schüttelte ihn unwillkürliches Grausen.

„Zurück!" schrie die Alte noch einmal.

„Unglückselige!" rief Florian: „Mußt du die Letzte sein, die ich in diesen Höhen erblicke, wie du die Erste warst, die mir auf dem Gros-Taureau entgegenkam? — Fort, laß mich meines Weges ziehen. Was hab' ich mit dir zu schaffen, daß du dich in meine Verhältnisse mengst?"

„Keinen Schritt weiter!“

„Warum?“

„Man sucht Sie.“

„Wer sucht mich?“

„Die Rache und der Tod . . .“

„Desto besser!“ schrie Florian, und schleuderte die Alte, die ihm den Weg vertreten wollte, so ungestüm auf die Seite, daß sie zu Boden stürzte. Er aber ging vorwärts durch den Wald. Es war der Weg von der Feenhalde nach Les Verrieres. Er empfand eine Art von Zufriedenheit, diesen Weg gefunden zu haben. Ihm lag darin Wink der Vorsehung, seine Flucht auf der Stelle zu vollziehen. Noch harrte seiner in Verrieres der Wagen, den ihm Georg zur Reise nach Boudry bestellt und mit den dringendsten Nothwendigkeiten versehen hatte.

Noch war er nicht weit gegangen, hörte er im Gebüsche drunten menschliche Stimmen. Er erkannte deutlich die Stimme des Professor Onyx. — Bald zeigten sich, den Weg heraufkommend, mehrere Männer, mit Gepäck beladen. Sie gingen grüßend an Florian vorüber. Nach einer Weile zeigte sich daherschreitend Professor Onyx an der Seite eines Offiziers, der, in seinen Mantel gehüllt, das Reitpferd am Zügel durch einen Bedienten nachführen ließ.

„Ei, sieh da unser Seelenfreundchen!“ rief der Professor, und zeigte auf Florian: „Lupus in fabula! Kommen Sie, bester Schatz! eben haben wir von Ihnen gesprochen. Hat Ihnen nicht Mutter Morne gesagt, daß wir kommen? — Das Weib ist wie toll und närrisch vorausgelaufen, um uns anzukünden, glaub' ich. Aber hat die Morne nicht einen Herenritt auf dem Besen gemacht, kann sie unmöglich schon bei dem Hause Bell oder Staffard angelangt sein. Also bringt Sie der Zufall zu uns. Desto besser. Sehen Sie hier, theurer Freund, einen Herrn, der sich nach Ihrer Bekanntschaft

sehnt. Ich habe Sie fast in Verdacht, Sie sind ein mir unbekannter berühmter Mann."

Bei diesen Worten, die Herr Onyx schon aus der Ferne rief, war Florian zu den Menschen und Pferden gekommen. Er und der Offizier grüßten sich höflich=kalt.

„Dies ist also der Herr aus dem Bündnerlande, der nach Besançon hat geführt werden sollen, und entsprungen ist?" fragte der Offizier den Professor.

„Allerdings! Allerdings!" rief Onyx, und dann zu Florian gewandt setzte er hinzu: „Das lasse ich mir nicht ausreden, Sie sind ein berühmter Mann. Denn wem ich von Ihnen spreche, der will zu Ihnen. Sagen Sie mir doch, worüber haben Sie Ihr bestes Werk geschrieben?"

„Erlauben Sie, Herr Professor," fiel der Offizier ihm ins Wort, „daß ich mit Ihrem Freunde einige Worte unter vier Augen rede. Haben Sie die Güte, die Leute mit meinem Gepäck zum Bell'schen Hause zu führen und meine Ankunft zu melden. Ich komme Ihnen bald nach."

„O, droben können Sie wieder zu Pferde sitzen," sagte Herr Onyx, „denn es ist ziemlich eben dort. Und lebten wir nicht hier zu Land unter einer Art Halbwilden, könnte von Verrieres bis zur Feenhalde hinauf der bequemste Fahrweg angelegt werden. Landstraßen entwildern das Land. Man sagt, erst der Handelsverkehr baut Straßen, weil er ihrer bedarf. Falsch gesprochen! Erst Landstraßen, die den Verkehr erleichtern, bringen Verkehr und Handel ins Land. Aber man predigt tauben Ohren. Hopfen und Malz ist hier verloren."

„Gut, trefflich, Herr Professor!" sagte der Offizier: „Aber wir machen das in der Feenhalde besser ab. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, eilen Sie den Trägern nach, die schon weit voraus sind, und begleiten Sie dieselben zur Frau Bell. Darf ich bitten?"

„Mit Freuden künd' ich Sie an!“ antwortete Herr Onyr: „Sobald Sie ankommen, setze ich Ihnen meine Theorie vom Gebirgs-Straßenbau auseinander.“ Damit eilte er davon.

Florian unterdessen hatte den Offizier betrachtet, der ihm durchaus fremd war. Er war ein großer, starker Mann, von breiter Brust und breiten Schultern; ein Mann in den Fünfzigern; das von der Sonne gebräunte Gesicht voller Adel und Ausdruck; die Stimme wohltönend, aber rasch und gebieterisch.

„Wir kennen uns!“ sagte er zu Florian, sobald der Professor eine gute Strecke Weges voraus war.

„Ich erinnere mich nicht, die Ehre gehabt zu haben!“ erwiederte Florian.

„Ich desto besser!“ antwortete der Offizier, und schoß einen trotzig-drohenden Blick auf Florian; wandte sich dann zu seinem Knecht und sagte: „Nimm mir den Mantel ab, er wird mir zu warm.“ Der Knecht gehorchte.

Indem der Mantel abfiel, erkannte auch Florian den Fremden, der nun in der Uniform eines französischen Brigadechefs vor ihm stand, den rechten Rockärmel, worin aber der Arm fehlte, vorn auf die Brust, mit dem Außenende an die Knöpfe des Fracks befestigt. Florian war betroffen.

„Sie sind der Oberst Despars!“ sagte Florian.

„Also erkennen Sie mich? Sie haben mir ein lebenslängliches Andenken zurückgelassen. Wohlan, vorwärts. Hier ist kein Platz, unser Geschäft abzuthun. Ich fordere Sie auf, mich zu begleiten.“

„Wenn Sie es verlangen.“

„Ich verlange, ich gebiete es!“ sagte der Oberst, und riß eine Pistole aus den Hulftern des Pferdesattels: „Sie entwischen mir nicht, oder ich jage Ihnen, beim Teufel, die Kugel durch den Leib.“

„Weder Sie, noch Ihre Kugel fürchte ich, Herr Oberst!“ versetzte Florian, und ging wieder mit ihm den Weg hinauf durch

den Wald zur Feenhalde: „Aber ich selbst habe viel mit Ihnen zu reden. Ich beklage mein Mißgeschick, das mich in die Nothwendigkeit versetzte, Sie zum Krüppel zu machen. Ihretwillen verlor ich Freiheit, Vaterland und mein höchstes Glück. Aber ich freue mich, daß ich nicht unschuldigerweise Ihr Mörder geworden bin. Ich freue mich — denn man hatte Sie todt gesagt — daß Sie noch leben."

„Sie haben's nicht Ursache!" murmelte Despars zwischen den Zähnen.

„Mehr, als Sie glauben."

„Das wäre!"

„Fräulein Delory, Ihre Tochter, ist in Verzweiflung. Sie hält mich für den Mörder eines Vaters, den sie über Alles liebt. Eben jetzt, eben darum bin ich auf dem Wege, dieses Land zu verlassen, aus dem mich Ihr Befehl verbannt hat. Gottlob, daß Sie leben! Ich gehe ruhiger von hinnen."

Der Oberst wollte mehr von seiner Tochter und Florians Bekanntschaft und Verhältniß mit derselben hören. Der Bündner redete furchtfrei und mit der Hochachtung und Offenheit, die dem Manne gebührte, welchen Hermione Vater nannte. Der Oberst musterte finstern Blickes den Bündner vom Wirbel bis zur Sohle. Dann schritt er weiter, that einige Fragen, und Florian erzählte unbefangen fort.

„Das ist ein Roman!" sagte der Oberst, und blieb wieder stehen. Aber sein Auge war schon minder düster. Er betrachtete den Erzählenden lange. Die Kraft, Furchtlosigkeit und Schönheit des jungen Mannes, das Gepräge des Wahren in seinen Worten, die Festigkeit in seinen Entscheidungen mußte auf das Gemüth des Kriegsmannes Eindruck machen.

„Es ist gut! Ich halte Sie für einen Ehrenmann!" sagte der Oberst: „Meine Tochter kann ihre Achtung an keinen elenden

Menschen verschwendet haben. Es sei; ich will Sie als Mann von Ehre behandeln. Mein Vorsatz war, Sie von der Ortsobrigkeit verhaften zu lassen, und Ihre Person von der neuenbürgischen Regierung zu reklamiren, weil Sie entsprungen sind und vor ein französisches Kriegsgericht gehören. Sie sind einer der Meuchelmörder von Disentis."

Florian bewies, daß er weder an der Niedermetzlung der Franzosen, noch am Landsturm gegen Ems und Chur Theil gehabt habe; daß, obwohl er gegenwärtig unter dem Schutze des Statthalters von Neuenburg stehe, dennoch kein Gericht fürchte.

„Aber mich, Herr," rief der Oberst, „und diesen linken Arm, der den rechten im Grabe zu rächen hat! Sind Sie ein Ehrenmann, so werden Sie mir Genugthuung geben. Ich habe Ihnen zehntausend Male den Tod geschworen, und ich hätte einen einzigen Schwur schon mit Freuden gehalten. Ihr Unstern führt Sie in meine Hand. Können Sie mit Pistolen umgehen?"

„Allerdings, aber ich schlage mich nicht mit Hermionens Vater."

„Junger Mensch, ich werde Sie gehorchen lehren. — Sind Sie ein feiger Bursche, so schieße ich Sie wie einen tollen Hund zu Boden."

Mit diesen Worten ließ er die Pferde halten. Er nahm zwei Paar Pistolen aus den Hulftern; das eine Paar mußte der Knecht in Verwahrung nehmen, das andere bot er seinem Gegner. „Wählen Sie; beide sind von gleicher Güte, beide wohl geladen! Wählen Sie, fassen Sie zu, oder ich behandle Sie wie den gemeinsten Troßbuben."

„Ich erlaube Ihnen, mich niederzuschießen, aber ich lege nicht auf Sie an!" sagte Florian gelassen: „An meinem Leben liegt mir nichts, an dem Ihrigen Alles."

„Wie hat Hermionen einem Menschen Aufmerksamkeit gönnen mögen, der keinem Ehrenmanne Rede steht, und nicht Genugthuung zu geben den Muth hat!"

„Sie haben Recht, Herr Oberst. Sie fordern Genugthuung für Ihren verlornen Arm. Sie verloren ihn aber im rechtlichen

Kampfe. Sie fordern Genugthuung. Gut, jagen Sie mir die Kugel durch den Kopf.“ Er nahm eine der Pistolen. Der Oberst ging mehrere Schritte seitwärts durch das offene Gebüsch. Es war dieselbe Stätte, wo schon diesen Morgen der Zweikampf vorgefallen war. Despars sah das Blut, stutzte. „Was ist das hier?“ sagte er: „Ich sehe frisches Blut.“

„Es ist das Blut Ihres Jugendfreundes, des Hauptmanns Larmagne. Er zwang mich vor einigen Stunden zum Zweikampfe, wie Sie, und auf eben dieser Stelle, wie Sie.“

„Wo ist er?“ rief Despars erblassend.

„Er liegt verwundet im Bell'schen Hause.“

„Nun denn, Verdammter, so gilt es doppelte Rache, und deinen oder meinen Tod!“ schrie der Oberst, und stellte sich: „Halloh, vorwärts. Ich stehe. Sie haben den ersten Schuß. Keine Flausen. Legen Sie an.“

„Ich schieße nicht auf Hermionens Vater.“

„Ich schieße mit Ihnen zugleich.“

„Sie zwingen mich nicht!“ sagte Florian, hob die Pistole gegen den Gipfel einer Tanne, schoß, und die Nadeln fielen von den Zweigen. „Jetzt ist der Schuß an Ihnen.“

„Junger Mensch, bete dein Vaterunser; du hast ausgelebt.“

Der Oberst senkte die gehobene Pistole wieder, schien sich zu besinnen, hob sie wieder und zielte. Florian sah ihn zielen und sagte: „Fehlen Sie nicht. Grüßen Sie das Fräulein von mir.“

Der Oberst drückte ab. Die Kugel pfiff dem Bündner am Kopfe vorüber. „Sie treffen schlecht!“ sagte Florian.

„Was?“ schrie Despars: „Auf zwanzig Schritte fehlen? — die andern her!“

Er nahm aus den Händen des Knechts das zweite Paar Pistolen, ließ Florian noch einmal wählen und nahm seinen vorigen Platz. Der Oberst gebot, den Schuß zu thun.

„Sehen Sie über sich!“ rief Florian. Es flog ein Rabe. Der Bündner schoß. Der Rabe stürzte senkrecht aus der Luft.

Despars betrachtete das blutende Thier, das am Boden umherzappelte. „Gut geschossen!“ sagte er.

„Ich würde Ihnen aber auch den Thaler zwischen den Fingern weggeschossen haben, ohne Ihre Haut zu verletzen. Ich erwarte nun Ihren Schuß. Grüßen Sie Fräulein Delory von mir.“

Despars schien verlegen. Er legte an, zielte lange. Der Schuß fiel, zugleich auch rückwärts von Florians Kopf dessen Hut. „Sie zielten zu hoch!“ sagte Florian gelassen, und hob den Hut auf, der von der Kugel durchlöchert war.

„Teufel! Hätt' ich den rechten Arm noch!“ rief der Oberst bestürzt: „Bin ich behert, oder sind Sie kugelfest?“

„Laden Sie noch einmal!“ sagte Florian kaltblütig: „Wir stehen zu weit aus einander. Legen Sie das nächste Mal mir die Mündung dicht aufs Herz.“

Der sterbende Rabe schlug mit den Flügeln die Füße des Obersten. Er stieß das Thier von sich, winkte dem Knecht und befahl ihm, eine Feder aus dem Rabenflügel zu ziehen. Florian eilte hinzu, riß selbst die Feder aus und reichte sie dem Oberst.

„Er starb für mich!“ sagte Herr Despars: „Darum behalte ich die Feder zum Andenken. Sie müssen ein braver Mann sein. Sie haben mich zum Krüppel gemacht. Ich wollte Genugthuung für meinen rechten Arm. Sie haben sie mir gegeben. Begleiten Sie mich zum Bell'schen Hause. Ist Lamargne übel verwundet?“

„Nicht gefährlich; aber er litt anfangs bedeutenden Blutverlust!“ antwortete Florian. Der Oberst fragte um die nähern Umstände, und empfing ausführlichen Bericht.

„Begleiten Sie mich!“ sagte Despàrs: „Hermione ist eine Schwärmerin. Sie hat Sie verbannt, als den vermeinten Mörder

ihres Vaters. Ich will ihr aber sagen, daß ich mein Leben noch zum Denkmal Ihrer Großmuth trage."

Florian sträubte sich einige Zeit, änderte aber bald den Sinn und gehorchte dem Obersten. Man steckte die Pistolen ein. Der Knecht führte die Pferde voraus; die Versöhnten folgten zu Fuß.

Despars erkundigte sich nach Florians Verhältnissen in Bünden. Sie sprachen viel von den Aufruhren und Gefechten daselbst; dann wieder von Hermionen. Despars blieb oft stehen, um Bewunderung oder Beifall zu äußern, oder in derben Kraftsprüchen und Flüchen seinem Aerger über sich selbst, über Lamargne, über den Professor Onyx und dessen Felsensprengen in dem Feentempel Luft zu machen.

„Junger Mann," schrie der Oberst, und blieb wieder stehen, „Sie haben einen verzweifelten Roman gelebt! Ich allein bin darin am schlimmsten gefahren, und zum verkrüppelten Einarm geworden. Aber ich kann Ihnen meine Achtung nicht versagen. Wir wollen einander noch besser kennen lernen."

27.

Der Ausgang.

Sie waren nicht mehr weit vom Bell'schen Hause. Da sahen sie fast alle Bewohner desselben daher eilen, Frau Bell mit ihrer Tochter und Nichte, Georg, den Vater Staffard und Professor Onyx. Allen flog Hermione mit freudeglühenden Wangen voran, mit zuckenden Lippen, mit der Thräne im Auge. Und unter einem Ach! aus dem Tiefsten der Brust: umklammerte sie den Stiefvater, den alle als einen Wohlbekannten und Vertrauten mit Glückwünschen umringten und bewillkommten.

„Laßt sich die Leutchen satt freuen!" sagte endlich Vater Staffard zu Georg und Florian: „Wir gehen unterdessen heim, wo wir Drei einander genug zu erzählen haben. Hier sind wir überflüssige und störende Figuren."

„Nimmermehr!“ rief Frau Bell: „Nimmermehr, lieber Nachbar. Haben uns Entsetzen und Schrecken zusammengeführt, soll uns die Freude nicht trennen. Wir bleiben beisammen. Es gibt ein einfaches Mahl, aber das froheste im ganzen Fürstenthum. Fort, beginnen wir Alten den Zug!“ So sprach sie, und gab dem Vater Staffard den Arm und wanderte mit ihm dem Hause zu. Die Andern folgten langsam. Florian stand im Hintergrunde.

„He!“ rief Despars, und sah sich nach ihm um: „Und der Verbannte soll verbannt bleiben? Hermione, er scheint auf gutem Wege zu sein, mein rechter Arm zu werden. Er darf unserm Feste nicht fehlen. Geh', Hermione, und führ' ihn, und mit Gewalt, wenn er in Güte nicht will.“

Hermione ging zu Florian. Sie folgten beide stumm den Uebrigen ins Haus.

Nun erst verbreitete sich in zahllosen Fragen und Antworten, Erzählungen und Unterbrechungen Licht über alles Geschehene. Despars nahm Hermionen, führte sie ins Freie, und redete lange mit ihr. Als er sie zurückführte, nahm er den Vater Staffard auf die Seite; so einzeln Jeden, selbst den Professor Onyx.

„Ich merk' es wohl,“ rief er, „er selbst muß mein rechter Arm werden.“ Und da man sich zum Gastmahl niedersetzte, ordnete er, daß Hermione an seiner und Florians Seite blieb. Und als die Gläser ihm zu Ehren erklangen, rief er: „Nein, der Held des Tages bleibt der Flüchtling im Jura. Freund Lamargne und ich sind ihm das Leben schuldig. Und wär' er minder reich an Gütern, Hermione, er wäre deiner Liebe nicht minder würdig. Selbst als er mich in seinem Dorfe zum Krüppel machte, hatte er Recht! Küsse ihm den Brautkuß!“

Da steckte die alte Morne den grauen Kopf durch die halb offene Thür, und musterte mit schnell umherfliegenden Blicken die Gäste am Tische. Dann nickte sie freundlich und rief: „Gott hat Alles wohl gelöset!“

Die Gründung von Maryland.

(Aus den Baltimorischen Familienpapieren.)

1.

Master Athlon an Cecilius Calvert Esq. in Neapel.

London, 1632.

Erschrecken Sie nicht, statt von der Hand Sr. Herrlichkeit, einen Brief von mir zu empfangen. Ihr Herr Vater ist seit einigen Wochen kränklich. Weder den Aerzten noch uns Andern scheinen seine Umstände irgend gefährlich. Nur er selbst gefällt sich, zu glauben, es könne gefährlich werden.

Als ich diesen Morgen die Ehre hatte, von Sr. Herrlichkeit gerufen zu werden, befahl er mir, Ihnen zu melden, er verlange Ihre baldige Rückkunft nach London, wie leid es ihm auch thue, Sie in Ihren Genüssen zu stören. Ihre Briefe aus Sizilien und dem übrigen Neapel machten ihm immer die unaussprechlichste Freude. Wo möglich noch größeres Vergnügen aber gab ihm ein Brief, den ihm unlängst Lady Sidney mittheilte, und welchen sie von einer ihrer Bekannten aus Neapel erhalten hatte. Eine Stelle dieses Briefes betraf Sie. Se. Herrlichkeit gab mir den ausdrücklichen Auftrag, diese Stelle abzuschreiben, um Ihnen seine ganze Zufriedenheit auszudrücken.

Hier folgt diese Stelle:

„Sie fragen mich um Cecil Calvert, den Sohn des Lord Georg Baltimore? Ob ich ihn kenne? Ja wohl, Mylady, kenne ich ihn. Und würden Sie mich auch nicht gefragt haben, hätte ich Ihnen doch von ihm erzählt. Er hat mich sehr angezogen, so wie auch sein Freund Harry Otham. Beide sind gleich liebenswürdige Sonderlinge; beide gleich schöne Männer; beide haben beinahe einerlei Tugenden und Fehler. Es ist Schade, daß man beider so selten habhaft werden kann. Sie schwärmen fast beständig umher auf Reisen. Ihre Reisen machen sie größtentheils zu Fuß. An Muth, körperlicher Stärke, oder in Leichtigkeit, alle Mühseligkeiten zu ertragen, thut es ihnen nicht leicht Einer zuvor. Sie haben schon manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen. Denken Sie sich, Mylady, nicht nur den Vesuv und Aetna haben sie bestiegen, sondern vorigen Winter waren sie beide sogar nach Afrika hinüber, um die Ruinen von Karthago zu suchen. Es war wohl ein närrischer Einfall, aber sie haben nun einmal einen Stich von Gelehrsamkeit.

„Ich zweifle nicht, Cecil Calvert wird einst bei uns eine glänzende politische Rolle spielen. Er hätte alle Anlagen dazu, und übertrifft vielleicht seinen Vater, denn ich doch als Staatsmann zu unsern ersten rechne, und der als Staatssekretär das Wunder vollbrachte, die Achtung aller Parteien ohne Ausnahme zu fesseln.

„Der junge Mann wird hier allgemein geschätzt. Seine Kenntnisse, sein Zartgefühl für die Werke der Kunst, seine seltene Gabe der Unterhaltung im Umgange, wo er Allem, auch dem Bedeutungslosesten, sinnreiche Deutung zu geben weiß, edler Abscheu gegen Schlechtigkeit jeder Art, selbst gegen jene Leichtfertigkeiten, welche bei einem jungen Manne seines Alters, seines Reichthums, oft als Tugenden gelten, machen ihn, wohin er kommt, und ohne daß er's will und sucht, zum Ausgezeichneten in den Gesellschaften.

Die Weiber sehen ihn nicht ohne Bewunderung; die Männer mit demjenigen Vergnügen, mit welchem man irgend ein Ideal sieht, dem man sich gern nachbildet. Er, wie Sir Harry Oiham, könnten wohl manche angenehme Verbindung haben, wenn sie wollten. Aber die reizendste Italienerin verzweifelt, in diesem nordischen Eise Feuer anzufachen.

„Sie werden denken, Mylady, ich sei verliebt in ihn. Nein, ich sehe auch seine Fehler. Er ist zuweilen unartig, ungesellig und trocken. Er hat keinen Geschmack an gewissen Unterhaltungen, die man doch nun im geselligen Leben mitmachen und gutheißen muß. Er hat manchmal den Ton eines Reformators. Er ist in seinem Aeußern zu einfach, man könnte sagen, etwas vernachlässigt, wiewohl ich recht gut weiß, und wahrscheinlich weiß er's auch, daß eben diese Sorglosigkeit seinen Werth oder die Gefälligkeit seiner Gestalt zu vermehren scheint.“ — —

Dies ist die Stelle, welche Ihrem Herrn Vater so viel Vergnügen gemacht hat. Er läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht zu stolz darauf werden.

Damit habe ich meinen Auftrag erfüllt. Sie werden also wohl thun, in Gemäßheit des Willens Sr. Herrlichkeit, sobald als möglich Neapel zu verlassen; oder abzureisen, wo Sie irgend dieser Brief antreffen mag. Beschleunigen Sie Ihre Reise.

Ich füge wenige Zeilen noch hinzu, nachdem ich so eben den Doktor Horbeth gesprochen habe. Ich fragte ihn ernst, ob er die Krankheit Sr. Herrlichkeit, die ein schleichendes Fieber zu sein scheint, für gefährlich halte? Er antwortete: sie ist's noch nicht, kann es aber nach Bewandtniß der Umstände werden. Wenn ein Doktor so spricht, weiß man schon, woran man ist. Mir selbst wird etwas bange. — Kommen Sie eiligst.

2.

Cecilius Calvert an Harry Otham.

Paris, 1632.

Lebe wohl, mein Harry, du athmest noch den ewigen Frühling Italiens; ich fühle schon die rauhe Herbstluft des Nordens. Dich erwarten die Wunder der unvergänglichen Roma, dich die Geister aller Heroen des Alterthums unter den Trümmern ihrer Schöpfungen; mich ein zärtlicher, ach! vielleicht sterbender Vater, und tausend widerliche Verhältnisse in Stadt und Land und bei Hof.

Meine Reise längs der tyrrhenischen Küste bis Genua war glücklich und rasch. Ein freundlicher Wind schwellte beständig die Segel. Ueber Nizza kam ich ohne Unfall nach Paris. Ich ruhte nur zweimal unterwegs, sonst fuhr ich Tag und Nacht. Daher konnte ich dir nicht so früh schreiben, als du verlangtest. Auch diese Zeilen schreibe ich nur im Flug; denn in einer Stunde reise ich ab. Aus London melde ich dir mehr.

Gern oder ungern werde ich nun in Geschäfte treten müssen. Meine Flitterjahre sind zu Ende. Ich kenne die Absichten meines Vaters. Ich fürchte die Arbeiten nicht; aber fürchte, unnütz zu sein. Mir wäre am wohlsten in einer schönen Einsamkeit bei dir, gleichviel wo. Ich tauge gewiß zu dem heutigen Menschengeschlecht nicht; nicht zu den Fadheiten, in denen man sich reizend findet; nicht zu den artigen Heucheleien, mit denen man beständig Karneval spielt, nur keinen von lustiger Art; nicht zu dem selbstsüchtigen Verkehr, in welchem jeder sein eigener Abgott ist, sich im Stillen anbetet und nach Anbetung von Andern schmachtet; nicht zu den leidenschaftlichen Umtrieben für falsche Grundsätze, für abergläubige Hirngespinnste in Politik, wie in Religion.

Gewiß, Harry, wir sind um ein Jahrhundert, oder mehr, zu früh geboren. Wenn wir beide unser Innerstes aussprechen wollten,

man würde uns ohne Gnade für reif zum Narrenhause halten. Und doch, bei Gott! wollen wir nichts anderes, als was die gesunde Vernunft, als was die Edelsten der Alten wollten.

Ich nahm von Lyon hierher ein Parlamentsglied in meinem Wagen mit. Es war uns beiden um Gesellschaft auf der Reise zu thun. Wir zankten von Lyon bis Paris. „Aber können Sie läugnen," sagte ich zu ihm, „daß meine Behauptungen gerecht, tugendhaft, vernünftig sind?" — „Gar nicht," antwortete er, „Sie haben an sich recht, wahr und vernünftig gesprochen; aber das paßt für unsere bürgerlichen Verhältnisse durchaus nicht. Ich gebe Ihnen zu, es sollte so sein; aber weil es nicht so ist, wird Ihr Recht Unrecht, Ihre Wahrheit falsch, Ihre Tugend staatenzerstörend, Ihre gesunde Vernunft verdammungswürdig, weil sie alle bestehende Ordnung auflösen will."

Was sagst du zu dem eingefleischten Unsinn? Ich sah den Parlamentsherrn an, ob unter seiner Perrücke nicht ein Spaßvogel sitze. Er war aber erstaunlich ernsthaft. Also weil die Welt in ihrer verkehrten Erziehung, in ihren verkehrten Religionsbegriffen, in ihren verkehrten Staatseinrichtungen Alles unnatürlich auffasset, muß das Schändliche gut und die Weisheit aller Zeiten tollhäuslerisch heißen.

Der alte Parlamentsherr war von einer uralten, berühmten adelichen Familie. Ich gab mir nicht die Mühe, seinen Namen zu behalten. Daß ein Edelmann von göttlichen Rechts wegen Bürgern und Bauern auf den Nacken zu treten habe, daran zweifelte er gar nicht. Höre nur seinen Einfall, als ich ihm sagte, der Adel sei eine unnatürliche Stiftung, die man vor tausend Jahren nicht gekannt habe. Er erwiederte: Die Menschheit hat sich veredelt, und wird sich immer dem göttlichen Ebenbilde mehr nähern, daß die Erde zuletzt Abbild des Himmels wird. Im Himmel ist ein Gott, dann Erzengel, dann Engel, dann Heilige, dann fromme Seelen. Auf Erden ein König, dann Prinzen von Geblüt, dann

hoher Adel, dann niederer Adel, dann Bürger, Bauern und anderes Pack. — Welche Verschrobenheit und Verruchtheit im gleichen Augenblick, den Himmel sich gut aristokratisch nach hiesiger Rangordnung zu schnörkeln!

Siehe, ich gehe Wetten ein, wenn ein Edelmann aus alter Familie gesunden Menschenverstand hat, ist er ein uneheliches Kind. Denn gleichwie körperliche Krankheiten von den Vätern auf die Kinder gehen: so erben auch Geistesverzerrungen und Gemüthsgebrechen fort.

Mein Wagen ist schon angespannt. Harry, schreibe mir bald. Aus London schreibe ich dir einen zwölf Bogen langen Brief. Mir ist nicht mehr wohl, als bei dir. Harry, ich möchte weinen, wie ein Kind. Aber . . .

Aequam momento rebus in arduis
Servare mentem!

Ich kann den göttlichen Horaz bald auswendig. Ich küsse dich im Geist; o, warum kann ich's nicht mit den irdischen Lippen! Harry, ich habe dich zu lieb. Es ist gut, daß wir geschieden werden, damit wir uns nicht verwöhnen. Frei von Lust und Schmerz nicht, aber erhaben sollen wir über beide sein. Ich wäre zuletzt doch nur Sklave meiner Liebe für dich geworden. Ich freue mich, von dir getrennt zu sein. Lebe wohl, o du mein Schutzengel!

3.

Der Schiffbruch.

In einer Fischerhütte an der Küste, unweit Lewes
am 4. Oktober 1632 Morgens.

Mit gelber Tinte, auf grauem Papier, mit dicker Feder, am wackelnden Tisch, in schlechter, baufälliger Hütte eines Fischers

schreibe ich dir, Harry. Wenn du mich sähest, Harry, du würdest lachen. Ich bin halb nackt, barfuß, habe ein grobes Hemd des alten Fischers, meines Wirthes, an, und dazu sein Wamms. Zeit zum Schreiben ward mir im Ueberfluß. Jetzt ist's Morgen. Schwerlich kann ich heut' hier weg. Der Tag ist lang.

Schiffbruch habe ich gelitten und Abenteuer seltener Art erlebt. Laß dir's recht umständlich erzählen. Ich bin heiter, selig bin ich, wie ein Gott. Weißt du, Harry, wie oft ich mich schon in Noth und Gefahr wünschte? — Ich danke Gott wahrhaftig herzlicher für das Unglück, das er mir sendete, als für alles Glück. Jenes hebt gen Himmel, dieses zieht zur Erde.

In Calais hörte ich, es seien mehrere Engländerinnen auf dem Boot, um mit über den Kanal zu setzen. Ich liebe keine Empfindeleien, die in solchen Fällen den Frauenzimmern eigen zu sein pflegen. Jede will die schüchternste scheinen, um das meiste Interesse zu erregen; noch unausstehlicher sind auf einer kleinen Seefahrt die Heroinnen. — Also mußte mir der Hauptmann ein kleines Gemach geben, wo ich einzig mit einem Buch sein konnte.

Wir waren noch keine zwei Stunden aus dem Hafen, als das Paketboot von plötzlichen Windstößen überfallen wurde. Von Augenblick zu Augenblick wuchs der Sturm. Das Meer ging hohl, und bald in solche Empörung über, daß man hätte glauben sollen, die Tiefen des Ozeans würden von einem langen Erdbeben in gewaltigen Schwingungen geworfen. Man hat mich versichert, die ältesten Leute erinnerten sich solches Aufruhrs der Natur nicht, wie an diesem Tag im Kanal.

Ich spürte es wohl, wollte mich aber nicht stören lassen, nicht einmal von Neugier anfechten lassen, hinaus zu sehen. Ich versuchte eine metrische Uebersetzung der Ode: O navis, referent in mare te novi fluctus? die dir wohl besser zu lesen angestanden wäre, als mir. Ich aber deutete sie allegorisch auf meine Zukunft.

Jählings ward das Schiff so hart an die Seite geschleudert, daß Tisch und Stuhl und ich selbst vom Sessel auf den Boden umgestürzt lagen. In demselben Augenblick erhob sich fürchterlicher Schrei der Matrosen. Das kündete Unglück an. Ich glaubte, der Wind habe das Schiff zurück zu den französischen Küsten und an einen Felsen getrieben. Bald fühlte ich aber, daß das Schiff seine rechte Lage wieder annahm, und auf den Wogen weiter tanzte.

Ich trat aus meinem Kämmerlein hervor. Harry, du fehltest. Ein unbeschreibliches Schauspiel. Die Küste von Frankreich war verschwunden. Am Horizont vor uns leuchtete matt das weiße Gestade von England. Der Himmel wehte düster, wie ein graues Tuch. Der Wind rasete, aber kein Tropfen des Regens fiel. Ein Mast lag zerbrochen. Die Wellen wandelten wie glänzende Berge, und donnerten zerschäumend. Einige Matrosen schrien und fluchten, andere standen wie stumme Todesbilder. In der Mitte des Fahrzeuges erblickte ich einen Greis in schwarzen Kleidern, mit schneeweißen Haaren, die der Sturm zerriß; eine hohe, majestätische Gestalt. Mit der einen Hand hielt er sich an einem Schiffsseil, die andere hatte er auf das Haupt eines jungen Mädchens gelehnt, welches auf den Knien neben ihm halb ohnmächtig hingesunken war und seine Beine umklammerte. Sein Blick war ruhig gegen den Himmel gewandt, und mit langsamer aber starker Stimme hob er plötzlich an: „Siehe, der Tag, siehe, er kommt daher, er bricht an! Alle Hände werden dahinsinken, und alle Knie werden so ungewiß stehen, wie Wasser. Und werden Säcke um sich gürten, und mit Furcht überschüttet sein, und Aller Angesicht jämmerlich sehen, und Aller Häupter werden kahl sein. Sie werden ihr Silber hinaus auf die Gasse werfen, und ihr Gold als einen Unflath achten, denn ihr Silber und Gold wird sie nicht erretten am Tage des Zorns des Herrn.“

Ich schauderte bei diesen Worten des Ezechiel. Der Alte selbst

schien mir einer der ehrwürdigen Propheten zu sein. Seine Furchtlosigkeit und dazu seine Rede waren entweder etwas Uebermenschliches, oder Wahnsinn. Indem überrannte mich fast ein Matrose. „Wo ist der Kapitän, wo der Steuermann?" fragte ich, da ich keinen von beiden sah. — „Ueber Bord. Eine Welle schlug über. Das Steuer ist gebrochen. Fünf Mann sind verloren."

Jetzt erst ward mir unsere Gefahr hell. Ich sah noch einmal auf die Verwirrung im Schiffe, sprang über zum Steuerruder, fand es noch ganz unversehrt, bemächtigte mich desselben, und gab dem Schiffe in seinem Fluge festere Richtung. Der Wind trieb gegen die englischen Küsten. Ich hatte Riesenarbeit und Riesenkraft. Viermal, fünfmal überschlug mich eine Welle. Ich bekümmerte mich nicht um Alles, was vorging. Mein Auge hing an der Küste und am Wogen des Meeres.

Als wir nicht mehr weit vom Gestade waren, sprangen einige Matrosen, die mich nun erst am Ruder sahen, herauf, und befahlen mir abzulenken, daß das Fahrzeug nicht an den Felsen zerschelle. Die Kerls glichen Rasenden. Ich wies sie gebieterisch zurück, und befahl ihnen, Alles bereit zu halten, sich und was Lebendiges auf dem Paketboot war, zu retten, wenn das Boot in Stücken gehe. Sie wollten sich meiner bemächtigen. Ich ergriff einen neben mir liegenden Holzpflock, hielt ihn, wie eine Pistole, gegen sie und schrie: Flieht, oder ich drücke ab, und schieße den ersten von euch Rebellen nieder! — Die Kerls erschraken. Sie zogen sich fluchend und eilfertig zurück. War mein toller Einfall oder die blinde Furcht der armen Teufel lächerlicher?

So lenkte ich gegen die tobende Brandung, nur bemüht, einem Felsen auszuweichen, und auf ein flaches, sandiges Uferstück zu treiben. Zetergeschrei heulte durch den Sturm. Alles stürzte zusammen. Die Wellen fuhren über den Wrack. Wir saßen fest. Ich sprang auf, die Matrosen waren am Lande; Alles eilte über

Bord. Nur das junge Frauenzimmer, welches ich vorher zu des Propheten Füßen gesehen, lag wimmernd am Boden. Ich trug es aus dem Schiff auf den Sand zu einer gefahrlosen Stelle. Die Matrosen waren sehr thätig, das Boot durch Seile und Anker am Ufer zu befestigen. Ich ermunterte andere, mir ins Fahrzeug zu folgen, um, was noch darin sei, in Sicherheit zu bringen. Wirklich fand man sogar in der Kajüte noch zwei ältliche Frauenzimmer, halbtodt im Wasser schwimmend. Man schleppte sie ans Land, hoch ans Ufer, wo sie vor nachfahrenden Wellen geborgen waren. Ich gebot meinen Bedienten umherzusuchen, ob wir in der Nähe eines Dorfes wären, und diese Frauenzimmer sogleich hinzutragen, während wir Andern noch die Pakete und Waaren zu retten suchten. Dies geschah nicht ohne Lebensgefahr. Denn Sturm und Regen wütheten ohne Unterlaß fort. Einen Matrosen riß die überschlagende Welle davon. Man suchte ihn vergebens.

In diesem Augenblick fühlte ich meine Knie gehalten. Das junge Mädchen, welches ich aus dem Schiffe getragen hatte, und welches mit den davongeschleppten Frauenzimmern gegangen war, lag athemlos und in bleicher Angst vor mir. Es wollte reden. Die Lippen zuckten nur. Die Augen starrten mich an. Ich versuchte, die Unglückliche aufzuheben. Sie sank immer wieder zusammen. Es war ein wunderbarer, schauerlicher Anblick. Sie glich einem Marmorbilde. Aber ihr Busen flog ungestüm, und ihr langes Haupthaar floß im Sturm, wie ein schwarzer Nebel. Ich redete sie vielmals an, ohne Antwort zu erhalten.

Endlich schien sie alle Kräfte in sich zu versammeln, und mit großer Anstrengung brachte sie die Worte hervor, indem sie auf's Schiff zeigte: „Mein Großvater! mein Großvater!“

Ich erinnerte mich in diesem Augenblick des Greises wieder, und daß ich ihn nirgends am Lande gesehen. Ich rief den Ma-

trosen. Keiner wollte gehen; keiner mir ins Fahrzeug folgen. Ich schrie umsonst, es sei noch ein Mensch im Schiffe. Aber da ich Geld bot, willigte ein junger Bursch ein, mit mir zu gehen. Wir kamen glücklich ins Boot. Wir suchten lange umsonst. Ich erblickte endlich unter einigen leeren Fässern einen Theil des schwarzen Gewandes im Wasser schwimmend. Der Alte lag mit geschlossenen Augen, einem Todten ähnlich, aufrecht sitzend an der Schiffswand; den Untertheil seines Leibes im Wasser. Wir zogen ihn hervor. Glücklich ward er auf den Sand gebracht. Da schlug er die Augen auf. In demselben Augenblick ergoß sich heftiger Regen über uns. Dieser schien die Kraft des Alten zu erfrischen. Auf seine Enkelin und mich gelehnt, ging er landeinwärts mit uns. Das Schiffsvolk floh unter die Felsen.

Einer meiner zurückkommenden Bedienten meldete die Nähe einiger Fischerwohnungen, und führte uns in eine derselben. Die nächste war schon von den Frauenzimmern und einigen unserer geflüchteten Unglücksgefährten angefüllt. Vom Meerwasser und Regen triefend und durchkältet, traten wir zu einer andern ein. Der Eigenthümer der Hütte, sein Weib und seine Kinder umringten uns mitleidig. Am vernünftigsten war der Einfall der Frau, daß sie sogleich Betten in einer Nebenkammer bereitete; in eins derselben ward der Greis gelegt, ins andere dessen Enkelin. Beide wurden mit reinlicher, wenn gleich rauher Wäsche versorgt, und unterdessen deren durchnäßte Kleider ans Feuer zum Trocknen gehangen. Dann kam die Reihe auch an mich. Ich empfing ein Strohlager in der warmen Wohnstube, eine grobe Wollendecke, ein Hemd des Mannes. Man brachte warme Suppe an unser Lager. Ich fühlte mich bald erquickt, doch schwer ermüdet. Wirklich schlief ich, trotz des Lärmens der Kinder und des Hin- und Herrennens im Hause und des Sturmes draußen, der die mürbe Hütte wegzublasen drohte, so fest ein, ungeachtet es erst Nachmittag war, daß ich nie süßer

geschlafen habe im Leben. Achtzehn Stunden hatte ich geschlafen, und es war schon hoher Tag wieder, als ich erwachte.

Unser ehrlicher Philemon theilte mir von seiner Fischertracht mit; seine Baucis bediente den Greis und dessen Enkelin in der Kammer. Ich erfuhr, daß diese beiden noch den Abend vorher heftiges Fieber gehabt, und erst gegen den Morgen den Schlaf gefunden hätten. Draußen regnete es unaufhörlich; der Wind hatte sich gemäßigt. Meine Bedienten kamen; mit ihnen zwei Leute des Greises. Sie hatten in einer andern Hütte Herberge gefunden. Ich vernahm nun, der Alte mit dem Prophetengesicht sei, was auch schon seine Sprache verrieth, ein Schotte, Namens Dun-Ofallin, und einer der reichsten Güterbesitzer Schottlands; Miß Mary, seine Enkelin, seine einzige Erbin; er selbst der Letzte seines Stammes.

Ich sandte meine Leute in den Burgflecken Lewes, er ist nur zwölf Meilen von hier, um Wein und Lebensmittel für unsere Schiffbrüchigen mit Eile herbeizuschaffen; desgleichen eine Miethkutsche. — Die Fischer holten die Waaren vom Meeresufer; besonders die Gepäcke der verunglückten Reisenden.

Während dies Alles geschieht, und meine Schotten noch ruhig schlafen, schreibe ich dir. Nun aber gehe ich an's Morgenessen. Vor mir dampft aus irdener Schüssel eine brodreiche, schwarze Spartanersuppe.

Abends.

Alles geht über Erwartung gut. Ausgenommen das Uebelbefinden eines der beiden ältlichen Frauenzimmer (beide sind Gesellschafterinnen oder Kammerfrauen der Miß Mary), hat das garstige Abenteuer der Gesundheit keines Einzigen geschadet. Selbst Sir Ofallin, ungeachtet seines hohen Alters, ist frisch auf. Speise und Weine kommen aus dem Burgflecken im Ueberfluß, ein ganzer

Wagen vollgepackt. Nur unser Kleiderzeug in den Kisten ist vom Meerwasser und vom Regen, in welchem Alles die ganze Nacht gelegen war, durchfeuchtet. Wir behelfen uns indessen mit dem Gewand, das wir beim Schiffbruch getragen hatten, und hinlänglich getrocknet worden. Bloß Miß Mary genoß dieses Vortheils nicht. Durch Unvorsichtigkeit war beim Trocknen der beträchtlichste Theil ihrer Kleidung verbrannt, und sie mußte, bis ihre Reisegepäcke vom Strand gebracht, geöffnet, ausgesucht und das Nothwendigste zum Trocknen aufgehängt und wirklich wieder tragbar war, in der bäuerlichen Sonntagstracht unserer Wirthin erscheinen. Sie machte ein äußerst seltsames Bild. Denke dir, Harry, eine zarte Hebe von sechszehn Lenzen, eben erst zur Jungfrau aufgeblüht, in die europäische Kleidung einer ehrbaren Fischerfrau versteckt, die feine, durchsichtige Haut vom gröbsten Tuch berührt; eine reine, klare Lilie in rauhe Schilfmatten gewickelt, aus denen sie blendend hervorprangt.

Die junge Schottin blühte und glühte aber wie eine Rose, die sich nach Gewitterregen aufgeschlossen hat. Sie wußte mir viel Verbindliches für meine Heldenthaten am Meerufer zu sagen, und behauptete sehr artig, sie und der Großvater wären mir das Leben schuldig. Ich sagte vergebens, daß jeder Matrose, statt meiner, das Heldenstückchen hätte vollbringen können. Sie ist unaufhörlich mit ihrem Großvater beschäftigt, das Entzücken strahlt in ihren Augen, so oft sie ihn ansieht. „Ich hielt dich ja schon für verloren," sagte sie wohl zwanzigmal den Tag über zu ihm, „und dann wäre ich auch nicht mehr."

Sir Ofallin ist eine herrliche, große Gestalt, mit breiter Brust, starker Stimme, ungeachtet des hohen Alters sehr kräftig und rührig. Seine schlichten, weißen Haupthaare und die weißen Augenbraunen geben ihm patriarchalisches Ansehen. Die Züge seines Gesichtes sind sehr fein, sehr edel und ernst. Er spricht fast beständig biblisch,

Er ist ein eifriger Presbyterianer. Aber seine fromme Schwärmerei steht ihm wohl.

Als er aus seiner Kammer trat in unsere Stube, traf es sich, daß der Fischer eben zunächst der Thüre stand. Die Fischerin sagte: dies ist mein Mann. Dun-Ofallin wandte sich langsam zu ihm, der ehrerbietig die Kappe vor dem Greis abzog. Dann legte der Alte die Hand auf des Fischers Stirn und sagte: „Das Haus der Gottlosen wird vertilget; aber die Hütte der Frommen wird grünen. Der Herr segne dich und behüte dich.“ — Es war rührend zu sehen, wie der Fischer voll Ehrfurcht niederkniete, um den Segen des Alten zu empfangen, der sich dann von ihm wandte, auf mich zuging, mir die Hand entgegenstreckte und sagte: „Die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor meinem Schelten. Vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und vor seinem Geist erhebet sich die Höhe des Meeres. Siehe, also gehet sein Thun; aber davon haben wir ein geringes Wörtlein vernommen. Wer wird den Donner seiner Macht verstehen? Du aber hast meine Klage verwandelt in einen Reigen und mich mit Freuden umgürtet.“ Nach diesen Worten küßte er mir die Stirn. Ich wußte nicht, wie mir ward.

Sir Ofallin ist übrigens ein geselliger, angenehmer, welterfahrner und kenntnißreicher Mann. Die presbyterianische Prophetensprache stimmt mit dem Ernst, der ihn auch bei heitern Gesprächen nicht verläßt, und mit den strengen Grundsätzen seiner Frömmigkeit, die sich in allen seinen Worten und Werken offenbaren, sehr wohl zusammen. Irdische Geschäfte und was das Häusliche oder die Bedürfnisse seiner Person betrifft, thut er immer mit den wenigsten Worten, mit kurzen Befehlen, oft mit bloßen Winken ab. Hingegen sobald von Geschichten des Alterthums, von Staatsverhältnissen, von kirchlichen Sachen, von fremden Ländern, von berühmten Personen die Rede ist, weiß Niemand so viel zu sagen,

als er. Ich erfuhr auch, daß er schon in Asien gewesen sei. Und unerschöpflich war er an mancherlei und merkwürdigen Erinnerungen von daher.

Ueberhaupt ich lebte in der Fischerhütte einen der interessantesten Tage, abgesondert von der übrigen Welt, beschränkt auf die beiden äußerst sonderbaren Gestalten aus Schottland. Miß Mary ist wahrhaft schön; die entstellende Tracht der Fischerin macht eben erst ihre Zartheit und den Adel ihres Gliederbaues auffallender und abstechender. Ja, es ist etwas Bezauberndes in ihrem feinen, gutmüthigen Lächeln; etwas Einnehmendes im Klang, im eigenthümlichen Ausdruck ihrer Stimme, und in ihren Urtheilen etwas Großes, Gedachtes.

Sir Ofallin lud mich ein, ihn in London zu besuchen, wo er den Winter bleiben werde. Den Sommer ist er gewohnt, in Schottland auf seinen Gütern zuzubringen. Als ich ihm den Namen meines Vaters sagte, reichte er mir freundlich die Hand, und sprach: „Ein Mann im Lande Uz, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse.“ Er kennt meinen Vater nur dem Namen nach, aber schätzt ihn sehr.

Die Nacht übereilte uns zu früh. Ich will dir, sobald ich in London Ruhe habe, noch das Wesentlichste aus den Unterhaltungen in diesem armen Fischerhause aufzeichnen. Nie habe ich ein merkwürdigeres und anziehenderes Paar gefunden, als den Greis und seine geist- und seelenreiche Enkelin. Morgen trennen wir uns.

Gute Nacht, mein Harry. Wärst du doch bei mir!

4.

Der Tod.

London, den 21. Oktober 1632.

Er hat ausgelebt. Mein guter Vater war der erste der Menschen, den ich sterben sah. Sein Tod brach mir Augenblicke lang das Herz; dann verklärte er mich. Nun weiß ich, was das Leben ist.

Ich war meiner mächtig genug, die Einsamkeit zu fliehen, mich zu zerstreuen, um beim Bewußtsein zu bleiben. Das muß man in solchen Lagen thun; denn wie stark auch der Geist ist, der Leib hält's nicht mit ihm aus, und unterliegt. Ich fühle mich wie zermalmt in den Gebeinen, und wundere mich über meine Schwäche. Morgen thue ich eine Reise nach Irland und auf meine Güter. Harry, ich meine, ich sei ein Anderer geworden. Meine Seele hing bisher bloß mit dem Staube zusammen; nun auch mit dem Himmel ist sie eins. Glaubst du, ich leide? Ich bin glücklicher als je. Der Geist hat keine Thränen. Es ist Seligkeit im Ernst und Schauern, wenn Gott zum Menschen spricht.

Nur diese einfache Nachricht wollte ich dir vor meiner Abreise geben. Menge dich nicht in den gemeinen Troß der Menschen, die aus Freude und Leid und den allerheiligsten Dingen des Lebens spießbürgerlich-albern und albern-höflich Komplimentenstoff machen, und mit derselben Herzlosigkeit gratuliren und kondoliren, wie sie gedanken- und herzlos zu Gott zu beten gewohnt sind.

Tröste mich nicht; denn ich bin glückselig, wenn ich auch Thränen auf den Wangen habe. Freue dich, wenn auch mit Schrecken, auf den Tag, da dir dein Allerliebstes hinwegsterben muß; denn da wirst du Gott und das Leben, die Bibel und die Natur, die Stimme des Alterthums und deiner Brust, wie eine neue Offenbarung, vernehmen. Selbst die Worte in diesen Zeilen wirst du erst dann verstehen. Lebe wohl, mein Freund.

5.

Das Privilegium.

London, den 7. Dezember 1632.

Der Ausflug that mir wohl. Auch dem geistigen, größten Menschen kleben die irdischen Hefen an. Weinte nicht selbst der Gottmensch? Der Jüngling, der Mann, der Greis sind darin nicht vom Kinde unterschieden. Sie sind so schwer von dem Gewohnten, Irdischangenehmen zu entwöhnen, wie der Säugling von der Mutterbrust. Zerstreuung ist das wohlthätigste Mittel. Ich empfehle sie dir in ähnlichen schmerzvollen Herzverhältnissen.

Nun will ich dir erzählen, Harry, wie ich den Urheber meines Lebens aus dem Leben scheiden sah.

Als ich in London ankam, hatte er schon seit drei Wochen das Krankenbett bewohnt. Die Freude des Wiedersehens beseelte ihn von neuem. Alle versicherten, seine Krankheit sei nicht gefährlich. Alle Aerzte versicherten es. Er glaubte es selbst. Ich glaubte es auch.

„Man muß aber auf ein Menschenleben nicht zu viel bauen!" sagte mein Vater: „Trotz der Ehrenworte unserer Doktoren könnte ich einmal unversehens über Nacht von hinnen fahren. Und wenn sie sich schon hintennach darüber ärgerten, oder aus ihren dicken Büchern des Breiten bewiesen, wie das gegen ihren Willen so und nicht anders hätte kommen müssen: wir würden nichts davon haben. Darum besser, das Haus zur rechten Zeit bestellt. Du wirst Alles in bester Ordnung nach meinem Tode finden, Cecil, und mehr, als du erwartest. Ich habe sogar dafür gesorgt, mein Sohn, daß du einen ruhigen Winkel auf Erden finden könntest, wenn dich das gährende Vaterland ausstößt, oder du dich einmal freiwillig verbannen willst."

Diese Worte waren mir dunkel. Er befahl mir, einen der

Schränke zu öffnen, und eine Schrift, die er bezeichnete, zu bringen. Es war eine königliche Urkunde, erst vor Kurzem ausgestellt in aller Form, wodurch dem Lord Baltimore und seinen Erben in Amerika der Besitz des unbewohnten, doch äußerst fruchtbaren Landes im Norden des Potowmakflusses mit dem wichtigen Privilegium zugesichert ward, Zivil- und Kriminalgesetze zu geben, Taxen zu erheben und Stellen zu vergeben. Se. Majestät, zu dieser Schenkung aus Liebe zur Verbreitung der christlichen Religion bewogen, hat sogar, für sich und die Erben seiner Krone, angelobt, diesen neuen Ländern zu keinen Zeiten eine neue Taxe auflegen zu lassen.

Mein Vater sah das zweiflerische Lächeln, mit dem ich die Urkunde des uns geschenkten Königreichs betrachtete.

„Cecil," sagte er, „ich will wünschen, daß du nie in den Zwang gesetzt werdest, von diesem Privilegium Gebrauch zu machen. Aber ich sehe, es kommen stürmische Tage über die Welt, und was in Frankreich und Deutschland gährt, und dort Alles mit Bürgerblut färbt, wird früh oder spät auch über England kommen. Sind wir Katholiken, die wir nicht feig genug sind, den alten Glauben unserer Väter fahren zu lassen, sind wir nicht schon jetzt in unserm eigenen Vaterlande verspottet, verdrängt, verstoßen, verfolgt? Die Mehrheit der Nation ist vom neuen Glauben bethört; der König selbst auf dem Thron nicht mehr sicher. Es kommt zum blutigen Bruch zwischen den Meinungsparteien, glaube mir; und wir Katholiken werden in diesem Kampfe unterliegen; denn wir fechten mit allzuungleichen Kräften und Waffen. Schon sind wir an Zahl die Schwächern in England und Schottland. Auf Seiten unserer Gegenpartei stehen die bessern Köpfe. Sie hat den Eifer aller jungen entstehenden Gesellschaften; wir haben die Schlaffheit derer, die im Schatten ihrer Lorbeern ruhen. Jene Partei predigt Freiheit der Meinungen; die unsrige Gehorsam und Glauben. Jene

lehnt sich auf das vermeinte ewige Recht der Geister; wir sprechen von altehrwürdigen Uebungen, von Rechtsamen, die unserer Kirche gehören, und in alten Zeiten wohl erworben sind. Ich fürchte, wir unterliegen. Nein, ich sollte nicht sagen, daß ich f ü r c h t e. Denn, wenn wir unterliegen, ist es der Beschluß der Vorsehung. Die Welt soll ein neues Kleid anziehen. Es ist eine große, geistige Verwandlung. In vielen Dingen haben die Protestanten Recht; aber in vielen Unrecht. Inzwischen, daß der größere Theil Deutschlands, Preußens, Polens, Böhmens, Schwedens, Dänemarks und selbst unseres Vaterlandes sich der Reformation so jählings zugewendet hat, ist ein bedeutungsvolles Zeichen."

So sprach mein Vater. Es kann dir, Harry, nicht anders, als wichtig sein, wie dieser tiefblickende, erfahrene, vielseitig durch Schicksal und Schule gebildete Staatsmann die gegenwärtigen allgemeinen Bewegungen der Welt ansieht. Darum will ich dir noch einige seiner Aeußerungen mittheilen.

„Die heutigen, durch Meinungsstreit entstandenen Uebel und Verwirrungen, zum rohen, mörderischen Fanatismus gesteigert, müssen allerdings, als Folge der wissenschaftlichen Fortschritte Europa's und der dadurch bewirkten großen Aufklärung der Nationen, betrachtet werden. Es m u ß t e dazu kommen, sobald die V ö l k e r zum S e l b s t d e n k e n gelangten. Aber die der höhern Bildung entsprechenden Verbesserungen hätten ohne Gräuel zu Stande kommen können. Daß diese eintraten, daran sind Kurzsichtigkeit, stolzer Eigensinn und Ueberschätzung eigener Weisheit von Seiten unserer Geistlichkeit, besonders des römischen Hofs, und unserer Minister und Fürsten allein schuld. Sie kannten den Geistesstand und das Bedürfniß der Unterthanen nicht. Sie träumten, das menschliche Geschlecht, wie ein Erbgut, bewirthschaften zu können; nur Befehle geben, nur drohen zu müssen, um Alles ins alte Geleise zurückzuschrecken. Sie irrten in der Ansicht der Völker. Diese

hatten aufgehört, Maschinen zu sein. Unsere Großen kannten die Gewalt der Meinungen nicht. Sie beförderten wider ihren Willen den Sieg durch die Mittel, welche den Untergang derselben bewirken sollten. Sie handelten so kurzsichtig, so unbesonnen und zeitlos, wie die Fürsten zur Zeit des ersten Christenthums, als sie dieses ausrotten wollten. Darum ward ihnen das gleiche Schicksal. Ich habe immer zu milden Maßregeln gerathen. Nichts bleibt unterm Monde ewig einerlei. Es entwickelt sich Alles zum Bessern; aber wozu, wohin? Das ahnt kein Sterblicher. Bischöfe, Fürsten und Minister sind einzelne ohnmächtige Personen, wenn die Völker nicht mehr mit ihnen, oder sie nicht mehr mit den Völkern gehen wollen. Kein Hof ist stark, er halte es denn jederzeit mit der Mehrheit des Volks. Gustav Adolf, der schwedische König, hat mehr Verstand, als die meisten der übrigen Staatsmänner. Er kennt seine Zeit. Dieser kleine Fürst ist auf dem Weg, Herr und Meister von Deutschland zu werden. Unser König hat die Liebe der Nation verloren, weil er mit Frankreich Frieden schloß, ohne das Schicksal der dortigen Protestanten zu sichern, und mit Spanien, ohne sich um das Loos seines eigenen Schwagers, des Pfalzgrafen, zu bekümmern. Der König meint es gut; aber er ist in den Händen des leidenschaftlichen Erzbischofs Laud. Seine verschwenderische Hofpracht, seine willkürlichen Auflagen, sein Sträuben gegen Zusammenberufung des Parlaments bringen ihn und den Thron in die schrecklichste Gefahr. Denke an meine Worte, Cecil! — Die gleichen Ursachen haben in der Welt noch immer die gleichen Folgen gehabt. So lange ich um den König sein durfte, habe ich ernst, aber vergeblich gewarnt."

„Durch die Fehlgriffe unserer Staatsmänner," fuhr Lord Baltimore fort, „wird Europa ein Raub blutiger Verwirrungen, und wird das öde Amerika bevölkert. Ich habe die besten Berichte vom Aufblühen unserer dortigen Kolonien. Während der Regie-

rung des vorigen Königs sind viele Tausend Menschen aus England, Schottland, Irland, Frankreich und Deutschland dahin ausgewandert. Die Auswanderungen dauern fort. Es sind gegenwärtig zahllose Menschen im Begriff, in die neue Welt einzuschiffen, die des fanatischen Glaubenshasses und der Verfolgungen müde sind. Ich habe wegen meiner Treue am Bekenntniß der katholischen Kirche viel leiden müssen. Sollte ich genesen, so verlasse ich mit dir England, und suche mir jenseits des Weltmeers am Potowmak eine Freistätte. Darauf richte dich ein. Dies Privilegium, aus der Hand unsers Königs, sichert unserer schwerverfolgten Familie Leben, Ehre und Eigenthum, die in Europa jeden Tag gefährdeter sind."

6.

Der Abschied.

Ihm ward die ersehnte Freistätte nicht am Ufer des Potowmak, sondern in jenen Gefilden des unendlichen Weltalls, wo wir sie Alle einst finden.

Seine Schwäche nahm zwar sichtbar zu, aber die Aerzte hatten dieselbe, als Vorzeichen des beginnenden Genesens, vorausverkündet. Wie ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn zu meinem Erstaunen außer dem Bette in seinen gewöhnlichen Morgenkleidern. Gelehnt auf zwei Bediente war er zum Fenster gegangen. Er ließ sich zum Lehnsessel zurückführen. Ich war voller Entzücken über dieses seltene Wohlbefinden. Er lächelte gutmüthig zu meiner Freude, und sagte, als wir mit einander allein waren: „Uebermorgen, Cecil, wirst du anders reden. Hoffe von meinem Leben nichts. Es ist gebrochen. Ich weiß es, daß ich nun meiner Auflösung nahe bin. Mein Gefühl sagt's."

„Wie können Sie das wissen!“ erwiederte ich: „Ihr Gefühl kann täuschen, und täuscht Sie.“

Er schüttelte den Kopf. Er schien eine Weile über sich selbst nachzudenken, lächelte und sagte! „Nein, mein Sohn, es täuscht nicht. Es ist kein körperliches Gefühl, sondern ein bestimmtes Ueberzeugtsein, ohne daß ich sagen kann, wie ich zu demselben komme. Es ist mir mein innerer Zustand klar, und doch kann ich nicht sagen, wie? Ich bin schon diesen Augenblick im Anfang des Sterbens, und habe ein deutlicheres Bewußtsein meiner selbst, als sonst. Nie im Leben ist mir alles Vergangene, nie die Gegenwart heller gewesen. Es ist dabei eine ruhige, ich möchte sagen, angenehme Empfindung. Nun weiß ich das, was mir oft unbegreiflich gewesen, aus Erfahrung, daß Sterbende genau ihre Auflösungsstunde voraus erkennen. Die Körperbande fallen eine um die andere ab; die Seele wird freier. Sie ist größer und wunderbarer, als ich ehemals wußte.“

Wie Lord Baltimore so sprach, glaubte ich schon ein Wesen aus andern Welten zu hören. Ich sank weinend zu seinen Füßen. Er legte die Hände auf mein Haupt und segnete mich. „Bleibe dir selbst treu, Cecil!“ sagte er: „Handle nach Ueberzeugungen, nach Pflicht und Recht, nicht nach gemeinen Begriffen von Ehre. Wer fromm zu leben versteht, ist schon halb gestorben, und hat in Wahrheit schon den Tod besiegt. Um Gold, Ehrenstellen, Ruhm, Macht und andere Kleinigkeiten, die der Leidenschaft gemeiner Sterblichen schmeicheln, hat er weder Kummer noch Freude. Das Wohlthätige, Gerechte und Wahre sind zusammen das höchste Gut. Lebe wohl, mein Freund. Gott ist mit dir, wenn du mit ihm bist. Lebe wohl, mein Sohn; es ist für einen Augenblick; wir bleiben dennoch ungetrennt. Lebe wohl, Cecil; nun gehe. Störe mich mit keiner Frage mehr. Ich lege mich, um nie wieder vom Bett aufzustehen. Ich will mit mir allein sein, und mein Abscheiden

aus dem Leibe belauschen. Keine Arznei mehr. Man soll mir nur geben, was ich selbst verlange."

Ich küßte seine väterlichen Hände. Ich mußte aufstehen, und ihn verlassen. Das war sein Abschied. In der That redete er mit Niemandem mehr, ausgenommen, wenn er etwas begehrte. — Am dritten Tage des Abends nach jenem Abschiede ward ich, auf seinen Befehl, gerufen. Ich stand vor seinem Bett. Er schien mich wohl zu kennen. „Siehe mich!" sagte er einige Male, als wollte er mir zeigen, wie süß das Sterben sei. — Dann sprach er nach langer Pause wieder: „Bald, bald!" Was er meinte, war nicht zu bestimmen. Weil er aber den Vorsatz hatte, sich im Tode selbst zu belauschen und zu behorchen, vermuthete ich, er fühle, es sei bald vollendet. Er lächelte nachher sanft, und sagte mit leiser Stimme: „Also das ist das Sterben? sonst nichts?" Er schien noch mehr zu sagen. Ich lehnte mich über ihn. Er schlug die Augen auf und sagte ganz leise: „Stille, stille!" Und in derselben Minute gab er den Geist auf.

Ich habe dir diese scheinbar geringen Umstände erzählt, Harry; sie scheinen mir von hoher Wichtigkeit zu sein. Wer kann sich des neugierigen Vorwitzes ganz erwehren, zu wissen, wie es der Seele ist, wenn ihr an den Schwellen der Ewigkeit das alte Kleid abfällt.

Daß Lord Baltimore die Zeit seiner Auflösung mehrere Tage voraus wahrnahm, ist auffallend. Und man weiß Aehnliches auch von vielen Andern, die verstorben sind. Es scheint, die Seele, wenn sie sich von den Sinnenwerkzeugen des Körpers allmälig zurückzieht, konzentrirt ihre wunderbare Macht, gehört sich mehr selbst an, als sonst, da sie mit dem Leben des Leibes verbunden, von ihm befangen und gehemmt war, und auf die Sinne sich, um gehen zu können, wie auf Krücken, lehnen mußte.

Ich möchte das Sterben der Menschen ein Insichzurückkehren

der Seele zu ihrer Einheit und Selbstheit nennen, und im Gegensatz das Geborenwerden eine wahrhafte Auflösung der Seele in mancherlei andere Naturkräfte nennen, mit denen sie aufs allerinnigste verschmolzen wird, um, vermittelst derselben, thätig auf einen Theil der Körper-Welt zu wirken. Im unentwickelten Kinde ist sie noch ganz versunken in die Tiefe und vorherrschende Macht der irdischen Kräfte, und von ihnen verschlungen. Je mehr sich die Lebenswerkzeuge entfalten, je selbstthätiger wird sie; und sie wird gegen die Außenwelt, mit dem Absterben der Werkzeuge, zwar in diesen am ohnmächtigsten, aber wird dann ihrer am selbstmächtigsten.

Wenn im hohen Alter manche Greise Kinder werden, ist ihre Seele darum nicht geringer geworden, sondern sie sind, die sie sonst waren, nur verstehen wir sie nicht mehr. Die Seele ist nicht mehr der abgestorbenen Nerven mächtig, durch welche sie sich in ihrem Glanz gegen die Außenwelt offenbaren konnte. Die niedrigsten der Lebenskräfte, welche sich beim Kinde zuerst laut machen, bleiben wieder auch am letzten die wirksamern. Die ganz gemeine, irdische Pflanzenkraft verharret ja noch in Leichnamen, denen Haupthaar und Bart noch im Grabe wachsen. — Bei sogenannten wahnsinnigen Menschen ist's wie bei kindisch scheinenden Alten. Wir verstehen sie nur nicht, weil ihre Seele in den Werkzeugen, durch welche sie sich der Außenwelt kund zu thun hat, Zerstörung und Verwirrung findet. So thut sie sich zerstört und verwirrt kund, während sie sehr folgerecht und vernünftig in sich selbst ist. Sie gleicht einem vortrefflichen Harfenspieler, welcher, wenn er auf einer Harfe, deren Saiten verstimmt sind, das herrlichste Tonstück spielt, uns doch nur Unsinn hören läßt. Wir erkennen in seinem Spiele dann und wann Sinn für uns, wenn er mit den Fingern eben weniger verstimmte Saiten berührt. Daher kommt, daß Wahnsinnige in vielen Dingen sehr vernünftig urtheilen, während sie

irre reden, sobald sie sich auf ihren falsch tönenden Gemüthssaiten laut machen.

Und so, nimm's mir nicht übel, Harry, sind mehr oder minder wohl die meisten Menschen, mit Ausnahme der Weisesten und der Naturmenschen, wahnsinnig in den barbarischen oder zivilisirten Ländern. Ihrer Seele feineres Werkzeug ist mehr oder minder, bald durch körperliche Ausschweifungen und Unmäßigkeiten, bald durch Leidenschaften, bald durch anhaltende Verwöhnungen, bald durch Erziehung hie und da verstimmt. Sind im Grunde nicht alle Vorurtheile, alle Grundsätze der Leidenschaftlichkeit, oder der bloßen Unwissenheit, ein Wahnsinn? — Gibt es nicht Menschen, die den Diebstahl schändlich heißen, und doch sich nicht überwinden können, zu stehlen? Gibt es nicht vernünftige Menschen, die die Wollust an sich verabscheuen, und sich ihr dennoch überlassen, und unvernünftig handeln? Sie sind in den Augenblicken vom Wahnsinn befallen, wie von einem Rausch, und verfluchen hintennach ihre That, wie sie sie vorher verfluchten.

Auch die heutigen Religionskriege in Deutschland und Frankreich, und die Verfolgungen bei uns sind Wahnsinn. Die Menschen handeln schnurstracks aller Vernunft, aller Lehre Christi entgegen, und bilden sich ein, recht vernünftig, recht christlich zu sein. Allerdings sind sie in ihrem Innern folgerecht; aber wie sie sich offenbaren, ist's Widerspruch und Unsinn. Ich verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.

Et mihi dulces
Ignoscent si quid peccaro stultus, amici;
Inque vicem illorum patiar delicta libenter,

sagte der holde Freund Horaz.

Und so verzeihe du mir, daß ich, nach meiner leidigen Gewohnheit im Schreiben und Plaudern, mich zu Dingen verirre, von denen ich mir gar nicht vornahm, mit dir zu reden; gleichwie ich

hinwieder dir verzeihe, daß du mich seit vier Wochen ganz ohne Nachricht gelassen hast. Bist du noch in Neapel, mein Harry, oder in Rom? Rede! male mir dein Zimmer, deine Aussicht vom Fenster aus, deine neuen Bekannten, damit ich durch dich sehe, was du siehest, und ganz in dir leben kann.

7.

Der Neujahrsbesuch.

London, im Jänner 1833.

Ich saß am zweiten Tage des neuen Jahres im Zimmer einsam. Da ward mir ein Fremder gemeldet. Die Thür öffnete sich. Der Prophet Ezechiel trat herein. Diese Erscheinung machte einen wunderbaren Eindruck auf mich. Ich hatte seiner nicht ein einziges Mal wieder gedacht, seit ich in London war. Meines Vaters Krankheit und Tod, dann eine Last mannigfaltiger Geschäfte hatten mir den Gedanken an alles Vergangene, nur nicht an dich, mein Harry, geraubt.

Das erste Wort des Greises war: „Mylord, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobet! Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja. Segne Gott und stirb." — Ich umarmte ihn. Er fuhr fort, mit oft seltsamer, oft treffender Einmischung biblischer Redensarten vom Tode meines Vaters zu reden. Der Mann hatte mitunter große Ideen. Er wollte mich nicht trösten; er wollte mich erheben. Wir verloren uns in sinnreiche Gespräche über das irdische und ewige Sein.

Sein Besuch war eine bloße Handlung der Dankbarkeit. „Sie haben, sagte er, „Ihr Leben für das meinige gewagt. Der Herr wird vergelten. Ich bin zu arm. Aber auch ich, auch Maria,

würden das Leben für Sie wagen und opfern. Wir können Ihnen nicht die geringste Freude für Ihre That bieten. Gott gab Ihnen, wessen Sie bedürfen, und das Beste: ein Herz voller Güte dazu. Möge er auch Ihre Augen erleuchten, daß Sie den wahren Weg des Lebens erkennen, und aus der Finsterniß des alten Irrthums in das Morgenlicht des reinen Glaubens treten."

„Sir Ofallin," sprach ich, „meinen Sie nicht, ich könne in meiner Kirche so gerecht sein vor Gott, als Sie in der Ihrigen?"

„Wie mag der Mensch gerecht sein vor ihm?" antwortete er. „Siehe, der Mond scheint noch nicht rein, und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen: wie viel weniger ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm?"

So leitete er das Gespräch auf einen Gegenstand, der ihm sehr am Herzen zu liegen schien, nämlich auf den Versuch, mich zu bekehren, und, wie er es nannte, mich von der Abgötterei des Papstthums in die Zionshallen der Presbyterianer zu leiten. Es war vergebens, daß ich dieser Art der Unterhaltung andere Wendung zu geben trachtete. Immer kehrte er dahin zurück. Nur die Herzlichkeit, mit der er sprach, und die Liebe, welche zu mir hervorleuchtete, versöhnte mich mit den Zumuthungen. Er sagte auch, daß sowohl er, als Maria, ohne Unterlaß Tag und Nacht für die Rettung meiner Seele zum Herrn flehen. Wer könnte so vieler Gutmüthigkeit zürnen?

Beim Abschied versprach ich, ihn zu besuchen. Er drückte mir die Hand, und sagte: „Höre das Gesetz von seinem Munde, und fasse seine Rede in dein Herz. Wirst du dich bekehren zu dem Allmächtigen, so wirst du für Erde Gold haben, und für Felsen goldene Bäche, und der Allmächtige wird dein Gold sein, und Silber wird dir zugehäuft werden."

Mit diesen Worten verließ er mich.

Es ist mir immer unbehaglich in Gesellschaft solcher wunder-

lichen Menschen, mit denen man nicht reden kann, ohne in ihre Schwärmerei einzugehen, oder sie zu beleidigen und Gegner zu werden. Aber mit diesem Ezechiel läßt sich's leben. Kein Widerspruch kränkt ihn; er wird dadurch vielmehr nur milder, zärtlicher, gütiger, duldsamer. Seine Miene ist ehrwürdig, und unbeschreiblich einnehmend; seine Stimme hat etwas Feierliches, und doch zum Herzen Gehendes. Er hat Geberde und Majestät eines alttestamentlichen Weissagers, und das leutselige Wesen eines Johannes, des Jesusjüngers.

Schon den folgenden Tag, welchen ich der Abbezahlung lästiger Höflichkeiten geweiht hatte, stattete ich auch ihm den schuldigen Gegenbesuch ab. Er war abwesend. Ich ließ mich bei Miß Maria melden. Sie empfing mich.

Durch eine Reihe heller, nicht reich aber äußerst geschmackvoll möblirter Zimmer ward ich zu ihrem Kabinet geführt. Sie trat mir aus demselben entgegen. Ich erkannte sie kaum wieder. Sie war mir bloß mit der Fischerintracht im Gedächtniß. — Eine zartere, edlere Gestalt habe ich in meinem Leben nicht erblickt. Ihr feines Gesicht war durch das Erröthen der Ueberraschung wunderbar erleuchtet. Eine lebendige Raphaelische Cecilia! Ich war fast verlegen, ihr zu nahen. Sie aber mit leichter Unbefangenheit führte mich zum Kaminfeuer und knüpfte ein Gespräch an, welches mich durch die feinsten Bemerkungen überraschte; bald durch Spuren mannigfaltiger Kenntnisse, wie man dergleichen selten bei unsern Britinnen findet, bald durch rührende Züge wahrhaft kindlicher Unwissenheit oder Unschuld, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; bald durch eigenthümliche Vorstellungen, an denen sie, bei meinen Widersprüchen, ich möchte sagen, eigensinnig festhielt. — Genug, sie ist durchaus keine unserer gewöhnlichen Schönen, weder dem Aeußern noch Innern nach. Man könnte sagen, sie wäre bezaubernd, wenn das Wort, das abgenutzte, auch nur den Umriß dessen

bezeichnete, was sie wäre. Ich würde sie, bei aller ihrer Offenheit, eine geheimnißreiche Jungfrau nennen. Denn was sie redet, wie freundlich, wie harmlos sie es hinspricht, läßt etwas Fremdartiges in ihrem Geiste ahnen; gibt Empfindungen, wie ein Sonnenstrahl, der theilweise eine unbekannte, reizende Landschaft, von Nebeln umflort, enthüllt. Man wird immer mehr angezogen, sie auszuforschen, ich weiß nicht, ob aus Neugier oder Verwunderung.

Ich werde dir wohl mehr von ihr melden. Denn Sir Ofallin, der bald nach ihr kam, hat mich eingeladen, so oft ich wolle, ihn zu besuchen. Ja, er bat mich darum. Ich merke wohl, sein Bekehrungseifer ist im Spiel. Die Schwäche muß man dem ehrwürdigen Alten verzeihen. „Sie führten mich," sagte er, „noch auf ein paar Jahre ins irdische Leben zurück; möchte mir's der Herr verleihen, Sie dafür dem ewigen Leben zuführen zu dürfen."

Indem er gegen das Fenster trat, zog er ein rothes Tuch von einem an die Wand gelehnten großen Bilderrahmen. Maria zuckte, als wollte sie wehren, und wandte schnell das Gesicht von mir, ein Erröthen zu verbergen, das ich doch wahrgenommen hatte.

Es war ein Bild von ihrer Hand gezeichnet, noch unvollendet; die wüste Gegend am Meer, wo ich meine Gestalt, über den halbtodt im Sand liegenden Ofallin gebeugt, wohl erkannte; Maria daneben auf den Knien mit ringenden Händen gen Himmel blickend. Eine reizende Gestalt; ihr edles Gesicht gut getroffen. Was muß doch das Mädchen wohl empfinden, wenn es so viel Schönheiten zeichnen muß? Aber dennoch keine Spur von Eitelkeit an ihr. Wie? könnte sie die so verbergen? Auch Ofallins Züge sind, ungeachtet er ohnmächtig daliegt, sprechend. Sie sagte aber, sie habe des Großvaters Antlitz gezeichnet, als er, nach seiner Gewohnheit, das Nachmittagsschläfchen gehalten. Der Sturm in den fliegenden Gewändern, Haaren, einzelnen Grashalmen, Wolken ist glücklich. Eine Geistergestalt, mehr Licht und Luft, als Körper,

verschwimmend im Helldunkel der Luft, schwebend über der Figur, welche die meinige sein soll, deren Haupt mit einer Hand berührend, mit der andern aufwärts deutend, macht das Ganze etwas wundersam.

Ich zeigte fragend auf die Himmelserscheinung.

„Unser Schutzgeist!“ sagte Miß Mary.

„Siehe, er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen!“ sprach Ofallin mit der majestätisch gehobenen Prophetenstimme.

Ich bemerkte, daß die überirdischen Wesen, in Kunstwerken dargestellt, mir noch nie recht gefallen hätten. „Sie stören,“ sagte ich, „die Täuschung, weil sie dem Verstand und der Erfahrung nicht zusagen; und befriedigen die Phantasie nicht, auf deren Geheiß sie dastehen, weil sie, als ätherische Geschöpfe, zu irdisch erscheinen. Miß Mary allein war der rechte Schutzengel; er machte den Fremdling aus den Wolken entbehrlich.“

„Wie, Mylord?“ lispelte sie und sah mich mit einem durchdringenden, sonderbaren Blick an.

Ich versuchte, mich deutlicher zu machen. Ich nahm alle Erinnerungen aus Frankreich und Italien zusammen, um meinen Satz darzuthun, und bewies das Schwierige der Darstellung überirdischer Dinge aus den besten Christusbildern, die uns nie genugthun.

Sie schwieg zu Allem; nur den Ausdruck „Phantasiegeschöpfe“ wollte sie schlechterdings von Schutzgeistern nicht gelten lassen. „Mit gleichem Recht können Sie Alles auf diesem Bild Phantasiegeschöpf heißen!“ sagte sie.

„Wir aber sind wirklich vorhandene Gegenstände. Uns können wir mit den Sinnen fassen. Wie wissen wir aber von Schutzgeistern, die wir nie sahen?“ sprach ich.

„Wie wissen wir Gott, den wir nie sahen?“ entgegnete sie. Sir Ofallin schlug ernst die Augen gen Himmel auf.

Ich antwortete: „Offenbarung und Natur zeugen von ihm.“

„Offenbarung und Natur, zeugen sie von den Geistern weniger?“ fragte Miß Maria. „Haben Sie, Mylord, nicht feste Ueberzeugung, daß Ihnen, wie andern Sterblichen, ein geistiges Wesen inwohne, wenn Sie auch schon den Geist nicht mit Auge und Hand berührten?“

Ich bemerkte ihr, daß sich die menschlichen Geister durch Bewußtsein klar würden, und sich einander, vermittelst der Sinnenwelt und des eigenen Körpers, wie durch Werkzeuge, Kunde gäben. „Aber können wir das auch von Schutzgeistern behaupten? Wo sprechen Offenbarung, Natur und Vernunft von diesen?“

Da unterbrach mich Sir Ofallin mit einer ganzen Reihe biblischer Stellen, die mir, was die Offenbarung betraf, demüthiges Schweigen geboten. Meine Niederlage zu vollenden, schloß sich die schöne Enkelin an ihn, und that eine verfängliche Frage nach der andern an mich. Z. B.: „Ob ich denn glaube, daß Gott außer dem Menschengeist keine höhern Wesen zwischen sich und den Sterblichen geschaffen habe? Ob ich glaube, daß die unendliche Kette der Natur zwischen dem allerhöchsten Wesen und dem Tiefsten plötzlich beim Menschen unterbrochen, und kein allmäliges Emporstufen vom Menschen zum Thron der Vollkommenheit sei? Ob dies der Vernunft wahrscheinlich sein könne?“

Allerdings konnte ich über die Metaphysik der begeisterten Jungfrau erstaunen. Ich mußte ihr die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit ihrer Geistesordnungen einräumen; nur wollte ich nicht ganz schimpflich meine Niederlage vollenden lassen, und setzte hinzu: „Wenn diese Wesen vorhanden sein mögen, wissen wir doch nichts von ihnen. Unsere Schutzgeister sind überdies nie so gefällig, zur rechten Zeit thätig zu werden. Würden sie aber thätig, dann möchte ich von der Freiheit des menschlichen Willens nicht viel Rühmens machen. Haben sie nicht unmittelbar auf den menschlichen Willen

und dessen Richtung Einfluß, sondern nur zu unserm Besten auf die uns umgebenden Umstände, so sehe ich nicht ein, warum Gott beständig Wunder thun müsse, uns zu warnen, zu leiten, zu spornen!"

„Warum?" sagte Miß Mary. „Ich denke darum, weil für uns Menschen Alles Wunder ist, was Gott thut. Oder begreifen wir's? Warnet, leitet, spornet er nicht durch Naturerscheinungen, Aeltern, Lehrer, Bekannte und Unbekannte? Warum denn nicht durch höhere uns befreundete Wesen? Ist das Thun von diesen wunderbarer, als das Thun der Naturerscheinungen, Aeltern, Bekannten und Unbekannten? Ich glaube kaum."

Das ungefähr sagte sie; doch begriff ich sie nicht recht. Darum war mir's schwer, Widerlegung oder Antwort zu finden. Ich begnügte mich mit einer Querfrage, die mir plötzlich einfiel, und womit ich, ohne anders, zu entrinnen dachte: „Haben Sie schon Offenbarungen Ihres Schutzgeistes gehabt?"

Mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt sagte sie: „Manchmal schon, wie ich glaube."

Ich sah sie bei diesen Worten wahrscheinlich etwas verblüfft an; denn sie setzte hastig hinzu: „Mylord, verstehen Sie mich wohl; ich glaube es! War's nicht ein fremder Geist, der auf den meinigen einwirkte: so müßte mein eigener ein höherer sein, als ich weiß. Daran zweifle ich, weil ich doch nicht anders bin, als Andere, und Andere solche höhere Kräfte nicht haben."

Ich wußte noch immer nicht, was ich aus ihren Reden machen sollte. Daher, um sie zu nöthigen, mir klarer zu werden, sagte ich bloß: „Zum Beispiel, liebe Miß?"

Da erhob ihr Großvater wieder die Stimme und sprach: „Zum Beispiel, Mary hat Sie gekannt, ehe wir Sie gesehen hatten, Mylord. Auf der Reise nach Calais, als wir in Amiens des Mittags verweilten, saß Mary allein im Wirthshaus am Fenster. Da ich wieder ins Zimmer trat, eilte sie mir ängstlich entgegen,

und sagte: Wir gehen einer großen Gefahr entgegen. Aber Gott ist mit uns. Wir sollen uns nicht fürchten. Wir liegen am Strand des Meeres. Gott sendet seinen Engel. Er erweckt einen Helfer. So sagte Mary, und beschrieb, Mylord, Ihre Gestalt, Ihr Alter, sogar die Farbe Ihres Haares. Als ich Sie nachher erblickte, Mylord, in der Fischerhütte, waren Sie derselbe, den mir Mary zu Amiens geschildert hatte."

Als Dun-Ofallin so redete, wagte ich's nicht, zu widersprechen. Ich gestand, daß so etwas über den Horizont meiner Erfahrungen und Kenntnisse hinaus trete, und empfahl mich der Huld von Maria's freundlichem Schutzgeist. „Mir," setzte ich lächelnd hinzu, „ist solch ein Glück noch nicht zu Theil geworden. Aber ich glaube wohl, schöne Miß, Engel spielen gern mit Engeln, darum haben sie mit mir nichts gemein."

Diese Antwort erregte in ihr leises Mißfallen. Sie brach plötzlich ab, und lenkte das Gespräch mit der ihr eigenthümlichen Besonnenheit auf andere Sachen.

Recht mit Absicht habe ich dir, Harry, dies umständlich erzählt. Was denkst du eigentlich dazu? Nie, sage ich dir, habe ich ein so junges Mädchen von so gereiftem Verstande, von so vieler Umsicht, so großer Geistesgewandtheit und so seltsamen Einbildungen gesehen. Aber du müßtest sie sehen, sie selbst hören, um mein Erstaunen zu theilen. Nie werde ich diesen Neujahrsbesuch vergessen; doch die geschehene Einladung will ich benutzen, und den greisen Propheten und die schöne Geisterseherin näher kennen lernen.

8.

Die Audienz beim Erzbischof.

London, im Februar 1633.

Heil dir, glücklicher Harry, du wohnest, wie der Seligen einer, in dem Paradiese, welches die Natur mit eigenen Händen baute, und kennst keine Welt, als die du dir selbst durch die Fülle deines Geistes schaffen willst. Ich aber bin, o daß ich das sagen muß! seit ich wieder in meinem Vaterlande wohne, wie einer, der in Verbannung lebt. Ueberall fremde Menschen, denen ich zuwider bin, und die mir, wenn es länger dauert, unerträglich werden. Ich bin, wiewohl ich kein Verbrechen auf mir habe, bloß des Kirchenglaubens willen, den ich von meinen Vorfahren erbte, gleich einem Geächteten. Die Presbyterianer, wie die Episkopalen, behandeln mich wie einen, der mit Himmel und Erde im Widerspruch, Gott und Vaterland zugleich verrathen muß. Meine Treue am Glauben der alten Kirche wird von den Fanatikern Fanatismus geheißen. Ich will gern zugeben, Harry, daß in unserer katholischen Kirche mancherlei Mißbrauch eingeschlichen sei von alten, wüsten Zeiten her. Am tadelnswürdigsten ist die zudringliche Einmischung des römischen Hofes in weltliche Angelegenheiten der Staaten und einzelnen Familien. Die Zeiten des Priesterregiments bei vernünftig und mündig gewordenen Nationen sind vorbei und sollen vorbei sein. Was geht es meinen innern Glauben an, ob der römische Stuhl mehr oder weniger Geldeinnahmen von Indulgenzen und Weihen und Dispensationen habe? Die heiligen Finanzspekulationen, diese frommen Geldschneidereien gehören nicht zum Christenthum. Aber was finde ich bei den Episkopalen, den Protestanten? Ist es nicht der nämliche Priesterstolz, die nämliche pfäffische Bosheit und Herrschsucht? Was finde ich bei den wilden Schwärmereien der Presbyterianer, bei zahllosen andern Sekten,

die aus dem verwesten Leichnam des alten Kirchenthurms hervorgehen? Ich würde heute den Glauben ändern, wenn ich einen höhern anträfe. Aber übertreten heuchlerisch, aus Modeton, Politik, Menschenfurcht, Ehrgeiz — — keine Gewalt der Erde soll mich zwingen, mich selbst verächtlich zu machen.

Ich, wie alle Katholiken meines Standes, sind ohne Hoffnung, unserem Vaterlande dienen und nützen zu können. Wir sind verdrängt, gehaßt, wie Bastarde. Niemand steht uns gut dafür, daß wir nicht im ersten Pöbelaufruhr ermordet werden. Das schwankende Betragen des Hofes, der nur in Erweiterung oder Befestigung seines Despotismus nicht schwankt, verschlimmert die Sache der vielverdächtigten und vielverfolgten Katholiken. Wir mögen sein und thun, wie wir wollen, Alles verschlimmert unsere Sache. Wer da schweigt und gelassen duldet, wer ohne Vermögen, ohne Namen, ohne ausgezeichnete Gaben in unbemerkter Stille zu leben hofft, wird mit Füßen getreten. Wer durch Talent, Reichthum und Geburt die Augen auf sich zieht, wird nur um so heftiger verabscheut und mit Drohungen umringt.

Das Leben ekelt mich täglich mehr an. Die Menschen treiben sich, wie im Wahnsinn, durcheinander, wo jeder dem Abgott seiner Leidenschaften nachrennt, unbekümmert um den andern. Man versteht sich nicht mehr. Die Bande der gesetzlichen Ordnung lösen sich. Der König wird dem Volk verächtlich; der Hof verachtet und fürchtet das Volk. Es ist eine ungeheure politische Verwirrung. Sie wird sich in Aufrühren und Revolutionen schließen.

Der König bleibt seiner Erklärung treu; er will künftig ohne Parlament, aus eigener Kraft, regieren. Das Volk, ohne welches er Null wäre, soll Null sein. England will Er sein! Das Volk wird arm. Der Hof fährt fort, in üppigem Glanz, die Kraft der Nation zu verschwenden. Seine Pracht und die tausend Bedürfnisse seines Aufwandes zu bestreiten, macht er willkürliche Auf-

lagen, erzwingt er Darleihen, bereichert er sich mit Strafgeldern, welche die heillose Sternkammer diktirt. Daß vor fünf Jahren die Hand eines fanatischen Meuchelmörders den schändlichen Herzog von Bukingham niederstieß, blieb für den Hof, für seinen Adel, für den ganzen Troß der Tyrannendiener fruchtlose Warnung. Die Elenden verlassen sich auf ihr Kriegsvolk, auf ihr Geld. „Wir wissen, was wir wollen," sagte mir eines Tages solch ein Höfling stolz ins Gesicht: „der Pöbel aber weiß es nicht, und zerfleischt sich unter einander selbst. Wir haben Schatzkammern und Zeughäuser genug, um den Pöbel nicht zu fürchten. Am mindesten gefährlich sind die einzelnen Schreier. Die bringt man schnell zum Schweigen, wenn sie sich ferner zu laut machen mit ihrem Geschrei von Freiheit und Volksrechten. Wollen sie im Gefängniß nicht besonnen werden, macht man die Freiheitsritter um eine Spanne kürzer, und stellt heilsame Warnerempel auf."

Was soll ich zu solchen Grundsätzen sagen? Sind das die Grundsätze, mit welchen man ein Volk beglücken, ein Reich groß, einen Thron fester machen kann? Ist denn die ganze Weltgeschichte ohne Lehre geblieben? Ist denn der Mutterwitz ganz aus dem Lande verloren gegangen? Man kümmert sich um die wahren Bedürfnisse der Nation nicht, weil man sie nicht kennt; und man kennt sie nicht, weil man sie nicht kennen will. Der schwache König weiß nicht, was vorgeht! Er beurtheilt die Nation nach den Urtheilen der Höflinge, die ihn umringen. Er hört nur den Wiederhall dessen, was er in seiner Selbstverblendung spricht. Die Stimmen der Nation werden unterdrückt. Jede freie Schrift empfängt den Schmachtitel eines Aufruhrlibells. Die Sternkammer erröthet nicht, zu den verhaßtesten und unter allen Nationen verabscheutesten Maßregeln Zuflucht zu nehmen. Man stellt Spione und Horcher an, nicht nur heimliche, sondern öffentliche, mit Besoldungen und ehrlichen Amtstiteln. Man erbricht Briefe, läßt

Hausuntersuchungen veranstalten, entweiht die Geheimnisse der bürgerlichen Familien mit unverschämter Frechheit; man schleppt, bloß aus Verdacht, auf Angebereien hin, ehrbare Leute in die Staatsgefängnisse, hält sie da Wochen, Monden, Jahre zurück; wenn man durchaus keine Schuld an ihnen finden kann, läßt man sie wieder frei, und hat dann die Stirn, noch die Milde, die Gerechtigkeitsliebe der Regierung zu preisen. Welch eine höllische Gerechtigkeitspflege das, erst Unschuldige im Verhaft umherzuschleppen, und dann sich zu rühmen, sie nicht bestraft zu haben, weil man sie nicht bestrafen konnte! —

Sieh, Harry, so weit ist's bei uns in England gekommen. Der Ausgang der Dinge läßt sich voraussehen. Es werden die dem Hofe verhaßten Grundsätze, eben weil sie verfolgt sind, desto eifriger, heimlicher verbreitet, desto begieriger von allem Pöbel verschlungen, Wahres und Falsches durcheinander. Der Brand frißt im Stillen um sich, bis die Flamme bei einem Anlaß und in einer Zeit aufschlägt, wo man sie am allerwenigsten erwarten wird.

Dies, lieber Harry, nimm als Einleitung zum Folgenden, was ich dir schreiben werde, aber ich selbst noch nicht weiß. Mehrere Vaterlandsmänner, und, aus begreiflichen Ursachen, die am meisten Leidenden, nämlich Katholiken, haben sich vereinigt, auf irgend eine Weise Schritte zu thun, das Loos ihrer Glaubens- und Elends-genossen zu verbessern oder zu erleichtern, wenn es möglich ist. Sie haben viele Berathungen gepflogen. Durch Baronet Kill-kenny wurde ich in die Versammlung eingeladen. Einige äußerten ausschweifende Meinungen. Die große Mehrheit wollte auf gesetzlich erlaubten Wegen vorschreiten; verlangte nur durch Vorstellungen und Bitten bei Hof zu wirken. Andere schienen an Allem zu verzweifeln. Denn sie sahen die bisher versuchten Vorstellungen fruchtlos, und von der andern Seite Maßregeln der Gewalt gegen die augenblickliche Uebermacht des Hofes, als vergeblich an; auch

dann als vergeblich, wenn der Hof, beim endlichen Aufstehen der Nation, die Uebermacht verloren hätte, weil alle Katholiken nur der Schwärmerwuth der Episkopalen und Presbyterianer preisgegeben sein würden.

Am Ende bin ich beauftragt worden, durch persönliche Unterhaltung mit dem Erzbischof Laud den letzten Versuch zu wagen, und diesem über die Angelegenheiten unserer Kirche und deren Bekenner Licht zu geben.

Nun ist's geschehen!

Der Erzbischof ließ mich vor. Er hatte mir auf gestern Nachmittag die Audienz bestimmt. Er ist ein Mann von Gelehrsamkeit, Geist und vieler Gewandtheit. Er ist ein gefälliges Wesen; sein Aeußeres verkündet einen denkenden, kaltprüfenden Geschäftsmann. Dieser zweiundsechszigjährige Staatsruderer brennt für seine Lieblingsideen noch mit Jünglingsfeuer; aber zugleich hängt er mit zäher Hartnäckigkeit eines Greises, und ohne alle weitere Rücksicht, fest an dem, was er will. Er ist einer von den Menschen, die, weil sie obenan stehen, glauben, sie verstehen Alles am besten; die den Widerspruch für Rebellion halten und am zufriedensten sein würden, wenn die gesammte Menschheit zum Marionettenkram ihrer Hand würde. Dann, bilden sie sich ein, könnten sie die Arbeit unsers Hergotts vollenden und die beste der Welten schaffen.

Er begann, mir über meinen verstorbenen Vater, über meine Familie, über mich selbst, viel Verbindliches zu sagen. Ich mußte ihm über die italienischen Höfe Manches erzählen; dann, bei seiner Frage, wie ich, nach meiner Rückkehr, England gefunden habe, sagte ich so schonend als möglich, was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts erfahren hätte. Ich sagte ihm, man überschreite

auf allen Seiten und bei allen Parteien in leidenschaftlicher Erbitterung das gerechte Maß. Es könne so unmöglich auf gute Weise enden.

„Sie haben Recht," sagte der Erzbischof, „Sie haben vollkommen Recht. All unser Unglück ist Wirkung des Parteigeistes. Wir müssen uns um den Thron des Königs zusammenschließen, als Ehrenmänner, und dem tollen Parteiwirrwarr ein rasches Ende machen. Ich denke, der Augenblick ist nicht mehr weit, und der Sieg der guten Sache befestigt."

„Das gebe der Himmel!" rief ich: „aber nie schien mir dieser Sieg schwieriger, denn jetzt."

„Seien Sie ohne Kummer, Mylord. Es ist Alles wohl eingeleitet. Sie wissen ohne Zweifel, der König geht zu seinem Krönungsfest in wenigen Monaten nach Schottland. Verschiedene Häupter der Presbyterianer sehen ihren Irrthum und die Schädlichkeit ihres Widerstandes ein. Die andern werden folgen, oder müssen, wenn sie nicht wollen. Die presbyterianische Kirche wird mit der bischöflichen vereint, und somit die Suprematie des Throns in geistlichen Angelegenheiten über beide Königreiche anerkannt. Dann ist Friede."

„Aber die Spaltung könnte wohl auch fürchterlicher werden."

„Ich weiß, Mylord, was Sie sagen wollen, Sie halten seit einiger Zeit mit Dun-Ofallin, dem alten, fanatischen Narren, vielen Umgang. Ich wollte, Sie mieden ihn. Er schadet Ihrem Namen und Kredit. Er ist ein Wahnwitziger. Ich schone seiner, weil er in Schottland Anhang hat. Ist der König einmal in Schottland, dann wird dem Meuterer auf andere Weise zugesprochen werden. Ich rathe Ihnen, meiden Sie den Schwärmer, der bald zum Kinderspott wird."

„Mylord, die Katholiken werden das werden, was sie sein wollen."

„Wir wollen ruhige, treue Unterthanen sein, und flehen nur um die Gnade, daß man uns bei unserer Treue ruhig lasse; uns in unsern hergebrachten Rechten nicht beeinträchtige; nicht Papisten und Vaterlandsfeinde zu gleichbedeutenden Namen mache.“

„Die Katholiken, Mylord, — Sie wissen es so gut als ich — können dem Hofe nicht gefallen, und sind der Nation verhaßt. Was wollen Sie, daß man für sie thun soll, wenn Hof und Volk einstimmig wider sie sind? Der Theil muß endlich dem Ganzen weichen. Es ist bei uns weniger Streit um Glauben und Kultus, als um den Einfluß der römischen Kurie. Letztern können wir in Britannien nicht länger dulden. Es soll uns kein Fremdling, der am andern Ende Europens wohnt, Vorschriften geben, und England im Namen Christi brandschatzen. Es darf im Staat, wenn er wohlgeordnet sein will, kein Theil des Volks einen eigenen Staat machen. Das ist aber das Streben des katholischen Klerus. Er will unabhängig vom Landesherrn, will Meister sein, will wider den König eine Gegenmacht bilden. Darum hängt er dem Papst an. Das darf nicht sein. Wir wollen und müssen ein Volk sein, unter einerlei Gesetz, mit einerlei Interesse, mit einem König.“

„Ich aber sollte glauben,“ sagt' ich, „dies könnte Alles auch bei verschiedenen religiösen Ueberzeugungen bestehen, und zwar bei uns, wie ehemals und zum Theil auch jetzt, in andern Ländern. Gesetzt nun, die Katholiken können und wollen ihre Ueberzeugungen nicht ändern?“

„Mylord, dann müssen sie sich gefallen lassen, was die öffentliche Meinung, und der Staat gegen sie verhängt. Sie wissen, wie es den Protestanten, als Minderheit, in Frankreich geht.“

„Verhüte Gott, daß es bei uns zum Bürgerkriege komme, und der wäre doch unvermeidlich.“

„Hoffentlich wird es dazu nicht kommen; und wäre es, nun, dann ließe sich sein Ausgang berechnen. Doch, wie gesagt, Mylord,

dahin kommt's bei uns nicht. — Mylord, — da wir von der Sache reden, — ich habe schon mehrmals an Sie gedacht, Sie sind ein helldenkender Mann; Sie gelten bei Ihren Glaubensgenossen viel; die Irländer sehen auf Sie; — Sie könnten dem König und der Ruhe des Vaterlandes wesentliche Dienste leisten."

„Ew. Gnaden, wenn ich das könnte, wäre mir mein Leben feil. Befehlen Sie."

Der Erzbischof nahm einen freundlichvertrauten Ton an, und führte mich zum Kaminfeuer. Wir setzten uns, und nun fing er lange Reden über den Unterschied der Episkopalen und der päpstlichen Kirche an; zeigte ihre Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen; stellte die abweichenden Lehren der Katholiken als Mißbräuche und Irrthümer dar; sprach darauf von meiner Pflicht, für König und Ruhe des Staats Alles zu opfern, und, wenn ich's wollte, welche glänzenden Aussichten mir geöffnet werden würden. Er endete damit, mir vorzuschlagen, zur englischen bischöflichen Kirche überzutreten, und meine Freunde zur Nachfolge zu bewegen. Ich erwartete diesen Ausgang seiner Rede.

Du kannst dir denken, Harry, was ich ihm ungefähr antwortete. Ich verachte jeden Heuchler. Wer wider seine Ueberzeugung in eine andere Kirche übertritt, und eine Art des Glaubens bekennt, welche nicht in seiner Brust wohnt, ist ein Heuchler; so wie der Heuchler ist, welcher in der Kirche seiner Vorfahren bleibt, deren Glaubenssätze seiner Ueberzeugung widersprechen, und nicht in diejenige Kirche frei hineintritt, mit deren Lehren er eines Sinnes ist. — Und könnte ich Heuchler genug sein, in eine der protestantischen Sekten überzugehen, so würde mein Uebertritt mir nur verdiente Schmach zuziehen, keine Nachfolge erwecken; und die Kirchenpartei entehren, zu der ich träte.

Der Erzbischof wandte seine ganze Ueberredungskunst an, mich zu erschüttern. Er erreichte seinen Zweck so schlecht, daß er zuletzt

sichtbar empfindlich ward, und meine Festigkeit, wie eigensinnigen Trotz, ansah, mit dem ich ihn ärgern wollte.

Er brach das Gespräch jählings ab, stand auf, und machte Miene, Geschäfte zu haben. Nun aber war's an mir, ihn noch um Gehör zu bitten. Er gab sich etwas lau dazu her. Ich fing an, ihm die bedenkliche Lage des Reiches vorzustellen. Ich zeigte ihm, daß, wenn der König nicht König aller Parteien wäre, sondern nur König einer Partei, die andern ihn bloß als Haupt ihrer Feinde ansehen würden. Gefährlich sei es immer, wenn ein Fürst mit seinem Volk zerfallen wäre; aber auch, wenn er in dem Prozeß die Oberhand behielte, bliebe der Prozeß selbst ein Flecken seiner Regierung und seines Lebens. Ich bewies ferner: daß, wenn der König glaube, durch die große Zahl der Bekenner aus der bischöflichen Kirche, die er begünstige, stark genug zu sein, er doch auf diese Stärke nicht viel zählen dürfe, weil die Bekenner der bischöflichen Kirche wieder politisch getrennt wären, und die Mehrheit derselben mit den übrigen Kirchenparteien den Kummer und Verdruß über Unterdrückung der Volksrechte, über Vernichtung des Parlaments, über das eingeführte Spionensystem, über die durch die Sternkammer veranstalteten Verhaftungen, über die Erbrechung der Briefe, über die Hausdurchsuchungen, über die Vernichtung der Denk- und Preßfreiheit, ja der Redefreiheit, über die willkürlichen Auflagen und dergleichen theilten. Ich stellte ihm vor, daß die Unzufriedenheit dadurch, daß man mit Befehlen und Verhaftungen Alles zum Schweigen brächte, nicht gestillt, sondern vermehrt, stummer, aber inniger gemacht würde; daß es der Hof früh oder spät bereuen könnte, das Herz der Nation durch harte, ja zweckwidrige Maßregeln unversöhnlich erbittert zu haben. Die Nation fordere in kirchlichen Dingen nur Duldung. Möge die Mehrheit des Volks in England bischöflich sein; aber man hindere die in Schottland nicht, Presbyterianer, die in Irland nicht, Ka-

tholiken zu bleiben. Die Nation fordere in politischer Hinsicht gesetzliche Ordnung, weil in dieser allein nur wahre Freiheit wohne; außer derselben nur Anarchie des Volks oder Despotismus des Hofes stattfinde. Gesetzliche Ordnung aber bestehe nicht, so lange der Hof Befehle statt Gesetze gäbe, und die Willkür Eines oder einiger Personen den Willen einer ganzen Nation bände, die dadurch zur Knechtschaft entehrt würde.

Ich wollte darauf von den Katholiken, ihren bescheidenen Wünschen reden, — aber Laud unterbrach mich schnell; ward heftiger, als ich von einem so klugen Staatsmann erwartete, und fragte zuletzt kurz: „Mylord, reden Sie in Ihrem Namen, oder aus Auftrag der Katholiken?“ Ich antwortete: „Nur in meinem Namen; aber was ich sage, ist Gedanke und Wunsch aller meiner Glaubensgenossen.“

„Das letztere müssen Sie erst beweisen können!“ sagte er, und eine zornige Röthe überflog sein Gesicht. „Ihre übrigen Bemerkungen, die Sie mir vortrugen — erlauben Sie, daß ich ebenfalls offen rede — sind zum Theil einseitig, zum Theil falsch, weil Sie die Lage der Dinge mißkennen; zum Theil, nehmen Sie mir's nicht übel, besonders was Ihre prophetischen Drohungen gegen den König betrifft, aufs gelindeste gesagt, unbescheiden.“

Bei diesen Worten ging er rasch von mir und klingelte seinen Leuten im Vorzimmer. Ich verstand, daß er mich entfernen wollte, und verabschiedete mich.

Harry, ich sehe Unglück vor. Die Nachricht von meiner Unterredung mit Laud hat meine katholischen Freunde in die unbeschreiblichste Bestürzung und Verzweiflung gebracht. Ich beruhigte sie einstweilen damit, daß ich eine unmittelbare Audienz beim König selbst suchen wolle. Sie haben aber wenig Glauben an das Gelingen dieses Schrittes. Ich selbst nicht.

Es mag noch einige Jahre gehen: aber lange kann ein so wider=

natürlicher Zustand nicht dauern. Er ist widernatürlich, weil der König seinen Unterthanen einen Zustand aufdringen will, welcher durchaus mit den Bedürfnissen und Einsichten der Nation nicht vereinbar ist. Er zerstört die Natur der Dinge, und will eine andere geltend machen. Der König ist von seinen Umgebungen übel berichtet; aber diese selbst können unmöglich von der Lage des Volkes Klarheit und Vorstellungen haben. Denn, weil sie Allen Schweigen gebieten, außer den Maulfreunden ihrer Partei, hören sie nichts mehr. Nun halten sie das Schweigen für Beruhigung oder Zufriedenheit der Masse; halten, was nach ihren Begriffen das Beste ist, für Ueberzeugung und Willen des achtbaren Theils der Nation; nennen hingegen Alles, was ihren Maßregeln widerspricht, Rebellionssucht, Meuterei, Volksaufwieglerei, und gehen in Selbstverblendung so weit, daß sie sich für untrüglich achten, und gar nicht begreifen, wie eine und dieselbe Sache, von oben herab gesehen, ganz anders dasteht, als wie, wenn sie von unten hinauf betrachtet wird.

Oder glaubst du, Gährungen, wie diese, können ohne furchtbare Ausbrüche bestehen? Hier ist's um Meinungssachen, Geistesangelegenheiten, Ueberzeugungen zu thun. Den Hunger und Durst des Leibes kann man mit Nahrung stillen, nicht also den Hunger der Geister. Nicht die Gewalt beherrscht den Gedanken, sondern der Gedanke beherrscht die Gewalt, und die verzweifelnde Seele bietet zuletzt den Leib Todesgefahren feil, um eine höhere Sache zu retten. Das Vorgefühl des mit besonnener Staatsklugheit, oder vielmehr Staatsthorheit, herbeigezogenen Unglücks meines Vaterlandes quält mich oft peinlich. Die heute zu früh triumphiren, werden einst zu spät darüber weinen *). Wie die Sonne am Himmel,

---

*) Es ist bekannt, welchen Ausgang die Händel hatten. Die Unruhen stiegen. Karl I., vom Bischof Laud verleitet, versuchte erst durch

hat das Schicksal des Sterblichen, des Volks, des Menschengeschlechts seinen bestimmten Gang unter unabänderlichen Gesetzen der ewigen Weltordnung.

Harry, ich finde, daß das große Verderben der Staaten seine Urquelle in der heutigen Verziehung der Jugend hat, folglich in der Geistesblindheit und heillosen Befangenheit der Alten. Alle Gesetzgebungen sind eitel, wenn die, für welche sie aufgestellt sind, moralisch untauglich bleiben, sie zu begreifen und auszuüben. Die Solonen, Lykurge und Numa's der Vorwelt und unserer Tage begehen daher den ewigen Rechnungsfehler, daß sie Strafgesetze für Verbrechen erfinden, statt durch weise Stiftungen die Verbrechen selbst zu mindern. Sie arbeiten also mehr für Henker und Kerkermeister in die Hand, als für Zufriedenheit der Völker. Das ist das Unglück.

Alles ist verkehrt, und daher selbst das Himmlische in den Koth niedergezogen. — Und wehe dem, der das wagt laut auszusprechen.

Unterhandlungen, dann mit Gewalt die englische und schottische Kirche zu vereinigen. Darüber kam es in Schottland zum Aufstand. Der Lärmen in der Domkirche zu Edinburg vergrößerte sich bald zur Gesetzlosigkeit und Empörung in Schottland und England. Die Hefen des Pöbels schwammen, wie immer, in der allgemeinen Umwälzung oben auf; die Guten gingen unter, oder wurden nicht gehört. Schuldige und Unschuldige fielen durchs Schwert oder durch das Beil des Nachrichters. Auch Bischof Laud mußte auf dem Schaffot sterben; selbst König Karl ward zum Tode verurtheilt und am 30. Januar 1646 enthauptet. Er war von Natur ein gutmüthiger Mann, aber schwach, von falschen Rathgebern geleitet. Er zeigte sich erst in Seelengröße, als ihn nichts mehr vom Untergang retten konnte.

9.

Die Bekehrungsversuche.

London, am 3. März 1633.

Ich war in dieser Zeit oft bei Dun-Ofallin und seiner schönen Enkelin. Nirgends in London konnte ich das wüste Zeitalter und mich selbst so ganz vergessen, als dort. Das Mädchen — du spöttelst in deinem letzten Brief über mein Herz — nun ja, es hat Eindruck auf mich gemacht; aber Liebe und Verliebtheit ist da nichts zu nennen. Da ist keine Leidenschaft, welcher alles Andere unterliegen müßte. Ich würde die Gesellschaft dieser presbyterianischen Familie ungern vermissen; aber sie zu entbehren, wäre ohne Störung meines Glückes möglich.

Gern behorche ich mein Inneres über diesen Punkt. Es ist das erste Mal im Leben, daß ein Mädchen durch Geist und Anmuth des reinsten Gemüthes mein Wohlgefallen in solcher Stärke an sich zieht. Bin ich aber in Mary's Gesellschaft, ist's auch nur dies stille Wohlgefallen, welches mich belebt; nichts Anderes. Ich bleibe ruhig, gelassen, in meiner Alltagslaune. Ich gehe eben so zufrieden von ihr, als ich zufrieden gekommen bin. Unsere Unterhaltungen haben nichts, das auf irgend eine Leidenschaft hindeuten könnte, wiewohl ich zugebe, daß dies Mädchen fähig wäre, Leidenschaften zu entflammen.

Inzwischen bemerkte ich an mir bald, daß ich in meinen Zimmern, wenn ich einsam war, oft größere Sehnsucht nach jener Gesellschaft empfand, als der Genuß groß war, diese Sehnsucht zu stillen. Ich bemerkte, daß ich, war ich nicht bei Marien, sie mir unendlich schöner dachte, als ich sie, sobald ich zu ihr kam, in der Wirklichkeit erblickte. Vielmals ertappte ich mich auf schwärmerischen Träumereien, und ward überzeugt, daß nur die Einbildungskraft, nicht die Wirklichkeit es ist, wodurch Leidenschaften

entzündet werden. Um von diesen frei zu bleiben, ist's am kürzesten, die gefährlichsten Gaukelspiele der Phantasie zu meiden. Das that ich; und ich ließ mich nie selbst einsam. Ich gewöhnte, ich zwang mich, Marien als gleichgültige Person zu betrachten; besuchte andere Gesellschaften häufiger; blieb nie geschäftlos, und ging zu sehr ungleichen Zeiten zu Ofallin. So blieb ich, bei allen Reizen Mary's, eigener Herr. — Folge meinen Fußstapfen, Harry, wenn dir eine Mary begegnet.

Ofallin sieht wenig Gesellschaft; noch seltener fand ich fremde Frauenzimmer in der Gesellschaft seiner Enkelin. Sie verlassen das Haus nur, um in London Merkwürdigkeiten oder die Kirche zu besuchen. Mary lernt die Harfe bei einem jungen Italiener, Namens Fracastelli. Er gehört gewissermaßen zum Hause. Er ist eine Eroberung des frommen Ofallin, der ihn von der katholischen Kirche abtrünnig und zu der presbyterianischen bekehrt hat. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Beinahe argwohne ich, die reizende Enkelin hat mehr Theil an der vermeinten Bekehrung gehabt, als der ehrwürdige Alte. Der junge Mensch kann sich nicht verhehlen. Er ist Gluth und Seele, wenn er unterrichtet, wenn er zu Mary spricht, wenn sie ihn anlächelt. Er hat das Wesen eines Menschen, der sich selbst nicht mehr angehört. Er ist ein Anderer, wenn man ihn allein spricht, und außer Mariens Nähe eine todte, erloschene Kohle. Mary benimmt sich mit ihm, wenigstens in Gesellschaft, so gütig, wie mit mir und jedem Andern. Zuweilen zwar schien mir's, als schliche sich in ihr Betragen etwas Zärtliches gegen ihn ein; zuweilen aber, als wäre sie gegen ihn wieder kühler, denn gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute mit einander stehen. Doch läßt sich Alles sehr gut aus ihrem längern und vertrautern Umgang erklären. Auch geht mich die Sache wenig an.

Der Alte läßt mit seinen Bekehrungsversuchen noch nicht von

mir ab. Sogar Mary mischt sich in das Geschäft, vermuthlich von ihrem Großvater dazu ermahnt. Mit ihr aber hatte ich leichteres Spiel. Die Religion des Herzens geht über die Religion des Kopfes; und so konnte ich in voller Wahrheit sagen: „Miß, wir sind eines Gottes und eines Glaubens. Oder meinen Sie im Ernst, ich würde als Presbyterianer frömmer und besser sein, denn als Katholik?"

Sie antwortete mir mit fester Stimme: „Nein, Mylord."

„Oder meinen Sie, Miß Ofallin, Ihre katholischen Voráltern seien dem höchsten Wesen minder lieb gewesen, als ihm heute die Presbyterianer sind?"

Sie antwortete noch einmal eben so fest ihr Nein.

„Nun denn, so will ich Ihnen mein offenes Bekenntniß ablegen," setzte ich hinzu. „Ich finde in der katholischen Kirche selbst viel Irriges, Untaugliches; das Beste darin ist das Wort Christi, nicht das aus spätern Zeiten zugefügte Menschenwerk und Geträume. Eben dies Göttliche erkenne ich in den Kirchen und Lehren der Presbyterianer, Puritaner, Episkopalen, und wie sie alle heißen; aber auch eben so jenes hinzugewachsene häßliche Menschenwerk, welches mir mißfällt. Ich könnte also nicht die Religion, sondern nur die Kirche tauschen; das heißt, eine mängelvolle Einrichtung und Nebenmeinung mit der andern. Ist das der Mühe werth? Könnten Sie mich höher achten, wenn ich, ohne Ueberzeugung vom Bessern, mich zu Ihrem Kirchengebrauch hinwenden würde?"

Sie stand eine Weile mit gesenkten Blicken sinnig da. Dann schlug sie die Augen auf, sah mich mit einem Blick an, der mich durchdrang, faltete die Hände mit Inbrunst, wie eine Bittende, und sagte: „Ach Gott, wenn es möglich wäre, wenn es sein dürfte!" Sie sagte das mit einer Stimme und Geberde, helles Roth überströmte dabei ihre Wangen — sie hätte einen Türken zum Proselyten machen können. Dann drehte sie sich mit ihrer ihr unge-

wöhnlichen Heftigkeit von mir weg; sah durchs Fenster auf die Gasse und ließ mich wegen der Antwort in Verlegenheit. — Ruhiger wandte sie sich dann wieder zu mir und sagte:

„Mylord, ist dies Ihr unwandelbarer Sinn?" — Und als sie meine Bejahung hörte, sprach sie: „Wohl, Mylord, ich ehre Ihre Denkart. Ich will Sie nicht weiter plagen. Ueber diesen Gegenstand sprechen wir nie wieder."

Desto öfter hebt der Alte davon an. Als ich ihm aber eines Tages vom Antrag des Erzbischofs Laud sagte, mich von der katholischen Kirche zu der bischöflichen zu wenden, gerieth er in heiligen Zorn. „Vom Fegfeuer zur Hölle!" rief er: „Mylord, lieber möchte ich Sie als Katholik sterben sehen, damit Sie nicht vom Irrthum in Heuchelei stürzen. Diese Episkopalen sind aus der Blindheit zur Verblendung gelangt, und von der Erstarrung zur Verstocktheit. Sie liegen in der Hölle, wie Schafe; der Tod benaget sie. Ihr Thun ist eitel Thorheit. Aber die Frommen werden gar bald über sie herrschen, und ihr Trotz muß vergehen; in der Hölle müssen sie bleiben."

Dieser Zorn des frommen Greises gegen die Episkopalen hat gute Folgen für mich. So oft er von Bekehrung spricht, lasse ich nun die Episkopalen dazwischen treten.

10.

Die Audienz beim König.

London, am 26. Mai 1633.

Du hast Ursache, unzufrieden mit mir zu sein. Ich verdiene deine Vorwürfe, mein Harry. Ich hätte dir wenigstens mit wenigen Zeilen ein Zeichen meines Lebens geben können. Ich unterließ es, weil ich's von Tag zu Tag verschob. Aber nun sollst du, statt des

Briefes, ein ganzes Buch von meinen Abenteuern erhalten. Ein Strom von seltsamen Schicksalen fluthete mich aus dem Geleise meiner üblichen Lebensweise hinweg. Ich will dir Eins ums Andere erzählen.

Am 6. März ward ich beim König zur Privataudienz gelassen. Ich hatte mit Ungeduld darum gebeten; noch ungeduldiger erwarteten meine Freunde den Ausgang derselben. Das Loos der Katholiken sollte dort gezogen werden.

Der Empfang beim König war kalt und verkündete Ungewitter. Der Monarch, sonst äußerst liebenswürdig, war diesmal wortarm, trocken, und hatte in seinem Thun und Lassen Gezwungenes. Ich bemerkte es; ließ mich aber nicht schrecken. Er befragte mich erst um meine Reisen. Doch in seiner Miene, in seinem Tone fand ich vollen Widerspruch mit seinen Worten. Er fragte um Dinge, die ihm äußerst gleichgültig waren. Auch unterbrach er mich bald, und fing von meinem Vater an. Er lobte die Tugenden desselben auf eine Weise, als wollte er damit nur ausdrücken, was er an mir vermisse. Ich betheuerte meine innigste Anhänglichkeit.

„Geben Sie sich keine Mühe," sagte der König mit etwas verdrießlichem Blick, „es ist mir nicht unbekannt, wie Sie von mir denken."

Als ich meine unwandelbare Ehrfurcht betheuern wollte, unterbrach er mich abermals, und verlangte mit wenigen Worten die Ursache zu wissen, die mich zu ihm führe. — Ich sprach darauf mit aller Ehrerbietung und Umsicht, aber auch mit aller Kraft und Lebendigkeit, welche das Gefühl des Rechts gewährt, von der verzweiflungsvollen Lage seiner katholischen Unterthanen.

Er ließ mich ausreden, hörte mich aufmerksam an, und sagte dann nach kurzem Stillschweigen folgende wichtige Worte: „Lord Baltimore, Sie denken, als Unterthan; ich denke, als König. Ich werde als König handeln; vergessen Sie nie, als Unterthan

zu handeln. Ich will in meinen Reichen Frieden, Eintracht, Ruhe; ohne dem kein Glück. Um Religionskriege zu verhüten, muß ich strenge Maßregeln nehmen. Sie thun mir leid, Ihres Vaters wegen. Was Sie für die Katholiken begehren, kann ich Ihnen nicht gewähren. Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber, sondern sie nur dem Himmel schuldig. So wenig kann ich für Sie thun, daß ich bei dem gegenwärtigen Parteihaß, beim Zorn der Volksmenge gegen die Katholiken, Ihnen kaum persönliche Sicherheit versprechen kann. Dahin, leider! ist es durch die Widerspenstigkeit der Katholiken und Presbyterianer gekommen. Sie haben sich, Mylord, durch Unvorsichtigkeit geschadet. Ich kenne das katholische Komplot, in welches man Sie hineingezogen hat. Lassen Sie sich zu keinen Unbesonnenheiten hinreißen. Sie sind bei der Sternkammer verdächtigt. Man hat ein Auge auf Sie. Aus Achtung für Ihren Vater, und Ihres eigenen Friedens willen, gebe ich Ihnen den Rath, entfernen Sie sich auf einige Jahre aus England. Ihre Verhältnisse gestatten nicht, eine untergeordnete Rolle zu spielen, oder müßiger Zuschauer zu bleiben. Entfernen Sie sich auf einige Zeit. Neutral können Sie nicht sein, wenn Sie in England wohnen. Sie haben Todfeinde. Es sollte mich schmerzen, Sie durch Gewalt der Umstände, oder durch demokratische Grundsätze, früh oder spät, unter den Gegnern meiner Verfügungen zu erblicken. Was ich thue, ist für Englands Glück. Aber es kann einige Stürme geben; ich fürchte die nicht. Sie werden mein Werk vollenden helfen."

Ich bat um Erlaubniß, einige Worte vor Seiner Majestät zu meiner und der Katholiken Rechtfertigung aussprechen zu dürfen. Er ertheilte sie. Ich entdeckte ihm mein Verhältniß zu den Katholiken; das Verhältniß meiner Freunde, deren Zusammentritt man als Komplot denunzirt zu haben schien; sprach von der gährungsvollen Stimmung der Nation, und von Allem, was ich schon

dem Erzbischof Laud gesagt hatte, um den König zum Nachdenken über die gefährliche Lage des Reiches und zu mildern Gesinnungen zu bringen. Dann, nachdem ich lange geredet, schwieg ich.

„Haben Sie Alles gesagt, was Sie sagen wollten?“ fragte er ruhig. Ich bejahete es. „Gut!“ entgegnete der König: „So bereiten Sie sich, England zu verlassen. Es thut mir leid um Sie. Ich rathe Ihnen, wie ich meinem besten Freunde unter solchen Umständen rathen würde. Wenn Sie zu mir kommen, Abschied zu nehmen, werde ich Sie gern empfangen.“

Damit entließ mich der König.

In der That, Harry, die sonderbaren Aeußerungen des Königs und sein dringender Rath, England wieder zu verlassen, erfüllten mich mit Unwillen. Tausend Gedanken verwirrten sich in mir. Ich weiß noch jetzt nicht, wie ich aus dem Schloß, wie ich in den Wagen gekommen bin?

Abends erschienen, laut Verabredung, meine Freunde bei mir. Ich trug ihnen meine Reden, und des Königs Antworten vor. Es war Todesstille. Niemand veränderte die Miene. Als sie die wiederholte, dringende Mahnung des Königs hörten, ich sollte England auf einige Jahre meiden, schien der Ernst Einiger in Erstaunen, der Andern in Hohn überzugehen. — Nachdem ich geendet hatte, sprang Oberst James Dikinson auf — du kennst den Brausekopf — und schrie: „Er ist verloren, der König!“ — Ganz seltsam wiederhallte es aus dem Munde der meisten Andern im vollen Mißverständniß dessen, was Dikinson gesagt hatte: „Wir Katholiken sind verloren. Uns hilft nichts mehr. Es kömmt zum Bürgerkrieg. Wir unterliegen!“

Nachdem der erste Lärmen gestillt war, trat man in Berathung. Du kannst leicht denken, wie verschieden die Meinungen fielen. Alle diese Meinungen aber waren am Ende doch nur Wirkungen der ersten verzweiflungsvollen Bestürzung. Einige, ganz entmuthet,

wollten in Zurückgezogenheit von Geschäften ihr Schicksal abwarten; Andere Hab' und Gut verkaufen und sich auf dem festen Lande niederlassen; die Meisten aber sich in ihre Heimath begeben, des Königs Aeußerungen kund thun, Bewaffnungen in aller Stille veranstalten, und mit dem Schwert versuchen, Freiheit und Rechte ihres Volkes gegen Willkühren des Hofes zu behaupten. Ich redete nicht. Als man meine Gesinnungen vernehmen wollte, rieth ich, im ersten Aufbrausen keinen Entschluß zu fassen, der zu verderblichen Uebereilungen führen würde.

Wirklich hatte ich selbst keinen Entschluß. Die Sache war zu wichtig. Es handelte sich um Ehre, Freiheit und Religion, um unser Eigenthum und Leben. Die Mehrheit stimmte mir bei. Wir schieden von einander mit dem Beschluß, uns in vierzehn Tagen insgesammt wieder zu sehen.

11.

Der Traum.

Lange schwankte ich ungewiß über die Wahl meines Looses. Folgenden Tages empfing ich Besuche von den edelsten Männern, die in der Nähe des Königs leben. Auch Lord Juron, der Schatzmeister, kam. Von Allen vernahm ich, daß der König, aus Huld zu mir, meine Entfernung verlange, weil er voraussehe, ich würde in verderbliche Unternehmungen verwickelt werden. „Sie können nicht in England, nicht in Irland bleiben," sagte der redliche Juron, „ohne von den Katholiken früh oder spät zu einer Art Parteihaupt gehoben, mit dem Hof in Widerspruch gesetzt, und entweder das Schlachtopfer der Episkopalen, oder der argwöhnischen Katholiken, oder des Hofes selbst zu werden. Also verbannen Sie sich freiwillig auf eine Reihe von Jahren aus Ihrem Vaterlande. Es ist für die öffentliche Ruhe und für Sie selbst nützlich."

Ich erkannte aus dieser Rede, man halte mich für wichtiger, als ich war, oder sein wollte. Der Hof fürchtete in mir eine Hauptstütze der Katholiken gegen seine Anschläge. Sollte ich zu einer solchen Zeit Glaubensgenossen und Vaterland in der gefährlichen Lage lassen, nur auf meine Sicherheit bedacht sein? Mein Stolz sträubte sich. — Aber dem Hof verdächtig, den Episkopalen verhaßt, von Allen beobachtet: was konnte ich hoffen, für die Katholiken zu leisten? Sollte ich endlich je meine Hand zum Blutvergießen in Bürgerkriegen erheben? Nimmermehr. Der König dringt darauf, daß ich mich entferne. Sein Rath ist höflicher Befehl. Mein Ungehorsam wird seinen Argwohn verdoppeln; seinen Unwillen gegen mich lenken. Wie leicht wird es gewissenlosen Menschen, die ihm dienen, mich zum Verbrecher zu stempeln? — Des tugendhaften Juxon Warnungen kamen mir nicht umsonst.

Einige Tage verflossen in diesen Ueberlegungen. Ich sprach mit vielen meiner Freunde. Ich dachte an dich, und daß ich zu dir wollte, und mit dir, du mein Einziger, in Italien leben, wie in den vorigen Jahren. Aber dann vernichtete der Gedanke an mein Vaterland, und besonders an viele Katholische vom Adel, die ich schätze, deren Loos zu theilen ich entschlossen bin, denen ich Treue und Standhaftigkeit zugesagt habe, die auf meinen Rath hören, alle andern Plane.

Da trat eines Morgens Sir Ofallin zu mir ins Zimmer. Wir hatten uns schon seit einer Woche nicht gesehen. Er reichte mir seine Hand und sprach in seinem Prophetenton: „Fliehe, denn der Löwe brüllet, wer sollte sich nicht fürchten? Aber wehe dem, der die Stadt mit Blut bauet, und zurichtet die Stadt mit Unrecht!“ Schon aus diesem Eingang des fremden Mannes bemerkte ich, daß das Gerücht vom Willen des Königs wegen meiner Entfernung zu seinen Ohren gekommen sei. In der That wußte er ziemlich alle Umstände. Er hatte Freunde am Hofe. Er scheint

seinen Aufenthalt in London nicht umsonst genommen zu haben. Auch von des Königs Reise nach Schottland wußte er schon. „Aber," setzte er hinzu, „der König geht mit eiteln Absichten und mit Gedanken, welche zu Schanden werden müssen. Darum spricht der Herr also: Wie man Silber, Erz, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase, und zerschmelze es: so will ich auch seine Anschläge in meinem Zorn und Grimm zusammenthun, einlegen und schmelzen."

Als er sich endlich in der gewöhnlichen Sprache der Menschenkinder näher erklärte, vernahm ich mehr, als ich selbst wußte, daß König Karl besonders deswegen nach Schottland reisen wolle, um die Presbyterianer schlechterdings mit den Episkopalen zu vereinigen, und zwar ihr ganzes Kirchenwesen zu vernichten. „Das gibt Unglück!" rief der Alte: „Die schottische Kirche soll eher zerstört werden, als entweiht sein; und ihre Kinder werden eher auf dem Schutte sterben, denn daß sie sollten ihr Heiligthum irdischen Machthabern überantworten. Darum, Mylord, gehorchen Sie dem König, schütteln Sie den Staub von Ihren Schuhen, und wenden Sie dem nahen Gräuel den Rücken. Es kann ja wohl sein, daß ich alter Mann, wenn ich meines Vaterlandes Knechtschaft vollendet sehe, mich aufmache, und Ihnen nachfolge in die Einsamkeit der Kolonien jenseits des Weltmeers, wo die Indianer zu Ihren Füßen sitzen. Da will ich dann den Heiden predigen und ihnen den Herrn verkündigen; denn hier wird ein neues Ninive erbaut und ein neues Babel."

„Wie meinen Sie das, Sir Ofallin?" sprach ich. „Wer sagte Ihnen, daß ich zu den Indianern über das Weltmeer wolle? Ich habe wirklich noch keinen festen Entschluß genommen. Wahrscheinlich, wenn ich England meiden muß, begebe ich mich zu meinem Freunde Otham wieder nach Italien, und warte den Ausgang der Unruhen und die Zeit ab, da ich mit Sicherheit hier wohnen kann."

„Das werden Sie nicht. Meine Mary hatte im Traum ein

Gesicht. Und sie sah die Schiffe, auf welchen Sie mit hundert Rittern in das fremde Land kamen, wo Sie unter einem hohen Baume saßen, und die Wilden Speise zu Ihnen brachten, und auf Ihre Worte horchten. Die Andern aber fällten Bäume, und schlugen Hütten auf am Ufer des großen Flusses, der dort ins Meer sich ergeußt."

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren; aber doch überraschte mich der Gedanke mit unbeschreiblicher Gewalt. Ich dachte nämlich an die Schenkung, welche der König meinem Vater in Amerika gemacht hatte, und gedachte dazu der Worte meines sterbenden Vaters. Wie, wenn ich dort allen Müden, Geplagten und Verfolgten, Allen, die früh oder spät ihres Glaubens willen aus dem Lande zu gehen Lust haben, sichere Zufluchtstätte bereitete? Dieser Gedanke stand plötzlich in voller Klarheit. Es ward mir, als sei dies die edelste Aufgabe meines Lebens; als sei Marie der Engel, durch welchen sich mir der Himmel offenbaren wollte.

Ich erwiederte dem Alten, daß der Traum Mariens in der That keinen ganz ungemäßen Rath zu geben schiene, und erzählte von meinen Besitzungen im Norden des Potowmakflusses, wovon Dun-Ofallin nichts wußte. „Wohl, Mylord," sagte er, „dort werden Sie Hütten bauen, Gott sei mit Ihnen. Vertrauen Sie auf den Herrn. Er wird Sie führen an seiner rechten Hand."

12.

Die Annäherung.

Denselben Tag gegen Abend besuchte ich Ofallins Haus. Er hatte mir gesagt, seine Enkelin wäre unpäßlich. Ich fand sie in ihrem Zimmer allein. Sie sah blaß, und ihre Augen schienen verweint. Sie empfing mich mit gewohnter Güte. Es schwebte etwas

Unnennbarschönes über ihr schwermüthiges Lächeln, mit dem sie mich grüßte.

Nie um das Wort verlegen, wußte sie sogleich hundert Kleinigkeiten zu erzählen. Aber was wird nicht durch den Zauber ihrer Ansichten, durch die eigenthümliche Art, in der sie Alles nimmt, was sie berührt, wichtig? Sie hatte mich unlängst in den Kreis ihrer Häuslichkeiten hineingezogen, daß ihr Vogel, ihre Blumen am Fenster, ihre Bilder, ihre Lesereien, die kleinen Angelegenheiten ihrer Bekannten hohe Bedeutung für mich gewonnen hatten. Du bist so glücklich, Harry, eine Schwester zu haben. Ich aber sah die Frauen bisher nur im äußersten Festkleide. Diese Miß Ofallin ist das erste Frauenzimmer, dem ich mich in ihrem Heimathlichen nähern darf. Welch eine Verschiedenheit, Welt und Leben eines Mädchens, und eines Mannes Leben und Welt! — Man vergißt herzlich gern die großen Gegenstände der Wissenschaften, der Nationen, der eigenen Verhältnisse neben den liebenswürdigen Kleinigkeiten eines Hauswesens, wo der Genius eines sinnvollen Weibes waltet.

„Sie aber scheinen nicht froh zu sein, Miß Ofallin?“ sagte ich, und unterbrach ihre Erzählungen. „Ihre Augen haben noch eine Trübheit, wie nach Thränen. Wenn ich unbescheiden bin mit meiner vertraulichen Frage, so halten Sie es der ängstlichen Aufmerksamkeit auf Alles, was Sie angeht, zu gut.“

Sie antwortete lächelnd: „Wenn wir Mädchen einmal weinen, will es eben so wenig und so viel sagen, als wenn Männer toben. Es liegt in der Natur, daß sich jeder Theil auf seine Art das Herz erleichtert. Schmerz will sein Recht haben. Und man kann nachher wieder über sich selbst lachen, wenn man seinen Verdruß auf eine oder die andere Art ausgeweint und ausgezürnt hat.“

„Wer möchte so böse sein,“ sagte ich, „Ihnen Verdruß zu machen?“

Lächelnd und doch mit gutmüthigem Bedauern sah sie mir in die Augen, und sagte: „Vielleicht Sie selbst, oder vielmehr — — —“

„Wie? ich selbst? Miß,“ rief ich, indem ich ihre Hand ergriff und zu meinen Lippen führte.

In dem Augenblick ging die Thüre auf. Fracastelli trat, mit einer Zither unter dem Arm, herein. Sein Gesicht war aschfarben. Der junge Mensch schien bestürzt; wandte sich schnell; ging zurück, und schloß die Thür.

„Treten Sie nur herein, Fracastelli!“ rief ihm Miß Ofallin nach. Er aber war schon verschwunden.

„Und ich trüge die Schuld von Ihrem Verdruß, Miß Ofallin?“ fragte ich.

„Wenn Sie nicht, doch Ihr und ganz Englands Schicksal!“ sagte sie. „Wer kann denn gegen so viel gestörtes Lebensglück gleichgültig bleiben? Was will aus England, Schottland, aus meinem Großvater, aus Ihnen, aus Allem werden! Ein wenig Rechtlichkeit, ein wenig Duldung Aller gegen Alle, und man könnte, in dieser Welt, des Lebens froh sein! Sehen Sie, das machte mir den Kummer, den ich schon jetzt nicht mehr habe, nun er ausgeweint ist. Jetzt erlaube ich Ihnen, mich dafür ein wenig auszuspotten.“

„Nimmermehr!“ rief ich: „vielmehr Sie bewundern, und mich ausspotten muß ich. Denn ich habe eben diesen Kummer noch nicht überwunden.“

„So erlaube ich Ihnen, recht von Herzen ihn auszutoben. Haben Sie das gethan, so werden Sie wieder Alles von der bessern Seite sehen, nicht weil die Welt eine bessere Seite bekommt, sondern weil Sie auf einen andern Standpunkt übertreten, auf den bessern, wohin Sie der Verdruß jetzt nicht kommen läßt. Auf mein Wort, toben Sie nur ein wenig, Mylord.“

„Was gewänne ich dabei? was die gute Sache? Wenn schon die Seele über das, was Edles untergehen muß, trauert, ist's

doch besser, die menschliche Ohnmacht in sich anzuerkennen, dem Schicksal sich nicht kämpfend entgegenzuwerfen, sondern mit Gelassenheit, was es bringt, zu nehmen, und dafür zu geben, was man soll, oder was man kann. Das ist mein Grundsatz."

„Ei, Mylord, so sind Sie schon da, wohin ich Sie wünschte. So habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Ich hätte es wohl wissen sollen. Denn mein guter Großvater selbst erzählte mir, mit wie vieler Ergebung in Ihr Verhängniß Sie vom Willen des Königs, wegen Ihrer Entfernung aus England, gesprochen haben. — Und Sie gehen über's Meer? nach Amerika?"

Die Frage, jetzt von den Lippen Mariens gethan, jagte mir einen kleinen Schauer ab. Bisher konnte ich mit einem gewissen Leichtsinn an eine Reise über den Ozean denken, oder vielmehr ich hatte nie recht ernsthaft daran gedacht. Nun aber sah ich in dieser Fahrt eine Trennung von dem Umgang mit der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts. Es ward mir zu Muthe, als sei ich da, Abschied zu nehmen, als sehe ich die Engelsgestalt zum letzten Male.

Antworten konnte ich nicht. Ich zuckte die Achseln. Es lag mir auf den Lippen, ihr zu sagen, es wäre mir leicht, in den entferntesten Winkel des entferntesten Welttheils zu gehen, wenn ich hoffen könnte, nur ihr dort zu begegnen. Ich erröthete, aber gewiß nur vor mir selbst. Das wollte ich, das sollte ich ihr nicht sagen. Es überraschte mich, solche Gefühle, solche Wünsche in mir laut werden zu lassen. Ich beseitigte sie, als wenn es unbesonnene Redensarten wären; und, ich gestehe es dir, Harry, sie waren es doch nicht.

Mary bemerkte meine Verlegenheit. Sie sah mich mit unbefangener Ruhe an, und schien in meinem Innern zu lesen; aber wie ihr Blick dem meinigen begegnete, schien meine Verlegenheit ihre eigene zu werden.

Während wir schweigend vor einander standen, trat ihr Großvater herein. Das Gespräch ward willkommen abgebrochen, und lief in behaglicher Wendung über die Tagesgeschichten hin.

13.

Der Meuchelmord.

Nie im Leben ward ich so vielseitig bewegt. Der Wille des Königs, der Gedanke an Amerika, das Loos meiner Freunde, das Schicksal der Katholiken, und dazu, was ich selbst nicht recht eingestehen wollte, meine allzugroße Freundschaft für Miß Ofallin, — das Alles machte mir beinahe schlummerlose Nächte. Ich konnte keinen festen Entschluß fassen. Bald nahm ich mir vor, in England zu bleiben, und das Aeußerste zu erwarten, durch unbescholtenen Wandel den Argwohn des Hofes und den Fanatismus der Episkopalen zu entwaffnen; bald nach Frankreich zu gehen, um in der Nähe des Vaterlandes zu bleiben, — ich bekenne, daß auch der Gedanke an die Möglichkeit, die schöne Ofallin zu sehen, darauf Einfluß hatte — bald, mit dir in Italien zu leben, bald, nach den Ufern des Potowmak mit katholischen Freunden auszuwandern, und dort eine den Stürmen Europa's entlegene Niederlassung unter weisen Gesetzen zu gründen. Ich wußte nicht, was ich wollte.

Allerdings, Harry, das räume ich ein, hätte ich Miß Mary nicht gekannt, die Entscheidung wäre leichter gewesen. Ich liebe sie. — — — In ruhigern Tagen würde ich kein Bedenken getragen haben, ihr diese Empfindung zu bekennen. Ich würde um ihre Hand geworben haben. Jetzt mußte mein Gedanke auf andere Dinge gerichtet sein. Es war Pflicht, mich selbst zu bestreiten. Es war an mir, Mann zu bleiben, unabhängig von jeder Leiden-

schaft, und einer höhern Sache anzugehören, mit der das Wohl von tausend Andern verknüpft ist.

Der Tag kam, daß sich die Edelleute bei mir versammeln sollten, und noch wußte ich nicht, welchen Vorschlag thun? — Ein wüster Vorfall entschied.

Den Tag vor der Versammlung brachte mir einer meiner Diener einen Brief, den, während ich in Geschäften ausgegangen war, ein Bote gebracht hatte. Ich erbrach ihn. Es war eine weibliche Handschrift. Ich hätte schwören sollen, Miß Ofallin habe die Zeilen geschrieben. Diese lauteten folgendermaßen:

„Mylord! verlassen Sie heute und in den nächsten Tagen Ihre Wohnung nicht. Es steht Ihnen ein Unglück bevor. Ihr Leben ist in Gefahr.“

Ich rieth lange an dem Räthsel. Es ward mir immer wahrscheinlicher, Miß Ofallin sei die Verfasserin. Eben den Abend hatte ich beschlossen, sie zu besuchen, nach meiner Gewohnheit. Aber unbegreiflich war mir, wie sie von einer mir drohenden Gefahr unterrichtet sein konnte. Vielleicht durch ihren Großvater, der mich schon oft vor dem Pöbel der Episkopalen gewarnt hatte. Warum sprach sie nicht deutlicher? Warum war Dun-Ofallin, bei seiner Freundschaft für mich, nicht selbst gekommen? — Es war schon spät am Tage. Ich beschloß, mich sogleich über die Sache aufzuklären, warf den Mantel um, und begab mich zu Ofallins Wohnung. Hier vernahm ich, er sei verreiset; auch seine Enkelin abwesend. Mißmuthig eilte ich zurück. In der Nähe meines Hauses fühlte ich mich jählings von hinten durchstochen. Ich wandte mich. Es gingen in der Dunkelheit mehrere Menschen auf der Straße. Ich schrie: Mörder! Man kam zu mir. Ich sagte, was geschehen sei. Plötzlich war ich von einer großen Menschenmenge umgeben. Man führte mich in mein Haus. Vom Thäter wurde nichts erfahren. Der Wundarzt beruhigte mich.

Ein Messerstich war mir unter der linken Achsel, an den Rippen streifend, durchs Fleisch gegangen.

Die Sache machte Aufsehen. Ganz London bezeugte mir Theilnahme; selbst der Hof. Mein Haus war den folgenden und alle folgenden Tage von Nachfragenden bestürmt. Ich empfing mehr Besuche, als ich wünschte. In öffentlichen Blättern ward geradezu von einem Komplot gegen mich geredet. Einige schienen, indem sie die Gräuelthat ehrbar zu verabscheuen Miene machten, nicht ganz unzufrieden zu sein. In solchen Flugblättern ward von Umtrieben und Vermessenheit der Katholiken in England gefaselt, und dann hinzugesetzt (als sollte es ein Wink sein), daß das britische Volk sich zuletzt in seinen Rechten gegen die ewigen Unterdrücker, auf welche Art es sein möge, Schutz schaffen müsse. — Dahin also ist es bei uns gekommen, daß man nicht nur mit Schwärmerwuth Meuchelmördereien begehen, sondern sogar mit kaltem Blut billigen kann! O mein unglückliches, geschändetes Vaterland!

Doch ich breche ab. Die Wunde hat mich nie so geschmerzt, als die ruchlose, herz- und geistverderbende Gesinnung der gegenwärtigen Menschheit. Ich mag nicht mehr in England leben. Mein Entschluß steht fest, auszuwandern nach Amerika, und mir und hundert Unglücklichen ein neues Vaterland zu bauen, wohin die rasende Philosophie oder die blutdürstige Religions- und Freiheitsliebe unserer Zeit ihren tückisch-heroischen Frevelsinn noch nicht getragen hat.

Du wirst mir's wohl glauben, Harry, daß ich mich am Tage nach meiner Verwundung mitten im Schmerz selig fühlte, als ich nach kurzem Schlummer erwachend, folgendes Brieſchen fand:

„Warum, Mylord, verschmähten Sie meine Warnung? Oder empfingen Sie den Zettel nicht, welchen ich gestern schrieb? Der Dolchstich, der Sie traf, hat auch mich bluten gemacht. Gott, dem Erbarmer, sei Dank, daß die Wunde, zwar nahe Ihrem Her-

zen, ohne Gefahr ist. Auf den Knien flehe ich zu ihm für Ihre Genesung. Mein Großvater kommt heute nach London zurück. Mylord, schonen Sie sich. Ich schreibe unter tausend Thränen. London stinkt mich an wie eine Mördergrube. Dem Wahnsinn ist nichts Heiliges mehr in der Welt. Ich wäre ruhiger, wüßte ich Sie nur erst fern von England. Aber Sie sind ja überall in Gottes Hand. Vertrauen Sie der Vorsehung. Ich will vertrauen. Ich bete ohne Unterlaß für Sie."

Die Handschrift war mit der des vorigen Tages gleich, und nun klar, daß es Zeilen von der Hand der schönen Mary waren.

Ihre Theilnahme erquickte mich tief. Ich legte beide Briefe unter mein Hauptkissen; hielt meine Hand auf das Papier. So war mir wohl. Ein wirkliches Kind ward ich in meinem Wundfieber. Harry, eben dies Fieber, die Einsamkeit, das Unbeschäftigtsein, das ungestörte Träumen von der Unvergleichlichen brachte meinem Herzen mehr Gefahr, als das Messer des Mörders.

Der greise Ofallin war am zweiten Tage nach London gekommen. Ich schlief, als er kam; hatte aber befohlen, ihn hereinzulassen. Da ich erwachte, sah ich ihn knieend auf einem Fußschemel vor meinem Bette. Er hatte seine Hände sanft auf meiner Brust liegend. Sein Auge war gen Himmel gerichtet. Eine Thräne hing auf seinen Wangen. Seine Lippen beteten leise. Ich kann dir unmöglich beschreiben, welchen Eindruck diese ehrwürdige Erscheinung auf mich machte. Es war ein betender Moses.

Als er mein Erwachen bemerkte, sammelte er sich, stand auf und sagte mit leiser, weicher Stimme: „Er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen. Der uns hat geschlagen, er wird uns auch heilen!"

Von ihm nun erfuhr ich, daß Mary in der Nacht vor dem versuchten Meuchelmord mich blutend im Traum gesehen habe, wie ich, von vielen Menschen umringt, weggeschleppt worden sei. Dar=

um habe sie mich gewarnt. — Was denkst du dazu, Harry? Das mahnt an Calpurnia's Traum vom Cäsar. Es ist etwas Wunderbares in diesem Mädchen.

Dun-Ofallin mahnte mich dringend, England auf einige Zeit zu verlassen, sobald ich hergestellt sein würde. Er zweifelte selbst nicht, daß Glaubenshaß eines Episkopalen nach meinem Leben getrachtet habe.

14.

Die Versammlung der katholischen Edelleute.

Sobald ich das Bett verlassen konnte, war ich nur mit Anordnung meiner häuslichen Angelegenheiten beschäftigt. Nicht, als ob der Entschluß, Europa zu verlassen, schon unerschütterlich gestanden wäre, sondern um durch hellern Ueberblick meines Gesammtvermögens, und dessen, was ich beim Wagstück eines außerordentlichen Unternehmens allenfalls zu gewinnen, oder einzubüßen hätte, zur Erkenntniß zu gelangen, ob ein Zug nach Amerika zu meinen Planen gehören dürfe. Als ich aber überzeugt ward, daß zur Ausrüstung der Schiffe, zur Ueberfahrt, zur Herbeischaffung der Lebensmittel in den zwei ersten Jahren für einige Hundert Personen, selbst wenn alle auf meine Kosten leben müßten, noch nicht volle drei Viertheile meines Vermögens erforderlich wären; daß, wenn auch der Entwurf einer großen Niederlassung in einer der fruchtbarsten und bequem gelegensten Gegenden der neuen Welt aus unvorhersehbaren Ursachen mißlingen sollte, ich dennoch mehr, als nöthig, um standesgemäß in Altengland zu leben, von meinen Besitzthümern behielte: war der Gedanke selbst nicht ganz zu verwerfen.

Mein Vater, wahrscheinlich mehr aus Neugier, als zu andern Zwecken, hatte über jenes ihm erblich durch des Königs Huld verliehene, unbekannte Land Erkundigungen einziehen lassen. Er

hatte nicht nur Berichte mehrerer Schifffahrer und Handelsleute über die Natur des Bodens und Himmelsstrichs gesammelt, sondern auf eigene Kosten durch einsichtsvolle Männer ein Jahr lang das Land untersuchen lassen. Ich fand dies in seinen Papieren, mit Bemerkungen seiner Hand. Er hatte mit so ungemeiner Sorgfalt jede Einzelnheit zum Gegenstand besonderer Forschungen gemacht, daß mir zuweilen schien, als hätt' er selber ernstere Plane gehegt.

Die Versammlung der katholischen Edelleute, durch den Mordanschlag gegen meine Person lange verzögert, ward endlich in meiner Wohnung gehalten. Schon früher hatt' ich Einzelnen von ihnen, die mich besuchten, erklärt, daß ich in keinem Fall, auch wenn alle Andern in England bleiben wollten, hier bleiben könne und möge; daß ich entweder meinen Aufenthalt in Italien nehmen, oder mehrjährige Reisen durch Europa machen, oder auf eine Niederlassung am Potowmak denken werde, wo mir das Land erblich gehöre. — Daher waren die allfälligen Entwürfe oder Vorschläge, die ich machen konnte, keinem in der Versammlung mehr unbekannt.

Demungeachtet verlangte man von mir, ich solle zuerst reden. Ich sagte ihnen: nur zwei Fälle könnten stattfinden. Entweder würde man in England bleiben und hier für sich und das Vaterland das Letzte wagen. In diesem Falle könne ich nicht mitsprechen, weil ich zur Auswanderung entschlossen sei. Oder man sei zur Auswanderung entschlossen, wie ich. Dann komme es darauf an, ob jeder einzeln eigenen Planen folgen, oder auch in der Fremde ein Beisammenbleiben Aller wolle. Beiden stimme ich zu, und im letztern Fall böt ich meine Besitzungen in Amerika allen verfolgten Katholiken des Vaterlandes zur Zufluchtsstätte. Ich las die königliche Schenkungsurkunde ab, und legte die Papiere meines Vaters in Betreff des Potowmaklandes vor.

Die Sache war schon ziemlich reif geworden, ehe man schon

zur Versammlung gekommen war. Einstimmig äußerte sich Alles für eine Niederlassung in Amerika, nur forderte man mich auf, zu erklären, unter welchen Bedingungen ich die Freistätte aufschließe? Obgleich auf diese Frage nicht vorbereitet, glaubt' ich doch die allgemeinen Grundsätze aussprechen zu dürfen, unter welchen ich meine amerikanischen Besitzungen zur Gründung einer neuen Kolonie anböte. Das Land, sagte ich, bleibt mein und meiner Erben Eigenthum. Ich gestatte jedem, sich nach Gefallen Güter auszuwählen, und ich verkaufe sie jedem nach gemachter Schatzung ihres jetzigen Werths, oder gebe sie gegen Grundzins vom jedesmaligen Ertrag in Lehen. Ich behalte mir das Recht vor, erster Gouverneur der Kolonie zu sein. Jeder, weß Landes, weß Glaubens er sein mag, soll das Recht der Niederlassung daselbst erhalten. Auflagen sollen nur mit Bewilligung Aller gemacht werden können. Ist die Kolonie zahlreich genug, mag sie sich selbst eine zweckmäßige Verfassung geben, doch soll diese ewig auf den von mir ausgesprochenen Grundsätzen beruhen: daß alle Bürger gleiche Rechte haben; daß keine Stelle erblich gemacht werden könne, selbst die des Gouverneurs nicht in meiner Familie; daß jeder christliche Glaube ungestörte Freiheit genieße; daß Niemand gesetzlich verfolgt werden könne, der nicht erwiesen ein Gesetz verletzt habe. — Zu diesem Allem fügte ich noch, daß ich, aus Liebe zu meinen Schicksalsgefährten, ohne Eigennutz die ersten Vorschüsse denen machen werde, welche nicht im Stande seien, die Kosten der Ueberfahrt und der nöthigen Anschaffungen zu bestreiten.

Als ich ausgeredet hatte, standen Alle von ihren Sitzen auf, mir zu danken. Jeder gestand, seine Erwartungen wären übertroffen. Sämmtliche Anwesende zeigten sich entschlossen, die Niederlassung mit mir zu gründen. Es waren ihrer dreiunddreißig Katholiken vom Adel; mehrere von beträchtlichem Vermögen und Ansehen darunter. Sie verlangten meine Grundsätze und Bedingungen

schriftlich, als förmliche Urkunde, in mehrern gleichlautenden Abschriften; sie wären insgesammt bereit, zu unterschreiben.

Auch der geistvolle Harford war in dieser Versammlung. Du kennst den Herrlichen, Harry, der uns in Mailand durch Einsichten und Gesinnungen so innig an sich zog. Er ist schon seit einem Jahre wieder in England, und einer der Thätigsten für die Rechte der Katholiken und die Freiheit des Landes gewesen. Seine Reden in unserer Versammlung verbreiteten Begeisterung in allen Gemüthern. Ich selbst, nun ich die Entschiedenheit, die Freude Aller sah, ward davon ergriffen. Ich denke mit Lust an das Vaterland jenseits des Ozeans; Harry, ich denke mit Lust daran, denn ich hoffe heimlich auf dich. Was kann dich bei deiner freien Denkart an Europa fesseln?

„Die Weltgeschichte,“ sagte Harford unter anderm, „ist die Lebensgeschichte der Menschheit, und hat von Zeit zu Zeit, wie der Lauf des Lebens von einzelnen Sterblichen, Lichtpartien, in denen sich die göttliche Vorsehung heller offenbart. Darum mußte die neue Welt erst vor zweihundert Jahren entdeckt werden, nicht früher, nicht später, bis das menschliche Geschlecht in Europa den Grad der Zivilisation erreicht hatte, der es mit sich selbst in Zwietracht und Gährung brachte. Als Indien, Aegypten und Persien überalt geworden, war Griechenland schon da, Freistätte der Musen zu werden; als die Osmanen Griechenland zur asiatischen Barbarei weihten, wurden die letzten Funken vom Altar menschlicher Wissenschaft in das Haus der florentinischen Mediceer getragen. Daran entzündete sich der ganze Occident herrlich. Nun, da der europäische Orient im Sklaventhum liegt, und der Occident bald seine Sonne untergehen sieht, wird die hier untergehende die neu aufgehende in Amerika. Das seh' ich vor, wie heut Krieg unsern ganzen Welttheil erschüttert, wird ihn das Kriegsfieber noch Jahrhunderte nicht verlassen. Die Spreu muß sich vom Korn scheiden.

„Amerika oder Europa! — welcher Mann von Kraft und Lebenslust mag zwischen beiden schwanken? — Hier Zeuge sein des schweren Todeskampfes alter Formen, alter Ideen, alter Reiche; dort Stifter sein neuer Ordnungen, neuer Staaten. Hier die Zerrüttungen, die Religionskriege, die Bürgerkriege, die Revolutionen an Höfen und in Völkern; dort der Friede, der Pflug, die Wissenschaft, die Gründung neuer Städte und Gesetze. Hier unterm weltlichen und geistigen Despotismus, Knechtschaft des Glaubens, Knechtschaft des Gedankens, Ueberhandnehmen orientalischer Tyrannei, orientalischer Kasten- und Ständewesens, orientalischer Geistessklaverei, orientalischer Kriegs- und Verwüstungslust, orientalischer Ueppigkeit der Höfe, orientalischer Armuth des großen Haufens; dort der Mensch in sein ewiges Recht eingesetzt, frei in Glauben und Meinung, ohne Herrn und ohne Knecht, so reich, als sein Fleiß, so groß, als sein Werth ihn macht; Eroberer mit dem Spaten, Verbreiter göttlicher Gedanken unter Wilden, während in Europa die vornehmen Wilden die göttlichen Gedanken mit Kerker und Verbannungen strafen. Hier das mühselige, blutige, aber eitle Streben, Mißordnungen, Vorurtheile, Ketten, Foltern und andere Erbstücke einer rohen Vorzeit abzuthun und den gesunden Menschenverstand gegen Unnatur in sein Recht einzusetzen; dort die schlichte Vernunft und Natur oben an, in ungehemmter Freiheit, von keinen Höfen, Ministern, Sternkammern, Priestern, Censuren, Inquisitionen bedrängt, das Bessere bauend. — Wer mag da schwanken in der Wahl. Fort nach Amerika! Ich habe drei Söhne; ich will ihnen ein Vaterland geben, hier haben sie nur ein weites Gefängniß. Ich will sie zu Bürgern mit königlichen Rechtsamen machen auf ihren Gütern; hier sind sie nur Knechte mit Titeln, und haben keinen Vortheil höherer Art, als das Vorrecht, ihre Fessel mit einem breiten Ordensband zu verdecken."

Es war allgemeiner Jubel. Alle Noth schien besiegt. Jeder

wünschte, der Tag der Abreise wäre schon morgen. Auf mein gegebenes Wort bauend, erklärte Jeder, er wolle sein Hauswesen bestellen, Kolonisten werben, die Nothwendigkeit zur Niederlassung besorgen. Mancherlei Abreden wurden getroffen.

Acht Tage nachher legte ich den Freunden, die sich wieder bei mir versammelten, schriftlich die Bedingungen vor, die ich mündlich eröffnet hatte. Ich hatte mehrere Abschriften ausfertigen lassen; meiner Unterschrift folgten die Unterschriften aller dreiunddreißig. Die Sache war inzwischen ruchbar geworden. Mehrere mir unbekannte Edelleute hatten mich besucht, oder mir geschrieben, um Zutritt in die neue Niederlassung zu erhalten. Die Anwesenden alle hatten ähnliche Anzeigen, jeder aus seiner Bekanntschaft, zu machen. Wir rechneten zusammen; es waren in diesen acht Tagen nicht weniger als hundert und dreiundzwanzig Katholische vom Adel, welche sich mit uns nach Amerika einschiffen zu wollen erklärt hatten. Du kannst daraus ermessen, Harry, wie traurig es in England steht.

Nun wurde mit Ernst zur Ausführung des großen Vorhabens geschritten. Man vertheilte Geschäfte, schuf Aemter, besetzte sie durch geheime Wahl. Der vielerfahrne Kapitän Marble empfing die Leitung des Seewesens, Auftrag zum Ankauf eines Schiffes für die Kolonie mit allem Zubehör, und Miethung eines oder zweier andern zur Ueberfahrt, Besorgung des Schiffspersonals und Oberbefehl. — Bladen ward unser Schatzmeister, ihm ordnete man zur Rechnungsführung zwei andere Männer von Sachkenntniß bei. — Oberst Dikinson empfing das Kriegswesen und damit Auftrag, alle zur Vertheidigung der neuen Kolonie erforderlichen Anschaffungen zu ordnen. — Harford erhielt Aufsicht und Controlleführung über das Personal gesammter Auswanderer, die sich melden würden, oder deren man nöthig haben dürfte; besonders den Auftrag, auf Anwerbung tüchtiger Zimmerleute, Maurer,

Schreiner, Schneider, Schuster, Schmiede und anderer Handwerker Bedacht zu nehmen. — Belfast ward Proviantmeister; und Elkton übernahm es, für Vollständigkeit aller übrigen Bedürfnisse einer neuen Kolonie Sorge zu tragen, damit sie auf keine Weise in Verlegenheit gerathe. So wie dem Schatzmeister Bladen, wurden allen diesen mehrere von den Anwesenden, als Räthe und Gehilfen, beigeordnet, daß keiner ohne Geschäfte für die allgemeine Sache blieb. So war der Kolonialrath schon aus uns gebildet; die Leitung des Ganzen in allgemeiner Uebersicht gehörte mir an, doch wurden mir die sechs genannten Geschäftsvorsteher zugeordnet, und wir machten mit einander den Kantonalrath aus. Zum Vize-Gouverneur ernannte man einstimmig den edeln Harford, im Fall ich durch Krankheit oder Abwesenheit von den Arbeiten zurückgehalten würde. — Die nothwendigen Fonds zur Bestreitung des Unternehmens setzte man in eben dieser Versammlung fest. Sie wurden dem Gouvernementsrath angewiesen. Einstimmig beschloß man zugleich, die Abreise nach Amerika aus allen Kräften zu betreiben, um die neue Welt noch in der bessern Jahreszeit zu betreten, mit Bequemlichkeit die ersten Einrichtungen zum Winteraufenthalt veranstalten und die ersten Aufbrüche des Bodens für Winter- und Frühlingssaaten machen zu können.

15.

Die Ringe.

Dun-Ofallin und die liebenswürdige Mary sind abgereist! Sie sind nach Schottland, auf ihr Gut in der Nähe des Städtchens Berwik. — Ach Harry!

Mit ihrer Abreise ist mir Alles so ganz ausgestorben, daß ich in den Wäldern am Potowmak nicht einsamer sein kann.

Mary liebt mich. Und ich, Harry? — — Kannst du zweifeln? Wie viel sie mir ist, wie ich nichts ohne sie bin, empfinde ich nun erst nach der Trennung. Ich bin nicht unglücklicher, als vorher; aber ich fühle es, von ihr geschieden, werde ich nie vollglücklich sein.

In vierzehn Tagen eile ich ihr nach. Ich habe es ihr, ich habe es ihrem Großvater versprochen. Der König geht auch dahin. Ich kann den Augenblick, die schöne Heilige wiederzusehen, kaum erwarten. Zum Glück bin ich in einem Meer von Geschäften verloren. Die mächtige Zerstreuung erhebt mich. Fast schäme ich mich meiner Schwäche.

Ich werde nach Schottland fliegen. Ich werde um ihre Hand anhalten. Dun-Ofallin liebt mich. Er und sie haben mir ja tausendmal die Versicherung wiederholt, dem Retter ihres Lebens wollten sie das Schwerste schuldig sein, und jedes Opfer für sein Glück leicht finden. Wahrlich, Harry, mein Glück steht auf dem Spiel. Sie werden mich nicht unglücklich machen. Aber nun meine Auswanderung und daneben des Greises hohes Alter! Kann ich ihm ansinnen, mich und die Enkelin nach Amerika zu begleiten? Kann ich wollen, hoffen, daß sie von einander scheiden? — Mein Herz ist zwischen Furcht und Hoffnung; fühlt bald Ahnungen der Seligkeit, bald der Verzweiflung.

Beim Abschiede weinte sie unverholen und bitterlich. Sie ward ihres Schmerzes nicht Meisterin, so sehr sie es auch zu werden bemüht war. Mir zitterten die Thränen im Auge. Dun-Ofallin stand düster seitwärts und sprach: „Alle Herrlichkeiten des Menschen und des Lebens ist gleich des Grases Blumen; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen."

Zehnmal sagte ich das Lebewohl, und zehnmal blieb ich, und setzte mich wieder zu den trefflichen Menschen nieder, um von Zukunft, vom Wiedersehen in Schottland, vom Briefwechsel zwischen ihnen in Schottland und mir in Amerika zu reden.

Als ich endlich mit Ernst aufbrach, den Greis umarmt hatte, sagte ich auch Marien das letzte Wort. Ich brachte es kaum hervor. Ich nahm ihre Hand und drückte sie an meine Lippen. Da fiel einer der Ringe zufällig von ihren Fingern. Er streifte sich in meine geschlossene Hand ab. Ich wußte nicht, ob sie es bemerkt hatte. Ich steckte ihn an meinen Finger, und dagegen an den ihrigen den kleinsten der meinigen, welchen schon meine Mutter getragen. Sie selbst befestigte ihn sich, ohne Zweifel im Glauben, es sei der ihrige.

Ich nehme diesen Wechsel der Ringe für ein günstiges Vorzeichen. Darf ich nicht, Harry? Mary's Schmerz, Mary's Bitten, bald nach Schottland zu kommen, ihr krampfhafter Händedruck beim Scheiden, ihr Blick, ihr ganzes Wesen bekannte mir, wie werth ich ihr sei. — Verwünscht sei meine Schüchternheit! Warum erklärte ich mich nicht? Warum sagte ich nicht ihr, nicht ihrem Großvater, daß sie das Glück meines Lebens, als Gemahlin, vollenden könne?

16.

Rüstungen zur Abreise.

Deine Briefe sind angekommen; die ältern zugleich mit den neuesten auf zwei verschiedenen Schiffen. Wohlbehalten auch die Kisten mit den Naturseltenheiten. Heil dir, du harmloser Engel!

Wie, Harry, du willst nach Griechenland? Welch ein Gedanke? Was suchst du dort? Die Lust der Selbsttäuschungen? Da hörst du nicht mehr die Rhapsodien Homers, die Donnerworte des Demosthenes, und siehst du den großen Phocion nicht mehr wandeln. Schutt und Stein, mehr findest du nicht. — Harry, folge mir in die neue Welt. Baue mit mir ein neues Athen, Korinth oder Sparta. Der Potowmak wälzt seine jugendlichen Wellen im Glanz

der aufsteigenden Sonne; schon seit Jahrtausenden schleicht der Eurotas in unrühmlicher Dunkelheit. Die herrliche Vorwelt lebt nicht mehr in irdischen Gestalten; nur verklärt noch glänzt sie im Gedächtniß der Menschheit. Indien, Persien, Aegypten, Griechenland, Rom nehmen wir mit uns in die Gefilde, die Columbus fand. Lassen wir fortan Europa seinen Priestern, Königen, Edelleuten und Knechten. Das Edelste, was der menschliche Geist über die Bildung des gesellschaftlichen Lebens je gedacht, die Resultate der Staatsweisheit, aus tausendjährigen Welterfahrungen, wollen wir dort, ungehindert von altfränkischen, ererbten Ueberbleibseln, ins Leben hineinstellen.

Unser Gouvernementsrath ist täglich versammelt, Arbeit vollauf. Alles geht mit unerwarteter Schnelligkeit vor sich, vom Glück begünstigt, und von der strengsten Ordnung gezügelt. Denke dir, die Zahl der eingeschriebenen Auswanderer von verschiedenen Religionen steigt gegen tausend. Wir müssen Einhalt thun, und die Bedingungen erschweren. Unter jenen sind beinahe zweihundert Edelleute von Stand und Vermögen. Ein gutes Schiff ist angekauft, mit allen Nothwendigkeiten versehen. Zwei andere Schiffe sind zur Ueberfahrt gemiethet; jede Stunde segelfertig. Wirklich gehen die beiden letztern schon künftige Woche mit Arbeitsleuten und Vorräthen aller Gattung ab. Sir Harford und Oberst Dikinson führen den Zug an, werden die ersten Arbeiten am Potowmak leiten, die Lage des Landes ausforschen, und bei meiner Ankunft den Platz zu den ersten Niederlassungen vorschlagen. Es werden noch Viele auf eigene Kosten folgen, die sich nicht so plötzlich frei machen können. Wir haben die Beschreibung der Gegend und die Vortheile, Rechte und Pflichten Aller, die sich in der neuen Niederlassung mit uns anbauen möchten, im Druck herausgegeben.

Weißt du, wie ich mein weitläufiges Land am Potowmak nenne? — Lächle nur. Ich habe ihm den Namen der edeln und schönen Mary

gegeben. Nun schwebt dieser Name auf vielen tausend Zungen. Künftige Weltalter werden ihn nennen. Es durchschauert mich, so oft ich von Maryland reden höre.

Sie weiß es, daß ich ihr zu Ehren das neue Land genannt. Ich schrieb es ihr selbst; ich sandte ihr die Druckschrift; ich gestand ihr meine Liebe, meine höchsten Wünsche; ich erklärte ihr den Ringwechsel. In vier oder fünf Tagen reise ich nach Schottland; mein besseres oder schlimmeres Loos muß sich entscheiden. Aber die Menge der Geschäfte hielt mich länger ab, als ich wollte und versprochen hatte, Dun-Ofallins Einsamkeit zu besuchen. Kaum kann ich an die Anordnungen meines eigenen Hauswesens denken. Ich darf mich aber vollkommen der Thätigkeit meines redlichen Sheton vertrauen, der schon auf unsern Reisen vielmals der Schutzgeist war, wenn wir zwei Springinsfelde über alles Himmlische, des Irdischen vergessen hatten. Ich habe dem guten Sheton die Verwaltung meiner sämmtlichen Angelegenheiten übertragen, wenn ich Europa verlasse. Ihm übersende deine Briefe für mich. Durch ihn empfängst du auch Nachrichten von mir und meinen Mitabenteurern.

Ich schließe diesen langen Brief, mein Harry, um ihn dir nicht länger vorzuenthalten. Ehe ich Alt-Englands Küste verlasse, sende ich dir noch einige Zeilen, dir mein Schicksal in Dun-Ofallins Hause, und den Tag meiner Ueberfahrt zu melden. Schwerlich kann ich früher als im Sommer, vielleicht im Herbst erst, nach Maryland gehen. Ich habe es meinen Gefährten schon erklärt. Sie reisen mit unserm Schiffe voraus. Ich werde ihnen der Letzte folgen. Doch alles hängt von dem Willen der holden Schottin ab.

Lebe wohl, du Geliebter. Ich beschwöre dich, laß Griechenland fahren; folge mir nach; theile meine Schicksale mit mir

---

17.

Der Brief.

Schon war dieser Brief geschlossen und versiegelt. Ich reiße ihn wieder auf. Harry, du mußt noch wissen, daß dein Cecil glücklich ist. Ich habe von Miß Mary eine schriftliche Antwort. Ich schreibe sie dir auf diesem Blättchen ab. — Urtheile selbst, ob ich mich selig zu preisen habe.

Hier ihr ganzer Brief:

„Mylord!

„Gott weiß allein, welchen Kampf der Seele es mich gekostet hat, Ihnen zu antworten. Aber ich will antworten; Alles verpflichtet mich dazu; Alles, redlich gegen Sie zu sein, was auch daraus erfolgen möge. Sie sollen das Innerste meines Herzens durchsehen, wie Gott sieht. Ich betrachte Sie wie einen sterbenden Freund, dem man sich ohne Gefahr entdecken darf. Er nimmt die Geheimnisse mit sich in das ewige Schweigen, die wir ihm vielleicht sonst nie offenbart hätten. Und sind Sie denn nicht ein sterbender Freund? Der unermeßliche Ozean tritt zwischen uns und Sie, wie ein breites Grab; und in einer unbekannten Welt werden Sie wandeln, wenn auch noch unter den Sternen, doch für uns nicht anders, als über den Sternen."

„Sie haben Ihr Land nach mir nennen wollen. Vielleicht glaubten Sie mir Freude zu machen. Ich danke Ihrer Freundschaft. Aber der Name hat meinen Schmerz vergrößert. Ach, Mylord, wie stolz ich auf Ihre Huld sein könnte, wie glücklich diese unverdiente Huld mich machen könnte oder sollte, — ich bin's nicht. Ich wäre stärker, meinen eigenen Kummer zu tragen, als den eines Andern. Darum werde ich erliegen. Doch Gott wird mir tragen helfen.

„Den Ring Ihrer Mutter erkannte ich erst am folgenden Morgen. Ich erkannte ihn sogleich als solchen; wissen Sie nicht, daß Sie mir ihn einst zeigten, daß Sie mir mit so vieler Bewegung von Ihren Kinderzeiten und von der Verstorbenen erzählten? Aber wie er an meine Hand gekommen, wußte ich nicht. Ich behalte ihn, Mylord, als Ihr Geschenk. Er wird mein edelstes Kleinod, ein heiliges Andenken; er soll mir ins Grab gegeben werden. Ich werde den Ring keines andern Mannes tragen.“

„Wir haben die Ringe getauscht. Kann Ihnen das arme Wort nur eine kleine Freude machen, so sei es ausgesprochen. Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte. Ich weiß, dies zu sein in der That, bin ich nicht würdig. Sie verdienen eine edlere. Aber es ist dies Wort nichts Verpflichtendes für Sie. Wählen Sie sich die Würdigere. Ich dagegen darf mich in Gedanken dem Würdigsten angeloben; aber auch nur in Gedanken! Sie haben sich von Empfindungen hinreißen lassen, die sehr natürlich sind, wenn ein plötzliches Unterbrechen gewohnten Umgangs eintritt. Man glaubt dann oft, daß uns die Personen, von denen wir getrennt wurden, weit theurer sind, als sie es wirklich waren. Lassen Sie Wochen oder Monate darüber hinfliegen, und Sie werden sich eines Andern besinnen müssen. Sie werden mir Dank wissen und meine Redlichkeit achten. Ich weiß es am besten, daß ich einem Manne, wie Ihnen, keine Liebe, wie Sie es nennen, einzuflößen fähig bin.“

„Ich sehne mich, Sie bei uns zu sehen. Mein Großvater spricht täglich von Ihnen. Er betet täglich für Sie. Ich möchte Sie bitten, uns bald die Ehre Ihres Besuches zu gewähren. O Mylord, und doch zittere ich vor diesem Besuch. Mich drückt eine unaussprechliche Angst. — Aber kommen Sie. Ich will Sie noch einmal sehen, und wenn ich in Ihnen meinen Tod sehen sollte. — Nur den Tod? Das wäre ja das Schlimmste nicht.“

„Ihren Brief habe ich meinem theuern Großvater vorgelegt.

Er fragte mich um Manches. Ich habe mich ihm nicht verhehlt. Er hat mir aufgetragen, Ihnen seine Ungeduld zu sagen, mit der er Sie erwartet. Er muß und will Sie sprechen. Sollten Sie sich nicht über sich selbst irren, Mylord, so haben Sie meine Hand von ihm zu fordern. Ihm leiste ich unbedingten Gehorsam. Ich habe keinen eigenen Willen.

Leben Sie wohl.

Ihre ergebenste u. s. w.
Mary."

18.

Der Besuch in Schottland.

Newhouse bei North-Berwik,
den 17. Mai 1633.

Ich wohne nun mit ihr unter einem Dache. Ich benutze die einsame Morgenstunde, Harry, mich mit dir zu unterhalten. Mein Glück verdoppelt sich, indem ich es dir, Vertrauter meiner Seele, offenbaren darf.

Seit gestern bin ich hier. Ich verließ Wagen und Bediente in North-Berwik, um zu Fuß nach Dun-Ofallins Landhaus zu gehen, und mir und ihnen das Fest der Ueberraschung zu geben. Von Berwik ist Dun-Ofallins Besitzung nicht weiter, als vier (englische) Meilen, nahe am Meer, in einem Park auf der Höhe. Der Abend war einladend genug, den Lustgang zu machen; und ich gestehe dir's, Harry, wie eilig ich von London hinweg hieher flog. — Alles ging meiner Sehnsucht zu träge; eben so sehr befürchtete ich nun, allzufrüh nach Newhouse zu kommen, ehe ich mich vollkommen gefaßt hatte. Denn meine Fassung hatte ich etwas verloren, da ich mich der Herrlichen nahe wußte. Ich wollte mich auf dem Gange etwas sammeln. Du glaubst nicht, wie peinigend

mir's ist, so oft ich nach einer längern oder kürzern Trennung Personen wieder sehen soll, mit denen ich dem Geiste nach vollkommen vertraut bin, mit denen ich mich in Gedanken viel beschäftige, und mit denen ich doch auf dem Fuß der großen Welt, in einer von der allgemeinen Sitte vorgezeichneten Art leben muß. Ich fürchte immer, durch meine Natürlichkeit, durch Ungestüm meiner Empfindungen, die Gesetze der feinen Lebensart zu beleidigen und unangenehm zu werden.

Unterwegs bereute ich schon, daß ich mich nicht lieber hatte anmelden lassen. Ich ging langsamer. Ich setzte mich unter die alten Eichen am Meerufer, meine Leute zu erwarten, denen ich befohlen hatte, in einer Stunde nachzukommen. Dann quälte mich wieder die Sehnsucht. Jeder Augenblick, ihr so nahe, sie doch nicht zu sehen, schien mir Verschwendung. Ich ging weiter. Kindische Furcht oder Blödigkeit, oder wie ich's nennen soll, hielt mich wieder, und so kam ich nach und nach durch die grünen üppigen Auen gegen die umbüschten Höhen. Lothian gehört zu den reizendsten und fruchtbarsten Landschaften, wie ich sie nie in Schottland vermuthet hatte.

Ich schlug einen Fußweg ein, der durch den Park führte, und sich in vielerlei Krümmungen durch das Wäldchen zog. Die silberhellen Blüthen der Gesträuche schimmerten in kühler Dämmerung der hundertjährigen Eichen, Ahornen und Linden, wie Gestirne. Vor mir sah ich's lichter werden. Es war mitten im Park, dick umbüscht, ein freier, kreisförmiger Platz. Von einem bemooseten Felsen mir gegenüber rieselte ein kleiner Bach, vom Grün des Mooses und der schwebenden Rankengewächse umspielt. Der Weg ging an ihm vorbei, um sich wieder in den Park zu verlieren. Harry, denke dir mein Entzücken und Schrecken: Da tritt Miß Mary götterhaft aus dem Wald, auf demselben Wege, den ich eben einschlagen wollte.

Wir erschraken beide gleich sehr. Ich sank zu ihren Füßen, ihre Hand küssend.

„Mylord," stammelte sie, „vergrößern Sie meine Bestürzung nicht durch eine Stellung, die Ihnen nicht gebührt." Sie hob mich auf. Nie sah ich sie so verlegen, so außer Fassung. Sie zitterte. Sie mußte sich auf ein Bänkchen, nahe am Felsen, niederlassen. Ich setzte mich ihr zur Seite, und sagte: „So spielt das Schicksal mit den Menschenkindern. Ich wollte die Ueberraschung meiden, meinen Wagen vorangehen lassen, dann selbst folgen; nun bin ich nicht minder als Sie selbst überrascht. Aber ich danke der Gunst des Schicksals, Miß. Ich nehme den angenehmen Zufall für bedeutsames Vorzeichen."

Sie schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

Ich sah den Ring meiner Mutter an ihrem Finger glänzen. Dieser Anblick that mir tief im Herzen wohl. Sie schien mir in diesem Augenblick eine Blutsverwandte. Ich sagte es ihr. Sie lächelte anmuthig und erwiederte: „Gold pflegt sonst wohl Verwandte zu machen in der Welt. Aber es bleiben doch nur Goldverwandte."

„Sie haben Recht, Miß; ich bin Ihnen indessen, das fühle ich, verwandt, wenn schon nicht durch Gold und Blut. Wollte Gott, ich dürfte das auch von Ihren Lippen hören."

„Mylord, warum nicht? Sie haben es schon oft gehört. Ich bin Ihnen durch ewige Dankbarkeit und Freundschaft verwandt."

„Nichts von Dankbarkeit, Miß! Warum quälen Sie mich doch so gern mit Erinnerungen an etwas, das mir in Ihren Augen nur geringen Werth geben kann? Der roheste Matrose würde das Verdienst um Sie gehabt haben können. Der Mensch will ja nicht durch das gelten, was er leistet, sondern durch das, was er ist."

„Aber, Mylord, man erkennt, was er ist, durch das, was er vermag."

„So setzen Sie mich in den Fall, Ihnen zu beweisen, was ich vermag. Setzen Sie mich in den Fall, Ihnen Alles zu opfern, was ich Theures habe, mich selbst.“

„Wozu das? Es würde meine Achtung für Sie nicht erhöhen, Mylord. Ich halte Sie jeder großen Handlung fähig. Ich würde den Glauben an die Menschheit verlieren, wenn Sie unter Ihrer Würde handeln könnten. Und diese Ueberzeugung gehört selbst zu meinem Glück, auch — wenn ich's sagen soll — zu meinem Unglück, zu meinem Schmerz und zu meinem Trost.“

„Ich verstehe Sie nicht, Miß Mary.“

„Vielleicht lehrt Sie es die Zukunft verstehen.“

„Miß Mary, Sie wissen, warum ich nach Schottland komme,“ sagte ich nach einem langen Stillschweigen, indem ich erwartet hatte, sie würde sich deutlicher erklären. Ich schloß ihre Hand in die meinige.

„Sie wollen Abschied von uns nehmen, Mylord.“

„Nein, Miß, ich komme mit dem Wunsch, nie von Ihnen Abschied nehmen zu dürfen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist mein höchstes Glück. Sie können es gewähren. Mein Leben ist nur durch Sie in sich vollendet. Getrennt von Ihnen wird es ein halbes, zerrissenes Leben.“

Sie ward roth, antwortete nicht, sah vor sich nieder. In der Schönheit ihrer zarten Züge bewegte sich ein Wiederschein von, ich weiß nicht welchen Gefühlen ihres Innersten.

„Mylord,“ sagte sie endlich unruhig, „könnten wir diese Unterredung abbrechen!“

Ich erschrak und ahnete Böses. „Abbrechen?“ sagte ich und es ward mir schwer, das Wort hervorzustammeln: „Und doch eben diese Unterredung entscheidet über Leben und Sterben meiner gesammten Hoffnungen. Dieser Unterredung willen kam ich nach Schottland. Aber — es ist geschehen. Ich gehorchte. Sie ist schon abgebrochen.“

„Ich glaube, es sei besser!“ setzte sie hinzu.

Ich konnte nicht antworten, ließ ihre Hand fallen, stand auf, ging unentschlossen durch den Kreis, überlegte und beschloß auf der Stelle nach London zurückzukehren. Denn in der Nähe dieses Wesens mochte ich nicht in Augenblicken länger athmen, die nur meine Leidenschaft vergrößern konnten, und mich andern Pflichten unfähig gemacht haben würden. Ich kehrte zu ihr zurück. Sie saß noch in unveränderter Stellung auf dem Bänkchen, einer Träumenden ähnlich.

„Miß,“ sagte ich zu ihr mit aller Selbstbeherrschung, die mir möglich war: „ich kenne mein Urtheil. Es ist mir wohlthätiger, mich, sobald ich kann, von hier zu entfernen. Ich bitte um die Güte, mich zu Ihrem Großvater zu führen. Ich will dem ehrwürdigen Greise mein Lebewohl sagen.“

„Was denn?“ rief sie erschrocken und sprang auf: „Sie wollen nicht bei uns bleiben?“

„Wenn Sie fühlten, was ich leide, würden Sie sich grausam nennen, mich zum Bleiben aufzufordern. Ich ehre Ihren Willen, aber tragen Sie mit meiner Schwäche einige Nachsicht. Höflichkeit wäre in solcher Lage Versündigung an den menschlichen Gefühlen. Daß ich Ihnen gleichgültiger bin, als ich's zu sein wünschte und sogar fürchtete —“

„Wie, Mylord?“ unterbrach sie mich, und ihre Augen standen unter Thränen: „Was denken Sie? Habe ich Ihnen je heucheln dürfen? Gleichgültig? Warum wollen Sie ungerecht sein? Gott weiß, wie viel ich leide, wenn Sie sich von uns trennen. Aber verlassen Sie mich nicht, indem Sie mich verkennen.“

Die Heftigkeit, mit der sie die Worte sprach, erschütterte mich. „Miß Mary,“ sagte ich, „Sie setzen mich in neue Verwirrung. Ich glaubte vorhin zu verstehen, Sie weisen mein Herz zurück, indem ich um das Ihrige vergebens bitte. Ich habe mich nur der

Macht meines Schicksals zu unterwerfen. Mein Wunsch ist, Ihnen ewig verbunden zu sein; mein Loos, mich ewig von Ihnen zu trennen. Ihre Worte, Ihre eigenen Worte, Miß: „Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte" — oder wie? hätten Sie den Brief nicht geschrieben? (Ich zog ihn hervor.) Ihre Worte gaben mir den Muth."

„Ich schrieb den Brief," sagte sie still weinend, „und bereue ihn nicht. Vor meinem Gott, meinem Großvater und Ihnen habe ich kein Geheimniß. Und wär' ich Ihrer Freundschaft nicht würdig: Sie, wie kein Anderer, sind der meinigen würdig."

„Miß!" rief ich entzückt: „ich darf hoffen? ich darf dies schöne Herz, diese Hand die meinige nennen?"

„Mylord, über das Herz hat mein Schicksal entschieden. Aber meine Hand fordern Sie vom Großvater, der allein zu verfügen das Recht hat."

So sprach sie, und stand, ich möchte sagen, in demuthsvoller Hoheit vor mir, den Blick zur Erde gesenkt, und die gefalteten Hände niederhangend. Ich betrachtete sie lange schweigend. Sie redete nicht weiter, und glich einer, die vom entscheidenden Wort, das sie gesprochen, ihr Loos erwarte. Ich schlug, mir selbst unbewußt, meine Arme um das heilige Mädchen, und zog es an mein hochschlagendes Herz. Ich weiß nicht, was ich sagte und stammelte. Meine Lippen berührten ihre erröthenden Wangen.

„Wer kann uns nun trennen?" rief ich, wie einer der Seligen groß.

Sie lächelte selig zu mir empor, und sagte: „Die Seelen Niemand.„

Miß Mary mahnte mich, mit ihr ins Schloß zurückzugehen. Sie war wieder die blühende Heiterkeit, wie ich sie sonst zu sehen gewohnt gewesen; aber sie, aber Alles, was mich umgab, schwamm in wunderbarer Verherrlichung vor meinen Sinnen. Ich trat in

das einfache, doch geschmackvolle Landhaus Dun-Ofallins. Der Greis kam mir entgegen mit freundlicher Umarmung. Was soll ich dir, Harry, vom reizendsten Abend sagen, den ich je erlebt habe? — Von Ofallins freundlich-frommen und weisen Unterhaltungen, die nur im heiligen Zorn zum Sturm werden, wenn er an des Hofes Mißgriffe, des Königs gewaltsames Verfahren und der Religionsparteien Hader erinnert wird? — Was von Miß Mary's seelenvollen Gesprächen? — Als Ofallin sich schon zur nächtlichen Ruhe begeben hatte, saßen Mary und ich noch am lauen Abend vor dem Hause, im Mondschein, im Anblick des Meeres, beim Klange der Harfe. Jede Saite sprach Worte! — aber ihre Stimme dann!

Wundere dich nicht, wenn ich Dichter werde. — Schon denk' ich mir die sternenvollen Nächte des Meeres, wie wir unter Mary's Harfentönen gen Maryland schweben.

19.

Die Entscheidung.

London, den 30. Mai 1633.

Ich beende meinen Brief hier, meinen letzten an dich aus Europa. In wenigen Tagen, theurer Harry, reise ich ab. Vielleicht nie erblicke ich die Küsten des alten Vaterlandes wieder. Aber das Vaterland ist auch nur noch ein Grab der Freuden. Ich verlasse es ruhig. Ich habe ein neues Leben nöthig.

Jetzt erst verstehe ich Mary's Reden, die mir so oft räthselhaft gewesen sind. Ofallin gab mir den Schlüssel.

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Newhouse, da ich mit Dun-Ofallin einsam durch die Schatten des Parks ging, eröffnete ich ihm mein Herz, ich sagte ihm, wie ich Mary liebe, wie ich von ihr geliebt werde. Ich bat ihn um Mary's Hand.

Ofallin schloß mich mit Bewegung seines ganzen Gemüths an seine Brust. Er hatte die Augen voller Thränen. Er konnte lange nicht reden. „Ich muß mich erst fassen,“ sagte er, „ruhen wir einen Augenblick.“ Wir setzten uns auf eine Bank am Wege unter einem breiten Ahorn.

Nach einer Weile sagte der Greis, indem er mit Wärme meine Hand ergriff: „Mylord, ich weiß Alles. Sie lieben meine Enkelin; aber Sie werden von ihr noch zärtlicher wieder geliebt. Und Sie verdienen es. Ich kann meinem Kinde in allen drei Königreichen keinen Mann wählen, der desselben würdiger wäre, als Sie es sind, Mylord. Der Herr segne Sie. Ich bin Ihnen Großes schuldig. Könnte ich Sie vom Blutgerüst loskaufen, ich trüge mein Leben fröhlich für Sie aufs Blutgerüst. Wären zu Ihrem Wohl meine Besitzungen alle erforderlich, ich würde den Stab ergreifen, von hinnen wandern, Ihnen Hab und Gut ohne anders überlassen. Alles, nur eine Seele kann ich nicht veräußern, die mir Gott vertraut hat, und welche der Richter der Todten von mir fordern wird an jenem Tage. Mary ist in den reinen Grundsätzen der evangelischen Lehre auferzogen, Mylord, und Sie sind Feind dieser Lehre, Anhänger des römischen Papstes, Katholik! — Mylord, Mary ist Ihr Eigenthum, sobald Sie aufhören, dem Papste zu gehören. Sie kann es sonst nie werden; ich möchte im hohen Alter mich nicht der Sünde gegen den heiligen Geist, nicht des Aergernisses schuldig machen, welches ich allen Rechtgläubigen geben würde.“

Diese Worte stürzten mich plötzlich aus dem Himmel. Lange konnte ich nichts erwiedern. Endlich versuchte ich mit aller Beredsamkeit, deren verzweifelte Liebe fähig ist, den hartnäckigen Sinn des Greises zu beugen. Ich stellte ihm vor, daß er, daß Maria mich verachten müßten, wenn ich nicht aus innigster Ueberzeugung, sondern um eines irdischen Gutes, selbst des höchsten

aller irdischen Güter willen, meinen Glauben tauschen könnte; daß, wenn ich Heuchelei triebe, ich mich verachten müßte; daß ich, bei meiner Ehrfurcht für jedes christliche Glaubensbekenntniß, Marien nie in ihren Ueberzeugungen stören, selbst die Erziehung der Kinder im Glauben der Presbyterianer gestatten würde; daß ich nicht denken könne, dieser Glaube verbiete die Ehe mit Christen anderer Kirchen, und wolle, statt Glück in der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern, Zwietracht und Elend gründen, und eben hier Mariens und mein lebenslängliches Leiden stiften.

Ich sprach lange, ich sprach warm und überzeugend. Der Alte fühlte sich erschüttert. Ich benutzte den Augenblick seiner Rührung, da er schwieg und nichts zu entgegnen wußte, und bat ihn, wenigstens seiner Enkelin die Freiheit zu geben, daß sie selbst entscheiden könne. Wolle sie nicht in die Ehe willigen, ohne daß ich mich vom Glauben meiner Väter losgeschworen haben würde, so versprach ich, von allen Wünschen abzustehen.

Dun-Ofallin besann sich einen Augenblick und erwiederte dann: „Ich gebe Marien die Freiheit, über ihre Hand zu verfügen. Williget sie in Ihre Wünsche, Mylord, so mag es geschehen. Dann werde ich Schottland verlassen, und sie Ihnen selbst nach Amerika zuführen. Ja, erlauben es die Geschäfte meines Hauses, welche zuvor bestellt sein müssen, und können Sie Ihre Abfahrt um einige Zeit verschieben: so begleite ich Sie mit Marien über den Ozean. Gleichviel, wo meine Asche ruhe. Ich bin überall in der Hand Gottes. Ihnen bin ich alles schuldig; Ihnen das schwerste Opfer. Nun habe ich's gebracht. Ich bringe es, und bricht mir auch das Herz. Mary soll frei über ihre Hand, über Sie und mich entscheiden. Nun denn, wie der Herr will.“

Er stand auf. Wir gingen ins Haus zurück. Mary ward berufen. Dun-Ofallin, seine Enkelin und ich standen allein. Der Greis theilte der Hocherrötheten treu den Inhalt unsers Gesprächs,

dann meinen Antrag, dann seine Entschließung mit. „Du bist frei, Mary, über deine Hand zu entscheiden. Ich schweige. Was du willst, soll mein Wille sein; zu Allem bin ich ergeben. Ich verlange nicht plötzliche Erklärung von dir. Gehe in dein Kämmerlein. Trage im frommen Gebet deine Sache dem Herrn vor. Erwarte, was dir Gottes Geist eingibt. Danach handle; nicht nach irdischem Wissen. Deine Erleuchtung komme von oben. Die Sonne des Tages nicht soll dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten; sondern der Herr muß dein ewiges Licht sein, und Gott soll dein Preis sein. Dann wird deine Sonne nicht mehr untergehen, und dein Mond nicht den Schein verlieren. Denn der Herr muß dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben.

Miß Mary stand mit gesenkten Augen und gefalteten Händen. Als der Greis schwieg, sagte sie nach kurzer Stille: „Ich bedarf keine Bedenkzeit. In gemeinen Lebensdingen, wo menschlicher Witz Vortheile und Nachtheile abwägen soll, mag Frist zur Ueberlegung gut sein. Wo es Pflichten angeht, ist nur der Schwächling im Zweifel. Das Gewissen entscheidet schneller und bestimmter, als alle Klugheit. Ich hatte längst um Erleuchtung gebeten von oben."

Dann schwieg sie, warf einen Blick voll unaussprechlicher Holdseligkeit auf mich, trat zu mir, ergriff meine Hand und sagte: „Diesem Manne hier, theurer Großvater, sind du und ich Alles schuldig. Dadurch gehöre ich ihm. Und wären wir ihm nichts schuldig, auch dann würde ich ihm gehören, nicht weil ich wollte, sondern weil ich nicht anders könnte. Ich bin seine Anverlobte. Du weißt es. Auch Mylord weiß es. Ich würde, ich könnte nie eines Andern sein. Weil er mich gefordert, betrachte ich mich als seine Braut. Hätte er mich nie gefordert, er wäre dennoch der Auserwählte meiner Seele, diese Wahl aber ewig das Geheimniß meiner Brust geblieben."

Sie schwieg. Sie verbarg ihr glühendes Antlitz in ihr Tuch und trocknete ihre schönen Augen. Ich stand mit pochendem Herzen da. Dun-Ofallin schlug mit ernstem Blick die Hände gefaltet zusammen und sprach leise vor sich: „Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden." Es ging über seine Seele, über sein Antlitz eine Wolke.

Mary fuhr fort: „Mylord gehört nicht zu unserer Kirche. In einer andern geboren, sind deren Grundsätze seine Gewohnheit oder Ueberzeugung. Aber er faltet die Hände zu demselben Gott der Barmherzigkeit, wie ich; er beuget seine Knie vor demselben Jesus, wie ich; er erwartet mit mir einerlei Auferstehung, einerlei Gericht, einerlei Erlösung, einerlei Ewigkeit. Die Verschiedenheit unserer Glaubensarten, Meinungen und Erkenntnisse kann nicht unsere Liebe zerstören. Wie könnte die Mutter denn ihr Kind länger lieben, da der innere Glaube, die Erkenntniß und Meinung von heiligen Dingen nothwendig andere sind in der Mutter, als in dem Kinde? Also darf ich, soll ich meine Hand dem Lord Baltimore nicht verweigern, wenn diese Hand auch nur den kleinsten Stein zum Gebäude seines Glücks tragen kann."

Bei diesen Worten schluchzte Miß Mary laut. Sie war ihres Schmerzes, ihrer Thränen nicht länger mächtig. Sie sank auf einen Sessel und verhüllte ihr Gesicht. Der Greis stand finster an einem der Marmorpfeiler des Saales gelehnt. Von meinem eigenen Zustande kann ich keine Rechenschaft geben, so drängten sich in mir Verwunderung, Trauer, Freude, Mitleid, Hoffnung und Furcht.

Plötzlich stand Miß Mary auf, ernst, und mit großer Fassung. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Leben Sie wohl, Mylord. Sie haben die Stimme meines Innersten vernommen. Nun wissen Sie, daß ich, was mich betrifft, keines Andern sein will, als Ihnen. Dies sei Ihnen und mir genug. Ich aber gehöre mir

nicht. Ich gehöre diesem mir über Alles theuern Greise. Ihm bin ich ältere Verpflichtungen schuldig. Auch diese sind heilig. Er kann mich großmüthig loszählen von diesen Verpflichtungen; aber ich mich nicht. Unsere Vermählung widerspricht nicht seinen Wünschen für unser Glück, nein, seinem Gewissen. Darum will er mir Freiheit geben, über mich zu verfügen, damit sein Gewissen unbeschwert bleibe. Aber er kann mir nicht die Freiheit geben, sein Herz zu brechen. Es würde ihm gebrochen werden, wenn er sich in mir einen Augenblick getäuscht fände. Mylord, beweisen Sie ihm und mir, daß Ihnen Ihr Glaube Muth und Größe gibt, mit Ruhe auch das Schwerste zu tragen; sowie mein Glaube mir Kraft verliehen hat, den größten Kampf zu bestehen, welchen ich gekämpft. Daran sollen wir erkennen, daß er göttlicher Natur sei. Mein Entschluß ist unwiderruflich."

Dun-Ofallin erhob sich. Zwar den großen Sinn seiner Enkelin preisend, suchte er ihr einzureden, daß sie nicht auf den Greis achten solle; daß das Wohl zweier Menschen die Zufriedenheit eines einzigen aufwiegen müsse. Sie widersprach mit abgebrochenen Worten. Ich endete den edelmüthigen Streit des Greises mit der Enkelin, indem ich Mary's Hand küßte und ihr sagte: „Miß, ich liebe Sie, ich bete Sie an. Werden Sie Zeuge, daß ich Ihrer würdig bin." Damit verließ ich das Zimmer und eilte in's Freie, befahl einzupacken, anzuspannen, und kehrte zurück, um Abschied zu nehmen.

Ofallin und Mary weinten. Ofallin segnete mich. Er führte die Enkelin in meine Arme. Sie mußte mir den Kuß der Verlobung geben. „Mylord" sagte der Alte, „welche Wahl ich treffen mag, sie ist mein Schmerz. Mylord, ich konnte Mary zu keinem andern Gedanken bewegen. Aber betrachten Sie sie als ihre ewige Braut!"

Genug, Harry, wir schieden. Ich kam nach London zurück.

Schon habe ich mich am Hofe beurlaubt. Der König entließ mich gnädig. Alles ist zur Abreise bereit. Vor einigen Wochen schon sind die Schiffe mit Arbeitern und Vorräthen abgesegelt. Es ist jetzt die Einschiffung der übrigen Edelleute mit mir beschlossen.

Ade, Harry! Ade, Vaterland!

Ich wünschte oft, einmal unglücklich zu werden, um mich kennen zu lernen. Bin ich noch nicht unglücklich? Geliebt bin ich, und verworfen. Alle Erwartungen sind zerrissen. Meine erste und letzte Liebe! Ich, kein Verbrecher, muß das Vaterland meiden, in die Einöden über das Weltmeer ziehen. — Harry, bin ich noch nicht unglücklich? Ich muß dich verlassen, du mein Einziger! Beklagst du mich? — Nein, Harry, ich bin ruhig. Es ist etwas in mir, das heiter ist, und über dem Schutt aller Hoffnungen grünend blüht. Ich bin glücklich. Harry, folge mir über das Meer!

20.

Die neue Welt.

Baltimore in Maryland
den 3. Oktober 1633.

Empfange, o theurer Harry, die ersten Grüße aus der neuen Welt, in der ich schon einheimisch bin. Europa ist vergessen, nur du nicht, o meine mir verbrüderte Seele, und — noch eine."

Die Fahrt über das Weltmeer konnte nicht glücklicher sein, als sie war. In guter Gesellschaft floh die Langeweile, die gewöhnlich Seereisen beschwerlich macht. Wir lebten der Zukunft, und ergötzten uns an Entwürfen großer Art und riesenhaften Idealen von unsern Schöpfungen.

Wir fuhren in die Chesapeakbai ein, und suchten den Hafen, welchen die Papiere meines Vaters, als einen der vortrefflichsten

in der Welt, gerühmt hatten. In der That gelangten wir in einen solchen, aber er zeigte uns bald eine neue Oeffnung, die kaum einen Büchsenschuß groß ist, und durch welche wir in einen zweiten, innern, vor allen Stürmen geborgenen gelangten, dessen von Gebüschen und Wiesen malerisch umgebenes flaches Ufer rings ein weites Wasserbecken umspannt. Hier hätten über tausend Schiffe bequemen Raum.

Bei der Fahrt durch die Oeffnung donnerten uns Kanonengrüße freundlich an. Wir sahen Hütten am Ufer, Menschen, Rauch und Freudenfeuer. Es war ein prachtvoller Sommermorgen. Das Geschütz unsers Schiffes erwiederte den Gruß. O welch ein Augenblick, als ich nun unter dem fortwährenden Schall der Kanonen ausstieg; als ich unsere Auswanderer allesammt erblickte, friedlich mit nackten Urbewohnern des Landes vermischt; als man mich frohlockend mit dem Geschrei: Freiheit! Freiheit! empfing, und mit Vivat, während vom Schiffe: Vivat und Freiheit! zurückgejauchzt ward.

Harford und Elkton kamen mir entgegen. Wir umarmten uns mit Thränen der Lust. Ich wartete die Ausschiffung unserer Mannschaft ab. Es war ein Schauspiel einzig in seiner Art, dies Gewühl der Ankömmlinge, ergriffen von den verschiedensten Empfindungen in der neuen, fremden Heimath, wo sie den Rest ihres Lebens verathmen, einst ihre Asche ruhen lassen wollten. Dann führte man mich in ein hölzernes Haus, welches sie, als das erste, für mich aufgerichtet hatten. Ich habe acht Zimmer; alle bequem und mit meinem Hausgeräth wohl besetzt. Daran stößt für die Versammlung des Kolonialrathes ein geräumiger Saal. Ich übersehe aus dem Fenster den großen Wasserspiegel des Hafens, die langen Reihen von Zelten, Erdhütten, Magazinen, und kleinen aus Holz gezimmerten Häusern; das regsame Leben der Kolonisten, vergrößert durch die ab- und zugehenden gutmüthigen Indianer

mit ihren Weibern und Kindern. Diese sind sehr zutraulich. Harford hatte ihre Freundschaft sogleich in den ersten Tagen seiner Ankunft gewonnen; in förmlichen Verträgen mit den Häuptern der Stämme das Recht zur Niederlassung und zum Anbau der ganzen Gegend am Potowmak und hier am Strom Patapsco erkauft; ihnen reiche Geschenke gemacht, und Bündnisse mit ihnen, wie mit andern entfernten Stämmen, geschlossen.

Diese freundlichen Naturmenschen, welche wir Europäer Wilde nennen, weil sie frei und nicht Sklaven sind; die wir dumm heißen, weil sie ehrlich, wahrhaft und treu sind; die wir als rohe Halbmenschen betrachten, weil sie unsere Laster nicht kennen; die wir Heiden heißen, weil sie einander nicht der Religion willen kerkern, foltern, auf Scheiterhaufen verbrennen, oder von Haus und Hof treiben, sondern mit Demuth und Ehrfurcht vor dem unsichtbaren großen Geist beten, — diese sind unsere hilfreichen Nachbarn. Sie führen uns in ihre Wälder, nun die unserigen; lehren uns die Eigenschaften der Holzarten, der Gesträuche, Kräuter und Thiere; sie haben unsere Weiber in der Kunst unterwiesen, Brod aus Mais zu backen; sie sind unsere Jäger, und versorgen uns mit schmackhaftem Wilde aller Art. Genug, wir wären ohne den gefälligen Beistand dieser Indianer mit unsern Arbeiten zur Niederlassung noch nicht den vierten Theil so weit, als wir wirklich sind.

Für die Aernten des künftigen Jahres sind die Felder gewählt, ausgemessen, vertheilt, aufgebrochen, bestellt. Wirklich ist der künftige Hauptort der maryländischen Kolonien von Elkton und Harford ausgesteckt, und die Baumaterialien werden fort und fort herbeigeführt und vorbereitet. Alles ist in Thätigkeit. Man hört das Hämmern der Schmiede; das Schlagen der Zimmerleute; links und rechts in mäßigen Fernen steigt Rauch der Kalköfen empor; von Zeit zu Zeit dröhnt der Donner gesprengter Felsen.

Baltimore, so will man mir zu Ehren den ersten Sitz unserer

Niederlassung nennen, wird nach Elltons Entwurf sehr regelmäßig aufgeführt werden, mit schnurgeraden Straßen, die sich einander in rechten Winkeln durchschneiden. Es ist im Plan auf die Zukunft und das Wachsthum der Kolonie Bedacht genommen. Dem Hafen zunächst sollen die Schiffswerften, die Waarenmagazine stehen, und so sich um den Hafen im Halbkreis die Gebäude der neuen Stadt legen, mit geräumigen, heitern Gassen und großen öffentlichen Plätzen. Die Hauptstraße, welche die künftige Form der ganzen Stadt bestimmt, soll eine Breite von neunzig bis hundert Schuh erhalten. Die Stadt lehnt sich an das südliche Ufer des Patapsco, der hier seine Wellen ins Meer gießt.

Der Sommer ist sehr heiß, heißer als der portugiesische, doch die Seewinde kühlen die Luft, und das Land ist quellenreich. Reizend hingegen ist die herbstliche Jahreszeit; wie schön müssen hier die Frühlinge blühen! Schon habe ich, begleitet von Freunden und Häuptern der indianischen Stämme, wochenlang die benachbarten Landschaften durchstrichen. Ich habe in den Hütten der Indianer frohe Tage genossen, und ihren Edelsinn, ihre Einfalt, ihre Kunst bewundert.

21.

Die ersten Fortschritte der Kolonie.

Ja, Harry, ich empfinde in diesen weiten, schönen Einsamkeiten Marylands ein nie gekanntes Glück, eine Harmlosigkeit, eine Seelenruhe, von der ich in Europa nur schwache Ahnungen hatte, wenn ich mit dir Tage lang in wenig besuchten Thälern, oder auf Gebirgen umherirrte, und wir an einem Gießbach unser Mittagsmahl, oder unter einem Baum unser Nachtlager nahmen.

Ich fühle mich gestärkt, erfrischt, rein, wie aus erquickendem Bade gestiegen. Ich bin der Natur wiedergegeben. Ich begreife,

warum der Indianer unsere europäische Kultur verschmäht und Freiheit vorzieht.

Wir rüsten uns nun auf den Winter. Er soll nach Aussage der Indianer streng sein. Wir bauen Keller und Erdhütten. Auch ein geräumiges hölzernes Haus ist zur Kirche geweiht. Die meisten Ansiedler sind katholischer Religion, doch einige Familien gehören zur presbyterianischen und bischöflichen Kirche. Die Ankunft einiger Kaufleute aus Virginien, wo unsere Niederlassung bekannt ist, — sie sind unsere nächsten Nachbarn an der Chesapeakbai, — war uns erwünscht, durch Handel mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen. Denn, wie sorgsam auch Elkton in England gewesen, uns mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, bemerken wir doch an Ort und Stelle erst, was wir nöthig haben. Eben diese Kaufleute führten bittere Klagen über die Einschränkungen, welche England ihrem Handel machen wolle; über die ausschließlichen Privilegien einzelner Häuser; über Mangel der Ordnung in der Kolonie, die, obgleich schon älter, als die unserige, nur noch im Werden sei. Als sie die Freiheiten unserer Kolonie, und die Grundsätze vernahmen, auf welchen Marylands Wohlstand und Glück beruhen sollte, priesen sie uns selig, weissagten uns schnelles Aufblühen und baten um Erlaubniß, sich mit andern Unzufriedenen aus Virginien bei uns ansiedeln zu können. Aber die meisten derselben sind protestantischer Religion, so wie bei uns die meisten katholischen Glaubens sind.

Dies veranlaßte mich, an einem Sonntage die Bürger unserer Niederlassung versammeln zu lassen. Zwar kannten alle schon die von mir vorgezeichneten Bedingungen, unter welchen ich die Aufnahme von Kolonisten in Maryland gestattet habe; aber ich wollte, das Volk selbst sollte den Werth der Bedingungen anerkennen; seinen Willen aussprechen; folglich vollkommene Religionsfreiheit den Christen aller Glaubensbekenntnisse gestatten, so daß keine

Kirche irgend Vorrecht zu genießen habe, und jeder Bürger von Maryland dem andern in bürgerlichen Rechten gleich stehe. Ich wollte, es sollte von Allen, als freie eigene Ueberzeugung, ausgesprochen werden, daß hier der Priester jeder Glaubenspartei nur Staatsbeamter, oder Beamter der Gemeinde sei, kein Glied eines unsichtbaren, vom Vaterlande getrennten, unter dem Namen Kirche besonders bestehenden Staates. Ich wollte, es sollte ausgesprochen werden, daß hier das europäische Gesetz vom Unterschied edeln und unedeln Geblüts, der Unsinn des Vorzuges durch Zufall der Geburt, auf ewig vernichtet werde, und der Mensch nur das gelte, was er durch Herz und Geist werth ist, nicht wozu ihn ein Adelsbrief, ein Stammbaum, ein Ordensband stempelt. Ich wollte, es solle ausgesprochen werden, als Grundsatz einer künftigen Staatsverfassung von Maryland: daß das ganze Volk auf die Gesetzgebung Einfluß habe durch selbstgewählte Stellvertretung in einem Oberhause und Unterhause, damit die Sache bestehe, auch wenn ich früher mit Tod abgehen würde, ehe die Kolonie in Blüthe steht.

Der Gouvernements- und Kolonialrath waren mit mir einverstanden. Die Versammlung ward gehalten. Es war die erste große Feierlichkeit bürgerlicher Art. Ich redete die Gemeinde an. Wegen gleicher Rechte aller christlichen Glaubensparteien rief ich zuerst unsere katholischen Geistlichen auf, ihre Erklärung zu geben. Diese Erklärung übertraf meine Erwartungen. Der Aelteste unter den Geistlichen, ein Greis von beinahe siebenzig Jahren, sprach mit wenigen, aber gewichtvollen Worten seine Meinung aus. „Daß wir uns diesseits des großen Ozeans getrennt von den alten Heimathen unserer Väter befinden," sagte er, „ist Wirkung des Fanatismus von europäischen Christen. Sollen wir nun, wir traurigen Opfer der religiösen Unduldsamkeit, auf dieser freien Erde damit beginnen, unduldsam gegen Andere zu werden? Das sei ferne! Sollen wir beginnen, die Saat zu künftigen Religionskriegen in

der neuen Welt zu säen, während Europa's Völker sich unter einander wegen Glaubensverschiedenheiten würgen? Nimmermehr. Mögen die erbitterten Kirchen der alten Welt Mord und Brand predigen: die christliche Religion predigt Liebe, auch gegen Feinde, keine Liebe mit Dolch und Fackel. Die Religion Jesu steht höher, als die Kirche. Zwar die katholische Kirche bildet eine einzige große Gemeinschaft der Gläubigen, zusammengehalten durch den Stuhl Petri zu Rom. Aber der wahre Katholik unterscheidet das Oberhaupt der Kirche und dessen Befugniß zur Erhaltung der Einheit des Glaubens von der weltlichen Herrschaft des römischen Hofes. Der heilige Vater verdient als Bischof der Kirche Ehrfurcht und Gehorsam, aber in weltlichen Dingen hat er nicht weiter, als bis an die Grenzen seines italienischen Landes, zu befehlen. Daher kann der katholische Priester allerdings guter Bürger des Vaterlandes, unabhängig von fremden Machtsprüchen sein."

Die ganze Gemeinde stimmte bei. Die virginischen Kaufleute waren entzückt. Sie sagten mir mit Zuversicht eine große Einwanderung der Ihrigen zu*). — —

22.

Die Nemesis.

Baltimore, Mai 1634.

Ich habe mit einem Schiffe, welches uns Waaren aus England brachte, die noch zurückgeblieben waren, Nachrichten von daher; auch Briefe von dir, mein Harry. Wie entzückten mich die Hoffnungen, welche du mir gibst, vielleicht dieses Jahr noch Bürger

*) Von hier an ist Lord Baltimore's Briefwechsel sehr unvollständig. Es finden sich nur wenige seiner Schreiben vor.

von Maryland zu werden. Aber wenn du den Plan ausführen willst, Konstantinopel und Griechenland zu sehen, verzweifle ich an deinem baldigen Ankommen bei uns.

Sheton, mein Verwalter, meldet mir auch, wie ganz unvermuthet der Bösewicht entdeckt worden ist, welcher mir einst mörderisch nach dem Leben trachtete. Es war nicht politischer oder religiöser Wahnsinn, der den Dolch gegen mich schliff, sondern, du wirst erstaunen, verliebte Eifersucht. Ein gewisser Fracastelli, im Hause Dun-Ofallins, der die schöne Miß Mary mit Leidenschaft liebte; ihretwillen, und sich bei Dun-Ofallin einzuschmeicheln und wichtig zu machen, von der katholischen Kirche zu den Presbyterianern übergegangen war, lebte seitdem in der Nähe Mariens, als ihr Lehrer auf der Harfe und als Dun-Ofallins Geheimschreiber. Er verbarg der Tugendhaften seine Leidenschaft, so lange er keine Aussicht hatte, ihr solche für sich einzuflößen. Ihm war Mariens Neigung zu mir nicht entgangen, darum beschloß er, mich aus der Welt zu schaffen. Aber statt meiner ward bald ein Anderer der Gegenstand seines Hasses. Sir Lindley, ein junger reicher Edelmann, naher Verwandter des Lord Douglas, eifriges Haupt der Presbyterianer, Grenznachbar von Dun-Ofallins Besitzungen, ersetzte nach meiner Abreise die Stelle in Dun-Ofallins Hause. Es scheint, er ward gern gesehen. Es scheint, Dun-Ofallins Wunsch selbst sei gewesen, ihn mit seiner Enkelin zu vermählen. Es scheint, die fromme Mary habe im Gehorsam und in unbedingter Liebe gegen den Großvater zuletzt selbst das in meiner Gegenwart gegebene Wort vergessen wollen, meine ewige Braut zu bleiben. Genug, Fracastelli fand Ursache zu neuer Eifersucht. Er überfiel auf einer Reise im Walde den jungen Lindley meuchelmörderisch. Dieser vertheidigte sich. Beide wurden tödtlich verwundet vom Platze getragen. Fracastelli gestand vor den Gerichten die Ursache seines Verbrechens, und sterbend auch das an mir verübte.

Von Miß Mary habe ich, seitdem ich England verließ, keine weitere Nachrichten. Ich aber habe mich überwunden. Meine Liebe ist unsterblich, wie meine Seele. Doch vergessen habe ich eitle Träumereien und Wünsche. Wollte Gott, auch die edle Mary dächte so. Möge die Tugendhafte glücklich sein. Wäre sie glücklich, ich würde ohne Schmerz hören, daß sie die Gemahlin eines Andern geworden.

Kommst du im Herbste zu uns, wirst du eine Stadt erblicken, wo noch vor einem Jahr Einöde war. Ununterbrochen ward den ganzen Winter hindurch gearbeitet. Schon sieht man ganze Straßen aufgeführt, doch meistens bloße Gerippe von Gebäuden, der Zimmerleute Werk. Mit unglaublicher Ungeduld, selbst nicht durch die rauhe Jahreszeit gelähmt, schreitet Alles, vom Größten zum Kleinsten, ans Werk. Künftigen Winter schon bewohnen wir die neuen Gebäude.

Der Frühling hat hier eine Pracht, wie der neapolitanische kaum kennt. Ueber Alles hoffnungsvoll stehen unsere Felder. — Aber was mehr, denn dies Alles, mich erquickt, ist Eintracht, Freundschaft aller unserer Kolonisten unter einander, und fortdauernde Dienstfertigkeit der guten Indianer. Wir und diese sind nur zwei verschiedene, aber engbefreundete Familien.

Meine Tage sind mehr Genuß, als Arbeit. Der erste Winter in Amerika verstrich schnell. Es fehlte uns, neben der Menge der Geschäfte, nicht an Vergnügungen. Bei mir war fast jeden Abend Gesellschaft. Meine Freunde, ihre Gemahlinnen und Töchter, unter denen einige sehr liebenswürdig sind, betrachte ich als Hausgenossen. Musik, Gesang, Vorlesungen, Tänze, gesellige Spiele aller Art verschönern die Abende und Festtage. Wir leben mit unsern Handwerkern und Ackerleuten auf dem vertrautesten Fuß. Unser Umgang veredelt ihre Sitten, oder verhütet das Verwildern derselben. Wir machten abwechselnd Besuche bei ihnen; setzten

uns unter dem Dach ihrer Erdhütten, die sie sehr artig und sauber eingerichtet haben, in den Kreis ihrer Familien; erforschten ihre Bedürfnisse, und trachteten, den dringendsten abzuhelfen. Frauen und Töchter unserer Edelleute haben sich vereint, die allgemeinen Krankenpflegerinnen der Kolonie zu sein. Man sieht sie beschäftigt, das Hauswesen der Kolonie zu verbessern. Wir haben einige gute Aerzte; aber was noch besser ist, wenige Kranke. Das Klima ist sehr gesund.

Der erste Zug virginischer Einwanderer ist wirklich angelangt, mehrere hundert Menschen. Meistens sind es Deutsche. Aus England werden uns neue Schaaren angekündigt; eben so aus Holland. Unsere Arbeiten vermehren sich. Wir haben von den Indianern neue weitläufige Landschaften durch Kaufverträge gewonnen. Es wird an Gründung von zwei neuen Ortschaften gedacht. Der Kolonialrath hieß die dazu von Elkton entworfenen Pläne gut.

Welch ein Zauber liegt in dem süßen Gefühl der Freiheit! Es gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten, daß die Könige Europa's sich scheuen, ihren Unterthanen dies Hochgefühl zu gewähren, durch welches ihre Throne die stärksten, ihre Staaten die blühendsten werden müßten. Denn der Mensch, welcher, statt Befehlen, selbstgegebenen Gesetzen gehorcht, gehorcht freudiger. Wer sein Feld baut, ohne Sorge, daß, vom Luxus der Höfe, von der Finanzkunst der Plusmacher, ihm ein großer Theil von den Früchten entrissen wird, gibt freudiger, sobald er überzeugt ist, er gibt für das Vaterland. Wer da weiß, er gelte durch nichts, als durch seine Tugend, wird tugendhafter. — Harry, ich beneide keinem Monarchen der alten Welt die Krone. Ich bin König eines freien Volkes; bin nur der reichste Eigenthümer, außerdem der erste Diener Aller, und der ärmste Taglöhner hat vor dem Gesetz

gleiches Recht, wie ich. Und wollten meine Mitbürger heute meine Unterthanen werden, ich möchte nicht ihr Herr sein.

Aber bei euch in der alten Welt ist's anders. Wie das Licht der Wissenschaften von Osten nach Westen zog, und die Barbarei über das weiland erleuchtete Asien ihre Nacht verbreitete, und schon Griechenland, den Pontus bedeckt und Aegypten: so wandert auch die Freiheit westwärts, und orientalischer Despotismus rückt aus Asien über Konstantinopel gegen Europa. Wer kann es sagen, wie asiatisch dies Europa in einigen Jahrhunderten werden kann, inzwischen Amerika im Licht der Freiheit, Wissenschaft und Kunst strahlender geworden sein wird?

23.

Die Familie des Kapitäns.

Baltimore, September 1635.

Das also war's, mein glücklicher Harry, was dich Jahre lang an Italien festband? Aber nun, Heil dir, du bist von Hymen für deine ausdauernde Liebe gekrönt! Die schöne Franziska ist die Deinige. Mit Freudenthränen las ich die Zeilen, welche deine Gemahlin für mich den deinigen beigeschlossen hat. Aber ich übe Vergeltung, so schön und gut ich kann. Auch meinen Brief begleitet ein Briefchen von weiblicher Hand an dich und deine Franziska.

Ja, Harry, ich bin vermählt. Ich darf dir nicht erst sagen, daß ich glücklich bin.

Im April dieses Jahres kam die Fregatte Nepenthe im Hafen von Baltimore an. Kapitän Morland brachte uns einige Familien aus Irland, und Waaren und Briefe aus England. In der Gesellschaft des Kapitäns waren, wie ich vernahm, einige vornehme Frauenzimmer, und ich erfuhr von ihm, es seien seine

Gemahlin, seine beiden Töchter und sein Sohn, ein Jüngling von zwanzig Jahren, welche ihn auf der Fahrt nach Westindien begleitet hatten. Da Sir Marble, der Aufseher unseres Seewesens, Morlands alter Freund ist, zog Morland mit seiner Familie zu Marble, der in der Stadt eines der schönsten Häuser besitzt.

Ich machte den Frauenzimmern sogleich folgenden Tages nach ihrer Ankunft Besuch. Die Damen hatten die Seereise mit seltenem Glück überstanden; nur der junge Morland war unpäßlich und mußte das Bett hüten. Miß Cölestine, die jüngste von Morlands Töchtern, blendete mich fast durch ihre seltene Schönheit; noch mehr durch ihren Geist. Wir wurden auch bald mit einander vertrauter. Marble gab uns ein prächtiges Gastmahl. Ich lud ihn und die liebenswürdigen Fremden auf den folgenden Tag zu mir ein. Abends beim Abschiede sagte Miß Cölestine: „Mylord, vorausgesetzt, daß unsere Koffer vom Schiff bis dahin hergebracht sind, werde ich Ihnen morgen eine Freude machen. Man hat mir in London Briefe für Sie zugestellt.“

Am andern Tage kam die Gesellschaft zu mir in das Gouvernementshaus. Miß Cölestine wünschte die Einrichtungen des Gebäudes zu sehen. Ich führte sie mit Vergnügen durch alle Zimmer. Ich stand eben mit ihr allein am Fenster meines Bibliothekzimmers, und zeigte ihr die reizende Aussicht über das Meer und die Umgegenden, als sie sagte: „Mylord, damit ich's nicht vergesse!“ Bei diesen Worten erröthete sie, zog einen Brief hervor, und überreichte ihn mir mit zitternder Hand. Ich konnte mir durchaus die Gemüthsbewegung nicht erklären, von der ich sie ergriffen sah. „Lesen Sie, Mylord!“ sagte sie mit leiser Stimme.

Ich erbrach den Brief. Harry, denke dir mein Erstaunen! es war der erste Brief von Miß Mary, den ich seit meiner Entfernung von England empfing. Mit jeder Gelegenheit nach Europa hatte ich ihr und ihrem Großvater geschrieben; nie Antwort em=

pfangen. Als ich Mariens Handschrift und Unterschrift erkannte, schwanden mir fast die Sinne. Ich warf mich auf einen Stuhl. Ich las den Brief zehnmal. Sie meldete mir den Tod ihres Großvaters; die Veränderung in ihrem Hause, und wie sie London zum bleibenden Aufenthalt gewählt habe. Ihre ganze, große, fromme, reine Seele athmete mich mit dem Ausdruck der zartesten Liebe aus diesen Zeilen an. Ich drückte das Blatt an meine Lippen; ich sprang auf; ich durchlief einige Mal den Saal; ich hatte Miß Cölestinens Gegenwart durchaus vergessen.

Wie ich Cölestinen wieder erblickte, sah ich ihr stilles Weinen. Ich erschrak. Ich bat sie um die Ursache ihrer Thränen; ich entschuldigte den seltsamen Ungestüm meines Betragens; ich sagte ihr, von wem der Brief sei, und sagte ihr Alles. „Und ich weiß ja Alles!" erwiederte sie: „Miß Mary selbst hat mir Alles offenbart. Ich habe die Ehre, eine der besten Freundinnen dieser Vortrefflichen zu sein!"

Nun, Harry, diese Worte! Ich stand in Flammen. Nachrichten von Marien! Ihre eigene Freundin konnte mir von ihr erzählen! Alles, Alles, hunderttausend Kleinigkeiten mußte sie mir berichten und wiederholen. Ich aber ward des Fragens und Hörens nicht satt. Auch vom Tausch der Ringe sogar wußte Cölestine, und ich zeigte ihr an meinem Finger Mary's Ring. „O wenn mich Miß Mary liebt," seufzte ich, „warum begleitete sie nicht ihre schöne Freundin über das Meer?"

„Warum forderte Mylord Baltimore von einer Geliebten mehr, als er der Geliebten leistet?" erwiederte Miß Cölestine.

„Aber glauben Sie, daß Miß Mary, jetzt durch den Tod ihres Großvaters vollkommen frei, mir, wenn ich sie in London überrasche, über das Meer in diese Kolonie folgen wird? Können Sie mir auch nur die leiseste Hoffnung eines glücklichen Erfolges machen?" rief ich.

„Ich glaube fast,“ sagte Miß Morland, „ich sollte es können.“

„So begleite ich Sie nach Europa zurück!“

Der Entschluß stand nun unerschütterlich fest, und ich erklärte ihn schon über Tafel dem Kapitän Morland, wie meinen anwesenden Freunden laut, ohne jedoch die wahre Ursache zu enthüllen. Es gab darüber mancherlei Gespräch. Marble, Harford, Dikinson und die Andern schienen bestürzt und unzufrieden. Doch hofften sie, es sei dies nur Laune eines flüchtigen Heimwehs. Sie irrten sich. Und hätte ich zur Stunde mit Morland absegeln können, ich hätte mich eingeschifft.

Miß Cölestine entfernte sich nach dem Essen, um ihren kranken Bruder zu besuchen. Auf mein dringendes Bitten erlaubte sie mir, sie zu begleiten. Jeder Augenblick, den ich nicht mit ihr sein, nicht mit ihr von Dun-Ofallins Enkelin verplaudern konnte, war mir Raub an meiner Seligkeit. Als wir in Marble's Haus angekommen waren, vernahmen wir mit Erstaunen, daß der kranke Jüngling, begleitet von einem Bedienten, ausgegangen sei. Cölestine war ungehalten über ihren Bruder. Doch wir hatten noch keine Viertelstunde gewartet, so sahen wir ihn über die Straße zurückkommen. Cölestine verließ mich, und eilte ihm entgegen. Es währte lange, ehe sie wieder erschien. Endlich trat sie herein, und an ihrer Hand der junge Mensch, welcher ihr, wie es schien, nur halbgezwungen folgte. Indem er sich mir langsam unter einer Verbeugung nahte, bemerkte ich, wie seine blasse Farbe plötzlich in ein brennendes Roth überging. Ich heftete meine Augen schärfer auf ihn. Es gingen wunderliche Ahnungen in meiner Seele auf. Ich wußte nicht, wie mir geschah.

„Mein Gott!“ rief ich, und sah betroffen Cölestinen an.

„Ja,“ rief Cölestine, „sie ist es!“

Mary lag weinend an meiner Brust.

Ja, Mary war es. Gekommen war sie nach Maryland, schüch-

tern, fast mißtrauisch, zweifelnd. Daher ihre Verborgenheit. Miß Cölestine und deren Schwester waren ihre Gesellschafterinnen, die sie zur Begleitung mitgenommen hatte, und die Gemahlin des Kapitäns Morland selbst hatte, dieser Frauenzimmer willen, als alte Freundin vom Hause Ofallin, die Reise mitgemacht.

Nichts, Harry, nichts hier von dem Rausch meiner Seligkeit! — Von diesem Tage an zähle ich die Tage meines schönern Lebens. Mary, die Göttliche, ist mir anvermählt und von der ganzen Kolonie angebetet. — Aber auch die schöne Cölestine ist vermählt, und zwar mit unserm Harford. Die Beiden fühlten sich schon in den ersten Tagen der Bekanntschaft magnetisch an einander gezogen.

Nun fehlst du nur noch, und deine Franziska, um unsern Himmel zu vollenden. Eile zu uns in die Heimath der Freiheit!

Die Irrfahrt des Philhelenen.

1.

Die Flucht.

Landeck, 23. Juli 1819.

Meinethalben, edler Jeremias, stiere das Blatt mit erschrockenen Augen an; frage, wo liegt dies Landeck? sprich immerhin: Franz hat seinen Verstand in den Mond geschickt! Ich bin nun einmal hier, bin zufrieden, und gehe, will's Gott, weiter, wenn's mir gefällt. Landeck liegt im Tirol.

Was kümmern mich Vettern, Gevattern und Basen in unserm Städtchen? Die Leute da reichen mit ihrem Verstand wahrhaftig bloß über die Straße, von einer Hausthür zur andern. Sie meinen, in der Welt sei nichts Edleres, als ein Spießbürger Ihresgleichen. Mir aber ist nichts Ekelhafteres. Ich will Weltbürger sein. Ich bin's schon. Mein Weg ging über Kassel, Ulm und Lindau hierher.

Blut weinen möchte ich über die sechs schönen Jahre, die ich verschlief. Da rostet Geist und Herz in dem kleinstädtischen engen Hühnerhof, wo man sich einen Tag wie alle Tage bewegt; einen Tag wie alle Tage singt und kräht. Unter dem matten, platten Einerlei stehen zuletzt alle Gedanken ab; die große Gotteswelt

schrumpft um das Städtlein zu einem Sack zusammen; die Menschen werden zu Automaten; der Schöpfer des menschlichen Alls wird endlich selber so klein, wie ihn der alte Katechismus macht. Das ist nichts für mich. Wieder lebendiger Mensch zu werden, floh ich in die lebendige Welt zurück. Ich jagte mit Extrapost durch Deutschland, Tag und Nacht, zwischen Traum und Wachen. In Feldkirch schlief ich zum erstenmal wieder in einem Bett.

„Wohin wollen Sie?“ fragte der Postmeister: „Nach Bludenz? über den Arlberg?“

„Allerdings!“ sagte ich, zufrieden mit dem Reiseweg, den ich selber nicht wußte. Ich nahm die Karte.

„Es ist nur der Pässe wegen, die visirt sein müssen!“ fuhr der Postmeister fort. Ich gab also mein Signalement ab, um zu beweisen, daß ich kein entlaufener Verbrecher, kein demagogischer Umtreiber, Bankerotirer, Schleichhändler und dergleichen sei. Lieber Jeremias, rühme mir nicht die Stufe der Ausbildung, auf welcher wir Europäer stehen. Ein Ehrenmann, wohin er kömmt heutiges Tages, gilt ex officio so lange für einen Schelm, bis er sich wegen seiner Unschuld legitimirt hat. Die bessern unter den alten Staaten, in denen der Mensch noch als Mensch galt, wußten von dem Unwesen nichts. Das ist Ausgeburt neuer Zeit, der Ueberklugheit, wo man, um einige Spitzbuben zu ertappen, tausend rechtschaffene Leute, als Verdächtige, von Polizeiknechten beäugeln läßt.

Lieber Jeremias, ich habe gegen das Gute nichts einzuwenden, aber gegen das Uebergute sehr viel; denn es ist das Schlechte. Die Außenenden berühren sich in allen Dingen. Unmäßige Reinlichkeit habe ich immer als neue Unfläterei wiedergefunden; unmäßige Freiheit als Hottentoterei, und unmäßige Ordnung als Verwirrung aller natürlichen Ordnung. Sind die europäischen Unterthanen nicht wahres Leibeigenthum ihrer Leibherren, ohne deren Willen sie sich nicht von der Scholle Landes entfernen dürfen,

auf der sie entstanden? Ich mag daran nicht denken? Ich mag davon nicht schreiben. Die Polizei könnte den Brief erbrechen und mich als Demagogen und Carbonaro ausschreiben. Sogar vertraute Gedanken unter Freunden sind nicht mehr zollfrei. Der Leibherr verlangt Rechenschaft von Vorstellungen des Gemüths. Der Leibherr möchte sogar Seelenherr werden. Das war selbst im Mittelalter Keiner. Basta!

Hinter Feldkirch ein offenes, ebenes, geräumiges Thal. Die Hochgebirge von Flötzkalk schichten sich links und rechts zu erschrecklicher Größe auf. Sie glichen an den Himmelswänden ungeheuern Gemälden, mit Duftfarben an den Horizont gepinselt. Ich meinte sie mit Händen antasten zu können. Der Teppich des flachen Thalbodens war ein grüner Wiesengrund, von kleinen Feldern mit Tabak, Haber, Welschkorn, Hanf, Kartoffeln und Gerste durchbrochen.

Hinter Bludenz treten die Riesengebirge enger zusammen. Der Feldbau stirbt. Von schroffen Felsen herab flattern schmale silbergraue Bänder. Als ich näher kam, waren es Wasserfälle.

Ueber den Arlberg ist schöne Straße; ich mußte Vorspann nehmen und ging zu Fuß. Hier ist's der Mühe werth zu weilen. Was sind die Naturalienkabinette der großen Herren gegen die Prachtstücke Gottes; neben diesen senkrechten Schichten der Urkalkfelsen und goldbraunglänzenden Glimmerberge, wo das brennende Blau der kleinen Gentianen und die rosenfarbenen Blüthen der Rhododendern friedlich-freundlich lächeln! Edler Jeremias, ich habe mit dir das herzlichste Mitleid. Wag' es doch. Kriech' nur einmal aus der dumpfen Höhle deines vergitterten Comptoirs heraus und in die Stille der feierlichen Alpenwelt empor. Dann wirst du entdecken, was es heiße, Mensch zu sein und im Reich Gottes leben.

Mir war wohl; seit sechs Jahren zum ersten Mal wohl. Ich lebte allein. Denn der Postknecht, die Postpferde und der Post-

wagen galten mir gleich Maschinen. Als ich bergab nach Nasserei t wieder zu Menschen gelangte, ward mir's bei denselben unheimlich, doch nicht unbehaglich, sondern lächerlich. Ich sah, nach der Natur, wieder Unnatur und Geschmacklosigkeit. Die Leute gafften mich an und ich sie. Weiber und Mädchen mitten im Sommer in dicken Wollenstrümpfen; auf dem Kopf kegelförmige, zottige schwarze oder braune, zwei Finger dicke Wollenkappen. Heil mir, daß ich von da weg bergab flog, zwischen den schwarzen Waldbergen auf engem Weg. Links streiften die Achsen der Räder beinahe die Glimmerwand des Felsens, der wie polirtes Kupfer schimmerte; im Abgrund rechts unten schäumten die Wellen der wilden Rosanna ihren flüssigen Schnee über die blaßgrüne Stromfläche. Der Wagen flog sausend neben dem Abgrund hin, von dem kein Geländer schied; aber mein kecker Tiroler leitete mit sicherer Hand sein Gespann.

Ein neuer Aufzug. Die Bergwände schoben sich aus einander. Ein kreisförmiges Thal erscheint, mit Hochgebirgen umzäumt. Hügel, Felsen, Wiesen, Wälder durch einander in schöner Verwirrung. Rechts ein Dorf am Inn; die Schindeldächer mit Steinen belastet gegen das Blasen des Sturms. Dabei auf der Höhe eine Kirche, und unweit davon mit alterthümlichem Gemäuer eine Burg, nebst hohem, vierecktem Wartthurm. Das ist Landeck.

Sage allen Vettern, Gevattern und Basen daheim, ich erlaube ihnen, über mich zu schnattern drei Vierteljahre lang. Sie sehen mich nicht wieder. Zwar, edler Jeremias, du in eine armselige, verkrüppelte Spießbürgerlarve durch dein Schicksal Verpuppter, zwar dich möcht' ich, dich muß ich wiedersehen, aber nur nicht zwischen den Erkerhäusern mit den schüttenden Dachrinnen, sondern auf einem Berge, in einer Alp, in einer Einöde, wo Gott, du und ich! — Zwar auch Obersteuereinnehmers Lenchen, ach, das Meisterstück der Natur, aber verhunzt durch die Welt! Nein, ich

mag's nicht wieder sehen, denn nach wenigen Jahren ist diese Tulpe verblüht, und was bleibt dann von ihr? — Das arme Ding, das mit sich selber nichts Besseres anzufangen weiß; das seine jugendliche Anmuth nur als Kapital an guten Zins legen will, um einen reichen Mann, ein hübsches Haus, modische Kleider, behaglichen Titel, Kutsch' und Pferde, Abends Whist und Boston zu bekommen.

Adieu.

2.

Die Stiefschwester.

Wels, den 6. August 1810.

Durch Wiesengründe, schlechte Dörfer und heitere Lärchenwälder fuhr ich nach Innsbruck. Rechts und Links finstere Waldgebirge, dazwischen zerklüftete, nackte, zerbröckelnde Kalkberge, die zu Schutthaufen werden. Das ist nicht der bloße Flügelschlag der Zeit, wie die Poeten sagen, der die Gebirge verödet. Die dumme Rohheit der Menschen, welche nach und nach den Höhen die Wälder, dadurch das Bindemittel für die fruchtbare Erde, die Quellen raubt, — die zerstört mehr, als die Natur. Was die Natur verwüstet, weiß sie auch wieder zu erbauen. Nicht so der Mensch.

Von Zeit zu Zeit kamen mir Tiroler-Schützen entgegen mit ihren Stutzern, und hübsche Bäuerinnen im Festschmuck, die unter ihren runden Filzhüten recht keck hervorschauten. Schattenspiel an der Wand!

Hinter Zirl fuhr ich längs der riesigen, schroffen Felsmauer hin, die man die Martinswand heißt. Sie ließ mich sehr gleichgültig, trotz der vielen Treffen, die an ihrem Fuß von Franzosen, Baiern und Tirolern geliefert waren, und trotz dem, daß sich auf ihrem Gipfel einmal ein Kaiser Maximilian verirrt hatte. Die

meisten Dinge, welche die Leute für merkwürdig halten, sind immer Verirrungen; und die machen mir eben Langeweile. Ihre Weisheiten und Edelthaten halten die Sterblichen selten für Merkwürdigkeiten, und sind doch die merkwürdigsten Seltenheiten. Es ist aber wahrscheinlich keine Bescheidenheit ihrerseits.

Innsbruck macht im Hintergrund der weiten Ebene des Thales ein artiges Bild. Die Stadt selbst sprach mich in ihrem Innern nicht an. Sie trägt Spuren einer gewesenen Haupt- und Residenzstadt, kam mir aber vor, wie ein verblichener Gallarock. Als ich nach der Hauptkirche ging, um das gepriesene Denkmal Kaisers Maximilians I. zu sehen, zeigte mir mein Führer links an einem Hause ein Vordächlein, wie es Krämer über ihre Ladengewölbe in unserm Städtlein zu haben pflegen. Der gute Tropf hielt es für sehenswürdig, weil es vergoldet war.

Ich erschrak fast, als ich in das hohe, stille Gebäu der Hofkirche trat, worin außer uns nichts Lebendiges athmete, und sich da, links und rechts im Mittelgang freistehend, dunkle Menschengestalten, ohne Bewegung in übernatürlicher Größe erhoben. Ich glaubte die Schatten der Vorwelt zu sehen, die leise Unterredung pflogen, und deren Asche vielleicht unter meinen Fußsohlen in vermeinter heiliger Erde begraben lag. Es waren aber, in alterthümlicher Tracht, zwanzig bis dreißig eherne Bildsäulen alter Fürsten und Fürstinnen Tirols. Sie machen im Halbdunkel des Tempels großen Eindruck; desto kleinern gewährte mir Maximilians Marmordenkmal, mit den Kardinaltugenden und Thaten des Kaisers, von halberhabenen, geschnitzten Bilderlein überladen. Nürnberger Tand!

Die Kirche hatte für mich einen ganz andern Schatz. Hier spukte ein schönes Gespenst, das mich noch immer ein wenig neckt. Die kleine, niedliche Spießbürgerin, die ad modum des Obersteuereinnehmers, ihres Vaters, der doch nur die Gulden seiner Mitbürger einnimmt, die Männerherzen mit Steuern belegt, nur sie

begegnete mir auch hier, aber heiliger, größer, als sie selbst. Droben, hinter dem Chor, als ich vor einer kleinen Blende in der Mauer vorbeiging, sah ich sie. Aber es war, sagte mir der Führer, das Denk- oder Grabmal der reizenden Philippine Welser, der bürgerlichen Gemahlin des durch sie bemerkbar gebliebenen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, in weißem Marmor. Guter Jeremias, denke dir nicht Sarg, nicht Tod; nicht die armselige, schmeicheleiselige Erfindung Canova's in der Wiener Augustinerkirche für das Grabmal einer Herzogin von Sachsen-Teschen; nicht das Widerliche und Peinliche des Hindelbanker zerbrochenen Grabsteins, wo sich ein zartes, junges Weib mit dem Kindlein eingeklemmt, hervordrängt zwischen den Steinen, als wäre es darunter lebendig begraben worden. Nein, Jeremias, denke dir nicht Sarg und Grab und Tod, sondern auf weißem Marmorlager ruhend, mit geschlossenen Augen, ein leichtbedecktes, schönes, junges Weib, wie Jairi Töchterlein im Evangelium, von dem der Herr sagt: Sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft!

So soll man den Tod darstellen, — einen süßerquickenden Schlummer! Die ekelhafte Zerrgestalt, der Knochenmann mit Stundenglas und Hippe, konnte aus keiner griechischen, sondern nur aus einer finstern, nordisch-christlichen Fantasie hervorgehen. Und diese Philippine und Lenchen, denke dir meine Bestürzung! Beide waren dasselbe, Zug um Zug. Dieselbe stille Milde, dieselbe selige Ruhe in sich selber, diese Ueppigkeit der zarten Lippen. Aber nicht mehr das von einer freundlichen Seele bewegte Antlitz, sondern blasser Todesschlaf. Kälte durchschauerte mich bei der Berührung des Fingers. Je länger ich sie betrachtete, je mehr schien sie des Lebens wieder fähig. Warum war hier Niemand, der sprechen konnte: Kind, stehe auf! — „Und ihr Geist kam wieder und sie stand alsobald auf.“ In der That schien sich nach und nach vor meinen Augen der Busen mit der leichten Linnendecke schwach zu

heben und zu senken. — Ich ging mit einem Seufzer von dannen. Schade um Lenchen!

Ich warf mich in den Wagen, um mich wieder zu zerstreuen, und wandte rechten Ernst daran. Die Gegend mit dem verheerenden Innstrom machte mir Langeweile. Auch hier strecken schon mehrere Berge, all' ihres Pflanzenthums und Erdreichs entblößt, die nackten Felsknochen zur Schau. Weder das lebendige Städtlein Hall, noch das traurige Schwatz, welches eben aus der Asche wieder hervorzukriechen anfing, lockten mich.

Da kam die holdselige Natur, die reine, die von Menschen unentweihte, und küßte mich und gab mich mir wieder, als ich gen Söll flog. Im zitternden Abendsonnenlicht umfing mich eine idyllische Landschaft: Wiesen im frischen Grünglanz, Hütten ausgestreut hinter Gebüschen; fern in lieblicher Einöde auf der Höhe, im Roth der Abendwolke, ein Schloß, wie durch Feenkunst hingehaucht. Seitwärts im Schatten und Duft ein frommes Kirchlein auf dem Hügel. Zwischen Alles ein spiegelnder Bergstrom durchgeschlungen. Da und hier Kinder mit Gesichtern von Schnee und Rosengluth; Knaben mit unbedeckten Knien; Weiberlein mit grauen Filzhüten, gutmüthige Augen darunter. Aber Aphrodite selbst würde zur Zerrgestalt, wenn sie die vielen Röcke, den steifen Brustlatz, die dicken Wollenstrümpfe, die dicke, blaue, zuckerhutförmige Mütze, oder den kurzkrämpigen Grünhut einer Tirolerin trüge.

Mittags fuhr ich in Salzburg ein. Jeremias, das ist dir unter den Städten, was Philippinens Grabmal zu Innsbruck unter den Sarkophagen, — schön und todt. Stille Paläste, große Plätze ohne Volk, eine Natur voller Majestät ringsumher. Die Stadt lagert sich an einer weiten Ebene aus, eingeklammert hin-

terwärts von Riesenbergen mit den schönsten Formen. Man sieht aller Orten, diese Stadt ist ein priesterliches Prunkwerk!

Das kleinlichste, lächerlichste Prunkwerk aber ist, was die Leute in Salzburg mir, als das Sehenswertheste, zeigen wollten, — ein unreinliches, feuchtes, hohes, thorförmiges Loch, durch einen Felsen gehauen, ein feuchtes, wüstes Amphitheater, ebenfalls in Felsen gehauen; mit Sitzen, Logen und Zubehör, ohne Zweck und Nutzen. Ich weiß nicht, wie der Kirchenfürst geheißen, der in den großen Naturumgebungen solche Maulwurfsideen hatte, und sein von den armen Unterthanen empfangenes Geld so fruchtlos vergeudete, für nichts Gutes und Schönes. Ach, hätte der Mann die Armuth, Unwissenheit und Trägheit dort in mancher Hütte gesehen, wie ich! Aber solch ein Mann lebt sich, und nicht Andern. Und seine Prahlsucht fand eben so elende Schmeichler. Sie machten ihm in den Felsen, den er durchlöchert und benagt hatte, eine Inschrift: Saxa loquuntur (die Steine reden). Nun, mögen ihn die Steine, allenfalls auch die Steinhauer preisen; er verlangte nichts Besseres, und wußte wahrlich nichts Besseres. Als Pharao hätte er in Aegypten vermuthlich Pyramiden gebaut, die am Ende, eben durch die unermeßlichen Flächen der Wüsten, aus denen sie aufstiegen, doch etwas Bedeutsameres und Seelenerhebenderes sind, als die kleinen, dumpfen Löcher bei Salzburg.

So satt war ich der Stadt der Todten, daß ich noch spät Nachts fortreisete, und ich sah die Welt, trotz dem, daß ich sie, den Mond ungerechnet, mit zwei Wagenlaternen beleuchtete, erst bei Vöklabruck wieder. Es war Sonntag. Die Landleute kamen, den Kirchendienst zu beobachten, aus benachbarten Ortschaften, Weilern, Höfen. Männer und Knaben in schwarzen, kurzen Jacken, runden Hüten, kurzen Beinkleidern, weißen oder blauen Strüm-

pfen und geschnürten Halbstiefeln. Mädchen und Frauen in schwarzen, niedlichen Spensern, langen Röcken, Städterinnen gleich, aber meistens schöner, als Städterinnen zu sein pflegen. Grazienhafter Wuchs, die feinsten Gesichtszüge, und außer der zarten Farbe, eine ganz eigene, halbblöde, verschämte Lieblichkeit im Antlitz. Der reizende Menschenschlag hörte endlich gegen Wels hin mit der Sitte der Bäuerinnen auf, ihre großen, lebhaft-grünen oder dunkelrothen Tücher recht geschmackvoll ums Haupt zu winden. Von allen weiblichen Nationaltrachten Deutschlands ist hier die schönste. Ihretwillen reisete ich langsamer, hielt von Ort zu Ort in schlechten Wirthshäusern, bis mir endlich eine artige Wirthstochter stillsaß, daß ich sie in ihrem Gewand zeichnen konnte.

Darum kam ich, in dunkler Nacht erst, nach Wels. Ich hielt an einem freien Platze unweit dem Thore. Ich sprang aus dem Wagen; mir odemlos unter der Thür ein junges Frauenzimmer mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es schloß mich fest an sich, und heftete die Lippen mit Inbrunst an die meinigen, eh' ich zur Besinnung kam; und in Zwischenseufzern rief sie halbleise mich bei meinem Namen: „O Franz! o Franz!“

So zärtliches Empfangen weiset man auch im neunundsechszigsten Jahre nicht unzart ab, geschweige im neunundzwanzigsten. Ich gab Umarmung und Kuß auf Gerathewohl zurück, und überzeugte mich, es müsse Lenchen sein, die Einnehmerin der Herzenssteuern. Warum aber hier? Wie so schnell konnte sie da sein? Wie konnte sie meine Ankunft wissen? Wollte sie mich in die Gefangenschaft zurückführen? Ich drückte sie herzlicher an mich. Da ließ sie das Köpfchen hangen; sie sank in meinen Armen zusammen. Gleichzeitig erschienen Aufwärter mit brennenden Kerzen unter der Hausthür, wie auch eine ältliche Frau in Reisekleidern,

die mich begrüßen zu wollen schien, aber schnell Miene änderte, als sie mich sah, und rief: „Helene! Helene! er ist's ja nicht.“

Also auch das noch: wieder ein Lenchen, wenn auch nicht meine kleine Spießbürgerin. Aber Helene erwiederte keine Silbe. Ein blasses, zartes, edles Gesicht mit geschlossenen Augen lag stumm an meiner Brust, leblos wie die marmorne Philippine von Innsbruck. Die Frau wehklagte um ihre leichenähnliche Tochter. Ich trug die unter ihren Freuden Entseelte in ein Zimmer, wo schon für drei Personen das Nachtmahl bereit stand. Aber die dritte Person war nicht ich, sondern Helenens Bruder, den man diesen Abend aus dem Salzburgischen erwartete. Man war ihm, laut brieflichen Abreden, bis Wels entgegengereiset.

Man brachte das Fräulein gemach wieder zu sich selber. Als Helene von der Ohnmacht halb genesen war, und die Augen aufschlug, streckte sie die Arme nach mir und sagte mit mattem, sehnsuchtsvollem Tone: „Franz!“

„Kind,“ redete die Mutter, „aber er ist's nicht.“

„Mit Erlaubniß, gnädige Frau,“ versetzt' ich, „doch heiß' ich auch Franz.“

„Und was sonderbarer noch ist,“ erwiederte die Mutter, „Sie gleichen unserm Franz selbst in Gestalt und Art. Kein Wunder, wenn sich das gute Mädchen im Dunkeln und in der ungeduldigen Freude betrog. Es wäre mir fast nicht besser ergangen.“

Wie wir noch redeten, — aber Helene schwieg dabei und wagte kaum aufzublicken, während sie mit zitternder Hand ein Glas Wasser zum Munde führte, — rollte wieder ein Wagen heran auf der Straße. Er hielt. Sie gab hastig das Glas ab und sagte: „Ist er's?“ Die Mutter schien auch auf dem Sprunge zu sein, aber hielt wieder an sich, etwas ungläubig. Man berathschlagte, vermuthete. Indessen ging die Zimmerthür auf. Die Mutter flog an die Brust eines jungen Mannes von meiner Größe. Dann

eilten sich Bruder und Schwester entgegen. Aber Helene war jetzt minder stürmisch; ich weiß eben nicht, hemmte die Gegenwart eines Fremdlings ihren schwesterlichen Ungestüm, oder hatte sie schon den Champagnerschaum des Entzückens an mich Unwürdigen weggegeben.

Hätte die begeisterte Familie auf meine mehrmaligen Versuche geachtet, mich von ihr mit Anständigkeit zu verabschieden, so würd' ich mich entfernt haben. Als es mir aber endlich gelang, mein Wort anzubringen, bestanden Mutter und Sohn darauf, ich müßte das Nachtmahl mit ihnen theilen, da ich die Freude des Wiedersehens mit ihnen getheilt hätte. Mein Namensbruder lachte, wie ein Narr, als die Mutter ihm Helenens Irrthum erzählte, und das arme Mädchen auf dem Sofa saß so beschämt und reuig da, als hätte es eine Todsünde gethan.

Bei Tisch, als man gefragt hatte, weß Landes und Standes ich sei, erfuhr ich zur Vergeltung, daß Mutter und Tochter zu Pesth in Ungarn wohnhaft, in Wien zum Besuch gewesen, dem Sohn und Bruder entgegengereiset wären. Sie hatten ihn seit sechs Jahren nicht gesehen. Die wortselige Mutter erzählte noch weit mehr; der Sohn nicht minder. Helena und ich waren die Schweigsamsten. Ich weiß nicht, warum sie? wohl aber, warum ich? Die schöne Helena, welche einst der Hirt von Ida eroberte, und derentwillen Troja in Flammen aufging, konnte unmöglich hübscher gewesen sein. Mir brannten noch immer die Lippen.

Schwesterlust und Wein und Reiz des Beispiels entsiegelten endlich den Korallenmund des Mädchens. Ich kann noch jetzt nicht entscheiden, ob mehr Seele in ihren Augen oder in ihrer Stimme lag; ihr Ton, so weich und süß er auch klang, durchklang mein Innerstes. Alles Fremde verschwand zwischen uns. Sie schien mir's verziehen zu haben, daß sie mich im Irrthum geküßt hatte; und ich erlaubte mir's, ihr Stiefbruder heißen zu wollen.

Dem lustigen Abend folgten drei schöne Tage. Edler Jere-

mias, du wirst mir's nicht verargen, daß ich, als Müßiggänger von Beruf, mir in Wels nicht übel gefiel, wenn auch nur, um mit einer artigen Stiefschwester am Traun-Ufer Arm in Arm wandeln zu können. Hier wird nämlich gewaltiger Holzhandel getrieben, und Alles schien mir hölzern in der Welt, nur nicht die seelenreiche Stiefschwester.

3.

Verschwunden.

Wien, 13. August 1819.

Wie gewaltig ist die Natur! wie unerklärlich ihr Zauber über uns! Was wir nun so Liebe nennen, ist wohl mehr als Frühlingstrieb des Thieres; ja, man liebt und findet durch den Gedanken an jenen Trieb sein Heiligthum entweiht. Die Liebe steht so hoch über das irdische Drängen der Natur, als der göttliche Menschengeist über Polypen und Affen.

Daß die schöne Helena von Wels mich ein wenig anfesselte, — wie konnt' es anders sein? Die Schönheit hat ihr Reich. Rührte mich nicht auch des Marmors Form zu Innsbruck? Die Anmuth des Umgangs konnte die Fessel nur stärken. Sie ward fester durch das Hochsittliche der jungfräulichen Seele, die mich mit Ehrfurcht erfüllte. Aber das Geheimnißvolle hat nun das Werk vollendet. Warum eben dies? Ich habe sie nicht mit der Trunkenheit eines Liebenden geliebt; warum lieb' ich sie jetzt mit Trunkenheit? Höre!

Als ich nach dem schönsten Abend, vom schönsten Träumen, am Morgen erwachte, sah ich ein Blättchen Papier durch eine Spalte meiner Zimmerthür hervorragen, offenbar von außen hereingeschoben. Ich nahm es und las: „Gute Nacht, edler Freund! Ich bin ver-

loren und elend. Es ist für mich Alles aus. Leben Sie ewig wohl. Ich bete zu Gott für Sie. Beten Sie für Ihre Schwester Helena."

Mit Entsetzen las ich die Zeilen, um einen Sinn herauszuahnen. Ich warf mich in die Kleider und läutete dem Aufwärter. Die Freundlichkeit des Burschen beruhigte mich sehr; denn es konnte doch kein Unglück begegnet sein. Ich erkundigte mich, ob meine Gesellschaft schon wach sei, und erfuhr mit Befremden, Mutter, Sohn und Tochter, nebst Kammerfrau, wären Mitternachts, beim Glockenschlage zwölf Uhr, abgereiset; Mutter und Tochter mit rothgeweinten Augen, der Sohn und die Kammerfrau mit verstörten Mienen. Es wäre beim Einsteigen in den Wagen fast kein Wort gefallen; der Weg gen Linz genommen.

Mehr zu erforschen war nicht. Niemand hatte mir ein Lebewohl hinterlassen. Helenens Zettel machte mir Kummer. Guter Jeremias, ich war daran, alle Fassung zu verlieren; darum that ich das, was ich in ähnlichen Fällen zu thun pflege, meine Besonnenheit zu retten. Ich nahm den Schein vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit an, trank meinen Kaffee gar gemächlich im Beisein der Wirthsfamilie, um beobachtet zu sein, denn der Beobachtete übt größere Gewalt, als der Einsame, über sich selbst; verlangte Extrapost nach Linz, und ward somit, was ich mich zu sein stellte, wirklich.

Auf der ersten Station fragt' ich vergebens, wann meine Flüchtlinge angekommen, wohin sie gereiset wären? Man hatte dergleichen Reisende weder in der Nacht, noch am Morgen gesehen. Ich fuhr zur zweiten und empfing gleichen Bescheid. Ich fragte bis Linz, und jenseits Linz, — ohne Glück.

„So bleibt's ein Reiseabenteuer, und am Ende nichts anderes!" seufzt' ich und zerstreute mich gewaltsam.

Zu Mölk ruht' ich. Ich ging der Zerstreuung willen über die Gassen den Hügel hinauf ins Kloster. Es ist da prachtvolle Aussicht über die Donaufluthen, die sich zwischen den waldigen Uferhöhen spiegelnd herumkrümmen, und auf das romantische Pechlarn, uraltes Getrümmer, wohlbekannt aus den Sängen der Nibelungen, als des tapfern Rüdiger Sitz.

Der Pater Gastmeister zeigte mir gar höflich die Handschriftensammlung des Klosters, die dich, edler Jeremias, bei deinem Pulte, bei deinen Geldrollen und Strazzen, so wenig interessiren mögen, als den, der mir sie vorwies. Denn dieser führte mich mit gleicher Miene, wie in die Bibliothek, in die paar Prachtzimmer des Klosters. In einem derselben deutete er mit besonderer Wichtigkeit auf den gebohnten Fußboden, den ein schwarzer Brandfleck entstellte.

„Schade!“ sagt' ich höflich: „Sie werden das leicht ausbessern lassen.“

„Ei, belleibe!“ rief der Pater Gastmeister: „In diesem Zimmer hat Kaiser Napoleon gewohnt. Hier empfing er eine Depesche. Die zündete er an der Kerze an, warf sie auf den Boden und ließ sie da einbrennen.“

So hält nun der würdige Geistliche den verkohlten Flecken für eine ewig bedeutsame Verzierung seines Kaisersaals; und doch hinterließ Napoleon wohl manches bedeutendere Brandmal.

Ach, die Kinder!

Ländlich, sittlich. Nichts belustigte mich auf der Fahrt nach Wien so sehr, als der Anblick der Zeiselwagen, welche zwischen Oesterreich und Baiern regelmäßig her- und hinzeiseln, und gemeinen Leuten zur bequemen Reisegelegenheit dienen. Es sind ziemlich lange Frachtwagen, mit Korbgeflecht ausgefüttert, oben mit überspanntem Segeltuch bedeckt; und unter diesem Zelt liegen

lang ausgestreckt Männer, Knaben, Weiber, Mädchen behaglich auf Stroh, neben einander geschichtet, wie gebundene Kälber. Mich stach das Gelüst, eine solche Zeiselfahrt mitzumachen. Sie muß in der bunten Gesellschaft gar unterhaltend sein; und man fährt Tag und Nacht. Ich behalte mir die Freude bei der Rückkehr von Wien vor.

Meine Einfahrt in die Kaiserstadt hielt ich an einem schönen Morgen. Die Stadt ist klein. Aber wie ein Ring, oder ein Hof um den Mond, liegen eine halbe oder Viertelstunde davon die zahllosen, an einander gewachsenen Vorstädte drum herum. Man hatte meine Reisekiste an der Grenze des Landes mit Bindfaden und Blei geschlossen, daß ich selber nicht mehr Herr darüber war. Hier öffnete man sie beim Schlagbaum, um sie nach verbotener Waare zu durchwühlen. Aber ein paar Stückchen Papiergeld lähmten und erstarreten alle Finger des getreuen Beamten so schnell und stark, daß er zurücktrat und sagte: „Ich seh' schon, Ew. Gnoden hob'n holt Olles in Ordnung."

Die Sorglosigkeit der wienerischen Hausmütter sprach mich gleich beim Eintritt in die Hauptstadt gar vorzüglich an. Frauenzimmer, oft zierlich aufgeputzt, von einer Magd oder keiner begleitet, kaufen auf dem Markt selbst ein, füllen ihren Korb mit Gemüse, und wandern, mit einem Bündel junger Hähne oder schreiender Hühner in der Hand, nach Hause.

Ich habe Paris, ich habe Berlin gesehen. Es ist dort, über alle Hefen der Großstädterei hinaus, etwas Feineres, Geistigeres im Leben und Umgang und Genuß. Selbst der gemeine Mann strebt, wenn auch nur in äußern Formen, da hinauf. Man denkt, man lieset; man zielt aufs Witzige, Anständige, Geistvolle, oder auch nur Empfindsame. Liebe, Politik, Mode, Religion,

Wissenschaft sind da stehende Artikel in der Unterhaltung der größern Zahl, so wie es in unserm Städtchen, o Jeremias, du weißt es wohl, Witterung des Tages, Hochzeit- und Kindtauf-Nachrichten zu sein pflegen.

Hier in Wien, scheint's mir, neigt sich alles nur dem Derben und Massigen zu, und gefällt man sich mehr im soliden Glauben, soliden Essen und soliden Trinken, was man Lebensfrohsinn nennt. Die Einfuhr fremder Tabakssorten, Gedanken und Fabrikate sind verpönt; in der Politik ist der österreichische Beobachter das Orakel, und in der Welt keine Stadt solch ein Himmel, als Wien. Man glaubt, ißt und trinkt.

Gleich in den ersten Tagen sah ich Laxemburg, Schönbrunn, Belvedere, Gemäldegallerien, Porzellanfabrik, Arsenale, Gärten, Naturalien-, Kunstkabinete, Theater, und speisete im Prater, im Augarten. Dann besucht' ich Casinos, Bierhäuser, Kirchen, Bibliotheken, Privatgesellschaften u. s. w., und finde nun zuletzt, will man auf freie Denkart, am besten aufs Denken selbst und auf feinere, wissenschaftliche Unterhaltung verzichten, es lediglich aufs geistige Einsamleben, aufs Sinnlichbehagliche abstellen: Wien ist ein ganz trefflicher Ort.

Mir Müßiggänger that es wohl, die Arme auf dem Rücken, längs der Donau hinzuschlendern, die großen Schiffe zu betrachten, die von vielen Rossen an langen Seilen stromaufwärts gezogen wurden; oder Abends mit der schönen und häßlichen Welt hinauszuströmen, ein großes Feuerwerk verpuffen zu sehen; oder dem bunten Menschengetümmel in allerlei Trachten zuzuschauen; hier Soldaten, Fasmaniten (ungarische Studenten von zwanzig bis dreißig Jahren, in blauer Mönchstracht mit dreieckten Hüten von einerlei Stutz), Stubenmädchen und Staatsherren; dort Türken und Griechen, in morgenländischer Kleidertracht, mit Turbanen und dampfenden hölzernen Langpfeifen vor den Kaffeehäusern; oder

im Prater umherzustreichen, der weiten, von vielen Schattengängen durchschnittenen Wiese, voller Lust-, Bier-, Tanz- und Spielhäuser zwischen alten Linden, Eichen, Roßkastanien und kleinen Gebüschen, wo nah und fern Trompeten und Pauken lärmen, um zum Ringelstechen und Sich-Herumtrillen-Lassen einzuladen. Wo ein paar tausend Menschen spazieren gehen, geh' ich wohl auch mit.

Dies sind die letzten Zeilen, die ich dir aus Wien schicke. Alles ist zur Abreise nach Ungarn oder zum schwarzen Meere gerüstet und mein Paß- und Finanzwesen geordnet. In Ungarn, sagte man mir, liebe man das Wiener-Papiergeld nicht, und kenne man deutsche Münze schlecht. Am besten fahre ich mit Zwanzigkreuzerstücken Wiener Courant.

Wunderst du dich, was mich ins Ungarland treibt? Eine Erscheinung im Prater.

„Was gibt's da zu sehen?“ fragt' ich im Prater, als ich vor einem unansehnlichen, etwas thurmartigen Hause vorbeischlenderte, wo Leute aus- und eingingen.

„Eine Camera obscura, darin man fast den ganzen Prater überschaut.“

„Das muß ich sehen!“ sagt' ich, trat hinein, einige Treppen hinauf, in ein kleines, dunkles Gemach, wo mehrere Personen um ein Tischchen standen. Ich vermehrte die Gesellschaft, und sah auf dem Tisch das lebendige Bild des Praters mit Lichtstrahlen gemahlt.

Der Anblick belustigte mich eine kleine Weile. Es ist etwas Trockenes in den Farben der Camera obscura; sie sind immer etwas schwärzlich, wie mit Tusch hineingewaschen. Aber daß sich in einem Gemälde die Bäume und Blätter bewegen, ohne daß man den Wind hört; daß Menschen und Thiere durcheinanderlaufen und

wirklich von der Stelle kommen, überrascht und gefällt, eben weil man sich in der Täuschung immer am meisten gefällt.

Mitten aus der Lust schreckte mich ein unerwarteter Auftritt in dieser Farben= und Figurenspiegelung auf. Es traten darin zwei weibliche, dann zwei männliche Gestalten größer und deutlicher, also ohne Zweifel näher dem Gebäude, worin ich war, aus dem Gebüsch. Sie blieben, als legten sie es recht darauf an, uns in unserer finstern Kammer durch ihr Geberdenspiel zu ergötzen, in lebhaftem Gespräch stehen. Die beiden Frauenzimmer wandten sich gegen die Herren zurück; das ältere schien sich sehr heftig zu erklären; das jüngere hielt das Köpfchen niedergesenkt auf die Brust, und schrieb mit dem Stecken des grünen Sonnenschirmchens im Staub des Weges. Einer der Herren drohte mit beiden Fäusten gegen die Schreiberin; der andere, kopfschüttelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen und ausgespreizten Fingern von oben nach unten fuhr, schien allen Streit damit niederdrücken zu wollen. Das junge Frauenzimmer hob das Antlitz mit wehklagender Geberde gen Himmel. Edler Jeremias, es war meine schöne Helena von Wels, Zug um Zug. Bald erkannte ich nun auch ihre Mutter, und in dem Droher ihren Bruder. Hingegen der Friedensstifter, ein älterer Herr in Jünglingstracht, dessen dickes Halstuch fast über das Kinn zur langen, kameelartigen Nase reichte, blieb mir fremd.

Während sich meine Gefährten im finstern Zimmer an dem Schauspiel belustigten, war ich fast versteinert, bis auf Aug' und Herz. Dieses pochte, als wollt' es die Brust sprengen, und die Augen starrten unbeweglich auf Helenens schöne Gestalt nieder. Ich hätte sie anreden, ich hätte mich in den Streit mengen mögen.

Edler Jeremias, man ist zuweilen sehr einfältig. Statt hinunter zu springen und sie zu suchen, blieb ich stehen und behorchte mit den Blicken ihre Unterhaltung. Erst da sich Alle wieder schnell wandten und in dem Gebüsch verloren gingen, lief ich aus dem

Gemach davon, die Treppen hinab, ins Freie. Hier aber sah die Welt ganz anders aus, als in der Camera obscura. Gebüsche bewegten sich rings umher, aber in welchem sich meine Leute befunden hatten, ließ sich nicht unterscheiden. Wie ein Jagdhund auf der Wildfährte, im Zickzack, kreuzt' ich von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken. Als ich in der Nähe des Hauses vergebens gesucht hatte, erweiterte ich den Kreis meiner Streifereien. Wozu noch viele Worte? Die Verschwundenen blieben verschwunden, ob ich gleich bis Nachts umherstrich, und alle Häuser durchrannte, und alle Plätze, wo man bei Windlichtern an langen Tischen im Grünen schmausete.

Unauslöschlich war die Camera obscura-Gruppe vor meinen Augen. Ich suchte sie den folgenden Tag auf, und wieder vergebens. Am dritten ließ mich der glücklichste Zufall der Welt in der Stephanskirche den friedliebenden Herrn mit der Jünglingstracht und Dromedar-Nase erblicken. Sobald er seine Andacht verrichtet hatte, klettete ich mich mit aller Andacht an ihn. Vorwand zu einer Frage, die dem Fremden leicht wird, fehlte nicht; z. B. das Spielen angenehmer Ueberraschung, in ihm den wieder zu erkennen, den man im Schattenspiel der Camera obscura gesehen; dann, und so weiter. Genug, ich erfuhr, woran mir wenig gelegen war, daß er in der ungarischen Kanzlei angestellt sei, und daß — woran mir etwas mehr lag —, die ich suchte, schon am vergangenen Tage nach Ungarn, und zwar nach Pesth, oder wohl gar nach Odessa gereiset wäre.

Und die Praterscene in der Camera obscura? Der ungarische Kanzelist schien davon beinahe so wenig verstanden zu haben, als ich. Er hatte die Frauenzimmer, die er bloß durch einen Empfehlungsbrief kennen gelernt, in den Prater begleitet. Hier schien, der Himmel weiß, wodurch? im Gespräch ein heimlicher Familienzwist angeregt worden zu sein. Die Mutter hatte Schweigen ge-

boten, mit Versicherung, sie werde ihren Willen durchsetzen, und sollte die Welt untergehen. Der Sohn hatte sich mit fürchterlichen Schwüren vermessen, einem gewissen Jemand, der nie genannt wurde, die Kugel durch den Kopf zu jagen, wo er ihn träfe, und das Fräulein hatte mit Traurigkeit in Ton und Geberde nur die Worte wiederholt: „Ich lasse mir nicht Leib und Seele verkaufen. Ich kann ohne Mühe sterben.“ Der Kanzelist seinerseits versicherte, er habe, ganz unbekannt mit dem Gegenstande des Streites, nur um Ruhe gebeten, damit man im Prater kein Aufsehen mache. Aus Allem aber schien hervorzuleuchten, daß Sohn und Mutter der armen Helena Krieg machten und das unglückliche Mädchen in ihrer eigenen Familie verlassen stehe.

Und wenn sie nicht so schön wäre, und wenn ich sie nicht liebte, und wenn das Geheimnißreiche ihres Schicksals sie nicht so interessant gemacht hätte: das Mitleiden allein hätte mir's zur Pflicht gemacht, ihr meine Hilfe zu bieten. Ich reise nach Pesth. Nichts von ungefähr! Und nicht von ungefähr führte mich mein Verhängniß in Wels an ihre Brust, ehe ich sie selbst und sie mich kannte. Ach, meine arme, schöne Stiefschwester!

Ich glaube beinahe, du lachst boshaft hinter deinem Pult, Jeremias? Lache nicht über die unverkennbaren Fügungen des dunkelwaltenden Geschicks.

4.
Die trojanische Helena.

Odessa, 18. Januar 1820.

Da sitzt nun der fahrende Ritter am Ufer des schwarzen Meeres, und hat nicht weit bis Ovidiopolis, um dort, wie der römische Dichter, Klagelieder ex Ponto über seine Liebe und Narrheit zu schreiben.

Was soll ich dir, würdiger Jeremias, von der tollen Reise erzählen? In den ersten Tagen meiner Fahrt über Preßburg, ins Ungarland hinein, sah' und hört' ich nichts. Nur das Camera obscura-Bild gaukelte mir noch vor den Augen; ich weidete mich an der schwebenden Gestalt der Schwermüthigen, an dem Spiel des Faltenwurfs in ihrem Gewande, an den edeln Bewegungen ihres Leibes. Erst in Pesth ermunterte ich mich. Es war hier eben Herbstmesse, glaub' ich. Alles wimmelte von Kaufleuten, Krämern und Waaren, von Juden, Griechen, Türken, Ungarn, Polaken, Siebenbürgern, Tataren und Deutschen. Ich blieb vom 21. August bis 1. November in dieser Stadt, wo schon die wissenschaftlichere und feinere Gesittung des Abendlandes mit der Barbarei und rohen Pracht des europäischen Ostens zu wechseln beginnt.

Man schickte mich vom Pontius zum Pilatus, um über die geheimnißvolle Helena etwas zu erfahren, und ich vernahm endlich, man wisse durch Kaufleute, ihre Mutter sei mit ihr wirklich von Wien nach Odessa gereiset, wo ein reicher Kaufmann, den man mir nannte, Helenens Oheim, seit zehn Jahren das größte Haus bilde. Beiläufig hört' ich auch, Helena hätte in Ungarn einen der ersten Magnaten heirathen können, wenn sie so gutes Geld, als guten Adel gehabt hätte; sie habe in Pesth nur etwa ein halbes Jahr gelebt, und sei vorher in Kronstadt in Siebenbürgen gewesen, wo man von ihrer Familie und ihr selbst wahrscheinlich mehr wissen würde.

Die Nachricht gefiel mir gar nicht übel, und am meisten der Grund, warum sie keine Gemahlin eines Magnaten geworden wäre. Also auf und nach Kronstadt! Es ging durch Haid' und Moor; ich sah viel Büffelochsen; selten ein leidliches Wirthshaus. So kam ich nach Kronstadt, der langen Stadt, im engen Thal, zwischen hohen Bergen.

Meine Nachforschungen brachten hier noch dürftigere Frucht.

Es lag mir wenig daran, zu wissen, daß Helenens Vater vorzeiten ein reicher Mann gewesen, in Wien durch Spiel und Handelsspekulationen verarmt und endlich Selbstmörder geworden sei aus Verzweiflung; daß sich die Wittwe darauf mit ihrer jungen Tochter zu einer alten Verwandtin nach Kronstadt begeben und hier in der größten Eingezogenheit gelebt habe; daß nach dem Hinscheid der alten Kronstädterin, welche ihren Schützlingen nur geringen Theil von ihrer Hinterlassenschaft vermacht hatte, Helenens Mutter Siebenbürgen verlassen habe, in der Hoffnung, entweder nebst ihrer schönen Tochter bei ihrem Sohne in Deutschland, oder bei einem steinreichen Stiefbruder in Odessa zu wohnen.

Zwar, ich gesteh' es, mir war bei der Abreise aus unserm Städtchen nie in den Sinn gekommen, die Richtung nach dem schwarzen Meere zu nehmen, oder irgend einer Helena durch die weite Welt nachzuziehen; allein wenn ich es jetzt that, opferte ich auch keine andern Plane auf. Ich will ein paar Jahre lang auf dem Erdball umherschwärmen, mehr nicht; wer weiß, ob ich nach dem Tode dies Milben-Theater wieder sehe! Mir ist's gleichviel, wohin mich Zufall oder Nothwendigkeit schleudern.

Man hat mir schon in Kronstadt gesagt, die Reise von da, durch die Moldau und Neurußland, sei etwas mühsam, vielleicht etwas gefährlich. Indessen der Versuch konnte gewagt werden. Es befanden sich in Kronstadt gerade zu der Zeit deutsche Auswanderer, welche nach der Krimm ziehen und dort ein neues Vaterland suchen wollten. Es waren bei zwanzig Personen, Männer, Weiber, Kinder. Sie machten denselben Weg, wie ich, und daher schloß ich mich an sie, um in größerer Gesellschaft zu sein.

Wir reiseten am 1. Oktober ab. Die Leute hatten mehrere Wagen, die mich an die Wiener Zeiselfuhren erinnerten. Ich hatte

mich fast auf ähnliche Weise eingerichtet, wie sie, und höchst einfach, um unter ihnen für nichts mehr als ein Handlungsdiener zu gelten, der in Odessa sein Unterkommen suche.

Die armen Leute dauerten mich. Sie reiseten mit goldenen Hoffnungen durch die Wildnisse, und sprachen noch immer mit Liebe von ihrem Vaterlande, was sie nicht hatte ernähren können. Viele sprachen von ihren Regierungen nicht mit großem Lobe; denn diese, die ihnen kein Brod geben konnten, sondern nur Steuern und Steuern forderten, hatten ihnen tausend Hindernisse in den Weg gelegt, um sie am Auswandern zu hindern.

Die Hospodaren der Moldau haben ein großes, zum Theil äußerst fruchtbares Land. Aber es ist arm, fast ungebaut ausgeplündert, erschöpft durch den ruchlosesten Despotismus der Fürsten und ihrer Wucherer im Banat. Der Hospodar schreibt sich aber doch: „Wir, von Gottes Gnaden!“ so gut, als ein Anderer.

Das Reisen durch dies Land ist eine Buße. Wir hatten mit dem größten Ungemach zu kämpfen. Tage lang mußten wir durch öde Steppen ziehen. Nur wenige Dörfer waren zu sehen, alle schlecht, zerfallen, unreinlich; keine Häuser, nur niedrige, stallähnliche Hütten; Wirthshäuser fehlen ganz, oder, wo irgend eine kothige Baracke diesen Namen trug, war es ungastlich und unheimlich darin. Man warnte uns vor der Pest, die eben dort grassirte. Ich nahm daher mein Nachtlager mehr denn einmal im Wagen, oder auf bloßer Erde. Ach, würdiger Jeremias, das Camera obscura-Bild ward immer matter und blässer vor mir, und die Schwärmerei meines Herzens entwich so sehr vor dem Zorn meines Magens, daß ich im vollen Ernst den närrischen Einfall verwünschte, mich in diese Wüsten hineingeabenteuert zu haben, über welche der Despotismus alles Elend aus Pandorens Büchse hatte fliegen

lassen. Nur die Hoffnung war auch mir noch zurückgeblieben. Ich tröstete mich, in der Stadt Gallatsch Erquickung zu finden.

O Himmel, welche Stadt! Eine unflätigere hatt' ich nie gesehen. Alle Häuser sind von Holz, schmutzig, dumpf und stinkend; die Straßen nur mit hölzernen Balken belegt, damit Niemand im Morast untergehe. Weil meine Gefährten ein Donauschiff mietheten, entschloß ich mich auf der Stelle, den Argonautenzug mitzuthun, und ließ mir von dem gefälligen österreichischen Konsul, Herrn Mensoli, eine Empfehlung nach der ersten Quarantaine in Neurußland geben.

Wir kamen noch an demselben Tage (es war der 14. Oktober) bei dem Quarantaine-Orte an, denn er ist nur drei Wegstunden von Gallatsch. Hier aber zwang man uns, bis den andern Tag auf dem Schiffe zu bleiben; dann, als wir Fuß ans Land setzen durften, sperrte man uns am Ufer in eine erbärmliche, mit Pallisaden umschlossene Hütte ein, und hier mußte ich mit allen Männern, Weibern, Kindern, vierzehn Tag in der Quarantaine bleiben, trotz meiner Empfehlungen vom österreichischen Konsul.

Ich war mit lebendigem Leibe in der Hölle, edler Jeremias. Aber endlich lernt' ich hier doch, daß man sich zuletzt auch sogar an die Hölle gewöhnen könne. Die Speisen waren für gutes Geld elend, und für den sauern Wein mußt' ich vierzig süße Paras zahlen.

Sobald wir der Gefangenschaft entlassen und — ich weiß nicht, warum? — visitirt worden waren, begaben wir uns eine kleine Wegstunde weiter ins Land, zu einem Dorfe, das Domaro hieß, welches die Leute dort aber Stadt nannten. Hier kaufte ich mir Brod, Kaffee und Wein, miethete mir ein Fuhrwerk, nahm einen jungen Kerl aus meinen bisherigen Reisegefährten zur Begleitung, und so fuhren wir durch Bessarabiens Steppen wohlgemuth dem Dniester zu, nach Bender. Zwei Mähren, die kein Loth Fleisch am ganzen Leibe hatten, und ein Wagen, an dem kein einziger

eiserner Nagel, geschweige eine eiserne Radschiene war, — siehe, das war unsere Equipage. Wir gingen meistens zu Fuß; die gespensterhaften Rosse hätten lieber von uns gezogen werden mögen, als daß sie uns zogen. In den Steppen erblickt man selten ein menschliches Antlitz, noch seltener ein Dorf. Wenn wir dergleichen erreichten, bekamen wir graues Brod und stinkenden Branntwein; das Wasser hatte häufig einen widerlichen, salpetrigen Geschmack.

Als man mir in Bender wieder von der Quarantaine sprach, die jenseits dem Dniesterflusse lag, und wo ich etwa einundzwanzig Tage weilen sollte, überfiel mich kaltes Entsetzen. Ich verlangte gar nicht die Stadt zu sehen, welche Karl XII. berühmt gemacht hatte, drückte den Russen, die mich anfangs gar nicht verstanden, ein Stück Geld in die Hand, worauf sie, plötzlich erleuchtet, mir besseres Fuhrwerk schafften und mich nach der bessarabischen Hauptstadt Kischenew schickten. Am 28. November kam ich hier an, elend, ausgehungert und krank.

Diese Hauptstadt, edler Jeremias, ist ein wüstes Nest mitten im alten europäischen Scythen- oder Thrazierlande. Da leben arm, träg, unreinlich Tataren, Russen und Juden beisammen; doch fand ich auch zum Glück einige deutsche Familien. Bei einer derselben lagerte ich mich ein und pflegte meines Leichnams aufs Beste. Ein junger russischer Offizier, der meinen Wein vortrefflich fand, leistete mir Gesellschaft. Er sprach das Französische sehr geläufig, und hatte den Feldzug gegen Napoleon, von Moskau bis Paris, mitgemacht.

Ich gestehe dir offen, Jeremias, das Leben eines unabhängigen Privatmannes in England oder Nordamerika, in Frankreich oder der Schweiz, oder einigen Ländern Deutschlands, im Genusse eines milden Himmels und alles dessen, was Kunst und Wissenschaft seit Jahrtausenden Herrliches und Großes geleistet und errungen haben, und im behaglichen Sein zwischen gebildeten Freunden und Werken

älterer und neuerer Schriftsteller, und in dem erhebenden Allwissenheitsgefühl, welches Briefwechsel oder Zeitblätter von entfernten Freunden und Gegenden auf dem Erdball gewähren, — das Leben eines solchen Privatmannes ist unendlich reicher und edler, als das Leben aller barbarischen Hospodaren, Fürsten und Khane dieser kulturlosen, wüsten Landstriche Ost-Europens zusammengenommen.

Man hat wohl sehr überflüssige Furcht, wenn man sich vor dem Tage ängstigt, daß es dem scheinbaren Koloß der russischen Macht einfallen dürfte, sich gegen das blühende Abendland unsers Welttheils zu wälzen. Dieser jüngste Tag, den selbst Napoleon, ich weiß nicht, ob im Ernst, oder um absichtlich Furcht zu machen, zu fürchten schien, dieser Tag ist noch fern, oder kömmt wahrscheinlich nie.

Ich gebe auch gern zu, daß die Sehnsucht der Nordvölker immerdar nach dem Süden zieht; aber darum allein kommen sie so bald nicht, als Eroberer, zu uns. Es liegt zwischen Wunsch und Erfüllung ein langer Weg. Die Zivilisation des Abendlandes stemmt sich ihnen mit jener überlegenen Macht entgegen, welche der Geist jederzeit über körperliche Macht zu haben pflegt. Eben noch jener Rückzug Napoleons aus Rußland hat die Ueberlegenheit abendländischer Bildung bewiesen. Immer wurden die Russen, wo irgend angegriffen ward, von den Trümmern eines durch Frost und Hunger zerstörten Heeres zurückgewiesen. Tapfer und gewandt sind die Russen in Feld und Schlacht, das wird Niemand läugnen. Aber wie anders fechten die Preußen, Sachsen, Baiern, die Franzosen und Engländer! Gleiche Zahl dieser Abendländer gegen die Nordvölker macht die Parthie ungleich. Dafür sprechen die Thatsachen der neuesten Kriegsgeschichte.

Allerdings, das russische Reich ist ein ungeheures Reich, aber nur — an Landstrichen. Es hat eine Ausdehnung von beinahe 350,000 Geviertmeilen; aber welch ein Land! Ein Theil desselben

Eis und Schnee; ein noch größerer Theil unendliches, unwirthbares Steppenland oder unermeßlicher Wald. Nur der kleinste Theil des Bodens ist fruchtbar. Selbst im europäischen Rußland ist noch lange nicht der dritte Theil der Erde angebaut. Jene öden Wiesengründe aber müssen bleiben, weil das Land nur noch zur Viehzucht taugt; jene weitläufigen Wälder müssen bleiben, weil, nur mit Hilfe des Brennmaterials, der Mensch dort wohnen kann. Eben diese Härte des Klima's, diese Unwirthbarkeit des Bodens bleibt aber auch das ewige Naturhinderniß der Zivilisation und des engen Beisammenlebens! und vierzig bis fünfzig Millionen Menschen wohnen dort, wie verloren, in den weiten Räumen. Wo da auf dem Raum einer Meile hundert Personen hausen, sieht man tausend in Deutschland, Frankreich, England.

Und dann, edler Jeremias, sehen müßtest du diese Nationen, um dir einen Begriff von der Tiefe ihres Standes auf der Himmelsleiter menschlicher Gesittung bilden zu können. Allerdings hat Rußland einzelne treffliche Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Staatsmänner, Feldherren, die mit denen der übrigen höhern Menschheit in Reih' und Glied stehen. Aber diese gelten so wenig für Zeugen dessen, was das russische Volk selbst sei, als Deutschlands, Englands, Frankreichs große Geister für die Kulturstufe der Volksmasse zeugen, unter denen sie leben. Und welch ein Abstand zwischen dem britischen, deutschen, niederländischen, französischen Landmann und dem russischen!

Aber auch die Kultur der Menschen in diesen von der Natur unfreundlich ausgestatteten Weltgegenden kann unmöglich schnellen Schritt gehen, wenn auch Jahrhunderte lang menschenfreundliche und weise Fürsten, gleich Alexander, den Thron der Czaaren inne hätten. Dem widersetzt sich nicht nur das Zerstreutleben der Völker, von denen viele ganz nomadisch sind und bleiben müssen, sondern auch die unüberwindliche Nothwendigkeit, die aus der Natur

eines so weitläufigen Reichs hervortritt. Hier muß, um das unübersehbare Gebiet zusammen zu halten, auf welchem hundert Sprachen gesprochen werden, statt der Freiheit, der Machtwille eines Einzelnen gelten; hier muß, um die weiten Grenzen nach drei Welttheilen hin zu decken, ein für die Volkszahl verhältnißmäßiges Militär auf den Füßen gehalten werden. Und wenn es schon in zivilisirten Ländern schwer ist, bessere Begriffe zu verbreiten, wie nun hier? Und wenn nun noch bei einem oder dem andern Staatsmann sogar die Furcht hinzukommt, Volksaufklärung sei ein sehr gefährliches Ding? — — —

Ich sehnte mich wieder zu Menschen, und verließ mit meinem Begleiter am 21. Dezember Kischinew. Wir kamen folgenden Tages zu einem Dorfe am Dniester, gegen Dubitza oder Dubissan über, wo man mir abermals die höchst liebliche Nachricht von einer Quarantaine brachte, die ich in Dubissan, etwa zwanzig Tage lang, auszuhalten haben werde. Der Bauer, welcher mir sie gab, war ein Deutscher; er freute sich, die Töne der Heimath von unsern Lippen tönen zu hören, und lud uns gastfreundlich zu sich ein. Er meinte: mit der Zeit komme Rath; der Dniester wäre schon stark gefroren; man müsse Gelegenheit und Stunde abwarten und die Quarantaine umgehen. Das ließ ich mir gern gefallen, und der brave Deutsche verpflegte uns trefflich, besorgte auch bei der Polizei des Orts das Unterzeichnen unserer Pässe, — denn wenn sonst keine Spur europäischer Zivilisation, findet man doch in den Wildnissen bis Asien noch Polizei und Pässe. Die schmierige Unterschrift der Polizei bezahlte ich mit vier Rubeln oder zwei Gulden.

Nach drei Tagen rief eines Abends mein Deutscher: „Jetzt, ihr Herren, vorwärts! Der Dniester ist fest; die Wachten in Dubissan geben sich schwerlich Mühe, nach Mitternacht da zu lust-

wandeln, wo sie Niemanden erwarten.“ Wir gingen. Zwei Pferde standen vor dem Hause. Mein Gepäck ward aufgeladen. In Schnee und Mondhelle reiseten wir ab. Wir zogen über die Eisdecke des breiten Flusses, nicht ohne Grausen, unserm Führer nach; mit noch größerm Grausen aber jenseits des Stroms dem Wachthause vorbei, im Schnee watend, einen steilen mühseligen Hügel hinauf. Wären wir bemerkt worden, hätte man uns mit Flintenschüssen zum Besuch der Wachthütte eingeladen. Wir entrannen der Gefahr und trabten die ganze Nacht durch fürbas einer Stadt, wie sie unser Deutscher nannte, — ihren Namen hab' ich vergessen — mit Eilschritten entgegen.

Gegen Morgen sprang uns plötzlich ein russischer Soldat in den Weg, der aus einer Art Höhle hervorgekrochen war, und forderte unsere Pässe. Die unerwartete Erscheinung hatte mir keinen geringen Schreck verursacht. Mein ehrlicher Deutscher aber wußte besser Bescheid und sagte zu mir: „Der Kerl kann so gut lesen, als mein Roß die Flöte spielen. Geben Sie ihm ein Trinkgeld.“ Ich gab dem gewissenhaften Kriegsmann eine Hand voll Kupfermünze, und die Sache war sogleich mit vielen Komplimenten abgethan.

Ziemlich erstarrt langten wir in dem kläglichen Dorfe, welches Stadt hieß, bei einem Bekannten unsers Führers an, und thaten uns nach der nächtlichen Heldenfahrt gütlich. Das Beste war, daß wir hier zwei deutsche Kolonisten aus Glücksthal antrafen, die im Begriff waren, mit ihren Schlitten in die Heimath zurückzukehren. Die gute Belohnung, welche ich meinem bisherigen Führer gab, machte die Kolonisten noch freundlicher. Wir wurden schnell einig, daß ich in ihrem Schlitten nach Glücksthal fahren solle. Es ging vorwärts.

In dem traurigsten aller Glücksthäler feiert' ich, in dunstiger Stube, den ersten Tag des Jahres 1820. Die ganze Kolonie

besteht aus Deutschen und Schweizern. Mein Wirth war ein Graubündner. Man brachte mich, nach einigen Tagen Ruhe, ziemlich rasch und bequem von Kolonie zu Kolonie, an denen die Namen das Schönste waren, von Glücksthal nach Kassel, und zum Städtchen Tiraspel am Dniester. Es ist dies ein ganz neu gebauter Ort, sehr regelmäßig angelegt, von schmutzigen Roskolniken, Zigeunern, Tataren und Juden bevölkert. Eine Stunde davon, jenseits des Dniesters, erblickt' ich noch eine andere Stadt; denke dir mein Erstaunen, Jeremias, als ich wahrnahm, das sei abermals Bender, wo ich schon vor vier Wochen gewesen! Also war ich durch das ödeste Land von der Welt vierzehn Tage und Nächte im Ring herum geschleppt worden, wie das israelitische Volk in der Wüste, ohne zu wissen, wo ich mich befand! und das bloß, weil ich der Quarantaine hatte ausweichen wollen. Man reise nicht bei den Tataren und Wallachen, ohne ihre Sprache, und ohne Landkarte oder Kompaß.

Im Sturm und Schneegestöber kam ich, bei kurzen Tagreisen, über die Kolonien Straßburg und Selz, wo sich mein bisheriger Begleiter, der junge Auswanderer, dankbar von mir trennte, in Odessa an. Es war am 8. Jänner 1820.

Nun denn, edler Jeremias, lache dich satt! Die bessarabischen Steppen haben das liebekranke Herz vollkommen hergestellt. Schicke alle Verliebten deines Städtchens, sobald man sie für unheilbar hält, und die Aerzte verzweifeln, zu den Bulgaren, Wallachen, Malorossianern, Tataren und Zigeunern dieser Steppenwelt. Sie werden genesen.

Daher wundere dich nicht, daß ich trockenen Auges, mit dem ruhigsten Gemüthe von der Welt, wenige Tage nach meiner Ankunft zu Odessa, erfuhr, daß meine Helene, Gott weiß, wohin?

vielleicht nach Troja an den Hof des Priamus, entführt und ich der betrogene Menelaus sei. Der berühmte steinreiche Oheim hatte vor Jahr und Tag schon Bankerot, und sich selber unsichtbar gemacht; Helena und ihre Mutter waren glücklich längst vor mir in Odessa angekommen, und über die Unsichtbarkeit des Oheims fast in Verzweiflung gerathen. Ich sage aber: „fast," weil sich bald ein junger, reicher Brite, voll christlicher Liebe, fand, welcher die Verlassenen zu trösten übernahm. Acht Tage vor meiner Ankunft in Odessa hatte dieser neue Paris meine trojanische Helene, nebst ihrer Mutter, entführt, und zwar ohne Hinderniß. Sie waren Alle nach Konstantinopel. Glück zu!

5.

Das Land am schwarzen Meere.

Odessa, in den Jahren 1821 und 1822.

Nein, edler Jeremias, du irrst. Wenn man Ungarn, Siebenbürgen, die Steppen der Moldau und Bessarabien durchwandert, und ein halbes Jahr Hunger gelitten hat, wird man es nicht so bald satt, in einem großen, palastartigen Hause, in zierlich tapezirten Zimmern zu wohnen, mit der Aussicht auf die buntscheckigste Welt, wie man sie einzig nur am schwarzen Meere, an den Grenzen Asiens, in einer großen Handelsstadt sehen kann; nicht so bald satt, an einem Tisch zu sitzen, den alle Tage wechselnd der Speisekünstler mit Leckereien des Orients und Occidents bedeckt, oder in Kaffeehäusern, Kasinos, Theegesellschaften, Theater und Konzert herumzufahren, und nach der angenehmsten Last des Tages in weichen Betten vom feinsten Stoffe auszuruhen.

Und sollt' ich noch zehn Jahre in Odessa bleiben, ich würde bleiben, und mein kühles Grab lieber am Ufer des schwarzen

Meeres graben lassen, als daß ich noch einmal die Wüsteneien sehen möchte, welche ich durchzogen bin.

Odessa ist eine große Stadt im Werden. Sie mag bei 40,000 Einwohner halten, ist aber noch lange nicht vollendet. Ich liebe aber das Werdende, weil die Hoffnung unendlich mehr reizt, als die Erinnerung oder der Genuß der Gegenwart. Die Straßen sind sehr breit, und alle in gerader Linie gezogen, aber noch keine ist ganz beendigt. Ueberall Lücken und leere Stellen.

In zwei, drei Sommermonaten kann hier ein ziemlich großes Haus, zwei Stockwerk hoch, mit gewölbten Kellern von Grund aus massiv, aufgebaut und im Winter schon bewohnt werden. Die Baustoffe sind in den Steinbrüchen nahe. Die Fundamente und Zwischenmauern werden von hartem Kalkstein gemacht; was über der Erde ist, von einem weichen, tuffartigen Stein, der schon in den Brüchen zu viereckten Stücken gesägt und mit Beilen behauen, hundertweis verkauft wird. Der Wohlhabende läßt sein Dach mit Eisenblech decken und es grün anstreichen, was nicht übel steht.

An Handwerkern aller Art für Bedürfnisse und Ueberfluß, oder Ueppigkeit mangelt's nicht. Karavanen führen durch die Steppen, Flotten über die Wellen, den nöthigen Stoff herbei. Aber eins noch mangelt und wird noch lange vermißt werden; die sämmtlichen Straßen sind ungepflastert. Es würde Millionen kosten, diesen schwarzen, fetten, weichen Boden aus den Steinbrüchen zu befestigen. Beim Graben von Grundlagen der Häuser findet man in der Tiefe nur gelblichen Leimengrund und keinen Stein; daher bringt jeder Regen und Schnee allgemeinen Morast, und Niemand, selbst das Frauenzimmer, wagt sich unbestiefelt aus dem Hause. Jeder Schuh wäre unwiederbringlich verloren. Im Frühling und Herbst kann man sogar kaum die Trottoirs gebrauchen, sie kaum nur sehen, die bei gut gebauten Häusern aus spitzen, eckigen Steinen zusammengesetzt, aber vom Koth begraben zu sein pflegen.

Daraus entsteht ein anderes Uebel. Die Fuhrwerke jeder Art gerathen bei nasser Witterung in unglaubliche Noth. Es ist oft betrübt, oft lächerlich, zu schauen, wie da Menschen, Rosse und Räder im tiefen Sumpfe umherkneten. Am schlimmsten daran sind die sogenannten Wasserbauern, welche auf ihren Wägen das Wasser, aus benachbarten Quellen, in Fässern nach der Stadt führen und eimerweise verkaufen. Nach starkem Regenwetter schlägt daher der Preis des Wassers beträchtlich auf, weil dabei jedesmal mehrere Pferde zu Grunde gehen.

Im Sommer hinwieder, da es selten nur regnet, verwandelt sich Alles in einen Staub, der die Straßen oft, wie dichter Nebel, füllt. Dazu helfen die beständigen Winde mit allzugroßer Dienstfertigkeit. Wer seine Augen auch nur ein wenig lieb hat, faßt sie daher hinter Glas und Seide in Brillen ein. Aber der wechselnde Wind, der wechselnde Staub und Morastdunst, das plötzliche Aendern der Temperatur zeugt mehr Krankheiten, als zum seligen Leben vonnöthen sind.

Am belustigendsten wird für mich stets der Maskenball unter meinen Fenstern bleiben. Es ist ein gar köstliches Schauspiel, dies Durcheinanderwimmeln von allerlei Nationalphysiognomien, Trachten, Gesichtsfarben, Sprachen! Der Mensch ist ein wunderliches Thier, voller Stolz und Neid, wie kein anderes. Frag' herum, Jeder wird mit seinem Loose unzufrieden sein und Besseres begehren; und doch wird sich Jeder, mit dem, was er hat, für etwas Besseres, Würdigeres, Klügeres ansehen, als Alles außer ihm. Jeder zieht eigensinnig seine Sitte, Lebensweise, Tracht und Religion den übrigen vor, und belacht oder bedauert die Andern.

Neben Figuren, fast aus allen europäischen Staaten, die der Handel hieher lockte, sieht man am meisten Juden und Griechen

auf den Gassen und öffentlichen Plätzen; oder sie fallen vielleicht auch nur am meisten durch ihre Trachten auf.

Die Juden erblickst du noch alle morgenländisch gekleidet, in einem langen, faltenreichen Gewande, um den Leib mit einem Gürtel. Ihr Gewand ist gewöhnlich schwarz; nur bei den Reichern zuweilen auch von einer andern dunkeln Farbe und von Seidenstoff. Dazu tragen allesammt große, runde Hüte und lange Bärte, wodurch sie eben nicht anmuthiger werden. Künstlicher noch schmücken sich die Jüdinnen heraus, aber nicht geschmackvoller. Alle wollen in Seidenzeug gehen. Der Kopf der Reichern ist ganz mit Perlen beschneit, deren Weiße auf der glänzenden Rabenschwärze des Haares blendet.

Die Griechen verwechsle ich noch immer mit ihren muhamedanischen Unterjochern. Sie haben ganz orientalischen Schnitt, und sind fast zu sehr vertürkt, als daß sie mich an ihre Phocionen, Aristiden und Cimonen mahnen sollten. Alle tragen Schnurrbärte; einige auch lange Bärte; wenige sind, gleich den Europäern, um Kinn und Lippen geschoren. Die reichern Griechinnen werden sich früher vereuropäern, als ihre Männer; sie haben häufig die Frankentracht angenommen. Doch die neulich den Blutbädern in der Türkei entronnenen sind ihrer morgenländischen Kleidung noch treu geblieben.

Diese Flüchtlinge jammern mich. Sie irren auf den Straßen Odessa's wie Verlorene umher. Ohne Zweifel hast du das Leichenbegängniß ihres Patriarchen in allen deinen Zeitungen gelesen, welches im Mai gehalten ward, als man aus Konstantinopel den grausam Mißhandelten und Ermordeten über das schwarze Meer hierher brachte. Auch ich war unter den Zuschauern des Trauerzuges, der anfangs von einem Tag zum andern verschoben ward, weil man den ersten Sarg für die Gebeine des Heiligen untauglich erklärte, und einen zweiten verfertigen ließ. Dieser war ein

großer, schwerfälliger Kasten, von innen mit dem besten englischen Zinn ausgefüttert, worein der Todte in seiner orientalischen Amtstracht gelegt ward.

Eine unermeßliche Menge Volks stand am Hafen, Zeuge der Feierlichkeit zu sein. Es war einer der lieblichsten Maitage. Unter dem Kanonendonner aller vor Odessa gelegenen Schiffe ward der Sarg ans Land gebracht, mit golddurchwirkten, prächtigen Teppichen behangen. Morgens 9 Uhr begann der Zug. Ein Prunkwagen, von sechs Rossen gezogen, trug unter einem Baldachin den Sarg. Patriarchen, Bischöfe, Priester, russische Generale, Zivilbeamte, sämmtlich in Feierkleidern, begleiteten die Asche des Märtyrers. Der Anblick der reichen Gewänder, des vielen Goldes und Silbers, blendete, in der Sonne wiederstrahlend, die Augen. Der Zug dauerte fast zwei Stunden bis zur russischen St. Nikolauskirche, und wurde am folgenden Sonntag mit gleicher Pracht wiederholt, weil man dann erst den Sarg in die griechische Kirche führte.

Reisende beklagen sich über die Todtenstille der Sonntage in England. Sie sollen nach Odessa kommen. Hier ist der Sonntag der lärmendste und lustigste Tag der Woche. Nie hört man auf der Gasse mehr Traben von Reitenden, Fahrenden, Frachtwagen, Equipagen russischer und polnischer Edelleute, Spaziergängern, Kirchengängern, Kolonisten, Wasserbauern, Krämern, Hökern, Handelsjuden u. s. w.

Morgens läuten von sieben Kirchen die Glocken zum mannigfaltigen Gottesdienst. Nur die Deutschen sind hier am bescheidensten. Sie haben keine eigene Kirche, sondern einstweilen ein großes Magazin gemiethet, worin sie ihre Andacht nach lutherischer Ordnung verrichten. Alle Straßen sind mit Kirchengängern bedeckt. Man fährt in leichten Wagen und Droschken dahin. Die Kirchen

sind gewöhnlich von einer Wagenburg während des Gottesdienstes umringt. Vor den russischen Kirchen sitzen Männer und Weiber, die den Andächtigen Früchte, Leckereien, Brod, Kindertand verkaufen. Ein Haufe von Bettlern, halbnackt, in zerrissenen Kleidern, mit scheußlichen Bärten, umlagert die Pforten der Tempel und erfleht Almosen. Seltsam sticht neben diesem kothigen Troß die Pracht der russischen Popen ab, wenn sie in ihren langen, gold- und silberbesetzten Kleidungen, als demuthsvolle Jesusjünger, majestätisch hindurchschreiten.

Aber nicht nur bei den Kirchen ist eine Art Markt, sondern zugleich alle Sonntage wird vom Morgen bis zum Mittag, auf drei verschiedenen, sehr großen Plätzen, der gewöhnliche Wochenmarkt gehalten. Dahin strömt nun Alles zu Fuß und zu Pferd, und mit allerlei Fuhrwerk. Eine Menge Fiaker steht da bereit, Jeden, oder seine eingekaufte Waare, wohin er will, zu bringen. An Mundvorrath aller Gattung mangelt's nicht.

Die russischen Bauern und deutschen Kolonisten sind die ersten auf dem Platz; auch die Juden und Türken sind gleich früh bei der Hand. Dazwischen tummelt sich die elegante Welt in allem Schmuck, neben betrunkenen Bauern, fluchenden Polizeidienern und lachenden Bauernweibern im steifen Sonntagsstaat. Nachmittags geht's auf öffentliche Lustplätze, in Trinkhäuser und Tanzsäle. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sich Dienstmädchen von ihrer Herrschaft sogleich im Vertrag die Erlaubniß bedingen, Sonntags Abends auf den Ball zu gehen.

Nur an hohen Festen, nämlich Ostern, Pfingsten und Weihnachten, darf kein Markt gehalten werden und sind alle Krambuden geschlossen. Darum aber treibt man nicht minder sein lustiges Wesen, besonders am Osterfest. Gleich nach der Morgenmesse läuft, fährt, reitet da Alles hinaus vor die Stadt auf eine benachbarte Haide, unweit der Festung. Dort sind dann Zelte und Buden in

Menge aufgeschlagen, Spiele aller Art aufgerichtet, Schmausereien und Trinkgelage in Fülle. Es ist ein großes Lager im Schlaraffenland. Die Alten selbst werden hier zu Kindern, die Klugen zu Narren. Das dauert acht Tage lang. Zum Schluß der Freude begibt sich am Montag die gesammte Volksmasse auf den Todtenacker, wo jedes Grab seinen Namen und besonderes Zeichen trägt. Aber auch hieher wird Wein, Branntwein, Brod und Braten, und was dem Magen behagen mag, mitgeschleppt. Man schmauset und zecht über den Gräbern, bringt den Verstorbenen Trinksprüche und treibt Kurzweil. Ländlich, sittlich! Die Leute entschädigen sich nur für die strengen, vierzigtägigen Fasten, in denen sie nicht einmal Eier, Butter, Milch, Käse u. s. w. genießen dürfen.

Adelstolz, Geldstolz, Glaubensstolz; — ei nun, kein Wort davon, er ist überall daheim, nicht nur bei Russen, Tataren, Handelsleuten, Juden und Griechen von Odessa. Weil viel Verkehr ist, herrscht viel Luxus, wenn auch nicht vom edelsten Geschmack begleitet. Er nahm besonders in den Jahren 1816 und 1817 zu, als aus dem Abendlande unermeßliche Geldsummen für Getreide hieher strömten, und man am schwarzen Meere goldene Zeiten feierte, während das übrige Europa hungerte.

Der Arme lebt hier fast nur von Brod und Branntwein. Es ist auch nichts Seltenes, Leichname solcher Armen mitten in Straßen und Spaziergängen zu finden. Liegt ein Todter da, treten neugierig die Vorbeigehenden hinzu. Russische Männer und Weiber legen, als Reisegeld in die Ewigkeit, Kupfergeld auf den Körper, daß er oft ganz davon überdeckt ist. Dann kommen Soldaten, tragen ihn fort und verscharren ihn, wie er ist, in die Erde. Vermuthlich ziehen sie ihm vom Reisegeld für die Ehre des militärischen Begräbnisses etwas ab.

Man kann's ihnen nicht übel deuten. Hier spricht Alles von Gewinn und Rabat. Wohn' ich länger in dieser Stadt, werd' ich selbst zum Schacherer. Die Juden sind, wie in Bessarabien, auch hier die Geldwechsler. An allen Ecken der Stadt sieht man einen Juden oder eine Jüdin auf offener Straße hinter einem kleinen Tisch Bankgeschäfte treiben, Silber und Gold gegen Kupfermünze, baar Geld gegen Banknoten auf blauem (5 Rubel), rothem (10 Rubel) und weißem Papier (25 bis 200 Rubel) vertauschen.

Mit Papier werden gewöhnlich die Beamten besoldet, und die Besoldung ist im Durchschnitt gering. Daher jagt Jedermann den Gebühren und Sporteln nach. Ein Polizeimeister, der ein gutes Haus führen, schöne Dienerschaft, Equipage mit vier oder sechs Pferden halten will, kann mit seinem Jahrgehalte von 1200 Rubel Papiergeld schwerlich drei Monate ausreichen.

Es versteht sich, auch ein großer Theil des schönen Geschlechts treibt Handel, nämlich mit seinen Reizen. Kann ein Mädchen nicht nach dem Rang seines Standes oder seiner Schönheit durch Arbeit der Hände leben, oder ist ein junges Weib mit dem Mann in Zwist, miethet es sich ein nettes Zimmer, schmückt es aus und führt eine stille Wirthschaft. Die Anbeter fehlen nicht; die Einnahmen mehren sich; man verdoppelt den Putz, man nimmt eine Magd, führt großen Ton.

Die Zahl solcher Wesen ist groß; russisch, griechisch, jüdisch, französisch gekleidet; von aller Gestalt, Sprache und Bildung, und zu jedem Preise. Man begegnet ihnen in allen Straßen, öffentlichen Gärten, und erkennt sie leicht, weil sie — die Schminke lieben. Diese Sittenverwilderung ist Ursache, daß viele junge Männer unverheirathet bleiben.

Geld und Vergnügen, dem jagt Alles nach; aber die geselligen Vergnügungen feinerer Art wollen in Odessa nicht gedeihen. Man hatte ein *russisches* Theater; es war aber schlecht, und gezwun-

gen, schuldenhalber mit seinen Gläubigern zu akkordiren. Man hatte ein italienisches Theater; es war besser angeordnet, aber spielte zuletzt bei leerem Hause. Man wollte auch eine Redoute einrichten, wofür sich besonders die ausländischen Kaufleute werkthätig zeigten. Es wurden Abonnements gesammelt; Unterschriften fehlten nicht. Allein die Sache zerfiel wieder. Das erste Mal erschienen zwanzig bis dreißig Frauenzimmer dabei; das zweite Mal deren kaum noch zehn. Man ging kalt aus einander.

Am tödtlichsten steht den gesellschaftlichen Freuden der Rangstolz entgegen. Der russische und polnische Edelmann will sich mit dem Handelsmann nicht gemein machen, obgleich dieser im Ganzen mehr Geld, als der Adel hat. Die Kaufleute höhern und niedern Ranges streben eben so weit aus einander. Einer, der zu Land und zu Wasser Verkehr treiben darf, also zur obersten Klasse gehört, und dafür bei zweitausend Rubel Abgaben zahlt, mag sich mit keinem vermengen lassen, der in der zweiten Klasse nur etwa tausend Rubel oder weniger von seinem Gewerbe steuert. Bleiben die Menschen nicht ewige Kinder?

Man hat auch angefangen, das Betreiben geringerer Geschäfte und selbst Handwerke, mit Abgaben zu belegen, um vielleicht vom menschlichen Stolz Gewinn für die Staatseinnahme zu ziehen. Kaffeeschenken z. B. sollen jährlich vierhundert Rubel, Handwerker, die ein Schild aushängen wollen, bei fünfzig Rubel entrichten. Ich zweifle aber, ob die Besteurungsart von Dauer sein werde. Sie scheint das beste Mittel zu sein, die Gewerbe, oder die den Käufern vortheilhafte Konkurrenz zu vermindern.

Das Leben der aus Deutschland eingewanderten Kolonisten zog mich sehr an. Ich besuchte diese Leute in den benachbarten Gegenden mehrmals in ihren neuen Heimathen, wo sie ihre Robinson-

Crusoe-Rolle spielen, aber nicht immer mit der Anstelligkeit eines Robinsons.

Die Wenigsten machten ihr Glück, und die Meisten sind durch eigene Schuld so übel daran, als sie irgend in Deutschland sein könnten.

Da sind Familien, welche von der russischen Regierung einige hundert Morgen Landes, mit zehnjähriger Abgabenfreiheit, außerdem noch Vorschüsse von 500 Rubeln und einigem Vieh erhielten. Sie könnten Alle sehr wohlhabend sein. Nur Wenige haben es aber dahin gebracht.

Man macht sich keine Vorstellung, wie unwissend, roh, träg und unreinlich der Mehrtheil dieser Menschen ist. Ihr Land bauen sie bei weitem nicht mit der Sorgfalt an, wie sie sollten. Seit fünfzehn bis sechszehn Jahren fehlen vielen noch die Obstbäume, weil sie keine setzten; sogar Gebüsche zum Brennholz; sondern lieber verbrennen sie gedörrten Mist ihres Viehes zum Kochen und Heizen, oder Strauchwerk, das sie in den Haiden zusammensuchen, oder Torferde aus Morästen. Statt selber Hanf zu pflanzen, kaufen sie ihn um theures Geld in der Stadt.

In ihren wüsten Häusern und schmutzigen Kleidern werden sie den Tataren, ihren neuen Landsleuten, immer ähnlicher, so auch in Sitten. Sie tragen fast Alle braune Ueberröcke oder Mäntel aus grober, ungefärbter Schafwolle, hinten mit einer Kapuzinerkappe versehen; andere gehen Winters und Sommers in schmierigen Fellen, die Pelzkappe dazu auf dem struppigen Kopf. Die Weiber erscheinen nicht minder in Jacken von Schaffellen. Pferde, Fuhrwerk und Geschirr entsprechen dem Allem.

Haben sie in der Stadt vom Erzeugniß ihrer Heerden und Felder Geld gelöset, tragen sie selten viel davon zurück. Da gehen sie mit ihren Weibern in die Keller, zechen, zanken und schlagen eins mit einander und versöhnen sich wieder, sobald sie nüchtern

sind. In den Jahren 1816 und 1817 konnten sich Alle durch den hohen Preis des Getreides bereichern; die Wenigsten zogen Nutzen von der Zeit; die Meisten wurden nur noch lüderlicher. Seit einigen Jahren nun war die Witterung hier, wie im Innern Rußlands, dem Getreideverkehr ungünstig; das Geld fehlt; die Schulden drücken; die Freijahre sind vorüber; die Abgaben sollen gezahlt werden. Nun hört man aller Enden klagen. Mancher würde gern nach Deutschland zurückkehren. Allein das ist keine leichte Sache. Denn wer der Krone schuldig ist, erhält natürlich keinen Paß; es wäre denn, daß man in Deutschland eine Erbschaft zu holen hätte. Dann aber muß der Zurückkehrende vorher drei gute Bürgen stellen, daß er wiederkommen werde.

Ohnehin ist für Jeden schwierig und kostspielig, Pässe ins Ausland zu erhalten; man muß deswegen mehr als ein Büreau durchlaufen. Wer in Odessa einige Zeit gewohnt hat, darf nicht eher abreisen, bis er es zuvor dreimal in den Zeitungen bekannt gemacht hat.

Da im Durchschnitt das Getreide in Rußland wohlfeil ist, wundert's mich, daß nirgends zur Bierbrauerei ermuntert wird. Vielleicht besorgt man entweder anfangs geringen Absatz; oder, wenn der Absatz glückt, daß sich dann ein Pächter Namens der Krone einfindet, der Alles an sich zieht. Selbst die Branntweinbrennerei wird verpachtet, und daher der Branntwein in diesen Gegenden der widerlichste Fusel, weil keine Konkurrenz unter den Fabrikanten ist. Es ist wahr, die Krone bezieht guten Pachtzins davon und von so vielem Andern; aber die Gewerbe blühen dabei nicht und veredeln sich nicht. Viele Kolonisten verfertigen für ihren Hausbedarf ein treffliches Getränk, aber unter schwerer Strafe dürfen sie davon nichts verkaufen.

Die Regierung hat den Kolonisten nun Waldpflanzung und Weinbau anbefohlen. Das Klima ist dem letztern allerdings ge-

wogen und mild und heiß genug, wenn schon auch die Winter streng sind. Im Winter 1822 auf 1823 begann die scharfe Kälte zu Odessa schon im November und stieg bis 26 Grad Reaumur. Sie dauerte bis Ende Februars.

Ich bin in mehrere gute Familien eingeführt, und es behagt mir in den freundlichen Kreisen. Aber, lieber Jeremias, neben der übrigen orientalischen Prunkerei, abendländischen Ueppigkeit, großstädtischen Fremdthuerei und kleinstädtischen Rangsüchtelei waltet doch in allen Ecken übrigens die nordische Unmenschlichkeit noch gar zu vorherrschend. Ich kann mich an Alles, nur nicht an den Anblick dieser Brutalität gewöhnen. Leibeigene Knechte werden von den Russen zuweilen härter, als bei uns Hunde, gehalten. Ich kenne einen solchen Unglücklichen, der das Eigenthum einer gefühllosen Russin ist, und schon wegen seines hohen Alters Schonung verdienen sollte. Er ist ein Greis von siebenzig bis achtzig Jahren. Und dieser muß Nachts vor der Stubenthür der Gebieterin, Winters in der Küche auf dem harten, kalten Boden schlafen; seine Nahrung ist schlechtes Brod und dann und wann Fusel. Er, der sich selber noch kaum tragen kann, muß alles Holz, alles Wasser u. dgl. für die Wirthschaft herbeischaffen, und wird bei jedem Fehler oder einer übeln Laune der Gebieterin unbarmherzig geschlagen.

Man sagt mir wohl, der Russe will hart behandelt sein, sonst fühlt er's nicht. Allerdings, ich habe es selbst gesehen, daß Leute, wenn sie blutrünstig geschlagen waren, hintennach nur dazu lachten. Allein mit Schlägen macht man den Menschen nicht menschlicher, und mit beständiger Entehrung nicht ehrliebender. Die Knute zeigt nie den Weg zur Zivilisation.

Gröbere oder geringere Vergehen werden öffentlich auf dem

Marktplatz mit Schlägen abgestraft. Der Fehlbare, durch Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnet dahin geführt, hört hier sein Urtheil, entkleidet sich, es sei ein Mann oder Weib, legt sich mit dem Leib auf ein Bund Stroh, und empfängt zwanzig bis hundert Hiebe mit dickem, ledernem Riemen auf den entblößten Rücken. Ist die Exekution vorbei, eilen Männer und Weiber herbei und beschenken die gezüchtigte Person mit einer Kupfermünze.

Schauerlicher noch ist die Strafe der Knute. Ich war nur ein einziges Mal Augenzeuge und möchte es nie wieder sein. Man legte den Menschen auf eine Bank, die sich gegen den Kopf hin erhöhte, schloß ihm den Hals mit eisernem Ring fest, eben so die Füße, daß er sich nicht regen konnte. Dann folgten die Streiche des Knutmeisters auf den nackten Rücken, mit einer Peitsche von Lederriemen, die bei jedem Hieb einschneiden. Schon beim ersten sprang das Blut hervor; beim dritten mußte die Geißel schon abgetrocknet werden. Der Zerfleischte ward nach überstandener Strafe auf einen Wagen gelegt und ins Gebäude der Polizei zurückgeführt.

Nach Sibirien Verbannte führt ein Soldat gewöhnlich durch alle Gassen der Stadt, um Almosen zum Reisegeld sammeln zu können.

Die Rohheit des Volks wundert mich, beim großen Mangel der Volksschulen, nicht. Ich kam an einem Sommermorgen dazu (im Jahre 1821), als allgemeine Schlägerei zwischen Juden, Griechen und Russen stattfand. Soldaten und Kosaken mischten sich, wie gewöhnlich geschieht, sogleich in die Prügelei, um ihren Vortheil dabei zu machen. Es war ein allgemeiner Angriff gegen die Juden, aber nicht nur an diesem Ort, sondern auf allen drei Marktplätzen zu gleicher Zeit und Stunde, offenbar also durch Einverständniß, hatte man sich gegen sie aufgemacht. Die Polizei von Odessa mußte schon von dem Plane Nachricht gehabt haben, denn die Juden waren durch sie gewarnt worden, denselben Morgen nicht auszugehen, ja den ganzen Tag unsichtbar zu bleiben

und ihre Krambuden nicht zu öffnen. Allein sie hatten, aus Liebe zum Gewinn, dem Rath nicht Folge geleistet.

Die Mißhandlung der Kinder Israels war abscheulich. Man schlug sie mit großen Stücken Holz. Es floß Blut. Einige wurden getödtet; noch mehrere schwer verwundet; einige büßten die Augen ein. Plötzlich fing man an, die Wechseltische an den Gassenecken sammt Geld und Banknoten zu Boden zu werfen. Das machte neues Getümmel und Gewimmel. Kosaken und Soldaten lasen zusammen und füllten ihre Taschen. Es gingen in jüdischen Häusern, Kramläden, Wechselbänken u. s. w. beträchtliche Summen in einem Augenblick verloren; nie hat man erfahren, wie viel? In der Judenstraße, in den Wohnungen, selbst in der Synagoge wurden Unfuge getrieben, Fenster und Thüren eingeschlagen, alles in gleicher Zeit. Mehrere hundert jüdische Familien hatten beinahe Alles eingebüßt.

Freilich wurden nachher strenge Untersuchungen angeordnet. Es geschahen Verhaftungen. Allein schwer war auszumitteln, wer der Thäter gewesen. Man sagte, der ganze Lärm sei von den Griechen angestiftet worden, weil sie die Juden in Verdacht gehabt, an ihrer Sache in Konstantinopel verrätherisch gehandelt zu haben. Aber die armen Hebräer zu Odessa waren an dem, was in Stambul geschehen, so unschuldig, als am Abfall der beiden Amerika's. Sie wußten nicht, warum sie gemordet, zerschlagen und ausgeplündert wurden. Sie hatten im plötzlichen Gedränge und Handgemenge keinen ihrer Gegner recht erkannt. Man hatte im Getümmel keine Griechen, sondern nur russischen Pöbel gesehen. Aber man sagte nun, die Griechen hätten sich in russische Kleidung versteckt gehabt. Vielleicht waren auch die Griechen ganz unschuldig. Die Sache blieb unentwirrt; man konnte Niemanden strafen. — Weiser Jeremias, sage mir, warum treiben in Nordamerika so viele jüdische Familien Ackerbau, Viehzucht, Handwerke u. s. w., und hingegen unter den viel weisern Verfassungen und Gesetzgebun-

gen in Europa im Allgemeinen nur verderbliche Wucherei und Schacherei?

Die Zivilisation Rußlands geht langsamen Schritt; ihr stemmt sich Alles entgegen. Alexanders staatskluge Bestrebungen ringen vergebens mit der rauhen Natur des Himmels und der allgemeinen Verwilderung, den Gang der Gesittung zu beschleunigen. Peter der Große und Katharina leisteten viel für den Staat; aber doch nur für den Staat, die Form des Ganzen; allein das Volk, die Menschheit selbst, der Inhalt der Form, blieb unveredelt.

Die Leibeigenschaft ist nur wenig gemildert; und würde sie auch plötzlich durch einen Ukas aufgehoben, sie bestünde dennoch fort, weil kein Ukas den Knechtsgeist der rohen Menge aufheben kann. Die Leibeigenen finden sich auch in ihrem Staub so wenig unglücklich, als die dem Menschen dienstbaren Lastthiere. Auf meiner Reise von Odessa nach Charkow und zurück sah ich dieser Menschen zu Tausenden. Man machte mir sie an ihrem Haupthaar kenntlich. Dies tragen sie in der Runde am Kopf abgeschnitten.

Wie die Unwirthlichkeit des Bodens und Himmelsstrichs, verhindert auch die Leibeigenschaft allgemeinen Anbau des Landes, und damit zugleich rascheres Fortschreiten der Bevölkerung. Denn es sind die Kräfte des menschlichen Geistes, und nicht die Kräfte des menschlichen Körpers (den wir mit den Thieren gemein haben), welche den Erdball entwildert, und verschönert, und verwandelt haben. Der verwahrlosete Geist der Leibeigenen macht es ihnen unmöglich, sich selber zu helfen. Ohne Eigenthum, und bloß geboren zum Dienst Anderer, fehlt ihnen Alles, was zur höhern Thätigkeit reizen könnte. Auch die aus solchem Zustand hervorgegangenen barbarischen Meinungen und Sitten streiten mörderisch gegen Wachsthum der Bevölkerung und des Anbaues.

Es ist bekannt, daß in Rußland fast immer der vierte Theil der in einem Jahre Gestorbenen aus Kindern von einem bis fünf Jahren besteht. Eine große Menge derselben rafft die heilige Taufe hinweg. Denn es ist Gebrauch des Volks, daß man die zarten Geschöpfe, wenn sie getauft werden, dreimal nach einander in ein Gefäß kalten Wassers eintaucht. Vom plötzlichen Frost erstarrt, zitternd, blau am ganzen Leibe, kommen die Kleinen aus diesem Bade der Wiedergeburt hervor, und tragen durch die unbarmherzige Erkältung gewöhnlich Koliken und Zerstörung ihres Lebens davon. Vergebens leuchtet dem gemeinen Mann das Beispiel der Vornehmern, die sich zur Taufe ihrer Kinder warmen Wassers bedienen. Der rohe Mensch, eben weil er nichts versteht, glaubt Alles besser zu verstehen, und weil er keine Religion hat, mehr Religion und größeres Vertrauen auf Gott zu haben, als der Reiche.

In Cherson und in der Krimm that sich zu dieser Zeit eine religiöse Sekte auf, die nicht nur unter den Bauern, sondern auch unter den Soldaten, ja sogar unter den Offizieren Anhänger fand. Ich konnte über ihre eigentlichen Glaubensartikel nichts Klares vernehmen; vermuthlich lag nicht viel Klarheit und Verstand darin. Aber die Hauptsache, wodurch diese neuen Glaubenseiferer Aufsehen machten und die Aufmerksamkeit der Polizei an sich zogen, war, daß sie, statt nach Art Anderer, ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden zu züchtigen, geradezu die Wurzel alles Uebels vertilgen wollten, und sich, wie der fromme und gelehrte Kirchenvater Origenes, entmannten. Somit glaubten sie auf die leichteste Weise Heilige zu werden, und ihre That aus einer Bibelstelle rechtfertigen zu können. Damit war aber dem russischen Staat nicht gedient, der, wenn der Grundsatz allgemein geworden wäre, an schneller Entvölkerung untergegangen sein würde.

Du hast weislich gesprochen, weiser Jeremias. In der That verwundere ich mich über mich selbst, daß ich in dieser Handelsstadt drei Jahre zubringen konnte, ohne mich wegzusehnen. Aber mir gefiel die fremde Welt an der asiatischen Grenze, wegen ihrer Neuheit; — ich hatte alle Tage neues Schauspiel mit neuen Schauspielern; — ich sah hier die wüsten Außenenden der Menschheit, die grauenvollste Barbarei der Bildungslosigkeit und der üppigen Verbildung unsers Geschlechts dicht zusammenrührend. Unter den Menschenhefen der großen Städte Europens, in London, Wien, Paris, Berlin, erblickt man nur die Nacht- und Schattenseite dessen, was Kultur und Künste zur Monstruosität der menschlichen Thierheit beitragen können; das verfeinerte Laster, die schlauere Selbstsucht, die geschminkte Sünde, die vernünftelnde Irreligiosität, die mit Studium getriebene Wollust, Entnervung und Selbstentweihung der menschlichen Natur. Aber die Wirkungen derselben Art durch Unwissenheit, knechtische Geistesverkrüppelung, ursprüngliche Brutalität und Wildheit fehlen daneben. Man sieht da keine Tataren, keine Leibeigene, keine Nomaden. — Am Ende gleiche ich einem, dem auf einem Theater das Einerlei der gewöhnlichen Stücke Langeweile verursacht, und der durch das Außerordentliche erschüttert sein will.

Neben dem genoß ich bisher, um auch den schneidenden Gegensatz des Bessern zu haben, Leben und Lust in Familienkreisen, in welchen Unschuld, Wahrheit, Edelsinn mit geistiger Ausbildung und Zartsinn für das Gute und Schöne, daheim sind. Das mag dir das Räthsel meines langen Aufenthalts in Odessa lösen. Mir war hier wohl. Du irrtest, wenn du mich in den Banden einer Liebschaft vergarnt und gehalten glaubtest. Und wenn nicht der für mich schicksalsvolle Ausflug nach Charkow gewesen wäre, ich würde vielleicht noch länger in Odessa bleiben. Mein Herz wäre vielleicht noch jetzt frei.

6.

Der Besuch in Charkow.

Odessa, im April 1823.

Es war, ich weiß nicht welche närrische Laune, vielleicht Hang zur Abwechslung, Sucht nach Abenteuern, oder was immer sonst, das mich in einer lustigen Stunde unter guten Freunden bewog, einem derselben das Wort zu geben, ihn in seiner Geschäftsreise nach Charkow zu begleiten. Ich wollte nachher mein übermüthiges Versprechen nicht zurücknehmen, obgleich mich alle Bekannte und Freundinnen warnten. Denn es sind von Odessa bis Charkow siebenhundert Werste, schlechte Wege, seltene Dörfer, unfreundliche Menschen, wilde Thiere; und das Schlimmste von Allem war, daß die Jahreszeit, weit vorgerückt, den beginnenden Winter zeigte. Doch schon nach sechs Wochen konnten wir in Odessa wieder zurück sein.

Genug, wir begaben uns am 9. November (1822) auf den Weg. Mein Verführer hatte für alle Bequemlichkeiten Sorge getragen. Vier starke Pferde, von einem des Wegs kundigen, jungen Fuhrmann, Namens Petrowitsch, gelenkt, zogen unsern gemächlichen, halbbedeckten Wagen, den wir auch ganz verschließen konnten. Es fehlte uns nicht an Vorräthen von Lebensmitteln, an Thee, Chokolade, Kaffee, Fleisch, Brod, Wein, Rhum u. s. w., an Kleidern, Pelzen, sogar Betten. Diese Vorsicht war höchst löblich; ich kannte die bessarabischen Hotels aus trauriger Erfahrung. Man findet da nirgends ein besseres Wirthshaus, als im Wagen.

Den Beweis dafür lieferte gleich die erste Nacht ganz ungesucht. Wir hielten bei einem Wirthshaus in der Haide. Da war nicht einmal ein Stall und Obdach für die Rosse, sondern nur ein geräumiger Hofplatz mit Mauern umgeben, durch eine Pforte ver-

schließbar. Petrowitsch, unser Kutscher, verstand sich schon auf die edle Simplizität der russischen Haushaltungen, zog ein dickes Tuch hervor, befestigte es an die Wagenbreite in Gestalt einer Krippe, und schüttete Heu und Haber hinein, die er vom Wirth gekauft hatte. So standen noch mehrere Fuhrwägen, Karren und Droschken mit den Pferden im Hof.

Wir indessen nisteten uns in die heiße Stube ein, die von russischen Fuhrleuten angefüllt war. Hitze, Dunst und Gestank trieben mich etliche Male ins Freie hinaus. Kein besonderes Zimmer, noch weniger ein Bett, kaum Stroh war zu bekommen. Wir konnten nicht ausdauern, und krochen in unsern Wagen zurück, verschlossen ihn auf allen Seiten und übernachteten darin.

Mein lustiger Reisegefährte hatte nicht Ursache, mir Muth einzusprechen. Im Vergleich mit meiner bessarabischen Wanderschaft schwamm ich im Wohlleben. Es fehlte uns nie an Stoff zu Gesprächen und Scherzen, nie, wenn uns diese ermüdeten, an Schlaf, und wenn wir dessen satt waren, sogar nicht an Büchern. In der Außenwelt war wenig, was unsere Neugier reizte; unendliche Steppen und Haiden, hin und wieder ein Bauernhof, ein wüstes Dorf, eine ärmliche, hölzerne Stadt. Bei Jelisabethgrod sah ich nach langer Zeit einmal wieder Waldungen; bei Krementschuk fuhren wir über den Dnepr auf einer Schiffbrücke; bei Pultawa sah ich viel Morast und in der Ferne eine Spitzsäule auf dem durch Karl XII. Niederlage berühmt gewordenen Schlachtfelde von 1709. Ohnehin nach solchen Denkmälern wenig lüstern, nahm mir noch der anhaltende Regen die Lust, deswegen aus dem Wagen zu steigen.

Nur zuweilen ward die ewige Einförmigkeit der Steppen, Wälder und Moorfelder durch lange Karawanen unterbrochen, die mit Waaren zwischen Odessa, Charkow und Moskau hin- und hergehen. Es sind zwanzig, fünfzig, hundert beladene ein- und zweispännige Karren und Wagen, die in langer Linie hinter einander fahren. Die

Fuhrleute gehen schweigend nebenher, wenn sie nicht ein Brannt-weinrausch begeistert hat. Sie halten auf Reisen gern zusammen, weil es nicht an Beispielen mangelt, daß Reisende beraubt worden sind. Einzelne Wanderer zu Fuß erblickt man selten oder nie, es sei denn ein Bauer, der von seiner Heimath nicht sehr entfernt ist.

Beide waren wir froh, Charkow nach einigen Wochen wieder erreicht zu haben. Die schlechten Wege hatten uns länger aufgehalten, als berechnet war. Es gefiel mir in dieser Hauptstadt der Ukraine, nach einer so ermüdenden Fahrt, ganz wohl. Da sie zugleich ein Musensitz ist, fand ich mich bald, mit Hilfe einiger Empfehlungsbriefe von Odessa, in guter Gesellschaft. Russische Fürsten, Grafen und Edelleute senden ihre Söhne hieher, selbst Töchter, um feinere Bildung und Glätte anzunehmen. Diese feinere Bildung besteht aber meistens in französischer Art und Sitte. Die Mehrheit der jungen Leute, die an der hiesigen Hochschule leben, widmet sich denjenigen Wissenschaften, die einst im Kriegerstande vortheilhaft werden können. Es sind der Studierenden aber nur einige Hundert. Kaiser Alexander hat große Summen für die hiesigen Stiftungen ausgesetzt. Unter den Lehrern sind mehrere Deutsche und treffliche Männer.

Einer derselben sagte mir ein Wort über die Zivilisation des russischen Reichs, welches mir, nach meinen eigenen Erfahrungen, sehr wahr zu sein scheint. „Der edelmüthige Alexander," sagte er, „hat für die Zivilisation nicht weniger gethan, als Peter der Große. Diese einzelnen, im unermeßlichen Reiche zerstreuten Pflegen der Wissenschaft und Kunst wirken ungemein wohlthätig auf die Umgebungen. Aber nur die höhern Stände schöpfen Nutzen davon, und nur eben so viel, als sie etwa für sich nöthig glauben. Das tägliche Schauspiel der allgemeinen Rohheit wirkt aber nachtheiliger auf Denkart und Lebensweise der höhern Stände zurück, als die Bildung und das bessere Beispiel von diesen auf den ver-

wilderten großen Haufen, und wenn man erwartet, daß das Edlere und Bessere von oben herab nach und nach ins Leben des Volkes übergehen soll, wird es wenigstens noch ein halbes Jahrtausend dauern, ehe Rußland diejenige Stufe innerer Kraftentwickelung erreicht, auf welcher die meisten Staaten des abendländischen Europens schon gegenwärtig stehen.

Die Entwilderung der russischen Welt ist nur durch Hilfe der Religion in höchster Bedeutung des Wortes möglich. Hinge es von mir ab, ich würde eine große Zahl von Popenschulen stiften. Nur der Priester kann sittlichen Eingang auf den Pöbel gewinnen. Er selbst aber muß zu Allem das Beispiel geben und Führer werden. An meinen Popenschulen würde ich's mit theologischer Gelahrtheit weniger strenge nehmen; aber desto mehr auf Auswahl sittlich-ernster, geistvoller, beredter Männer halten; sie für Volksbildung begeistern; ihnen Unterricht in den wichtigsten Fächern der Naturkunde, der Technologie, ja sogar in der ländlichen Baukunst, Landwirthschaft, in Haushaltungskünsten u. s. w. ertheilen lassen. So wie im rohen Mittelalter die bekehrten Heiden erst von den Mönchen pflanzen, bauen, Stein hauen, kochen lernten u. s. w., so sollten meine Popen in ihren Dörfern die Künste einführen, welche das Leben verschönern, in Allem Lehrer und Rathgeber ihrer Untergebenen werden, und Jugendschulen gründen und leiten, um ein würdigeres Geschlecht dem gegenwärtigen nachzuziehen. Sie sollten bessere Bauart der Häuser und Ställe, gesündere Kochkunst, gefälligere Reinlichkeit in Gebäuden und Kleidern, zweckmäßigere Bewirthschaftung der Felder und Anpflanzung der Gärten, und Versuche zu verständigerer Benutzung von Erzeugnissen der verschiedenen Gegenden befördern, kurz, sie sollten die Reformatoren Rußlands werden."

Statt Anfangs Dezember wieder in Odessa zu sein, wie der erste Vertrag lautete, saßen wir noch in Charkow. Mein lustiger Freund konnte mit seinen Geschäften nicht ans Ziel kommen, und zuletzt kündigte er mir noch gar an, er müsse nach Moskau. Rund schlug ich's ab, ihn dahin zu begleiten. Er drang nicht weiter in mich, war vielmehr so gütig, mir seinen Petrowitsch, sammt Wagen und Pferden, zur Rückreise nach Odessa zu überlassen. Petrowitsch ist ein braver, rüstiger und dabei hübscher Kerl, der sich nur Abends, und nie am Tage einen Rausch soff, und in Allem wohl Bescheid wußte. Weil ich leider nur wenige Worte Russisch gelernt hatte, kam mir Petrowitsch ganz gelegen. Ich konnte mich auf ihn verlassen.

Nun ging's mir erst seltsam. Als die Nähe meiner Abreise bekannt ward, empfahl man mir in einer Gesellschaft, eine hagere, grämliche, alternde Französin, als Begleiterin nach Odessa mitzunehmen. Sie hatte einen Ruf dahin, als Gouvernante oder Bonne in einem Handelshause. Ich lernte noch denselben Tag die französische Minerva kennen; und ob mir gleich das gelehrte Madonnegesicht keineswegs gefiel, und ich davon mancherlei Unannehmlichkeiten auf der langen Reise besorgte, konnte ich doch die Bitte nicht wohl ablehnen. Ich sagte also mit den verbindlichsten Ausdrücken zu.

Am Abend vor der Abreise kam einer meiner neuen Charkower Freunde, ein russischer, junger Offizier, und beschwor mich, ein hübsches, junges Mädchen von guter Erziehung mit nach Odessa zu nehmen. Es sei, sagte er, von Moskau; schon seit einigen Wochen in Charkow, und habe nur auf schickliche Gelegenheit zur Fortsetzung der Reise gewartet. Man hatte von mir gehört; sich an ihn, als meinen Freund, gewendet, damit er Fürbitte thun solle, und nun ließ er nicht ab, mich zu quälen. Ich stellte ihm vergebens vor, daß ich schon an der Bonne eine Begleiterin habe, und der Raum eng und unbequem ausfallen dürfte.

„Ich weiß Alles!“ antwortete er lachend: „Aber ein schöneres Frauenzimmer finden Sie zwischen Moskau und dem schwarzen Meere nicht; je enger der Platz, je traulicher und wärmer sitzt man im Wagen beisammen. Mich, wahrhaftig, sollte man nicht so lange bitten, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Ich beneide Sie um die Reise. Spielen Sie nicht länger den Spröden; Sie werden mir's Dank wissen!“

Was sollt' ich thun? Keiner hatte mir während meines Aufenthalts in Charkow so viel Artigkeiten erwiesen, als er; mit Keinem war ich vertrauter geworden, als mit ihm. Ich mochte in seinen Augen nicht undankbar sein. Ich willigte ein.

„Und wer ist denn die Schöne?“

„So wahr ich lebe,“ sagte er lachend, „ich kenne sie nur unter dem Namen Lenette. So hörte ich sie nennen. Aber an einem schönen Mädchen ist nicht der Name das Schönste. Wer fragt auch danach? Alle Reisekosten trägt sie selbst.“

Er ging froh von mir, sobald er seinen Zweck erreicht hatte. Ich stellte Betrachtungen über den Namen Lenette an. Vermuthlich also wieder eine Helena, und die Helenen sind mir doch immer gefährlich gewesen. Lache nur hinter deinem Pult, boshafter Jeremias, so boshaft du magst. Ich bin ein geborner Helenenfreund, oder Philhelene; und es gilt wohl eben so viel, als ein Philhelene zu sein.

Zeit und Stunde der Abreise waren in der Morgenfrühe bestimmt. Meine Damen hatten sich mit ihrem Gepäck schon am Abend eingestellt, um im Wirthshaus zu übernachten und nichts zu versäumen. Ich sah aber beide erst, als am Morgen, beim Licht der Laternen, der Wagen gepackt wurde; denn ich war Nachts gar spät aus fröhlicher Gesellschaft, vom Abschiedspunsch, zurückgekommen.

Nun aber ereignete sich beim Wagen, wo meine Reisegefährtinnen einander seitwärts musterten, ein wunderlicher Auftritt. Die

französische Madonne zog mich mit einem ernsten Minervengesicht (dem Gegentheil eines Madonnengesichts) auf die Seite, und erklärte rund heraus, daß sie in einer zweideutigen Gesellschaft nicht reisen könne; daß sie zu gute Erziehung habe, um mit dieser Russin gemeinsame Sache zu machen; daß ich mir das Mädchen, vermuthlich weil ich in Charkow zu wenig bekannt gewesen, habe aufschwatzen lassen. Ihr guter Ruf würde darunter in Odessa, Charkow, Moskau und Petersburg leiden, wenn es bekannt würde, sie habe mit einer Gefährtin solches Schlages eine so lange Reise gemacht.

Genug, ich vernahm von ihr, daß die gepriesene Lenette wegen ihrer Tugenden nicht gar vortheilhaft in Charkow angesehen sei; eine Russin ganz gemeinen Ausgepräges, und vermuthlich wegen ihrer Aufführung von einer Herrschaft in Moskau verjagt worden wäre. Nun fiel mir auch der ganz eigene Ton ein, mit dem sie mir von meinem lachenden Freunde, dem Offizier, so dringend empfohlen worden war, der sie nur unter dem Namen Lenette kannte.

Indessen ich hatte das Mädchen einmal zur Reise angenommen; die Zeit war zu kurz, die Sache zu ändern. Darauf aber ging die strenge Minerva nicht ein, sondern ließ ihr Päckchen wieder aus dem Wagen nehmen, und bedauerte, nicht die Ehre genießen zu können, in meiner angenehmen Gesellschaft zu bleiben. Gegenvorstellungen fruchteten so wenig, daß sie vielmehr daraus schloß und zu verstehen gab, ich möge mir die Russin aus Ursachen zugesellt haben, die einem Frauenzimmer von Ehre nicht erlaubten, Augenzeugin des bevorstehenden Verkehrs auf der Reise zu sein. — Das beleidigte mich. Ich zuckte die Achseln und ließ die griesgramige Gouvernante ziehen, wohin sie wollte.

Als sie sich trotzig entfernt hatte, und ich zum Wagen zurückkam, wo man eben die Reisekoffer der Russin aufband, war diese mit dem Petrowitsch in heftigem Wortwechsel. Ich verstand zwar

keine Silbe, aber das Mädchen hatte einen flötenweichen Ton der Stimme. Zwar mir den Rücken zugewandt, hatte die in einen Pelz von groben Fellen gewickelte Gestalt, mit plumpen Pelzstiefeln an den Füßen, und auf dem Kopfe eine Pelzkappe, etwas Breites, Unbehagliches, Gemeines. Als sie sich aber zu mir drehte, und mir unter der Pelzkappe und aus einem dunkelrothen Tuche hervor, das sie um Nacken und Kinn geschlungen hatte, das feine, ängstlich-ernste, jugendliche Gesicht, den kindlichen Mund mit seinen Korallenlippen und die blauen Sterne ihrer Augen zeigte, ließ ich's gelten. Sie redete mich mit gesenkten Augen russisch an, und weil ich's nicht verstand, dolmetschte mir Petrowitsch: daß nämlich die Russin nicht mitreise, wenn die Französin nicht Gesellschaft leiste. Nur unter Bedingung, in Begleitung eines Frauenzimmers zu gehen, könne und wolle sie nach Odessa. Man habe ihr das versprochen. Nachdem ich alle Mühe gehabt, ihr durch den Petrowitsch erklären zu lassen, warum uns die Madonne treulos geworden (den wahren Grund wagt' ich aber nicht anzudeuten), und ihr vorgestellt hatte, sie werde schwerlich Gelegenheit finden, so bald, so bequem und so schnell nach Odessa zu kommen, als mit mir, ergab sie sich endlich in ihr Schicksal, aber mit saurer, verdrießlicher Miene. Es entging mir nicht, daß Petrowitsch ihr weit mehr Worte gemacht hatte, als zur Uebersetzung meiner Phrasen nöthig gewesen, und daß sie wohl mehr seinen Bitten, als meinen Gründen nachgegeben habe. Denn alle Geberden des jungen Kerls sprachen seinen Wunsch, sie nach Odessa führen zu können.

Als ich das Mädchen endlich in den Wagen zu steigen einlud, schüttelte es den Kopf, indem es sich ehrerbietig oder dankbar verneigte. Petrowitsch erklärte, die Jungfrau wolle unter keiner andern Bedingung mitreisen, als neben ihm auf dem Bock. Ich mußte es gestatten. Wir fuhren endlich ab.

Ich will's dir nicht verhehlen, werther Jeremias, daß ich etwas empfindlich war, mir von dieser Reisegenossinn den Kutscher vorgezogen zu sehen. Doch was der Offizier in Charkow über ihren sittlichen Werth hatte durchblicken lassen, was die abtrünnige Gouvernante über sie geäußert hatte, bewies mir jetzt ihr Betragen. Sie zeigte sich als eine gemeine russische Dirne, dem Pöbel ihrer Landsmannschaft zugewandt. Schade um das zarte Gesichtchen, um die Unschuldsaugen und den kindlichen Korallenmund.

Während die auf dem Bock vor mir plauderten, der Himmel weiß, wovon? hatte ich im Wagen peinliche Langeweile. Ich ärgerte mich, die gern gouvernirende Minerva gegen die russische Lenette vertauscht zu haben. Ich mußte mich begnügen, zum Zeitvertreib Betrachtungen von hinten über die breiten Figuren vor mir anzustellen, die einander in ihren Kitteln und Kappen von groben Pelzen, wie in ihrer Sprache, glichen. Man sah sich kaum nach mir um, erzählte, lachte sogar, ich weiß nicht, worüber? Denn mich konnten sie hinter sich ohne Furcht für taub halten, und ich war froh, nur dann und wann auf meine Fragen eine Antwort des Petrowitsch zu hören.

Ja, Jeremias, ich will dir's bekennen, es kam in der Langeweile so weit mit mir, daß ich nach und nach fast eifersüchtig auf meinen Kutscher ward; daß ich anfing, dem Mädchen, nur um auch einen Blick von den Blauaugen zu empfangen, bald vom besten Wein, bald von den Leckereien meines Mundvorraths darzubieten. Den ersten Tag lehnte es Alles ab, sehr höflich, nach seiner Art, aber mit einem schüchternen Ernst; den andern Tag nahm es einige Tropfen Madeira und ein Zuckerbrod. Und, Jeremias, ich freute mich, wie ein Kind, diese Halbwilde, die mich nur zu fürchten schien, weil ich kein Russisch sprach und verstand, kirrer werden zu sehen. Sie hatte ihren eigenen Mundvorrath mitgenommen; davon zehrte sie in den elenden Wirthshäusern, vor denen sie so

wenig Grauen empfand, daß sie selbst Nachts darin blieb, so gut als Petrowitsch, während ich mich in den Wagen einschloß. Ich konnte mir's kaum erklären, wie Lenette, mit einem so niedlichen Gesicht, das in allen Palästen Eroberungen gemacht haben würde, und mir immer edler zu werden schien, je öfter ich's sah, so viel Gemeines, ja Widerliches in Haltung und Betragen paaren konnte. Wenn sie ging, war ihr Gang schwer und watschelig, wie der schlechtesten russischen Viehmagd. So gewährte freilich ihr gesammtes Wesen das beste Gegenmittel wider die Gefahren, die ihr Lärvchen allenfalls hätte erregen können. Aber — —

Als wir am dritten Tage beinahe Pultawa um Mittag erreicht hatten, blieben Pferde und Wagen bei der Anhöhe dieser Stadt im Morast stecken. Wir mußten absteigen; Petrowitsch und ich bemühten uns, die Räder aus dem Schlamm zu heben und die Rosse zu treiben, ihre letzte Kraft zu versuchen. Doch nach einer Stunde hatten wir kaum eine Strecke von wenigen Schritten zurückgelegt. Nun erst bemerkte ich Lenetten tief im Koth stecken. Sie jammerte mich. Ich ging, hob sie mit aller Kraft meines Leibes hervor, und trug sie, durch den Sumpf watend, mit großer Anstrengung bis zum festen Boden hinüber. Sie fror und weinte. Sie war so schön, daß mir das Herz schlug. Ich hätt' ihr eine Thräne wegküssen mögen.

Petrowitsch und ich verzweifelten indessen fast, Wagen und Pferde erretten zu können. Wir befanden uns so nahe bei der Stadt, daß man unser Rufen hören konnte. Allein Niemand gab sich Mühe, heranzukommen. Es trabten russische Fuhrleute mit leichten Karren vorbei; wir riefen ihren Beistand gegen Bezahlung an. Die Kerls lachten und fuhren weiter. Drei Stunden lang hatten wir uns abgequält. Wir waren vom schwarzen Schlamm so besudelt, daß wir kaum noch menschliche Gestalt behielten. Wer weiß, was aus uns geworden wäre, hätte nicht eine sehr schnelle Wendung der Rosse

und des Wagens, verbunden mit unserer Geistesgegenwart und Verzweiflung, zuwege gebracht, daß wir endlich festen Grund gewannen.

Drei Stunden waren darüber vergangen. Lenette hatte Zeit gehabt, sich indessen so gut als möglich vom Schlamm zu reinigen; aber nun erst bemerkt' ich, daß sie einen ihrer Pelzstiefel im Morast hatte stecken lassen, und zitternd dastand, einen der niedlichsten Füße im feinen Wollenstrumpf, den andern im plumpen, elephantenfußartigen Stiefel. Sie bebte vor Frost. Ich hob sie in die Chaise. Denn so konnt' ich sie nicht auf den Bock sitzen lassen. Das fühlte selbst Petrowitsch, der ihr tapfer zusprach, im Wagen zu bleiben. Ich warf unterdessen Stiefel und Oberkleid von mir, setzte mich zu Lenetten, und wir fuhren in Pultawa ein.

Die Bequemlichkeit des Wirthshauses that uns in Pultawa wohl. Vor dem andern Morgen konnten wir nicht von hier fort. Ich erhielt ein eigenes Zimmer. Petrowitsch verzechte den Abend bei den Fuhrleuten. Lenette hatte sich zu den Wirthsleuten gesellt. Ich lief in der Dämmerung des Abends durch die Gassen, um etwas von der nicht sehenswerthen Stadt zu sehen, die einige gute öffentliche Gebäude hat.

Ein unerwartetes Abenteuer überraschte mich bei der Heimkunft. Ich wollte in mein Zimmer, und trat aus Irrthum in ein anderes. Da saß eine alte Russin am engen Fenster, und vor dem Weibe stand, mir den Rücken kehrend, in zierlicher Reisetracht ein junges Frauenzimmer, von einem Wuchs, wie ich noch keinen schönern gesehen, schlank, unter der Brust zum Umspannen, um das Köpfchen dicke Goldhaarflechten gewunden. Rasch wandte es sich nach mir um. Denke dir, edler Jeremias, Lenette war's. Sie redete mich hastig und, wie es schien, mit einiger Verwirrung an. Die Alte gab auch ihre Worte dazu. Aus Unkunde der Sprache blieb ich

stumm, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß ich, irre gegangen, mein Zimmer suche. Die Alte führte mich hinaus und in mein Gemach. Ich wäre lieber da geblieben. Und diese verführerische Sylphide hatt' ich in meinen Armen getragen, als ich sie aus dem Morast gehoben! Eine russische Aphrodite! Schade um diese Schönheit, daß sie so früh schon entweiht werden konnte!

Bei der Abreise erst sah ich sie wieder; aber in der wüsten Tracht der vorigen Tage, mit Elephantenfüßen. Sie hatte sich neue Pelzstiefeln zu verschaffen gewußt. Ihr Gesicht trug ein blasses, leidendes Ansehen. Durch Petrowitsch erfuhr ich, sie habe schmerzliches Kopfweh, und in der Nacht Fieber gehabt. Sie nahm, ohne großes Weigern, den angebotenen Platz wieder neben mir im bequemen Reisewagen an. Da lehnte sie ihren Kopf schweigend in den weichgepolsterten Winkel der Chaise, und schloß die Augen, wie zum Schlafe.

Ich hatte alle Muse, das feine Ebenmaß und die zarten Züge im Gesicht der reizenden Sünderin zu betrachten. — Ich hätte sie nicht so betrachten sollen. Die büßende Magdalena erweckte in meiner Brust eine Art Mitleidens. Ich dachte mir zu diesem Gesicht die gestrige entpelzte oder entrussete Engelsgestalt und den kleinen Fuß im Wollenstrumpf beim Morast von Pultawa, und hätte weinen mögen, daß dies Meisterstück der Natur durch Erziehung und schlechte Gesellschaft entheiligt worden sei. Sie genoß fast den ganzen Tag nichts. Mein Kummer um sie wuchs. Wie sehr verwünscht' ich jetzt, während meines langen Aufenthalts in Odessa nicht Russisch gelernt zu haben. Hätt' ich auch wenigstens nur de Lavals alte französisch-russische Grammatik bei mir gehabt, um ein paar Redensarten herausfischen zu können! Wie beneidete ich den ungeschliffenen Petrowitsch um seinen Sprachschatz! Er mußte allezeit mein Dollmetscher sein. Aber wie roh und unverbindlich klang das, was er von ihren Antworten übersetzte!

Erst gegen Abend nahm sie von meinen Speisen und meinem Wein auf dringendes Anhalten, doch nur Weniges. Sie schien meine Unruhe wegen ihrer Unpäßlichkeit zu bemerken, und ließ mir durch Petrowitsch sagen, sie befinde sich um vieles besser. Dabei zwang sie sich gegen mich zu einem dankbar=freundlichen Lächeln, während noch Petrowitsch sprach. Wahrhaftig, Jeremias, in diesem Lächeln strahlte etwas Ueberirdisches aus diesem Heiligen=Antlitz.

Es war unmöglich, den Tag noch die Stadt Krementschuk zu erreichen. Wir hielten in der Haide bei einem halbzerfallenen Hause, von innen voller Unflath, Branntweingestank und wüsten Bauerntrosses. Die büßende Magdalena trat dessen ungeachtet hinein. Nach langer Unterhaltung mit dem ekelhaften Weibe ließ sie mich durch Petrowitsch bitten, die Nacht im Wagen bleiben zu dürfen, weil das ganze Haus kein Bündel reines Stroh und keine leere Kammer habe. Ich selbst hatte, wegen ihrer erschütterten Gesundheit, ihr schon die enge und unbequeme, doch wenigstens reinliche Nachtherberge des Wagens antragen wollen.

Sie stieg also in den Wagen, nicht ohne sichtbare Verlegenheit. Während ich die Schutzleder rings um sie verschloß, mußte ihr Petrowitsch sagen: sie solle unbekümmert der Ruhe pflegen, ich würde meinen Platz erst nach einigen Stunden an ihrer Seite einnehmen, weil ich nicht müde sei. Aber es war von mir schon beschlossen, in der wüsten Baracke zu übernachten und die der Ruhe Bedürftige nicht zu stören.

Man hat von der ekelhaften Wirthschaft einer russischen Herberge in der Haide keine Vorstellung. In der einzigen Wohnstube, wo Alles der Wärme nachzog, ward gewirthet und zugleich gekocht. Hinter einem Verschlag von Brettern grunzten Schweine; in einer Ecke daneben befand sich ein anderer Verschlag für die Hühner. Der Rauch der Küche, Tabaksqualm, Fuselgestank und Ausdünstungen von Menschen und Vieh füllten die Luft. Nach beendigten Baccha=

nalien lagerte sich Jeder in seinen Platz zum Schlafen, wohin er kam; die Mehrheit auf dem Erdboden. Ich hatte eine Holzbank unterm Fenster zeitig in Beschlag genommen. Aber von Zeit zu Zeit mußt' ich hinaus des Nachts, aus der verpesteten Luft, um reinen Odem zu schöpfen. Ich umschlich leise meinen Wagen. Magdalena schlief sanft. Es ist ein Himmelsgefühl, für die Erquickung eines leidenden Wesens sorgen und Opfer bringen. In dieser Nacht lernt' ich, daß in der Sorgfalt der Mütter um ihre Kleinen, auch bei den größten Entbehrungen, unaussprechliche Süßigkeit liege. Erst gegen Morgen fiel ich in einen festen Schlaf, aus dem mich selbst das Geräusch der Fuhrleute nicht weckte, die weiter zogen.

Es war hell, als ich erwachte. Ich sah Magdalena schon vor dem Feuer stehen neben Petrowitsch. Sie bereitete mit eigener Hand den Kaffee. Ihr stummer, freundlicher Morgengruß gegen mich, und der beredte Blick, mit dem sie die häßliche Stube und mein hartes Nachtlager, mich bedauernd, betrachtete, sagte mehr, als Alles, was sie dem Petrowitsch auftrug, um ihre Erkenntlichkeit auszudrücken. Vom Schlaf erquickt, blühte sie schöner, als ich sie je gesehen. Ihr Erröthen, da ich vertraulich grüßend die Hand reichte, entzückte mich, denn es war Beweis, daß dies Mädchen, wenn auch von der Tugend abgefallen, nicht den bessern Empfindungen abgestorben sei, welche die Natur in das weibliche Geschlecht gepflanzt hat.

Ich ließ mich gern beim Frühstück von ihren Händen bedienen. Sie wußte das Geschäft mit großer Gewandtheit und Anmuth zu verrichten. Ihr Betragen gegen mich war ein Gemisch von Zurückhaltung und Zutraulichkeit geworden. Die Dankbarkeit schien sie verwandelt, und ihr bisheriges fremdes, halbwildes Wesen in Freundlichkeit aufgelöset zu haben. Nichts aber fiel mir so sehr auf, als daß ihr bauernhaftes Thun der vorigen Tage mit dem

Kopfweh verschwunden war, und sie sich in ihrer dicken, entstellenden Pelztracht mit Adel und Leichtigkeit bewegte. Selbst der watschelnde, ungelenke Schritt ließ sich nicht bemerken, und in meinem Leben hab' ich keine Elephantenfüße so behend umhertrippeln sehen.

Man gewöhnt sich nie leichter zusammen und wird nie einander so bald Bedürfniß, als wenn man auf einige Wochen, in dem engen Raum eines Reisewagens mit einander eingeschifft, Niemanden hat und kennt, als die nämliche Gesellschaft. Ich glaube, ich könnte auf diese Weise guter Freund eines Erzbösewichts werden, und das häßlichste aller Hexengesichter ganz leidlich finden lernen.

Neben der Magdalena von Charkow war nicht halb so viel Zeit nöthig, sie lieb zu gewinnen. Ich gestehe dir's, edler Jeremias, es kostete mir nicht geringen Kampf, mich immer an das entehrende Gewerbe zu mahnen, dem sich dies Mädchen hingegeben hatte; und zu verbergen, welche Macht es über mein Herz gewonnen, dessen es nicht würdig war. Oft wünscht' ich, sie möchte häßlicher, oder tugendhafter sein. Oft, wenn der stumme, klare Blick ihrer blauen Augen auf mich traf, und sich schnell und wie verschämt von mir wegwandte, hätt' ich ihre Unschuld mit tausend Eiden bezeugen mögen. Aber ich wußte wohl, die Verworfensten ihres Geschlechts machen den frommen Schein der Unschuld zum Hauptstück ihrer Kunstfertigkeit.

Ich lernte auf dieser Reise mehr russische Wörter, denn vorher in Jahren. Petrowitsch diente mir, als Wörterbuch und Grammatik. Es war mir Bedürfniß, mich mit der reizenden Russin zu unterhalten. Ich bewunderte ihr Zartgefühl, mit dem sie zuweilen einen fast unbesiegbaren Reiz zum Lachen über mein Radebrechen ihrer Muttersprache überwand.

So viel es sich thun ließ, wählte ich, Magdalenens wegen, nur Städte zu Ruhepunkten auf der Reise.

Daher hatt' ich Gelegenheit, diese auf der Rückkehr näher zu betrachten, als das vorige Mal. Ich pflegte sogar meine Reisegefährten, wenn wir bei Tage ankamen, darin umherzuführen, weil ich — o Jeremias, verzieh' deinen Mund! — mich ungern von ihr trennte.

Krementschuk am Dnepr ist nicht volkreich, aber weitläufig. Die Häuser der Stadt sind, außer wenigen, alle von Holz gebaut. Die unendlichen Waldungen weit umher liefern Ueberfluß des Materials. Es befindet sich hier bedeutender Handel, wozu der Strom Bequemlichkeit und Hülfe schafft, der die Stadt in ihrer Mitte durchfließt; auch ist der geräumige Marktplatz die schönste Zierde des Orts. Die Schiffbrücke über den breiten Dnepr, bei dreitausend Schuh lang, war wegen des Eisganges weggenommen. Ein Theil derselben lag am linken, der andere am rechten Ufer. Wir wurden mit unserm Wagen erst nach vielen Umständen, welche die Zollbeamten und Schiffer machten, hinübergeschafft. Es harrten hier schon seit drei und vier Tagen Fuhrwerke ihrer Ueberfahrt entgegen, ohne dazu zu gelangen. Daran war die Habsucht der Beamten Schuld, die, bei kärglicher Besoldung, sich gern am Reisenden erholen. Meine Reisegefährtin, die das wohl wußte, machte den Oberaufseher, mit welchem Petrowitsch lange gezankt hatte, bald geschmeidig, als sie ihren Geldbeutel zog. Aber der Anblick dieses Geldbeutels, den ich in den Händen Magdalenens zum ersten Mal erblickte, that mir im Innersten weh. Er war ganz mit Goldstücken angefüllt. Die Unglückliche, um welchen Preis hatte sie diesen Reichthum gewonnen!

Auch Jelisabethgrod, ein Werk der Kaiserin Elisabeth, von der die Stadt den Namen trägt, ist an sich unbedeutend, und mag ungefähr nur fünf- bis sechstausend Einwohner zählen. Die Wohn-

häuser sind insgesammt von Holz, nur wenige Kirchen gemauert; die Straßen, wie gewöhnlich, ungepflastert. Neben der Stadt liegt eine kleine Festung, worin ebenfalls hölzerne Gebäude stehen. Mehr weiß ich davon nicht zu erzählen.

Wir nahten dem Ziel unserer Reise. Wie schnell war mir die Zeit verstrichen! Ich wünschte, Odessa läge noch einige hundert oder tausend Werste entfernt. Mich hat kein Frühlingsgarten je so freundlich angesprochen; als die große Einsamkeit der beschneiten Haiden und Steppen zwischen dem russischen Musensitz in der Ukraine und dem schwarzen Meere. Neben dieser Magdalena fühlte ich mich nach und nach selbst heiliger, denn sie mied jede unschuldige Tändelei; ihr gütigstes Lächeln hatte noch einen sanft abweisenden Ernst. Eben darum, und mochte es auch nur Scheinheiligkeit sein, ward sie mir jeden Tag liebenswürdiger. Ich ward oft irre an ihr. Sie zog sich bei der leisesten Berührung in sich zurück. War dies anlockende verführerische Heuchelei? War es das Gelübde ernster Reue? War es das Zittern der Unschuld? — Aber jene mit Gold gefüllte Börse in der Hand eines jungen Mädchens, eines Mädchens von dieser Schönheit und Jugend, welches aufs Gerathewohl durch die russischen Wildnisse in männlicher Gesellschaft zu reisen kein Bedenken trägt!

Das Räthsel lösete sich bald.

Am vorletzten Abend unserer Reise, es war schon dunkel, doch der Weg noch schneehell, bat Magdalena, vor einem einsamen Hause, an dem wir in der Steppe vorüberfuhren, den Wagen halten zu lassen. Wir hatten kaum noch eine halbe Stunde Weges bis zu einem erträglichen Wirthshause, wo wir übernachten wollten. Sie aber fühlte sich schon lange von heftigem Durst geplagt, und stieg ab, um in der Kneipe einen frischen Trunk

Wasser zu begehren. Man hörte in dem Gebäude Lärmen und Gelächter besoffener Russen. Bald aber drang auch Magdalenens Stimme schreiend durch. Eilig, wie der Blitz, flog ich aus dem Wagen in das Haus. Vier oder fünf trunkene Kerls hatten das Mädchen umringt, und versuchten an demselben ihre ekelhaften Liebkosungen. Ich drang in das tolle Gemenge, schlug und schmetterte rechts und links die nächsten dieser rohen Gesellen zu Boden, und machte der Gefangenen Luft, die mit Hast entsprang, während die übrigen mit mir handgemein wurden. Ich weiß nicht, wie es mir in dieser Schlägerei ergangen sein würde, hätte nicht einer der Tölpel die brennende Oellampe umgeworfen, daß sie erlosch, und ich ungesehen und unverfolgt den Rückweg nehmen konnte. Wir fuhren rasch davon, und hörten noch lange das Gebrüll hinter uns.

Während wir uns durch Petrowitschens Vermittlung über das Abenteuer unterhielten, fühlte ich am sanften, warmen Strömen über meine Wange, daß ich Blut verlor. Ich entdeckte die Stirnwunde bald. Um meine Gesellschafterin nicht zu ängstigen, und da wir von unserer Station nicht weit entfernt sein konnten, verschwieg ich's, und band ein Tuch fest um den Kopf, das Blut zu hemmen. Mir ward nicht wohl und schläfrig. Ich schmiegte mich in die Wagenecke, und fühlte von Zeit zu Zeit, traumhaft dunkel, daß sich Menschen mit mir beschäftigten.

Ich schlug endlich, vom wohlthätigen Schlaf erwachend, am hellen Morgen, und mit nicht geringem Erstaunen, die Augen auf. Ich lag auf einem Strohsack am Boden, in elender, doch warmer Bretterkammer, bedeckt von meinem Mantel und Reisepelz. Neben dem Strohsack ruhte auf beiden Knieen Magdalena; ihre Augen waren rothgeweint. Sie zog, als ich auffah, erschrocken ihre Hand zurück, die meine Hand in der Nähe des Pulses gehalten hatte. Ich starrte das schöne Gesicht unverwandt an.

Magdalena glich einer Bildsäule. Sie starrte auch mich an, ängstlich, ohne alle Bewegung. Endlich hört' ich ihre Stimme und vernahm sie mit wunderbarem Grauen. Denn meinem Gehör und Gesicht konnt' ich nicht länger Glauben beimessen, und doch bei vollstem Bewußtsein, daß ich wache, empfing ich die deutlichsten Ueberzeugungen, daß ich träume.

„Ach Gott! kennen Sie mich nicht?“ fragte sie halblaut im reinsten Deutsch, das zwar etwas fremdartig von ihren Lippen tönte, aber sehr gut ausgesprochen wurde.

„Was ist denn?“ fragt' ich erschrocken, und richtete mich, auf den Ellenbogen gestützt, empor. „Wo bin ich? Was geht hier vor?“

„Beruhigen Sie sich, um Gotteswillen!“ sagte sie: „Sie sind wohl versorgt. Strengen Sie sich nicht an. Wie befinden Sie sich? Befehlen Sie Thee?“

Ich rieb mir die Augen, betrachtete sie und sagte: „Sie sind ja meine Reisegesellschafterin. Was führt Ihnen so plötzlich die deutsche Sprache zu?

„Ach, die Angst!“ sagte sie bestürzt und erröthend, indem sie aufstand vom Boden.

„Wie? Sie reden die deutsche Sprache?“ rief ich. „Und auf der ganzen langen Reise raubten Sie mir das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten?“

Sie schien betreten, entschuldigte sich stammelnd und lenkte davon ab auf das Einzige, was sie jetzt das Wichtigste nannte, auf mein B e f i n d e n. — Außer einem leichten Schmerz am Kopf befand ich mich vollkommen gesund, so daß ich heiter vom Strohlager aufsprang. Nun erblickte ich mich in meinen Kleidern, die vom Blut starrten, und erfuhr den Zusammenhang der Begebenheit.

Als ich nämlich am gestrigen Abend auf Petrowitschens Reden nichts mehr erwiederte, glaubte er und meine Gesellin, ich schlummere. Aber da man vor der Herberge hielt, fand man mich im

Wagenwinkel unnatürlich zusammengesunken, beim Licht der hereingebrachten Laterne bleich, blutig, leblos. Man trug mich in diese Kammer, auf dies Stroh. Es gelang nach langer Mühe, mich aus der Ohnmacht zurückzubringen; mir einige Tassen Thee einzuflößen; meine Stirnwunde frisch zu verbinden. Dann verfiel ich in natürlichen Schlaf, der die ganze Nacht ununterbrochen währte. Ich erinnerte mich von Allem nichts. So erzählte mir die Magdalena.

Während die Hände meiner schönen Pflegerin nun draußen in der Küche das Frühstück bereiteten, kam auch der treue Petrowitsch voll großer Freude, mich wieder hergestellt zu wissen. Von ihm erst vernahm ich das Rührendste des ganzen Hergangs. Lenette hatte im ersten Augenblick, bei der Entdeckung meines Zustandes, beinahe das Bewußtsein verloren. Dann war sie in trostlosen Schmerz übergegangen. Sie war's gewesen, die unter tausend Thränen mir selber das Blut vom Gesicht gewaschen, meine Wunde gereinigt, dann mit einem schwarzen Taffetpflaster bedeckt und verbunden hatte. Durch nichts war sie zu bewegen gewesen, mich in meinem Zustande zu verlassen. Sie selbst hatte die ganze Nacht neben mir gewacht, indessen Petrowitsch dicht an der Bretterwand im andern Zimmer ruhen konnte. Er glaubte gehört zu haben, daß sie von Zeit zu Zeit leise geweint; doch aus Furcht, Geräusch zu machen, oder ihr zu mißfallen, hatte er nicht gewagt hereinzukommen.

Petrowitschens Erzählung rührte mich sehr. Ich war froh, ihm die Gemüthsbewegungen verbergen zu können, da er mich verließ. Nein, dies Mädchen konnte keine Sünderin sein, und — *selbst wenn sie's wär'!* dacht' ich.

Man hatte fast all unser Reisegepäck in diese Schmerzenskammer gebracht, weil man ohne Zweifel langen Aufenthalt vermuthete. Ich wechselte die durchblutete Wäsche und Kleidung gegen frische um. Und als endlich die Magdalena mit dem Frühstück hereintrat, wie eine glühende Aurora, und sie es auf eine der Kisten

niedersetzte, konnt' ich mich nicht erwehren, zu ihr zu treten, ihre Hand zu drücken, und sie als Retterin meines Lebens zu begrüßen.

„Ja doch," sagte sie mit dem seligen und doch verschämten Lächeln einer Hebe, „eines Lebens, das Sie vorher im Begriff waren, für mich zu opfern!"

O Jeremias, solltest du jemals die Klänge deutscher Sprache von diesen Lippen fließen hören, — sie gestalten sich wunderbar, bekannt und doch fremd, wie Seufzer des Frühlings in einer Windharfe, — wahrlich, die Töne der italienischen Zunge würden dir, neben dem Wohllaut und der Macht deutscher Rede, wie zimperliches Hackbrett-Geklimper klingen, neben dem Silbergeräusch eines Tonflügels.

Wir reiseten den nämlichen Tag bis nach Odessa. Welche zärtliche Sorgfalt trug sie für meine Kopfwunde! Vor dem Abfahren verband sie dieselbe eigenhändig noch einmal. Edler Jeremias, du würdest den ersten besten Russen bitten, dir den Kopf zu zerschlagen, um von solchen Fingern geheilt zu werden. Und dabei glänzte eine Thräne des Mitleids in ihren blauen Augen. Wie viel hatt' ich dieser Wunde zu verdanken! Auch ihr Mund war dadurch für mich entsiegelt. Und wie viel hätt' ich gern von ihr hören mögen, nun Petrowitsch nicht mehr unser Sprachrohr war. Der einzige Tag mußte mich für das Schweigen der ganzen Reise entschädigen.

An freundlichen Vorwürfen von mir, du kannst es leicht vermuthen, fehlte es nicht, daß sie mir, mit unbegreiflichem Eigensinn und mit eitler Verstellung in den langweiligen Einöden der russischen Wälder und Steppen kein Gespräch erlaubt hatte. Und doch wußte sie sich so vollkommen zu rechtfertigen, daß mir ihre Klugheit bewunderungswürdiger schien, als Penelopens schlaue Weberei um des Odysseus Heimkehr zu erwarten.

In verzeihlicher Aengstlichkeit, eine so weite Reise mit unbekannten Personen zu thun, hatte sie nämlich alle Waffen der List für ihre Sicherheit benutzen wollen, und sich, ungeachtet sie auch deutsch und französisch spricht, einer Stockrussin gleichgestellt; alles bloß um ihre Reisegefährten sicher zu machen. So hatte sie gehofft, ohne erkannt zu werden, alles zu erfahren, was ihr von der Denkart der Mitreisenden wichtig, gefährlich oder vortheilhaft werden könnte.

Aber ich vermuthete, weil sie doch schon in Charkow gewußt, ich wäre ein deutscher Edelmann, ihre geheime Absicht sei zugleich gewesen, einen unzerbrechlichen Riegel aus der russischen Sprache zu schaffen, vermittelst dessen sie allen möglichen Vertraulichkeiten oder lästigen Artigkeiten den Weg sperren könne, die auf langen Reisen so leicht möglich werden. Darum, ohne Zweifel, hatte sie auch in den ersten Tagen das Schwerfällige und Linkische ihres Ganges und aller ihrer Bewegungen geheuchelt, bis sie mehr Vertrauen zu mir gewonnen hatte, oder bis ihr diese Art Würde selber zu schwer ward. Denn für ein Mädchen kann doch keine Verstellung schwieriger sein, als erkünstelte Häßlichkeit.

Uebrigens verhehlte die liebenswürdige Heldin nun selbst mancherlei andere kühne Entwürfe nicht, die sie in ihrer Furchtsamkeit gesponnen hatte. Sie war entschlossen gewesen, bei der geringsten Verletzung der Achtung, die sie erfahren haben würde, in den Steppen zurückzubleiben. Ja, in dem Reisesäckchen, das sie stets bei sich trug, führte sie sogar ein kleines Arsenal, sie zeigte mir ein geladenes Terzerol und einen Dolch mit kostbarem Griff.

Es schien jetzt, als fühle auch sie, wie ich, die Begierde, sich für das anhaltende Schweigen in vollem Maße durch ununterbrochenes, trauliches Geplauder entschädigen zu müssen, und sich der

Neigung zu einer Mittheilung hingeben, die nirgends natürlicher ist, als im langen, einsamen Beisammenbleiben auf der Reise; als da, wo man durch Gewohnheit und stündliches Sehen einander Bedürfniß, und durch Ablegung des Zwanges, wie im häuslichen Kreise, heimath-bekannt und vertraut wird. Hier lies, was ich von ihr über sie erfuhr.

Helena, die auch durch den französischen Erziehungsschnitt der großen Häuser in Rußland Lenette heißen mußte, stammt aus einer achtungswürdigen Familie in Posen, die, in der Revolution unter Kosciusco, geächtet ward, und zu Grunde ging. Ihr Vater blieb seitdem der Regierung verdächtig, nahm aus Armuth im Jahr 1809 französischen Kriegsdienst und ist nachher im Auslande gestorben. Ihre Mutter, eine Deutsche, begab sich darauf zu einer Schwester nach Rußland, die dort, einem der reichsten Adelichen vermählt, auf dessen Gütern im Gouvernement Moskau lebte. Diese würdige Frau vertrat, nach dem Tode von Helenens Mutter, die Stelle derselben vollkommen bei ihrer Nichte, welche sie, weil sie selber kinderlos war, als ihr eigenes betrachtete.

Doch Helenens Himmel schwand bald, da sie ihr siebenzehntes Jahr erreicht hatte, mit dem Leben ihrer Pflegerin. Der verwitwete Afteroheim beging dann die Thorheit, eine junge Frau zu heirathen, deren geringster Fehler, an der Seite des betagten Eheherrn, eine sehr verdächtige Gefallsucht war. Die ehemalige Stille und Einfalt des Schlosses ward durch Prachtaufwand und rauschende Feste verdrängt. Helena mochte die Blicke und Neigungen der Fremden und Gäste zuweilen mehr an sich ziehen, als es der guten Laune einer gebietenden Dame zuträglich sein konnte, die allein gefallen wollte. Also erschienen für das Mädchen die Tage, an welchen es empfand, daß es eine verlassene Waise sei. In dieser Lage kam ihr die Bekanntschaft und der Schutz eines betagten Grafen in der Nachbarschaft zu statten, welchen sie, so-

wohl wegen seines vortrefflichen Gemüths, als wegen seines hohen Alters, schon lange gewohnt war, Vater zu nennen, und als Vater zu lieben. Dieser nahm sie zuletzt aus dem Hause zu sich, wo sie manche unzarte Behandlung hatte dulden müssen, und führte sie auf seine Güter, wo sie in dem angenehmen Verhältniß einer dankbaren Tochter zu dem wohlthätigen Greis lebte.

Allein die ehrerbietigen Liebkosungen der Tochter erweckten in der Brust des guten Alten nach und nach zärtlichere Gefühle, als die eines Vaters zu sein pflegen, und entzündeten unter dem Schnee seines Lebenswinters noch ein Feuer, welches nur die Pein der Jugend zu sein pflegt. Er entdeckte ihr seine Gefühle und trug ihr seine Hand an, verbunden mit einem beträchtlichen Theil seines Vermögens, welches im Stande war, ihr Loos nach seinem Tode zu sichern. Helene, welche unmöglich die bisherige Stellung einer Tochter, zu demselben Manne mit der Stellung einer Gattin, vertauschen konnte, lehnte eine Güte ab, die ihr Grauen erregte und die sie doch ehren mußte. Obgleich sich der alte Graf darum in seinen freundschaftlichen Gesinnungen für die schöne Waise nicht änderte, trat dennoch in beider Verhältniß ein gespanntes, unliebliches Wesen, das sich mit aller Mühe nicht überwinden ließ.

Zu dieser Verstimmung des vorigen Einklangs fügte sich in kurzer Zeit ein neues Uebel, als der Sohn des Grafen aus Petersburg zum Besuch eintraf. Den Schilderungen nach, welche Helene von ihm gibt, muß er ein Wüstling sein, wie ihn halbe Bildung, flache Grundsätze und großer Reichthum leicht machen können. Ohne Tugend, und ohne Glauben daran in weiblichen Herzen, verfolgte er mit seinen Anbetungen Helenen schon in den ersten Tagen; und bei wachsender Leidenschaft bat er zuletzt um ihre Hand zur Vermählung, trotz seiner frühern Schwüre, sich nie durch ein Eheband fesseln zu lassen.

Während die schöne Waise von dieser Seite gefoltert wurde,

ward sie anderseits nicht minder durch die Eifersucht des alten Grafen gequält. Dieser war in seinem Innersten empört, den entarteten Sohn, als Nebenbuhler, erblicken zu müssen. Es mag zu harten Auftritten zwischen beiden gekommen sein, in welchen der Sohn wohl seines Vaters nicht geschont haben wird; denn der Greis fühlte seine Kräfte vom täglichen Verdruß so aufgerieben, daß er selber für sein Leben fürchtete. Und in Besorgniß, Helene könnte früher oder später noch Beute des Sohnes werden, und um diesen Triumph zu vereiteln, war er es selbst, der Helenen rieth, der Gefahr durch heimliche Abreise zu entrinnen. Sie schien ihm aber weder in Moskau, noch in Petersburg geborgen genug. Einem seiner ältesten und vertrautesten Freunde, der mit einer liebenswürdigen Familie seit einigen Jahren in Odessa wohnte, empfahl er sie. Und als Helena, die keine andere Rettung kannte, einwilligte, stattete der Graf sie nicht nur reichlich mit Reisegeldern aus, sondern verhieß auch, ihr eine sorgenlose Zukunft zu bereiten.

Auf seine Veranstaltung ward sie, während vorgegeben werden sollte, sie wäre nach Petersburg abgereist, gen Moskau geführt, und von hier in guter Gesellschaft nach Charkow, wohin sie durch ein achtbares Haus von Moskau Empfehlungen mitnahm. In Charkow aber sollte sie als eine nach Odessa gehende Gouvernante gelten.

Dieser von ihr angenommene Stand, so wie ohne Zweifel noch mehr ihre Jugend und Anmuth, verleideten ihr bald in dem Hause zu Charkow den Aufenthalt, wo eine Menge studierender Adelichen und russischer Offiziere täglichen Zutritt hatten, die sich gegen eine hübsche Gouvernante manche Freiheit erlauben zu dürfen glaubten. Ungeachtet es ihr nicht an Mitteln fehlte, sich eine Reise der bequemsten Art nach Odessa zu bereiten, ward sie doch durch Unerfahrenheit und eben so sehr durch Furchtsamkeit gehindert, sich unbekannten, gemietheten Menschen auf einer langen Reise anzuvertrauen. Denn sie kannte die gewöhnliche Denkart solcher Mieth-

linge in Rußland. Daher wartete sie mit Sehnsucht auf Gelegenheit, die Reise mit Sicherheit in anständiger und angenehmer Gesellschaft zu thun.

Nun war meine Rückreise nach Odessa bekannt, und daß mich eine ältliche Dame dahin begleite. Sogleich mußte einer von den Bekannten des Hauses, der mit mir Umgang hatte, um einen Platz in meinem Reisewagen werben. Aus übermäßiger Aengstlichkeit, um in den Steppenländern den Leuten nicht durch fremde Tracht auffallend zu sein, legte sie über ihre häusliche Kleidung gemeine, russische Weibertracht an. Den ehrlichen Petrowitsch, den sie schon am Abend vor der Abreise im Wirthshause zu Charkow kennen gelernt, und den sie über mich und die Minerva vollkommen ausgefragt hatte, wußte sie durch Freundlichkeit und ein gutes Trinkgeld an sich zu gewinnen. So war sie gerüstet, das Abenteuer der Reise zu bestehen, als die plötzliche Sinnesänderung der grämlichen Minerva, nicht mit uns zu gehen, sie in ihrem Entschluß erschütterte. Nur Petrowitschens Vorstellungen und dringende Bitten, und der Widerwille, in das ihr nicht angenehme Haus von Charkow zurückzugehen, auch sogar — wenn ich es nicht als höfliche Schmeichelei nehmen muß — ein gewisses Vertrauen einflößendes Etwas meiner Gesichtszüge, — ich glaube, jedes Frauenzimmer hat zur Physiognomik angebornes Talent, — genug, das Alles, überwog endlich ihre Bedenklichkeiten. Dennoch nahm sie ihren Platz lieber neben Petrowitsch, als mir, und schwatzte, mich zu betrügen, russisch, weil sie wußte, ich verstünd' es nicht.

Hätt' ich denn je glauben sollen, daß ein Loch im Kopf mir, mitten in der chersonesischen Wüste, mitten im Winter einen der Festtage des Lebens geben könnte? Wie schwesterlich-traulich die schöne Waise da neben mir plauderte! Und wie es mich von ihren

Lippen entzückte, zu hören, daß nur Blödigkeit, nur Furcht, daß ihr Betrug mein Wohlwollen gegen sie mindern werde, sie zurückgehalten habe, mir früher zu gestehen, daß sie der deutschen Sprache mächtig sei. Schon am Tage nach dem Verlust bei Pultawa, wo, wie Karl XII. den Sieg, sie den Stiefel eingebüßt hatte, — noch mehr am zweiten Tage nachher, als ich, aus Zartgefühl für sie, keinen Anspruch auf den Wagen gemacht, und die Nacht im Unflath einer russischen Haidekneipe zugebracht hatte, war sie für mich — warum sollt' ich dir denn, Jeremias, nicht ihre Worte schreiben? — mit Zutrauen und Ehrfurcht erfüllt, und wollte sie mich gern anreden und enttäuschen. Ja, nun erfuhr ich, sie hatte mich in jener Nacht mehrmals gesehen, wie ich aus dem Hause getreten war, und dann leise um den Wagen schlich und lauschte, als wollt' ich ihren Schlummer behorchen und ihre Sicherheit bewachen.

Dagegen erzählt' ich ihr von meinen Reisen und Verhältnissen recht ehrlich, um Zuversicht mit Zuversicht zu erwiedern. Ich erzählte von unserm ehrsamen Städtchen, von dir, edler Jeremias, von Allem. Nur von den beiden Helenen, die ich schon geliebt, sagt' ich keine Silbe; noch weniger wagt' ich ihr zu gestehen, daß sie die einzige Helene sei, die ich lieben könne und werde.

Als Petrowitsch seinen Rossen zum letzten Mal vor Odessa das Futter gab, legte Helene in einem Haidehof ihre russische Tracht ab, mit der sie der armen Wirthin ein überraschendes Geschenk machte. Ich kannte sie kaum wieder. Schöner war einst die meergeborne Aphrodite nicht aus dem Schaum der Wellen hervorgestiegen, als diese sarmatische Grazie aus den groben, steifen Pelzen und Kitteln einer russischen Bäuerin.

Sie war feuerroth und senkte stumm die Augen, als schämte sie sich ihrer eigenen Anmuth, da sie meine Ueberraschung bemerkte, und wieder, da sie im Wagen neben mir saß, und ich

beide Hände vor meine Augen legte und sagte: „Ich darf Sie nicht mehr anblicken!“ Sie wollte mir nachher einen kleinen Verweis geben, daß ich nun andern Ton anstimme, als auf der Reise. Aber ich wurde, je näher wir Odessa kamen, in vollem Ernst traurig. Denn nun sollt' ich sie verlieren, die mir so lange ausschließlich angehört hatte.

„Nicht doch, ich erwart' es von Ihnen,“ sagte sie halblaut und mit rührender Schüchternheit, „ich erbitt' es von Ihnen, entziehen Sie mir in Odessa die Güte nicht, die Sie mir bisher gewährten. Ich bin fremd dort, — ich kenne ja die Familie nicht, der mich mein Wohlthäter, der Graf, empfohlen hat. Wenn ich nun eines Schutzes, eines weisen Rathes bedürfen sollte, an wen müßt' ich mich wenden? Niemand weiß ja, wie Sie, wie verlassen ich stehe, wie beklagenswürdig!“ — Hier flossen ihre Thränen stillperlend über ihre Wangen. Reden konnt' ich nicht. Ich nahm zitternd ihre Hand und drückte dieselbe an meine Brust. Daß sie mir diese Hand darauf nicht entzog, war die höchste Gunst, welche sie gewährte. Stumm ward sie; stumm blieb ich. Aber dies Schweigen war noch unendlich beschäftigender, als unser Reden den ganzen Tag gewesen war. Es schlich von den Fingerspitzen zum Herzen eine wilde Gluth, und das bisherige stille Vertrauen unter uns verwandelte sich in eine fromme Vertraulichkeit, in ein Einverständniß gegenseitig zufriedener, argloser Gemüther, das keiner Worte bedürfte, um fester zu werden.

Der Wagen rollte in Odessa hinein durch die Straßen. Sie stieg vor dem besten Gasthof der Seestadt ab. Als ich Helenen versorgt wußte, führte mich der treue Petrowitsch in meine stille Wohnung.

7.

Die Heimfahrt des Philhelenen.

Konstantinopel, im Juni 1823.

He, frommer Jeremias, erschrickst du nicht, dieses Briefpäckchen aus der Residenz der Ungläubigen zu erhalten? Nimm daran kein Aergerniß, Jeremias; der Padischah der Ungläubigen, obgleich er alle Christenheit gern in ihrem eigenen Blut ersäufen möchte, ist darum nicht minder ein ganz ehrenwerther Herr, den alle christlichen Staatsmänner beim löblichen Werk der Christenausrottung in Griechenland begünstigen müssen. Diese Griechen sind Rebellen und verdienen allerdings Züchtigung, daß sie sich nicht mit tausend Freuden von den Pascha's und Bey's plündern, schinden, schänden, in den Koth treten ließen, ja, daß sie sich anmaßten, Menschen, gleich hochwohlgebornen Türken sein zu wollen.

Freilich, mir hat in Odessa mehr als einmal das Herz geblutet, wenn ich da die Tausende von hellenischen Flüchtlingen in ihrem Elend sah! Du hast von dem Schauspiel keine Vorstellung, als im Frühjahr 1821 plötzlich die Menge dieser Menschen Odessa und Bessarabien überschwemmte, Fürsten, Bettler, Weiber, Kinder, Kaufleute, Schiffer. Die Auswanderung der Griechen dauerte den ganzen Sommer. Ihr Erstes und Letztes war die Verzweiflung. Sie kauften alle Arten Waffen auf, alte Säbel, Gewehre, Riemenzeug u. dgl., was die Russen nicht gebrauchten, die dabei guten Gewinn machten; ließen Uniformen machen; schwarze ungeheure Hosen; zogen dann zur Rache in den Kampf, und wurden damals größtentheils aufgerieben. Die dem Untergang Entkommenen und Zurückgekehrten schlichen nun traurig und oft als Bettler umher; andere nährten sich kümmerlich mit allerlei Gewerb, legten Kaffee- und Billardhäuser an; viele gin-

gen ins Innere. In allen Kirchen Rußlands sind Liebessteuern für sie gesammelt worden, wovon ihnen monatlich kleine Gehalte gereicht werden.

Die Muselmänner betrachten die Griechen ungefähr so, wie wir bei uns zu Lande die Juden. Wenn sich in irgend einem christlichen Staate plötzlich alle Juden empörend unter die Waffen stellen würden, um ihren vielhundertjährigen Entbehrungen und Bedrükkungen ein Ziel zu setzen, was würden unsere Christen sagen? Den Juden Recht widerfahren lassen? Ich zweifle ein wenig. Und noch minder werden sich die Moslemim gefallen lassen, jemals den trotzigen Forderungen der Griechen nachzugeben, obgleich diese in meinen Augen alles Recht haben, die Türken zu verjagen. Denn diese Barbaren, aus Asien gekommen, sind nur Eroberer vom Erbtheil der Griechen. Du begreifst jedoch, einsichtsvoller Jeremias, daß solche Erbschaftsgesetze nicht im Coder der türkischen Politik gelten. Da gilt das positive Recht über alles göttliche Recht hinaus und das beati possidentes.

Du magst es mir auf mein Ehrenwort glauben, daß ich in Odessa der eifrigste und treufleißigste Cicerone der schönen Helena ward. Ich besorgte ihr vor Allem weibliche Dienerschaft, mit Hilfe dasiger Freundinnen; führte sie in die Familienkreise ein, die mir seit Langem offen standen, und begleitete sie in das palastähnliche Haus ihres künftigen Beschützers, dem sie durch den alten Grafen, ihren ehemaligen Wohlthäter, empfohlen war. Sie ward mit großer Auszeichnung aufgenommen; doch zog sie vor, statt der Zimmer, die ihr in dem Hause des Schirmherrn bereitet werden sollten, eine von ihr selbst ausgewählte Privatwohnung zur Miethe zu nehmen. Denn der alte Schirmherr konnte ihr nicht ganz gefallen. Er bezechte sich in der Regel täglich und war nur des Morgens

nüchtern. Seine Familie, die Helenen durch ihren Pflegevater als „liebenswürdig" geschildert worden war, was sie auch vermuthlich vor zwei bis drei Jahrzehnten gewesen sein konnte, bestand aus einigen alten, spielsüchtigen, medisanten Damen, an denen weder viel Liebliches, noch Würdiges zu entdecken stand.

Der alte Herr bei Moskau hatte demnach seine allzugeliebte Tochter übel berathen gehabt, weil er sich der Flüchtigkeit der Zeit und der Nichtigkeit des Schönen auf Erden nicht erinnerte. Aber noch weit triftigern Grund gab er seiner schönen Waise zur Klage oder doch zur Unruhe, daß er sein Versprechen vergessen zu haben schien, ihrer auch in Odessa, als wohlthuender Schutzgott, zu gedenken. Vergebens schrieb sie ihm. Es erfolgte keine Antwort. So vergingen zwölf Wochen ohne Nachricht.

Sie aber, ziemlich gleichgültig, lächelte in ewiger Heiterkeit, so oft ich sie im Kreise unserer Freunde sah, oder sie mich zu sich in eine Abendgesellschaft mit andern einlud. Denn gleich nach der ersten Woche ihres Aufenthalts in Odessa hatte ich das Glück verloren, sie uneingeladen sehen zu dürfen. Ich gestehe dir's offen, Jeremias, was du beim Lesen dieser Zeilen über jenes beständige Schweigen des alten Grafen, und Helenens muntern Sinn, dabei argwohnen magst, — das fing auch ich an, zu argwohnen. Die ganze Geschichte des Mädchens konnte ein wohlersonnener Roman sein; denn, wäre sie reine Wahrheit gewesen, wie hätte der überzärtliche Pflegevater sie so lange antwortlos lassen, oder wie hätte sie so gelassen bleiben können?

Freilich, warum hätte sie mich mit einem Mährchen betrügen sollen? Allenfalls ihre volle Geldbörse zu entschuldigen, die mir durch die Aeußerungen der Minerva von Charkow schon verdächtig geworden war? Ich konnte es nicht glauben. Und wenn ich sie dann sah, dies edle Antlitz sah, welches das Bewußtsein reiner Unschuld in allen Zügen trug, welches Jeden schon durch Anschauen

für die Tugend begeisterte, — nein, ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren konnte diesen höllischen Mißbrauch mit ihrer Engelsmaske nicht treiben. Und am Ende, Jeremias, wäre sie eine gemeine Abenteuerin gewesen, die auf bloße Glücksjagd ausging, —— ich, der sie anbetete; ich hätte sie auch dann noch geliebt. Sie konnte nicht ganz verdorben, sie konnte noch errettbar sein. Ich hätte sie bekehrt.

Das Räthsel lösete sich unerwartet. Eines Morgens ließ sie mich selber zu sich kommen. Eine Seltenheit! Ich fand sie allein, blaß, mit verweinten Augen. Sie entfernte ihre Dienerinnen. Dann wandte sie sich mit gezwungener Fassung zu mir, und sagte: „Nun stehe ich wirklich verlassen in Gottes weiter Welt. Was soll ich beginnen? Wohin mich nun wenden? Ich habe Briefe erhalten. Er ist nicht mehr unter den Lebendigen, der Gute! Lesen Sie die Briefe. Dort liegen sie. Dann rathen Sie einer Rathlosen, die nur allein Ihnen volles Vertrauen geben kann und will."

Ihr Schmerz, der sich in stille Thränen ergoß, ihre Worte hatten mich erschreckt. Ich ging zitternd zu einem Spiegeltisch, auf welchem mehrere Briefe in französischer, einer in russischer Sprache, neben offenen Wechseln lagen. Nachdem ich mit Erstaunen und hastig die französischen Briefe gelesen hatte, bat ich um Uebersetzung des russischen. „Er enthält nichts," sagte Helene, „als freundschaftliche Zeilen des treuen Schloßverwalters, der mir immer sehr ergeben war, mit der Anzeige vom Tode des Grafen, der ihm auf dem Sterbebette angedeutet, wo er zwei versiegelte Briefe für mich finden würde, die er mir ohne Verzug überschicken müsse."

Die Briefe des Grafen, voller Kummer und Zorn über seinen Sohn, der wieder in Petersburg war, geschrieben unter Vorgefühlen

des nahen Todes, athmeten noch die zärtlichste Leidenschaft für Helenen. Ich vergaß Helenens Betrübniß unter den Schmerzensausdrücken des unglücklichen Greises, dessen rührende Klagen mir fast Thränen ins Auge lockten. Er sandte der Tochter, die er noch am Rande des Grabes mit jugendlicher Gluth vergötterte, eine — ich muß sagen ungeheure Summe in Wechselbriefen auf verschiedene Häuser in Odessa und Moskau. Es war ein reiches Vermögen, es schien eine Art Enterbung des Sohnes zu sein.

„Was wird nun aus mir werden?“ sagte Helena schluchzend.

Nachdem sie ruhiger geworden war, erwiederte ich ihren wiederholten Fragen: „Der edle Greis hat väterlich für Ihre Zukunft Sorge getragen. Nur eins ist zu befürchten: der Sohn kann die Verschenkung so beträchtlicher Summen als eine Beeinträchtigung seiner Rechte, als eine Beraubung seiner Erbschaft ansehen. Wollen Sie sich nicht freiwillig entschließen, das, was Ihnen der letzte Wille Ihres würdigen Freundes zuwies, dem Sohne zurückzuschenken, wozu ich nicht rathe, weil Sie Ihr neues Eigenthum mit Recht besitzen: so kann er, im Fall er Ihren Aufenthalt erfährt, Ihnen einen Prozeß zuwerfen. Ja, es ist noch mehr zu fürchten, er kann nach Odessa kommen und seine vorigen Zudringlichkeiten erneuern. Denn wer steht dafür, daß er Ihren jetzigen Wohnort nicht durch den Schloßverwalter, der von ihm nun abhängig ist, oder durch einen vergessenen Zettel seines Vaters, oder durch einen Ihrer eigenen, vielleicht unvernichtet gebliebenen Briefe, oder auf irgend andere Weise vernimmt? Gehen Sie nach Deutschland zurück, verlassen Sie diesen Boden, an den Sie nichts mehr fesselt! Auch wenn Sie das zurückgeben wollten, was Sie rechtmäßig besitzen, und das Ihnen von Niemandem mit Recht abgefordert werden kann, sind Sie ja nicht verlassen, wie Sie glauben. Ich besitze ein mäßiges Vermögen auf deutscher Erde. Theures Fräulein, was ich habe, ist Ihr Eigenthum.“

So ungefähr sprach ich. Was ich noch weiter sprach, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß sie bei meinen letzten Worten erröthete; daß ich ihre zitternde Hand mit Küssen bedeckte; daß sie, ich weiß nicht, was, zu mir sagte; daß sie weinend an meine Brust fiel; daß wir lange stumm blieben; daß wir uns beide dann viel, viel zu gestehen hatten; daß ich erfuhr, sie habe mich geliebt, seit jener Fiebernacht im Wagen, diesseits Pultawa, und habe sich in Odessa aus Furcht vor ihrer eigenen Leidenschaft und Schwäche von mir zurückgezogen. Auch ich weiß noch, daß ich an mein eigenes Glück nicht glaubte, und allen ihren zärtlichen Betheuerungen nicht glaubte, bis sie mir vor dem Altar angetraut, bis sie mein Weib geworden war und ich mit ihr im Zimmer der Kajüte einsam über das schwarze Meer gen Konstantinopel schwamm, einsam wieder mit ihr, wie auf der reizenden Fahrt von Charkow zum Pontus Euxinus.

In meinem Leben hatt' ich nicht so viel Geschäfte, als die letzten achtzehn Tage in Odessa; in meinem Leben keine lieblichern. Denn Alles geschah für sie. Und wie lohnte sie mich, die Göttliche! Da mußt' ich für Einkäufe der Reisebequemlichkeiten sorgen; für Verwandlung ihrer Wechsel in Papiere auf Wien, Augsburg, Frankfurt, London, die du nun hoffentlich alle in Händen hast; da mußt' ich, wegen der Pässe, von Pontius zu Pilatus, zu zehnerlei müßigen Schreibern; da mußt' ich, laut Polizeiverordnung, meinen und Helenens Namen, mit Anzeige, daß wir Odessa verlassen würden, dreimal binnen vierzehn Tagen in alle öffentliche Blätter einrücken lassen; da mußten Abschiedsschmäuse besucht werden, — und endlich die Trauung selbst! Sie geschah in Reisekleidern, eine Stunde vorher, ehe wir das Fahrzeug des braven genuesischen Schiffskapitäns Ragusin bestiegen.

Wir segelten bei widrigem Winde ab; hatten Regentage; hatten

Windstillen; sahen die unreinen Donauwellen, wo sie den dunkelgrünen Wasserspiegel des schwarzen Meeres mit ihrem Schlamm vierzig, fünfzig Stunden weit trüben; sahen die Küsten Asiens und Europens; endlich das majestätische Stambul, gegenüber Scutari, in einem unübersehbaren Feengarten, — nein, Jeremias, glaub' es nicht. Wir beide sahen nichts, als uns beide, alles Andere war uns nur Tapezierung. Wir würden den Tod nicht gesehen haben, wenn uns das Meer verschlungen hätte.

Dem Serail gegenüber ward gelandet am 30. April. Wir waren eilf Tage unterwegs gewesen. Ich hätte schwören können, eilf Stunden und keine Minute darüber.

In Pera, wohin wir Empfehlungsbriefe hatten, empfingen wir bequeme Wohnung. In dieser Vorstadt halten sich die meisten Franken oder Christen auf; darum nennen es die frommen Türken vielleicht das Schweine-Viertel. Wir mußten hier länger verweilen, als wir wollten, um bequeme Gelegenheit nach Triest zu erhalten. Indessen hatten wir buntes, lustiges Schauspiel alle Tage. Helena, um mich überall begleiten zu können, verwandelte sich in einen wunderschönen Knaben.

In den ersten Tagen unserer Ankunft sahen wir die ganze türkische Flotte unter dem Donner der Kanonen am Serail vorübersegeln, wo der Sultan dem Kapudan Pascha einen kostbaren Säbel mit großer Feierlichkeit überreicht hatte.

Hoffe aber nicht auf Beschreibung dieser Stadt. Du findest sie in hundert Büchern. Ich sah nur Helenen; und nur das Vergnügen, welches sich über das Fremde und Wunderbare des Schauspiels in ihren Augen spiegelte, ward mein Vergnügen.

Die Hauptstadt des Padischa ist vollkommenes Asien in Europa, ein Prachtmantel über Unflath gedeckt, ein vom Ungeziefer zerfressenes Paradies. Ja, die Landschaft rings umher ist über alle Ueppigkeit der Einbildungskraft hinaus reizend. Die Aussicht, besonders

vom sogenannten Todtenfelde hinweg über die unermeßliche Stadt, über das von Segeln und Wimpeln belebte Meer, nach Asien hinüber, findet sich vielleicht in unserm Welttheil auf keine so entzückende Weise wiederholt. Da sitzt der Türk, mit verschränkten Füßen, träumerisch, die lange Pfeife dampfend, in stolzer Würde, die der Dummgeistigkeit eigen ist; sitzt da in seinem Zimmer, oder an der Straße, oder auf der Wacht, oder im Kaufladen, oder sonst wo; — nichts stört ihn aus dem Gedankenstillstand, als Gaumenkitzel, wilder Zorn, wollüstige Gier, Habsucht, Kitzel des Hochmuths, oder was sonst noch ein Thier aus der Ruhe weckt. — Mag's Ausnahmen geben, viele Ausnahmen, besonders in den höhern Ständen — hier gibt's keine Stände, der geringste Kerl kann Pascha, der Sklav Großvezier werden und wieder in den Koth zurückfallen — ich rede von den Türken, wie sie in der Masse sich darstellen.

Sie haben von Asien her die orientalische Bestialität, und vom eroberten byzantinischen Kaiserthum das europäische Sittenverderbniß dazu genommen. So wie diese Barbaren einst aus dem Gebirg Belur hervorgekommen sind, wild, sinnlich, gebieterisch, unwissend, so sind sie noch. Sie hängen noch, wie bildungslose Menschen, immer an dem Altherkömmlichen, am Gewohnten mit abergläubiger Hochachtung ihrer barbarischen Altvordern. Wie in den Steppen und Gebirgen tragen sie noch, in der Sonnengluth ihrer Sommer, die Pelze, die dicken Turbane und Pantoffeln. Wie damals, wie immer der Bildungslose, verachten sie dummstolz Alles, was sie nicht verstehen, was sie nicht sind, was sie nicht glauben. Ihr Militär schleppt sich noch immer, wie damals, in weiter Morgenlandstracht, Dolch und Pistolen im Gürtel. Gar zierlich steht dazu ihr Koch und Profoß, bunt gekleidet, wie der Hanswurst, auch mit dem Pritschholz ausgestattet. Wenn nicht Opium oder Fanatismus, macht sie ihr alleinseligmachender Glaube an das Fatum tapfer, und gegen die Pestilenz gleichgültig. Sie mögen kaum der

Flamme aus dem Wege gehen, die ihnen oft genug über den Köpfen zusammenschlägt.

Ungefähr sechs Wochen vor meiner Ankunft in Konstantinopel waren etwa zwei- bis dreitausend Häuser der Vorstadt Top-Hané abgebrannt. Wir sahen die weite ungeheure Brandstätte. Glaubst du, die Türken würden durch die ewigen Feuersbrünste vorsichtiger? würden mit ihren ewigbrennenden Pfeifen in diesen Zundelgebäuden behutsamer? würden an festere Bauart denken, statt sich luftige Wohnungen aus Holz und Riegelwerk, mit ganz flüchtiger Ausmauerung der Zwischenräume, in wenigen Wochen aufzuführen? Du bist im größten Irrthum.

Ein junges Weib von neunzehn Frühlingen, wie Helena, das alle Lieblichkeiten eines südlichen Himmelsstriches, und einer nie genossenen Freiheit im Knabengewande, und sogar die ehelichen Flitterwochen in Konstantinopel genießt, mag das Leben hier sehr anmuthig finden. Helena sehnt sich nicht hinweg. Sie setzt die ersten ungetrübten Freuden der Liebe, Jugend und Ungebundenheit auf Rechnung von Stambuls Anmuth. Alles scheint zu ihrer Belustigung vorhanden. Daß sie Ende Aprils schon Kirschen, im Mai schon Birnen, Aprikosen, Artischoken naschen kann, ist ihr Fabelwelt und Elysium. Zwischen den moskowitischen Birken und Tannen freilich ward ihr das nicht geboten. Sie beredet sich, hier athme und wandle Alles des bloßen Genusses willen. Und wenn man die zahllose Menge der Zuckerbäckereien, Kaffeehäuser und feilgebotenen Leckereien sieht, möchte man's beinahe glauben.

Auch die bunten Trachten des Orients, die vor ihr umhergaukeln, beschäftigen ihre Neugier und Lachlust nicht wenig. Die Nationen unterscheiden sich durch die Fußuniformen; Türken wandern in gelben, Armenier in rothen, Juden in blauen, Griechen

in schwarzen Halbstiefeln und Pantoffeln. Dort ein steifer Herr in langem, weitem, grünem Leibrock mit grauer, hochgethürmter Mütze, rother Halsbinde, gelben Schuhen — es ist ein Stück vom türkischen Klerus. Dort eine vermummte, gespensterartige Gestalt, selbst Tücher um Stirn und Mund und Nase geschlungen — es ist eine Frau. Dort ein ungeschlachter Held, mit Dolch und Pistolen im Gürtel, schwarzem Knebelbart und nacktgeschornem Kopf, auf welchem ein ungeheurer Turban, groß wie das größte Kopfkissen, ruht — es ist ein türkischer Offizier. Dort ein Herr zu Pferde, mitten im heißen Sommer im großen Mantel von Wollentuch über seine vielen Unterkleider, eine große Pelzmütze auf dem Kopf, zu Fuß neben ihm ein Knecht in türkischer Tracht, der einen Regenschirm trägt und das Roß führt — es ist ein Armenier.

Den Tag über schwärmen wir meistens in Konstantinopel umher; da sind die Straßen breiter, die Gebäude schöner, als in Pera. Die Nase wird seltener vom Gestank verwesender Hunde und Katzen beleidigt, die auf den Gassen umherliegen. Da sind die großen, reichen Gewölbe und Läden voller Gold- und Silberwaaren, Teppiche, Stickereien, köstliche Shawls aus Persien und Indien. Auch nach Scutari fuhren wir mehrmals über. Es muß dieser Ort wie eine Vorstadt Konstantinopels angesehen werden; auch fährt man unaufhörlich hinüber und herüber. Man hat solche Seefahrt um sechs Paras oder drei Kreuzer. Eine majestätische Stadt, durch welche das Meer strömt, wie durch andere Städte nur ein Fluß. Sie ist zu einer Welthauptstadt geschaffen, und Konstantin der Große hatte Recht, den Thron des Römerreichs von der Tiber hierher zu pflanzen.

Aber unter diesen orientalischen Barbaren wohnen mögen, das kann nur Kaufleuten, Juden, Diplomaten und Gelehrten des Abendlandes recht sein. Der gesittete Mensch und gebildete Christ lebt

hier im Exil. Warum siedeln sich nicht die heutigen Herolde der Willkürherrschaft in diesem Paradiese des Despotismus an?

Als ich neulich die Karte von Europa nahm, um den Heimweg zu suchen, bemerkte ich, daß auch die Zivilisation unsers Welttheils ihren magnetischen Meridian hat, und zwar von Konstantinopel nach London. Deutschland befindet sich im Indifferenzpunkt beider Pole; von da nimmt die Zivilisation, deren Wesen die bürgerliche und geistige Freiheit ist, über Frankreich bis Albion zu, und über Polen, Ungarn, Moldau zur Türkei ab. Eigentlich sollte man London und Konstantinopel nicht mehr zum europäischen System zählen. England mit seiner Gesetzgebung, Verfassung und freien Gewerbigkeit gehört schon zu Nordamerika, Konstantinopel zu Asien.

Endlich ist sie's müde, den Völkerkarneval in der Hauptstadt der Osmanli zu schauen. Helena sehnt sich wieder zu Menschen. Wir verlassen Konstantinopel. Die Art, wie europäische Frauenzimmer hier behandelt werden, behagt ihr nicht. Sie hatte gestern kein geringes Schrecken, als sie auf der Gasse einige wohlgekleidete Europäerinnen mit modischen Federhüten öffentlich und ungestraft vom Pöbel beschimpft und deren Federhüte vom Kopf in den Koth fliegen sah. Sie segnete ihre Knabenkleider.

Gewöhnlich wagen sich Frauenzimmer, die zu den europäischen Gesandtschaften gehören, nicht ohne bewaffnetes Geleit, auszugehen, etwa einen Janitscharenoffizier in weißem Turban und brennend-rothem Scharlachmantel voran, bewaffnete Bedienten hintennach. — Reisen Türkinnen mit ihren Kindern außer der Stadt, ist ihr mit Ochsen bespannter Wagen von bewaffneten jungen Leuten zu Pferde beschirmt. In Pera ist an kein Fuhrwerk zu denken. Die Straßen sind da, bis auf einige, so eng, daß man Alles durch Packträger, Esel und Pferde fortbringen muß, und sich vom zweiten

Stock der einander gegenüberstehenden Häuser die Hände schütteln könnte.

Triest, im August 1823.

Nichts erzähl' ich dir von Konstantinopel, nichts erzähl' ich dir von der großen Seereise. Ich lebte nur für Helenen und sah nur sie, die doch das Schönste in Konstantinopel und auf dem Meere war. Wir segelten am 13. Juli ab. Des Großherrn weitläufiger Serail mit seinen Moscheen, Gebäuden und Gärten schwamm an uns vorüber. Im schönsten Licht breitete sich die wunderbarste Welt, Konstantinopel, Pera, Top-Hané, Scutari mit Palästen, schimmernden Thürmen, Lustgärten, Moscheen, Hainen, um uns her aus. Abends sahen wir schon in schönen, üppigen Geländen die sogenannten sieben Thürme. Andern Tags ging die Fahrt durch diese Meerenge hin, deren Ufer mit anmuthsvollen Hügeln und Felsen malerische Bilder geben. Bei Gallipoli versah sich unser Schiffshauptmann mit frischem Wasser und Wein. Wie fruchtbare und reizende Landschaften, wie schlecht bevölkert, wie mangelhaft angebaut! Ach, die abendländischen Fürsten, die sich um einiger magern Landstriche willen von Jahrhundert zu Jahrhundert Schlachten liefern, begünstigen die Barbarei dieser Asiaten gegen die unglücklichen Griechen, welche Freiheit und Gesittung fordern. Lebt denn kein Peter Eremita, kein Bernhard von Clairvaux mehr, der zum Kreuzzug für menschliche Kultur begeistern möchte? Für die Wiederherstellung Griechenlands könnte man sich mit irdischen Paradiesen bezahlt machen und den Ueberschuß der Völker dahin senden, der jetzt zum Schaden Europens das freie Amerika bevölkert, bereichert und mächtig macht.

Als wir am 14. des Morgens unter den Batterien der vier Hauptschlösser am Eingange der Dardanellen halten mußten, die Pässe untersuchen zu lassen und die Abgabe zu entrichten, sahen

wir ein Schiff einsam vor Anker liegend, weil auf demselben die Pest herrschte. Die Mannschaft war am Ufer, und hatte dort Betten und Kleider in der Sonne ausgebreitet im Grase; anderes auf Seilen ausgehängt. Ein Mensch lebte weit getrennt vom andern, und sprach mit dem andern nur aus der Ferne. Das Schiff selbst war nur von Wenigen bewacht und für Konstantinopel mit Korn beladen.

Sobald man die Dardanellen verlassen hat, begegnen dem Blick bergige Inseln, in der Ferne am Horizont schwebend. Der griechische Archipel ist ein majestätischer Irrgarten auf dem Ozean. Zwischen Andro und Tino schwamm das Schiff durch eine Straße, links und rechts von hohen Felsen begrenzt. Die Fahrt in diesen Gewässern ist wegen der Seeräuberei jetzt gefährlicher, denn je. Der Schiffshauptmann ließ, da wir in den Kanal von Cerigo kamen, Waffen und Munition in Bereitschaft halten.

Gegenwind und Windstillen versäumten uns so sehr, daß wir erst am 24. Juli an Zante vorüber kamen. Doch Helenen und mir schien die Fahrt nicht langweilig. Das junge Weib glich einer Seligen des Himmels. Aber ist da nicht der Himmel, wo der Engel wandelt?

Bei unserer Ankunft in Triest mußten wir im Hafen Quarantaine halten. Gottlob, eine menschlichere als in Rußland. Man behandelte uns sehr gefällig, und hielt uns auch nur wenige Tage an. Ich sage dir nichts von dieser Stadt, die täglich wächst. Welcher Zauber hängt doch an dem Worte „frei!“ Noch vor hundert Jahren lag hier ein unbedeutendes Städtlein mit engen, wüsten Gassen und wenigen tausend Einwohnern zwischen kahlen Hügeln und Felsen. Da ward Triest zum Freihafen erklärt, und Felsen und Hügel überkleideten sich sofort mit Anmuth und Ueppigkeit; neue Straßen mit Kirchen, Palästen und

öffentlichen Plätzen breiteten sich am Abhang der Landschaft gegen das Ufer des adriatischen Meeres aus; bei 40,000 Einwohner beleben jetzt den schönen Platz mit Handel, Gewerb, Fabriken und Manufakturen. Triest ist die erste Handelsstadt des österreichischen Kaiserstaates. Das benachbarte Venedig verfault in seinen Sümpfen, während hier ein frisches, reiches Leben erblüht. Die ganze Triestinische Küste ist von reizenden Landhäusern überschneit, wie von weißen Blüthen im Lenz die grüne Flur. Ich würde hier meine Wohnstätte mit Helenen wählen, wenn nicht von einem Ende der Stadt zum andern — verzieh' das Gesicht nicht, edler Jeremias! — Alles kaufmännelte und vom Morgen bis zum Abend rechnete und spekulirte.

Nein, das ist zwischen Helenen und mir schon abgethan, wir reisen den ganzen Sommer noch, bis wir unsern bequemen Winkel gefunden haben werden. Er muß in einem Lande liegen, wo man noch ein wenig frei athmen und plaudern und lesen darf; wo kein Ministerium uns gebietet, welche Grundsätze wir haben sollen; wo uns auch der Genuß von Frankreichs und Deutschlands Literatur ungehindert gewährt ist; wo die Gegend lieblich, der Mensch gutartig ist, und die Nähe einer großen Stadt unser einsames Landgut mit Bequemlichkeit versieht.

O du, dem seine schwarzgefleckte Strazza, nebst Hauptbuch mit Debit und Kredit, über Oberon und befreites Jerusalem, über Schiller und Voß hinausgehen, o Jeremias, du Erbfeind aller Schauspiele und Romane, halte dich bereit, den romanhaftesten Romanstreich zu lesen, der je, seit dem Einzug Abrahams und der schönen Sarah in Aegypten, erlebt ist.

Das erste Geschäft, welches vorgenommen ward, sobald wir den schönen Gasthof in der Theresienstadt bezogen hatten, bestand

in der Herbeirufung von Schneidern, Putzmacherinnen, Musterkarten, um uns in den neuesten Kleiderschnitt zu werfen, weil wir die Moden von Bessarabien und Cherson etwas veraltet fanden. Eine junge, hübsche Frau hat auch in ihrem Engelsherzen kleine irdische Wünsche und Launen. Helena that keinen Schritt auf die Gasse, bis sie vollständig vereuropäert war. Unterdessen miethete ich mir einen ehrlichen, handfesten Schweizer zur Bedienung, ein wohlgebildetes Schwabenmädchen zur einstweiligen Zofe meiner Gebieterin.

Als ich mit Helenen zum erstenmal ausging, um die Stadt zu besehen, und wir uns endlich, denn der Sommerabend war lieblich, beim großen Kanal auf eine der Bänke niederließen, um vom Wandern zu ruhen und die Schwärme der Lustwandelnden vor uns zu mustern, — tönt plötzlich, unweit von uns, eine helle weibliche Kehle, ruft meinen Namen und schreit: „O Herr Jemine! ist's denn möglich? Sind Sie es wirklich?“

Meine Helene machte etwas große Augen, ich noch größere — denn ich sah Obersteuereinnehmers Lenchen in ihrer ganzen Theetischgrazie und Assembleenholdseligkeit vor mir. Ich sprang überrascht und freudig auf und begrüßte die angenehme alte Liebe mit so viel Herzlichkeit, als es der öffentliche Platz, die Nähe meines jungen Weibes und eines langen, breiten Herrn gestattete, der sich zu Lenchen mit einer Miene voller Sicherheit hielt, die da ankündigte, er habe das Recht dazu. Mir fiel sogleich, o Jeremias, dein letzter Brief bei, der mir bis Konstantinopel nachgelaufen war, und daß dieser Herr, dem die doppelte Buchhaltung aus beiden Augen durch die grüne Brille sah, kein anderer, als der ihr verlobte Kommerzienrath sei. Sie stellte ihn mir sogleich als ihren wirklichen Gemahl vor, mit dem sie in einer prächtigen Equipage so eben auf einer Hochzeitreise begriffen wäre, an die er gelegentlich eine merkantilische Spekula-

tion geknüpft habe. Auch jetzt noch, Jeremias, auch jetzt noch, an der Seite meiner wunderlieblichen Eroberung aus den russischen Steppen, mußt' ich Lenchens schöne Formen bewundern. Mit dem Kommerzienrath wurden, wie sich gebührt, höfliche Worte ausgewechselt; ich stellte ihnen beiden meine Lebensgefährtin vor.

Der Kommerzienrath, welchen es allerdings durch die Brille anfangs etwas befreundlich dünken mochte, seine Frau und mich auf so vertraulichem Fuße zu sehen, ward plötzlich sehr freundlich, nun er wahrnahm, daß auch ich nicht mehr einsam stehe, sondern ebenfalls doppelte Buchhaltung führe. Er lud uns dringend ein, Parthie von einer angenehmen Abendgesellschaft zu sein, in der er sich befinde. Und dabei zeigte er seitwärts auf einige Frauenzimmer und junge und alte Herren, welche ganz in der Nähe zu warten schienen. Lenchen, das gleich mit den ersten Blicken Feinheit, Zierlichkeit und Geschmack im Anzug meiner Helena, vom Spitzensaum des Rocks bis zur Schleife am modischen Strohhut, überflogen hatte, vereinte sich mit den Bitten und Schmeicheleien ihres Mannes bei meiner Lebenshälfte.

Während dessen hatte sich höflich, oder neugierig, die wartende Gesellschaft mehr genähert, und, Jeremias, lerne an Wunder glauben! — das schönste der jungen Frauenzimmer in der Mitte dieser Gesellschaft heftete in demselben Augenblick seine Aufmerksamkeit auf mich, als die Wohlgestalt dieser Schönen auch meinen Blick anzog. Sie erröthete und trat hastig zwei Schritte gegen mich vor, blieb zaudernd stehen, und ich — ich eilte mit hochschlagendem Herzen zu ihr. Es war ja meine Helena von Wels, meine Helena aus der Camera obscura des Praters, derentwillen ich mein Kreuz auf mich genommen und Ungarn, Siebenbürgen und die heillosen Steppen und Quarantainen der Tartaren besucht hatte.

Sobald wir beide unsere unglaubliche Ueberraschung oder vielmehr Bestürzung vor der Gesellschaft mit einzelnen Redensarten

mehr überschleiert, als erläutert hatten, wandte sie sich rasch zu einem artigen jungen Mann, dem sie auf englisch zurief: „O komm, Lieber; sieh, das ist er! das ist . . .“

Sir Bailey, so hieß er, sagte mir viel Gütiges; er schien mich durch seine Gattin zu kennen, denn das war sie. Er wußte wenigstens, daß sie mich geliebt habe, eine Offenherzigkeit, die ich ihr gegen den Ehemann kaum zugetraut hätte. Ich erfuhr aber nachher, daß sie dem wackern jungen Mann, der in Odessa von der heftigsten Leidenschaft für sie ergriffen war, nur halb gezwungen die Hand gegeben, und, um ihn abzuschrecken, sogar ihm ihre Empfindungen für mich entdeckt hatte. Die Ursache alles ihres frühern Leidens war ihre Mutter gewesen, die, stolz und geldgierig, aber der äußersten Verarmung nahe, wie es scheint, überall mütterliche Kuppelei mit ihrer Tochter treiben wollte, um durch die Schönheit derselben einen begüterten Eidam und sich selber wieder Wohlleben und einigen Glanz zu bereiten. Nur durch die verzweifeltste Entschlossenheit hatte Mistreß Bailey zweimal eine Verkuppelung ihrer Person mit, der Beschreibung nach, alten, reichen Sündern verhindert, bis sie sich endlich zu Odessa, mehr um der Herrschaft ihrer Mutter zu entkommen, als aus Neigung, mit dem Briten verband. Dieser, der weder alt, noch ein Sünder war, schien jetzt ihre volle Zärtlichkeit errungen zu haben. Die Mutter aber war nach Wien zurückgegangen, wo sie nun gemächlich und anständig durch die Fürsorge ihres reichen Eidams leben kann. Helena wollte, so groß war ihre Bitterkeit im Gemüth dieser Langgequälten geworden, weder mit ihrer Mutter, noch mit ihrem Bruder, der vermuthlich wenig von der Denkart seiner Schwester hat, jemals ferner in Gemeinschaft und Berührung sein.

Ganz natürlich, die Einladung des Kommerzienraths zur Abendgesellschaft ward nicht abgelehnt, und sie war, um mich eines

beliebten Steuereinnehmer-Ausdrucks von Lenchen zu bedienen, „elegant und splendide," nämlich in dem Landhause eines reichen Triestiners, mit dem der Kommerzienrath im engsten Verkehr stand und bei dem er wohnte.

Mir aber ward in der romantischen Umgebung von drei Helenen, die ich alle nach einander geliebt hatte, und die alle auf mich gewisse Ansprüche bilden konnten, zuweilen seltsam zu Muth. Ich fühlte mich wirklich etwas verlegen, weil es mir mitunter ankam, als müsse ich gegen die beiden frühern noch den frühern Ton anstimmen, was sich doch schicklicher Weise nicht thun ließ. Vermuthlich ging es den beiden jungen Weibern ihrerseits nicht besser, wenn die eine etwa an die Bälle ihres Städtchens und die andere an die Welser Holzbiegen am Traunufer dachte. Auch bemerkte ich, daß sich beide weniger mit Worten, als vielmehr und häufig mit forschenden, prüfenden Blicken zu meiner moskowitischen Helena wandten. Vielleicht stellten sie heimliche Vergleichungen zwischen dieser und ihrer eigenen Schönheit an.

Glaube mir, Jeremias, ich verwünschte manchmal, der Philhelene geworden zu sein. Es ist etwas Peinliches, mit drei Geliebten zugleich auf einem kleinen Platz beisammen zu stehen. Auch ich machte, das konnte nicht fehlen, mehrmals Vergleichungen zwischen den drei Grazien, wenn sie zufällig beisammen saßen, oder standen. Jede trug ihren eigenthümlichen Reiz. Indessen fanden hier doch vollkommen die drei Vergleichungsgrade der Grammatik statt. Obersteuereinnehmers Lenchen war der Positiv, die ungarische Helena der Comperativ und meine schöne Steppenrose entschieden der Superlativ.

Der Superlativ warf mir aber zuweilen mit den Blauaugen schalkhaft drohende Blicke zu, die ich wohl verstand, und die mir immer das Blut ins Gesicht trieben. Es war mir auch, als wenn der Kommerzienrath sowohl, als der Sohn Albions ernsthafter wurden, so oft ich mit ihren Frauen plauderte. Auch schienen sie

sich, aus einer bloßen Art Rache, gern vorzugsweise mit meinem andern Ich zu beschäftigen, das den Abend die Eroberung aller Triestiner und Triestinerinnen gemacht zu haben schien.

Wärest du im Besitz eines andern Ichs, edler Jeremias, so wüßtest du, was eine Gardinenpredigt und darauf die süßeste Absolution sei. Denn es verstand sich, meine junge Moskowitin mußte wohl etwas betroffen sein, bei den ersten Schritten, die ich mit ihr auf dem Boden des abendländischen Europa's gethan, mich sogleich von so trauten, weiblichen Bekanntschaften begrüßt zu finden. Ich beichtete nun Alles haarklein.

„Es ist mir doch dabei etwas unheimlich!“ sagte sie lächelnd: „Werden uns noch mehr Helenen begegnen, je weiter wir ins Innere des Landes kommen, Herr Philhelene?“

Ich konnte sie wegen dieser Besorgniß mit gutem Gewissen beruhigen. Nun stellte sie sich zwar zufrieden und ertheilte mir wegen meiner Philhelenenschaft vollkommenen Ablaß; „aber,“ setzte sie hinzu, „in diesem Fall wär' es doch vielleicht nicht übel, wenn wir wenigstens den Helenen in Triest aus dem Wege gingen. Zwar haben wir ihnen den morgenden Tag zugesagt, aber übermorgen dächt' ich, können wir unsern neuen Reisewagen versuchen. Man sagt, es wohne etwas Gefährliches in alter Liebe, weil sie nie ganz roste.“

Es scheint, als hätten meine frühern Helenen ihren Männern ähnliche Beichte thun müssen, wie ich, und als wäre bei ihnen das nämliche Ergebniß daraus hervorgegangen. Denn — heute waren noch Alle fröhlich beisammen, und Alle kündigten wir uns unsere Abreise aus Triest auf morgen an. Morgen fährt der Brite mit der Welser Helena gen Westen, die doppelte Buchhaltung nach Osten und ich mit meiner kleinen Eifersüchtigen nach Norden, zu dir, edler Jeremias!

Florette,

oder:

Die erste Liebe Heinrichs IV.

1.

Der junge Fürst von Bearn.

Zu Nerac, einem artigen Städtchen in Gascogne, war großes Fest, das heißt, es war alle Tage Fest, weil der König von Frankreich, Karl IX., mit seinem ganzen, glänzenden Hofstaate dahin zum Besuch des Hofes von Navarra gekommen war. Es steht davon noch heut' in der alten Chronik von Nerac geschrieben, und zwar unter der Jahreszahl 1566.

Der Besuch hatte gute Gründe. Denn der König von Frankreich brachte der Königin von Navarra ihren jungen Sohn Heinrich, der bisher am Hofe zu Paris erzogen war. Die Königin wollte ihn nun bei sich haben. Man kann also denken, welche Freude es da gab, als die Mutter ihr Kind wieder an ihre Brust drückte. Die Königin, wie man weiß, hieß Johanna, und war nicht nur eine zärtliche Mutter, sondern eine wahre Heldenmutter. Es ist aller Welt bekannt, wie sie sich betragen, als sie ihren Liebling Heinrich zur Welt brachte. Ihr Vater, Heinrich von Albret, König von Navarra, damals zu ihr ans Bett getreten, in

der Hand eine goldene Schachtel tragend und eine lange goldene Kette darin, hatte gesagt: „Sieh, Töchterlein, singst du mir bei deiner Niederkunft ein recht artiges Gascognerlied, so bekommst du dies und was darin ist.“ Und sie sang, wie das Kind erschien. Da legte er ihr auf der Stelle die goldene Kette um den Hals und gab ihr die goldene Schachtel. „Aber,“ sagte er, und nahm den Neugebornen in seinen Arm, „dafür behalte ich den hier.“ — Die Mutter hingegen ließ ihn sich nicht nehmen.

Nun war Heinrich groß geworden, zwar erst fünfzehn Jahre alt, aber man konnte auch glauben achtzehn, so schlank war er aufgeschossen. Zwar wehte kaum ein Flaum des Bartes um sein Kinn, und sein Gesichtchen war wie Milch und Blut; aber er hatte Herz, wie ein alter Degen, und Hände, hart und kräftig vom Schwert und allerlei rauher Arbeit, die er sich machte. Zwar ein flüchtiger Wildfang war er, ein rechter Springinsfeld; konnte reiten, jagen, fechten, tanzen, und kletterte an Bergen und Felsen, wie ein Gems, umher. Sein Lehrer und Hofmeister, der weise Lagaucherie, hatte oft große Noth mit ihm. Aber dabei war der junge Fürst so liebenswürdig, so geistvoll, so gutmüthig — man konnte nicht anders, man mußte ihm gut sein. Und erinnerte man ihn nur, wenn er es ein wenig zu bunt trieb, an Pflicht und Ehre, konnte man ihn mit den zwei Worten zahm machen, wie ein Lamm. Das will von einem jungen Herrn, der ein Königreich zu erben hat, viel sagen. Denn heutiges Tages bringt man mit den Wörtern Pflicht und Ehre kaum ein verwöhntes Kaufmannssöhnchen in Ordnung.

Die Leute in Nerac sahen daher auch lieber auf den wilden, schönen, frommen Heinrich, als auf allen Pomp der Majestät des Königs von Frankreich. Was ist auch an Pferden, Kutschen und goldgestickten Vor- und Nachreitern, Leibwachten, Heiducken, Lakaien und anderm Troß zu sehen? Da mögen Sattler, Schneider,

Wagner, Bortenmacher und dergleichen Leute hingaffen, die etwas für ihr Handwerk lernen wollen. Ehrenleute schauen am liebsten auf den hin, der die meiste Ehre verdient; nicht auf den, dem die meisten Ehren erzeigt werden. Daher sahen die Ehrenleute zu Nerac auch lieber den hoffnungsvollen Fürsten von Bearn, nämlich den jungen Heinrich, als den König an. Dieser ging immer sehr ernsthaft und majestätisch, und dankte kaum, wenn man ihn grüßte; aber Heinrich lächelte freundlich links und rechts, und grüßte gern wieder. Und in seinem Lächeln lag ungemein viel Anmuth. Wenigstens bezeugten es alle jungen Frauen und Mädchen zu Nerac einmüthig und mit Kennermienen. In solchen Dingen sind Frauenzimmer unstreitig die zuverlässigsten Kunstrichterinnen, oder vielmehr Naturrichterinnen.

Zwar im Gefolge des Königs waren noch mehrere junge Herren, schöne, geistreiche, tapfere Herren; zum Beispiel der junge Herzog von Guise, drei Jahre älter, als der Fürst von Bearn. Allein dennoch blickte man nur auf diesen freundlich hin, weil er immer freundlich hersah. Der junge Herzog aber wußte das wohl; es verdroß ihn oft, und er hatte vermuthlich deswegen den Königssohn von Navarra nicht gern. Beide waren mit einander aufgewachsen, Spiel- und Jugendgefährten; sie vertrugen sich jedoch selten mit einander. Der König von Frankreich hatte beständig zwischen beiden jungen Leutchen etwas zu richten und zu schlichten. Darum war es gut, daß sie auseinander kamen und Heinrich bei seiner Mutter bleiben mußte. Inzwischen hätte es auch beinahe noch vor dem Abschied in Nerac wieder Händel gegeben.

2.

Das Armbrustschießen.

Unter andern Festen ward auch Armbrustschießen gehalten. Der König selbst war ein guter Schütze. Leider war er es. Man weiß ja, wie er, sechs Jahre nach dem Feste zu Nerac, bei der Bluthochzeit in Paris, auf seine eigenen hugenottischen Unterthanen schoß. Zu Nerac trieb er die Kunst doch etwas unschuldiger. Denn eine Pomeranze in abgemessener Ferne aufgesteckt, war das Ziel.

Wenn ein König oder Fürst sich etwas darauf zu Gute thut, in irgend einer Kunst der Beste zu sein, untersteht man sich nicht leicht, es besser, denn er, zu verstehen. So ging es auch hier. Kein Höfling wagte, die goldene Frucht mit dem Pfeil zu treffen, um dem König nicht die Ehre oder vielmehr den Wahn zu rauben, daß er der beste Schütz unter der Sonne sei. So werden die armen großen Herren zuletzt immer betrogen, und man lacht dann heimlich hinter ihrem Rücken. Der Herzog von Guise war auch ein vortrefflicher Schütze, aber dabei ein vortrefflicher Hofmann. Natürlich flog sein Bolzen weit von der schönen Pomeranze seitwärts. Es standen viele Zuschauer und Zuschauerinnen vom Schlosse, wie aus der Stadt da, um dem Spiele zuzusehen; alle zierlich geputzt. Die guten Leute glaubten in vollem Ernst, der König sei Meister im Armbrustschießen, denn er hatte die Pomeranze beinahe mit dem Pfeil gestreift. Allein sie verstanden die höfische Schützenkunst noch nicht.

Nun hieß es: „Der Fürst von Bearn vor!“ Also kam der junge Heinrich mit der Armbrust, legte an, zielte und spaltete den goldenen Apfel mit seinem Pfeil beim ersten Schuß entzwei. Die Zuschauer murmelten Beifall unter einander; die hübschen Zuschauerinnen flüsterten sich lächelnd einander ins Ohr, ich weiß

eben nicht, was? Aber dem König war das gar nicht recht. Er sah trocken aus und beinahe finster.

Nach der Regel des Spiels wollte nun Heinrich wieder anfangen und zuerst nach der frisch aufgesteckten Pomeranze schießen. Hingegen der König dachte: ich bin doch König! wollte sich die Ehre des ersten Schusses nicht nehmen lassen, und sagte: „Es gehe der angenommenen Reihe nach.“ Heinrich rief: „Allerdings! Es geht der Regel nach!“ Könige aber, zumal wenn sie ein wenig böse werden, pflegen sich in der Regel wenig an die Regel zu halten. Da sich Heinrich trotz dem auf den Platz stellte und zielen wollte, stieß ihn der König sehr unartig zurück. Man muß ihm das nicht gar übel deuten, denn er war jung und ungefähr so alt wie der Fürst von Bearn. Heinrich aber, von Natur ein Hitzkopf, sprang auf den empfangenen Stoß ein paar Schritte zurück, spannte die Sehne seines Bogens, legte einen Bolzen darauf und gegen den König an.

Die Majestät erschrak, lief geschwind zurück, und versteckte sich hinter den dicksten seiner Höflinge. Der dicke Mann, der in der Einbildung schon den Bolzen in seinem Bauch fühlen mochte, schrie Mordio! und legte die Hände, so breit er konnte, vor den Magen. Heinrich, wiewohl er etwas aufgebracht war, konnte sich beim Anblick des dicken Mannes, der wie ein zitternder Wall vor dem Könige stand, des Lachens nicht enthalten, und lachte ausgelassen. Die Mädchen von Nerac, wie sie den jungen Fürsten so unmäßig lachen sahen, fingen auch an zu kichern, die Frauen bald desgleichen. Das Lachen, wie das Weinen, ist bei den Frauenzimmern wahrhaft ansteckend. Und wie Eva weiland den Adam zur Nascherei verführt hatte, verführten sie hier die Männer zum Lachen. Alles lachte; nur die Höflinge wußten nicht, welches Gesicht sie eigentlich in dieser Angelegenheit zu machen hätten. Dem König aber war es gar nicht ums Lachen zu thun, so wenig als seinem

dicken Vormann. „Bringt den Fürsten von Bearn auf die Seite!“ schrie er.

Zum Glück war der weise Lagaucherie, Heinrichs Lehrer, zugegen. Der nahm seinen Zögling sogleich beim Arm und führte ihn mit sich fort ins Schloß. Man hörte Heinrich noch lange in der Ferne lachen.

Der kleine Zwist ward zwischen Karl und Heinrich beigelegt, wie sich von selbst versteht. Um so etwas wird nicht sogleich Krieg geführt. Heinrich war ein unbesonnener junger Fant; er mußte Abbitte thun, und dabei blieb es.

3.

Die Rose am Pfeil.

Folgenden Tages war wieder ein Armbrustschießen nach Pomeranzen. Alle Schützen kamen, alle Mädchen kamen, alle Weiblein kamen, auch die Männer. — Der Zuschauer waren nun mehr, als je. Denn man hoffte, es gäbe alle Tage etwas zum Lachen. Wer aber nicht kam, das war der König. Er blieb unter einem Vorwand zu Hause, vermuthlich hatte er große Staatsgeschäfte.

Diesmal trafen alle Schützen besser, als gestern; die Leute von Nerac konnten gar nicht begreifen, wie die Höflinge insgesammt über Nacht so geschickt geworden wären. Bald waren sämmtliche Pomeranzen abgeschossen. Man stellte das Ziel entfernter. Auch da blieb dasselbe Glück. Besonders zeigte sich der Herzog von Guise als Meister. Er zielte auf die letzte Pomeranze und spaltete sie.

Das war nun verdrießlich für Heinrich, weil keine Pomeranze mehr vorräthig lag. Und er hätte doch gar zu gern mit seinem jungen Nebenbuhler noch eins um die Wette geschossen. Er sah sich links und rechts um, was man etwa zur Scheibe machen könnte.

Und er erblickte unter den Zuschauern ein junges Mädchen, ungefähr so alt oder so jung, wie er selbst, ein bildschönes Kind von fünfzehn Jahren. Es stand da in einfacher Tracht, das zarte Gesichtchen halb vom Hute verschattet, reizend wie die Liebe, harmlos wie die Unschuld.

Hastig sprang Heinrich gegen die kleine Venus von Nerac. Er wollte sie freilich nicht zur Scheibe für seinen Pfeil machen, aber doch die Rose, welche sie auf der Brust trug. Es war eine Rose, wie das Mädchen selbst, in anmuthiger Fülle noch halb geschlossen, zart gewölbt mit blassen Blättern um den hochrothen tiefern Mittelpunkt. Heinrich bat um die Blume und streckte die Hand dem jugendlichen Busen entgegen, den sie schmückte. Die kleine Venus erröthete und gab ihm lächelnd ihr Ebenbild. Er lief damit zum Ziele, steckte die Rose auf, dann zurück zum Schützenplatz.

„Nun, Herr Herzog, Ihr seid Sieger. Dort ist ein neues Ziel. Euch gehört der erste Schuß!“ So rief Heinrich athemlos, und sog Blut aus seinem verwundeten Finger, denn er hatte sich an einem Dorn der Rose gestochen. Der Finger schmerzte ihn aber nicht halb so sehr, als — er wußte selbst nicht recht, was und warum? Dabei sah er wieder seitwärts nach dem lieblichen Ebenbild der Rose, von wannen der milde Schmerz herkam.

Guise legte an, zielte — der Pfeil flog ab und — fehlte. So trat Heinrich hin, spannte den Bogen, und zielte, und schielte über den Arm noch einmal seitwärts hin, von wannen der Schmerz kam, und dann wieder auf die Rose, und drückte ab. Der Pfeil durchbohrte das Herz der Blume.

„Ihr habt gesiegt!“ rief Guise. Aber der junge Fürst von Bearn wollte sich genau überzeugen, und lief zum Ziel. Er zog vom Brett den Pfeil. Die durchstochene Rose saß daran fest, wie um einen Stiel. Er flog damit zu dem artigen Mädchen, ihm die geraubte Blume zurückzugeben. Mit einer leichten Verbeu-

gung bot er die Rose der Schönen dar und den siegreichen Pfeil zugleich.

„Euer Geschenk gab mir Glück!“ sagte er.

„Euer Glück war aber das Unglück der armen Rose!“ erwiederte die Kleine, indem sie mit ihren zarten Fingern die Blume vom Pfeil zu befreien suchte.

„Billig lasse ich Euch dafür den strafbaren Pfeil!“

„Seiner bedarf ich nicht!“ erwiederte das Mädchen.

„Ich glaub' es gern; Ihr verwundet mit schärferen Pfeilen!“ entgegnete Heinrich, und sah die schöne Unschuld an, die beschämt vor ihm stand, und wie sie zu ihm aufsah, verstummte und erröthete. Und er erröthete, wie sie, und hielt die Hand unwillkürlich vor seine Brust, als wollte er diese vor einem Unglück bewahren. Er konnte keine Silbe mehr stammeln, verbeugte sich und ging zu den Schützen zurück.

Das Spiel war aus. Die Schützen zogen in das Schloß zurück, das an der dunkelgrün dahinschleichenden Baïze in der Ebene lag; die Zuschauer gingen aus einander. Das junge Mädchen mit der durchbohrten Rose am Pfeile begab sich, begleitet von den Gespielinnen, auch hinweg. Die Gespielinnen plauderten gar viel und beneideten die Kleine um den Pfeil. Die Kleine aber war ganz stumm, und betrachtete nur die durchbohrte Blume; und sie sah dabei aus, als wäre ihr eigenes Herz durchbohrt.

Wie die Schützen auf der Treppe des Schlosses standen, sah Heinrich noch einmal nach den Zuschauern, die aus einander schwärmten. Und unter den Zuschauern suchte er eine Person. Aber sie war nicht mehr zu entdecken.

„Wer ist auch das kleine, artige Mädchen, dem ich die Rose abgenommen?“ sagte er zu einem Edelmanne seiner Mutter, der Königin Johanna.

„Es ist die Tochter des Schloßgärtners,“ antwortete der Edel-

mann, „und macht dem Beruf ihres Vaters wie sich selbst mit ihrem Namen Ehre.“

„Wie heißt sie denn?“

„Jetzt nennt man sie Florette, und ist sie älter, Flora.“

„Florette!“ sagte Heinrich, und wußte selbst nicht, was er sagte. Er sah sich noch einmal um, und wußte doch, es war nichts zu sehen.

4.

Der Born de la Garenne.

Heinrich hatte wohl in seinem Leben oft das Wort Liebe gehört, und wie hätte er es, ohne taub zu sein, am Hofe zu Paris nicht hören sollen? Er verstand es aber eben so wenig, als er Arabisch oder Chaldäisch verstand, von dem er ebenfalls vernommen hatte, daß es in der Welt vorhanden sein solle. Indessen lernte er das Lieben leichter, als das Arabische, und ward in spätern Jahren darin erfahrener, als es seinem Ruhme zuträglich war. Man weiß, seine Gefechte und Siege, die ihm nachmals die Krone von Frankreich verschafften, waren nicht so schwer zu zählen, als seine Liebschaften und deren Früchte. Man singt ja noch heut' von der schönen Gabriele d'Estrees, von der reizenden Henriette von Balzac d'Entragues, von Jacquelinen de Beuil, von der Charlotte des Essarts und andern, die in Heinrichs des Großen dornenreiches Leben Rosen flochten. Und doch war von allen, die er je geliebt, keine, wie Florette von Nerac; — keine schöner? nein, das möchte ich nicht sagen und nicht Dichtern und andern Frauen zu Leide thun, denn Jeder hat in diesem Glaubensartikel Gewissensfreiheit; nein, keine war liebenswürdiger, wenn es den Grad der Liebenswürdigkeit erhöht, daß man durch treue Gegenliebe des Geliebtwerdens würdiger ist.

Das war Florette. Mit der durchbohrten Rose war ihr Herz durchbohrt, und wie ihr Heinrich den Pfeil gab, warf ihr brennender Blick aus den dunkeln, schönen Augen voll süßer Rache einen andern Pfeil in seine unverwahrte Brust.

Nun begann bei diesen Kindern das Unglück, und keines wußte, was ihm geschehen war. Florette konnte den ganzen Tag nicht aus den Träumen von dem Augenblick erwachen, da er vor ihr stand mit dem Pfeil, und die ganze Nacht konnte sie nicht einschlafen. Und Heinrich lief, sobald er sich im Schlosse frei machen konnte, im Schloßgarten herum, und betrachtete alle Blumen mit größter Liebe und Aufmerksamkeit, um schon aus ihrer Schönheit zu erkennen, ob Florette sie gepflanzt oder auch nur begossen habe. Man hätte wetten sollen; er wolle Kräuterkenner werden, wenn man ihn so sinnig vor den Blumenbeeten mit untereinandergeschlagenen Armen stehen sah. Er wäre aber am liebsten ein Gärtner an Florettens Seite geworden. Und wenn er langsam, mit gesenktem Haupte, die Blicke zum Boden, in Gedanken verloren, durch die breiten Wege zwischen den Beeten hinwandelte, hätte man wieder wetten mögen, er wolle ein Philosoph werden und suche schon nach dem Stein der Weisen. Er aber suchte im Sand der Gartengänge nach den kleinen Fußstapfen des artigen Kindes.

Es durchschauerte ihn, als er am Ende des weiten Schloßgartens, nahe beim Born de la Garenne, Fußstapfen erkannte, die ihr angehören mußten. Er hatte zwar Florettens Füßchen kaum recht gesehen, viel weniger gemessen: aber Heinrich hatte das sicherste Augenmaß und die feinste Berechnungsgabe; das hat er in spätern Jahren auf manchem Schlachtfelde bewiesen. Und wie er der Spur nachging, kam er durch Gebüsch zu einem Steg über den stillen Bach der Baïze. Jenseits des Wassers stand ein kleines weißes niedliches Haus. Jetzt hätte er gern fragen mögen, wem das kleine Haus angehöre, oder wer darin wohne? Es war aber Niemand

da, als sein Pfeil in der Rose, welcher am Fenster stand, in einem Zimmer des Häuschens. Da erschrak er, als wäre ein Ungeheuer am Fenster, und drehte sich schnell um, und lief in den Garten zurück, und hatte Herzklopfen, und es verfolgte ihn doch Niemand.

Abends ging er wieder in den Garten. Halbdunkel war es schon, aber er hatte scharfen Blick. Und er sah am Garenneborn ein Mädchen in der Ferne, nicht größer, nicht kleiner, als Florette. Es hob einen Eimer mit Wasser empor, schwang ihn sich aufs Haupt und trug ihn durch das Gebüsch und über den Steg der Baïze zum kleinen Hause.

Nun gaukelte ihm den ganzen Abend das Bild vor den Augen. Es war im Schlosse ein kleiner Ball veranstaltet; die Fürstinnen, die Edelfräulein, die Herren alle tanzten. Aber kein Fräulein tanzte so schön, als vor Heinrichs Einbildungskraft das Gärtnermädchen mit dem Eimer auf dem Kopfe durch das Gebüsch um die Felswand. Und wenn er selbst mittanzte, sah er sich weniger nach seiner Tänzerin, als immer nach der Thür um, wo die Zuschauer standen. Er sah sich aber ganz vergebens um.

5.

Der Gärtner.

Andern Tages war Heinrich schon früh im Schloßgarten. Da wanderte er mit dem Grabscheit auf der Schulter zum Garenne-Brunnen. Denn rings um den schönen Brunnen war es auch gar zu verwildert und vernachlässigt; vermuthlich, weil Niemand dahin kam, als wer Wasser holen wollte. Der Brunnen war zu abgelegen, und nur für des Gärtners Haus am nächsten. Das mochte dem jungen Fürsten von Bearn am besten gefallen.

Er grub, und grub rings einen weiten Kreis im grünen Rasen

um den Brunnen, und grub den ganzen Morgen. Der Schweiß träufelte ihm von der Stirn. Und wenn er müde und durstig ward, ging er zum Brunnen, der immer silberklar sprang, und trank. Wenn seine Lippen vom kühlen Naß benetzt wurden, dünkte ihm kein Wein so lieblich. Ohne Zweifel mochte wohl auch Florette zuweilen aus dem Quell getrunken haben. Von der Arbeit begab er sich in das Schloß. Da saß er nun traurig in seinem graugrünen Zimmerchen, mit den schmalen spitzgewölbten Fenstern.

Wäre er nur noch ein Viertelstündchen länger geblieben, so hätte er einen Zuschauer gehabt; denn Florette kam zum Brunnen. Und als sie den weiten umgegrabenen Kreis im Rasen erblickte, und die Anlagen zu neuen Blumenbeeten, dachte sie: der Vater muß schon früh auf gewesen sein; oder, ließ er es auch durch die Knechte thun?

Wie sie nun heim kam, und den alten Lukas fragte, that er sehr verwundert und wußte von Allem Nichts. Er begab sich zum Brunnen der Garenne, und sah die Arbeit und sprach erzürnt: „Das haben meine Bursche ohne mein Geheiß gethan.“ Und er ließ die Gärtnerbursche kommen und schalt sie. Aber da wollte es Keiner gethan haben. Das ging dem Lukas durch den Kopf, und er begriff nicht, wer es wage, ihm im Schloßgarten in sein Amt zu pfuschen. Also beschloß er, sich auf die Lauer zu stellen. Er lauerte richtig den ganzen Tag, und richtig erlauerte er nichts.

Denn die königliche Familie war auf ein benachbartes Schloß gereiset, und kam erst spät Abends zurück. Der junge Fürst wäre gern daheim geblieben. Folgenden Morgens war wieder ein anderes Fest, und der junge Fürst durfte dabei nicht fehlen. Darum benutzte er die frühesten Stunden nach Sonnenaufgang zur Gärtnerei; da grub er und rechete die neuen Beete eben, nahm Blumenstöcke, wo sie im Garten zu dicht standen, und pflanzte sie um den Gartenquell. Es sah ihn Niemand, und, was noch betrübter war,

er sah auch Niemand, am wenigsten, die er gern gesehen hätte. Also ging er auf dem nächsten Umwege zum Schloß. Der allernächste Umweg aber zog in weiten Bogen um das Schloß herum, an einem gewissen kleinen zierlichen Hause vorüber. Da schielte er nach einem Fenster, um einen gewissen Pfeil zu sehen. O, wie fuhr es ihm entsetzlich durchs Herz; denn am Fenster stand ein gewisses Mädchen, und das Fenster war offen, und der ganze Himmel war offen.

Florette stand am offenen Fenster und band die langen Flechten ihres schwarzen schönen Haares um das Haupt. Ihre junge Brust war unverdeckt, ihr weißes Haupt glänzte wie Schnee unter dem finstern Gelocke ihrer Seidenhaare. Vor ihr am Fenster lagen Blumen, denen sie vermuthlich schon ein Plätzchen im Haar, oder auf dem Hut, oder am Busen zugedacht hatte. Heinrich grüßte freundlich zum Fenster hinein, Florette freundlich heraus. Heinrich stieg auf ein Bänkchen, so war er beinahe so groß, wie Florette, vor der er dicht am Fenster stand.

Eine Röthe flog über das unschuldige Engelsgesicht und über den hellen Alabasterhals. Er fragte: „Muß ich dir helfen zum Putz?“ Sie fragte: „Seid Ihr schon so früh, junger Herr?“ Er meinte, es sei gar nicht früh; und sie meinte, sie habe keine Hilfe vonnöthen. Er meinte, überhaupt brauche sie keinen andern Schmuck, als sich selbst, um schön zu sein; und sie meinte. er wäre ein Spötter, was ihm gar nicht artig stände. Er behauptete, in seinem Leben hätte er nicht wahrer gesprochen, denn jetzt; seit sie ihm die Rose gegeben, hätte er sie nicht vergessen können. Sie behauptete; um so wohlfeilen Preis wäre es doch leicht, sich bei ihm unvergeßlich zu machen. Er bereute, daß er die Rose zurückgegeben habe; lieber würde er sie ihr zum Andenken behalten haben; — und sie bereute, daß sie eben nur schlechte Blumen genommen, die da vor ihr lägen; doch gäbe sie ihm alle gern, wenn

ihm das ein Vergnügen sein könnte. Er betheuerte, indem er einige Blumen vor die Brust steckte, die schlechtesten Blumen hätten erst Werth durch die Geberin. Und sie betheuerte, sie fände selbst, die Blumen wären wirklich recht schön, nun er sie vorgesteckt habe.

So meinten und glaubten, bereuten und betheuerten die beiden Leutchen noch Vieles, als der alte Lukas in einem Nebenzimmer Floretten rief. Da beugte sich süßlächelnd das Mädchen gegen den jungen Fürsten und verschwand. Heinrich ging davon zum Schloß. Aber er fühlte den Boden nicht. Und wie er in das Schloß kam, hatte man ihn schon gesucht; das war ihm sehr gleichgültig.

6.

Die Belauschung.

Als Mittags der alte Lukas aus dem Schloßgarten zum Essen kam, sprach er: „Wer mir auch den Possen spielt? Da hat der unberufene Gärtner wieder gearbeitet, die Beete wohl getheilt, wohl geebnet und angefangen, mit Blumen einige zu besetzen. Schon früh, wie ich hinaus kam, war die Arbeit verrichtet und der Gärtner unsichtbar. Ich habe den ganzen Morgen gelauert, und abermals nichts erlauert. Mit dem Dinge ist es nicht richtig. Der arbeitet wahrscheinlich Nachts im Sternenschein."

Als Abends Florette mit dem Eimer zum Garenne=Brunnen ging, fiel ihr erst bei, daß wohl gar der junge Fürst der Gärtner sein möge. Denn es war ungefähr von der Gegend her, daß des Morgens derselbe daher vom Garten zu ihr ans Fenster gekommen war.

Als der Hof nach Sonnenuntergang vom Fest heimkehrte, hatte Heinrich nichts Angelegeneres, als den ganzen Schloßgarten zu durchirren. Er kam zum Garenne=Brunnen; da fand er Florettens

Hut liegen. Er nahm ihn; er drückte ihn an seine Brust; er küßte ihn. Er pflückte im Dunkeln die schönsten Blumen, wo er sie fand, holte vom Schlosse ein schönes himmelblaues Band, und schlang die Blumen zu einer Art Kranz um den Hut. Dann schlich er zum Hause des Gärtners. Da waren die Fenster geschlossen. Alles schlief. Er hing den Hut ans Fenster.

Folgenden Morgens war Florette, wider alle Uebung des Hauses und wider eigene Gewohnheit, früher aufgestanden, als die Sonne. Denn sie hatte sich fest vorgenommen, ihrem alten Vater eine Freude zu machen, und den nächtlichen Gärtner zu entdecken und zu verrathen. Nebenbei war sie doch auch selbst ein wenig neugierig, wiewohl das eben die jungen Mädchen gar nicht zu sein pflegen. Auch war es vielleicht noch ein anderer Gedanke, welchen sie aber Niemandem sagte, und den man daher auch nicht weiß.

Wie sie sich in stillster Stille angekleidet hatte und das Fenster öffnete, sah sie den Hut mit dem himmelblauen Bande, und darum herum den großen Blumenwald. Nun erinnerte sie sich, den Hut vorigen Abend bei der Garennequelle liegen gelassen zu haben Sie lächelte erst die Blumen an und das Band, dann machte sie ein finsteres Gesicht.

„Ach!“ seufzte sie: „Nun ist er doch früher auf gewesen, als ich. Er war also schon hier.“

Wen sie eigentlich mit dem Er meinte, sagte sie nicht. Sie sah die Blumen noch einmal an, lösete sie ab, stellte sie in ein Geschirr voll frischen Wassers, wickelte das himmelblaue Band zusammen und that es zu ihrem übrigen einfachen Putz. Darauf stieg sie ins Fenster, und vom Fenster hinaus aufs Bänkchen draußen, und vom Bänkchen auf den Erdboden. Zwar das Gebäude hatte eine recht ordentliche Hausthür, aber die war noch verschlossen, und nicht ohne Lärmen zu öffnen.

Und sie ging über den Steg, und blieb wieder unentschlossen

stehen. „Ich komme gewiß zu spät. Er arbeitet ja nur beim Sternenschein, sagte der Vater. Und schon sind alle Sterne vergangen, und die Sonne ist nahe am Aufsteigen. Schon glühen alle Gebüsche von der Morgenröthe. Ich komme zu spät.“ So dachte sie, und beschloß, wieder umzukehren, ging aber doch immer langsam vorwärts vom Ufer der Baïze in den Garten.

„Wenn er aber doch wirklich da wäre! Was würde er dann von mir denken, wenn ich so frühe käme? Müßte er nicht glauben, es wäre nur seinetwillen? Das soll er nicht glauben. Er könnte, — nein, ich will heimgehen, will den Eimer nehmen, als ginge ich Wasser zu schöpfen, so wird er nicht glauben, ich käme nur seinetwillen.“ So dachte sie, und beschloß, umzukehren; ging aber doch immer langsam vorwärts, dem Born der Garenne entgegen.

Schon hörte sie das Plätschern des Brunnens. Schon sah sie die frischen um den Brunnen gezogenen Gartenbeete durch die Gebüsche. Ja, mit freudigem Schrecken erblickte sie in der Erde vor einem der Beete ein Grabscheit.

„Also gar weit ist er nicht, da sein Werkzeug noch vorhanden ist. Er selbst aber ist nicht mehr da, sonst könnte ich ihn ja wohl sehen. Vielleicht ging er nur, Blumen auszugraben, um sie noch hierher zu verpflanzen. Ich will mich verbergen, ich will ihn belauschen.“ So dachte Florette, und ging leise, lose durch das bethaute Gras hinter eine hohe, grüne Ulmenwand, durch deren Laub sie unbemerkt Alles, was dem Garenne-Brunnen nahen mochte, bemerken konnte.

Und wie sie da verborgen stand, klopfte ihr Herzchen gewaltig. Denn wenn der Morgenwind leise in den Blättern spielte, glaubte sie, Bewegung eines Kommenden zu sehen. Und wenn ein Vogel durch den hohen Ulmenweg hüpfte und davon flatterte, glaubte sie einen Wandelnden zu vernehmen. Immer aber hatte sie ver-

gebliches Schrecken gehabt. Denn sie sah keinen Kommenden, wie scharf und aufmerksam sie auch mit den Augen umherspähte.

7.

Die Ueberraschung.

Darauf legten sich sanft über ihre Augen zwei Hände und hielten sie zu; aber es waren fremde Hände, nicht ihre eigenen. Das arme Kind erschrak gar sehr. Und eine Stimme flüsterte ihr ins Ohr: „Nun rathe, Florette, wer ist's?"

Sie hatte es wohl errathen. Denn wie sie die fremden Hände, welche von hinten her gekommen waren, von den Augen hinwegziehen wollte, fühlte sie einen Ring am Finger eines Jünglings. Aber sie sagte nicht, was sie dachte, sondern sprach lächelnd: „Ich kenne dich wohl. Du bist Jacqueline; und an diesem Finger ist der Ring, den dir Lubin gegeben."

„Du irrst dich!" flüsterte die Stimme wieder hinter ihr: „Und weil du mich nicht erräthst, habe ich das Recht, dich zu strafen." Und die Lippen, die das flüsterten, drückten einen Kuß auf Florettens schönen Nacken. — Die Strafe schien ihr in der That sehr empfindlich zu sein, denn sie wollte sich plötzlich loswinden. Allein sie war so umsponnen, daß sie sich nicht bewegen konnte.

Da sie nun ihre Mühe eitel sah, sprach sie: „Laß mich los, Minette, du böses Mädchen; nun kenne ich dich. Du willst mir den Spaß vergelten, daß ich dir vor drei Wochen plötzlich die Augen verhielt, da du mit deinem Colas eben im besten Gespräch warst."

„Du irrst dich abermals!" flüsterte die Stimme wieder, und die Stimme verwandelte sich abermals strafend in drei Küsse auf den sanftgebogenen Nacken.

Florette zuckte bei jedem Kuß und bat um Freiheit, und empfing sie nicht. Es schien ihr aber um die Freiheit doch so Ernst nicht

zu sein; denn warum nannte sie nicht den, den sie wußte? Allein es konnte nun wohl auch großer Eigensinn sein, denn hübsche Mädchen sind zuweilen sehr eigensinnig. Genug, sie reizte zum dritten Mal zur Wiederholung der Strafe, und sagte: „Also ist es denn Niemand anders, als Rosine Baldes, das böseste, muthwilligste Geschöpf der ganzen Stadt und der Nachbarschaft, dem ich gestern Mandeln in die Stube warf durchs offene Fenster, wo es allein saß, und der Himmel weiß, an wen, dachte. Gelt, du erschrakst beim Mandelregen, und glaubtest, der Himmel falle ein?“

„Weit vom Ziel!“ flüsterte die Stimme, und nun ließen sich die Küsse im Nacken nicht mehr zählen; sie folgten auf einander, wie der beschriebene Mandelregen. Im Hui aber ließ sich Florette unter den fremden Händen abwärts und entschlüpfte mit dem Köpfchen aus der Gefangenschaft. Sie drehte sich um. Da stand Heinrich. Da stand Florette. Jener lächelte sie stillselig an. Sie aber hob drohend, doch schamhaft lächelnd den Finger und sagte: „Konnte ich glauben, daß Ihr so unartig wäret? Vor Euch, junger Herr, soll man sich hüten.“

Nun bat er wegen seiner Kühnheit um Verzeihung. Hätte er das auch nicht gethan, so wäre ihm das Verbrechen doch schon vergeben gewesen. Weil er nun aber um Gnade flehte, besann man sich geschwind, daß ihm gar keine Gnade gebühre. Da hätte man hören sollen, wie rührende Worte er sagte, um ihr Herz zu erweichen; da hätte man sehen sollen, wie ernst und finster sie that, und wie sie zur Hälfte von ihm abgewendet nur seitwärts ihm böse Worte schickte. Da hätte man sehen sollen, wie demüthig der Jüngling um einen Schritt näher trat, und wie sie dann wieder um einen Schritt zurück wich; wie er die Hände faltete, als wollte er zu ihr beten; wie sie, das Köpfchen gesenkt, mit den Fingern an den Ulmenblättern des Hages zupfte und die Knospen zerriß. Zuletzt kamen sogar Thränen in Florettens Augen, so tief fühlte sie

sich gekränkt von seiner Verwegenheit, und seine Stimme bebte wehmüthig und schien im Schmerz zu ersticken. Er sprach dem=ungeachtet sehr viel, und sie demungeachtet sehr wenig; that gar nicht, als höre sie ihn; pflückte alles Laub von dem nächsten der Ulmenzweige, und schichtete in ihren Händen die abgerissenen Blätter fest auf einander.

Wie er nun alle Mühe eitel sah, sprach er: „So will ich gehen, wenn dir mein Anblick so mißfällig ist, schöne Florette. So will ich gehen, wenn du so unerbittlich bist und keinen Scherz verzeihen kannst. So will ich gehen und nie wieder vor dein Antlitz kommen. Lebe wohl. Aber laß mich nicht von dir, ohne mir den Trost zu geben, du zürnest nicht. Sprich nur das einzige Wörtchen: ich zürne nicht!“ seufzte er und fiel vor ihr auf die Knie.

Sie sah durch ihre Thränen gütig lächelnd auf den hübschen, frommen Jüngling nieder, ganz stumm, nur betrachtend. Dann kam ihr der Kniende mit seinen gefalteten Händen gar zu ehr=erbietig vor. Sie selbst mußte darüber lachen, nahm ihre beiden Händchen voll Laub, warf ihm die Blätter über den Kopf, daß er ganz bedeckt ward, und sprang laut lachend davon.

Er eilte ihr nach. Nun waren beide wieder lustig. „Jetzt ge=steht mir nur,“ sagte Florette, „Ihr greifet meinem Vater ins Amt, junger Herr, und machet hier einen neuen Garten.“

Er bekannte willig. „Wenn Florette zum Brunnen der Ga=renne kommt,“ sagte er, „soll sie meiner gedenken, auch wenn sie nicht will. Ich will sie da mit den schönsten Blumen umringen, die ich finden und kaufen kann. Könnte ich dem Himmel alle Freu=den abkaufen, ich würde dich damit umringen.“

„Recht gütig!“ antwortete Florette: „Allein, junger Herr, mein Vater ist mit Euch gar nicht zufrieden. Ihr zerstöret ihm den Garten, und versetzet die Blumen außer der Zeit, daß sie sterben müssen. Nicht einmal begossen habt Ihr sie.“

„Hätte ich nur ein Gefäß!“

„Das hättet Ihr zwanzig Schritte von hier, dort, wo die Thür am Felsen ist, in der Grotte gefunden, wenn Ihr Euch ein wenig bemüht hättet.“

Damit sprangen beide hin; man fand die Gießkanne. Eins um das Andere begossen beide die Blumen und berathschlagten, wie der Kreis um den Brunnen verschönert werden könne.

So verflog die Zeit, und Florette eilte wieder zum Hause ihres Vaters.

8.

Der Abend.

Der Prinz arbeitete nun auch den Tag über an seiner Gartenanlage. Man ließ ihm die Freude. Lukas half ihm. Florette fehlte nicht, ging ab und zu, gab guten Rath dabei, und begoß das Neugepflanzte am Abend. Sogar die Königin Johanna kam, und sah, was ihr Sohn trieb. Der König von Frankreich fand wenig Geschmack daran, noch minder der Herzog von Guise; desto mehr der Fürst von Bearn selbst.

Er hatte wohl in spätern Tagen mannigfaltigere, glänzendere, üppigere, ruhmreichere Genüsse gehabt; nie aber süßere, als in der Einfalt und Ruhe seines vom Zauber der ersten Liebe verklärten Gärtnerlebens. Florette und Heinrich betrachteten sich mit dem unbefangensten Wohlgefallen der Unschuld. Sie spielten mit einander, wie Kinder; waren vertraulich mit einander, wie Bruder und Schwester. Sie genossen der Gegenwart, ohne nach der Zukunft zu fragen, und ihre harmlose Leidenschaft wußte selbst von keinem Ziele. Florette dachte nur nie daran, daß sie den Sohn einer Königin liebgewonnen habe. Sie sah nur den aufblühenden, kräftigen, seelenvollen Jüngling. Er war ihres Gleichen. In

seinem grauen Wamms, in seiner einfachen Tracht, die er gleich andern Leuten des Landes trug, erinnerte nichts an seine Abkunft oder einstigen Bestimmung. Heinrich hinwieder bekümmerte sich nicht um die Großen und um die Schönen des Hofes. Neben Floretten war für ihn nichts Anderes schön; neben seiner stillen Lust, sie zu sehen, nichts Anderes groß. Immer ruhte sein Blick auf ihrer feingebildeten Gestalt, während er arbeitete, und da war die Arbeit schlecht und kam nie zu Ende. Aber wer konnte auch ablassen, die Grazie zu bewundern? Jedes Glied ihres Leibes war eine besondere Schönheit; jede ihrer Bewegungen und Wendungen lieblich; jedes ihrer Worte voll unaussprechlicher Kraft.

Eines nur war beiden nicht recht, daß nämlich die Tage im Garten kürzer waren, als die Tage außer dem Garten. Um sie zu verlängern, mußte man gewiß noch den Abend zu Hilfe nehmen. Freilich beim Mond- und Sternenschein war nichts zu arbeiten; aber man konnte doch ruhen, und während der Ruhe freundlich beisammen plaudern und kosen.

„Ich komme noch um neun Uhr nach dem Nachtessen ein wenig zum Brunnen!" sagte Heinrich leise zu Floretten, indem er neben ihr kniete und pflanzte: „Und du, Florette?"

„Aber dann geht mein Vater schon zu Bette!" erwiederte sie.

„Und du, Florette?" flüsterte er wieder, und sah sie mit flehenden Blicken an.

Sie nickte lächelnd mit dem Köpfchen: „Wenn es ein heller, heiterer Abend ist."

Um neun Uhr war Heinrich beim Garenne-Brunnen. Aber der Himmel hing sehr trübe über ihm. Florette war nicht da. „Wenn es ein heller, heiterer Abend ist!" sagte sie. Nun wird sie nicht kommen! dachte er. Da rauschte es durch die Gebüsche. Florette kam, den Wassereimer auf dem Kopfe, zum Brunnen. Für die glückliche Liebe ist es immer hell und heiter. Er nahm ihr den

Eimer ab. Er dankte ihr, sagte ihr tausend zärtliche Worte; man vergaß gern, daß der Himmel nicht hell war. Hell war es in beider Brust.

Es fielen einzelne große Regentropfen vom Himmel. Sie empfanden es nicht. Der warme Mairegen durchnäßte sie endlich stärker und trieb sie in die Flucht zur Felsgrotte hinter dem Garenne-Brunnen. Wohl eine halbe Stunde mußten sie da ausharren. Sie ertrugen den kleinen Unfall ohne Verdruß. Wie der Mond durch die Wolken brach, traten sie hervor, Hand in Hand. Heinrich nahm den gefüllten Wassereimer auf seinen Kopf. Florette ging neben ihm auf seinen Arm gestützt. So kamen sie zum Hause des alten Lukas. Der schlief schon. Heinrich gab den Eimer an Florette, und sie dankte ihm für die Mühe. „Gute Nacht, du süße Florette!“ lispelte er. „Gute Nacht, du lieber Freund!“ lispelte sie.

9.

Das nasse Baret.

Der Abend am Brunnen schien beiden nicht langweilig gewesen zu sein. Heller oder trüber Himmel, sie fehlten von nun an nie um die neunte Stunde dort.

So verflossen vier Wochen des schönsten Frühlings. Alle Abende trug der Prinz den Eimer seiner Geliebten zu ihrem Hause.

Florettens Vater bemerkte nicht, daß seine Tochter, seit jenem ersten Abend, Lust daran fand, gewöhnlich ihren Gang zum Brunnen so spät zu machen. Hingegen der weise Lagaucherie ward endlich gewahr, daß sein königlicher Zögling regelmäßig zu einer bestimmten Stunde bei eintretender Dunkelheit verschwand, und daß der Obertheil von dessen Baret alle Abend naß war, es mochte der Abend so regenlos sein, als er wollte. Lange konnte er sich

das Räthsel nicht lösen. Der junge Fürst sprach nie von seinem Thun; also mied auch Lagaucherie, ihn zu fragen. Doch kam ihm die Sache gar sonderbar vor, und die benäßte Kappe des jungen Fürsten erregte seine Neugier.

Diese zu befriedigen, schlich er eines Abends dem Nachtwandler nach. Er folgte ihm in solcher Ferne, daß er von ihm nicht leicht entdeckt werden konnte. Er sah ihn am Born der Garenne, sah dort eine weibliche Gestalt. Beide wurden unsichtbar. Nun war dem Hofmeister ein Theil des Räthsels gelöst. Doch immer blieb noch unerklärlich, warum eben das Baret des Prinzen dabei naß werden müsse. Er hatte schon lange gewartet. Er schlich näher und näher; er hörte ihr Geflüster. Nach einer guten Weile sah er, wie der Fürst von Bearn, einen Eimer Wasser auf dem Kopf, und das Frauenzimmer auf seinen Arm gestützt, den Weg zum Häuschen des Schloßgärtners nahm, dann wie er von da in vollem Sprunge zum Schlosse lief.

Der Mentor schüttelte bedächtig den Kopf. Er vertraute seine Beobachtungen insgeheim der Königin. Die Mutter ward verlegen und zürnend. Sie wollte ihrem Sohne strenge Predigten halten.

„Nein, gnädige Frau," sagte der weise Lagaucherie, „durch Predigten tödtet man keine Leidenschaften. Mit Strafen und Verfolgungen erhöht man ihren Reiz; durch Beschränkungen schwellt man den Strom nur gewaltiger. Man besiegt die Versuchung am besten durch Flucht vor derselben. Man vernichtet Leidenschaften, wenn man ihnen die Nahrung entzieht, oder edlere gegen sie erweckt."

So sprach Lagaucherie. Die Königin verabredete mit ihm die Maßregeln, indem sie ganz seinen Ansichten beistimmte.

Lagaucherie trat folgenden Morgens zum Prinzen, und erinnerte ihn, daß die Welt nun von ihm Thaten verlange; daß er sich zum Herrscher ausbilden möchte; daß er im Kampfe, sei es mit Widerwärtigkeiten des Schicksals, oder mit eigenen Neigungen seines

Gemüths, oder mit Feinden auf dem Schlachtfelde, nur einen Wahlspruch haben könne, der sei der Grundsatz aller Religion und alles Ruhmes und heiße: Siegen oder Sterben.

Nach diesem Eingang kündigte ihm Lagaucherie ganz gleichgültig an, daß die Königin nebst dem Hofe sich des andern Tages auf das Schloß von Pau begeben, daß Heinrich da in seinem Geburtsort nur kurze Zeit bleiben, und dann nach Bayonne reisen werde, um der Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit der Königin von Spanien beizuwohnen.

Heinrich hörte schweigend die Mittheilungen seines Lehrers an. Seine Mienen verriethen große Verlegenheit. Lagaucherie sah es wohl, aber stellte sich, als nähme er nicht das Geringste wahr. Er warf unbefangen das Gespräch auf andere Gegenstände, und zerstreute den Prinzen mit allerlei Nachrichten und Erzählungen, so daß dieser kaum Zeit behielt, an das zu denken, was ihn so erschreckt hatte. Die Königin ihrerseits that, wie Lagaucherie. Sie sprach viel von der glänzenden Versammlung zu Bayonne; von den Festen, die dort stattfinden würden; von den berühmten Männern, die Heinrich daselbst sehen würde. Was konnte Heinrich erwiedern? Es war für ihn nicht daran zu denken, allein in Nerac zu bleiben. Wie hätte er nur sagen dürfen, warum ihm die Zusammenkunft am Garenne-Brunnen unendlich mehr werth sei, als die königliche zu Bayonne?

10.

Der Abschied.

Mit dem Abendstern am Himmel stand der junge Prinz am Brunnen des Schloßgartens. Florette schwebte herbei. Als er ihr aber die nahe Trennung ankündigte, verging sie fast im Schmerz. Wer könnte ihre Verzweiflung schildern; wer beschreiben, was

Heinrich litt? Einander fest umklammert weinten, beklagten und trösteten sie einander.

„Du verlässest mich nun, Heinrich!“ sagte sie schluchzend: „Nun wirst du mich vergessen. Ich bin allein auf Erden. Nun du, mein süßes Leben, fliehst, bleibt mir nichts als der Tod süß.“

„Aber,“ sprach er, „ich fliehe nicht auf ewig. Ich kehre wieder. Wem gehöre ich, wenn ich nicht dir angehöre? Ich bin ja nicht mein Eigenthum mehr, weil ich nun und ewig das deine bin. Was soll ich denn im Gedächtniß behalten, wenn ich dich vergessen könnte? Du bist ja die Seele meiner schönsten Erinnerungen. Wenn ich dich vergesse, habe ich das Athmen selbst vergessen.“

„O Heinrich, du kehrst nicht wieder; und kehrst du wieder, wirst du Floretten nicht mehr kennen. Ich werde verwelken, wie die Blume ohne den Thau. Du bist meine Sonne; wie soll ich gedeihen, wenn du verschwunden bist?“

„Nein, Florette, du bist glücklicher, denn ich. Dir bleibt noch der Schauplatz unserer Seligkeit, dir dieser Brunnen, dieser Garten. Ich lebe in allen diesen Blumen für dich. Aber morgen, wenn ich dich verloren habe, bin ich aus dem Paradiese gestoßen. Ich bin in einer Wüste unter tausend Menschen einsam. Darum wird meine Sehnsucht heftiger nach dir zurückstreben. Ach, nur ein einziges Blümchen, das am Fuße dieses Baumes geblüht hat, würde mich in der Ferne entzücken können. Wenn meine Umgebungen mich hassen oder fürchten, werden dich die deinigen lieben! O, wie bist du so schön! Wer sollte dich nicht lieben! Andere werden dich vergöttern. Andere Männer werden dir begegnen, dich anbeten; ach! du wirst Andere liebenswürdiger finden.“

So sprachen sie lange. Thränen, Schwüre, Liebkosungen, neue Zweifel, neue Beruhigungen folgten einander, bis die Glocke des Schloßthurms den Prinzen abrief und beide zum Scheiden mahnte.

Da ergriff Florette mit Heftigkeit Heinrichs Hand, drückte sie

an ihr Herz und sprach: „Siehst du diesen Brunnen der Garenne? Da, immer da wirst du mich finden, immer und ewig, wie heute! Und, Heinrich, sieh, wie dieser Quell sein unversiegbares Leben hinströmt, so meine unversiegbare Liebe, Heinrich; ich kann aufhören zu leben, aber nicht zu lieben. Du findest mich wieder, immer wie heute. Immer da, immer da!"

Sie entfloh. Der jugendliche Fürst schwankte durch den Schloßgarten hin, schluchzend und elend.

11.

Das Wiederfinden.

Die Zerstreuungen der Reise thaten seinem Gemüthe wohl. Er besiegte seinen Schmerz. Die fünfzehn ersten Monate, welche auf den letzten Augenblick am Garenne-Brunnen folgten, erfüllten sein Gemüth mit andern Sorgen. Im Getümmel der Parteien, die Frankreich damals zerrissen, auf den Schlachtfeldern entwickelte sich die ganze Fülle seiner Thätigkeit, seines heldenmüthigen Sinnes, der ihm nachmals unsterblichen Namen gewann. Schon jetzt war der junge Held die Bewunderung aller Tapfern geworden, und die Ehrenfräulein am Hofe der Katharina von Medicis trösteten ihn mehr, als nöthig war, um Florettens Verlust.

Die liebenswürdige Florette vernahm den Ruhm ihres Geliebten, und wie ihn alle Welt pries. Er war nicht mehr der Gärtner, welcher an ihrer Seite Blumen pflanzte; er war der Kriegsmann, welcher umherzog, Lorbeeren zu ärnten. Sie hatte nur den Heinrich, nie den Fürsten von Bearn geliebt. Seine glänzende Verwandlung erregte weniger ihre Bewunderung, als ihren Kummer. Denn sie erfuhr auch, wie die Schönen am Hofe ihn umgarnten, und wie er, nur allzuflatterhaft, bald der Einen, bald der Andern angehörte.

Florette hatte in der Welt nur einen Menschen gekannt und geliebt; dies war Heinrich. Nun verlor sie, mit dem Glauben an ihn, den Glauben an die Menschheit. Aber darüber brach ihr Herz. Was gekommen war und kommen mußte, hatte ihre Vernunft vergebens zuvorgesehen.

Auf seinen Zügen kam er endlich auch wieder einmal nach Nerac. Da sah sie den Fürsten von Bearn einige Mal mit dem schönen Fräulein von Ayelle im Garten und Gebüsch der Garenne lustwandeln. Sie konnte ihrer Begierde nicht widerstehen, beiden auf ihrem Wege zu begegnen.

Der Anblick Florettens, die, wenn auch blaß und leidend, in ihrer Schwermuth nur noch schöner war, als ehemals im Glanz ihrer Freude, weckte in dem jungen Fürsten plötzlich alle Erinnerungen der ersten Liebe. Er ward unruhig. Das Fräulein an seiner Seite, die Nähe der Höflinge verhinderten ihn, sich seinen Wünschen hinzugeben. Aber folgenden Morgens, als er den alten Lukas im Garten sah, schlich er zu dessen Haus. Er fand Floretten allein. Die zu schnelle Heimkehr des Vaters hinderte ihn, sich lange mit ihr zu unterhalten. Er bat nur um ein Stündchen am Brunnen der Garenne. Sie antwortete, ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuschlagen: „Um acht Uhr diesen Abend werde ich dort sein."

Er eilte davon. Er war wieder der ehemalige. Seine ganze Seele brannte für Floretten. Er konnte die Stunde kaum erwarten.

Es war dunkel; es schlug acht Uhr. Durch die geheime Pforte der Burg begab er sich, um Niemanden zu begegnen, auf Fußwegen, die er wohl kannte, durchs Gebüsch. Er kam zum Brunnen. Sein Herz pochte gewaltig. Florette war noch nicht erschienen. Er wartete einige Minuten. Das Säuseln der Blätter in der Nachtluft schreckte ihn mehrmals freudig auf. Schon bereitete er die Arme aus, ihr entgegen zu fliegen, sie an sein Herz zu nehmen. Aber sie war es nicht. Ungeduldig ging er auf und ab. Da bemerkte

er, unweit dem Brunnen, in der Finsterniß etwas Weißes, wie einen Theil ihres Gewandes. Er eilte dahin. Es war ein Blatt Papier, nebst dem Pfeil und der durchbohrten Rose. Das Papier war beschrieben. Die Dunkelheit der Nacht hinderte ihn, es zu lesen.

Erschrocken, unruhig, bewegt, flieht er zum Schlosse zurück und seufzt: „Wie? Sie kommt nicht? Sie sendet mir den Pfeil wieder, weil sie mich nicht mehr liebt?"

„Er las die Schrift — nur die Worte: „Ich habe dir versprochen, du werdest mich an der Quelle finden. Vielleicht gehst du vorbei, ohne mich zu sehen. Suche besser. Du findest mich gewiß. Du liebst mich nicht mehr, darum lebe ich dir nicht mehr. O mein Gott, vergib!"

Heinrich errieth den Sinn der Worte. Der Palast wiederhallte von seinem Rufen. Man läuft auf das Geschrei des Fürsten herbei. Einige Diener mit brennenden Fackeln begleiten ihn zum Born der Garenne.

Warum die traurige Erzählung verlängern? Der Leichnam des schönen Mädchens ward in dem Weiher gefunden, welchen das Wasser der Quelle bildet. Man begrub sie zwischen zween jungen Bäumen.

Der Schmerz des jungen Fürsten war ohne Grenzen. Heinrich IV. ist noch jetzt der Abgott des französischen Volkes. Er verrichtete große Dinge. Er erlebte, gewann und verlor viel. Aber ein Herz gewann er nicht wieder, so rein und lieb und treu, wie Florettens Herz. Und die schmerzliche Erinnerung an diesen Engel verlor er nie.

Das war die e r s t e Liebe Heinrichs IV., das die e i n z i g e. So liebte er nie wieder.

Maryam in der Wüste.

(Eine arabische Sage.)

Jedermann kennt die Lust des Orients, besonders der Araber, nach der Gluth der Tagesstunden in ihren Wüsten und versengten Fluren, am Abend, wenn sie, zumal auf Reisen, in der Kühle der Nacht beisammengelagert sind, Erzählungen anzuhören oder mitzutheilen. Wie in den ältesten Zeiten, so hat sich diese Lust bis zu unsern Tagen bewahrt. Ohne Zweifel entstand und verbreitete sich auf diese Weise die Geschichte Hiobs unter den Nomaden, wenn sie auch erst vielleicht in den Jahrhunderten Salomons von einem Denker aufgefaßt und in ihrer erhabenen, lehrreichen Einfalt niedergeschrieben sein mag. So entstanden wohl auch jene lieblichen Mährchen, die wir aus Tausend und einer Nacht, wenigstens ihrem Tone nach, kennen gelernt haben. Und wer mit den Arabern Jahre lang hausen könnte, ihrer Sprache vollkommen mächtig, wie viel wunderbare, schöne Geschichtchen würde er von ihnen zu uns bringen können!

In Volkssagen, wie in Volksliedern und Nationaltänzen, ist immer ein Abdruck der Gemüthsgestaltung der Völkerschaften groß und klein. Darum sind sie zur Menschenkenntniß und Sittengeschichte sehr wesentliche Beiträge, von deren Werth freilich die gemeinen Scriptores rerum selten eine Ahnung haben.

Eine der andeutungsvollsten und schönsten Sagen der heutigen Araber hat uns der Graf Forbin mitgebracht, der in den Jahren 1817 und 1818 eine Reise im Morgenlande machte.*) Er hörte sie eines Abends im Kreise der Araber, mit denen er von El Arisch nach Damiette durch die Wüste reisete. Sie reizte erst seine Aufmerksamkeit durch die tiefere Stille und Rührung, mit der die Sage von allen Reisegefährten angehört wurde.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich dergleichen Sagen in den Wüsten, wo sie immer wiederholt, immer wieder angehört werden, fast wörtlich treu fortpflanzen, wie einst die Homerischen Heldenlieder in Klein-Asien, oder die Ossianischen Gesänge in den Bergen von Schottland. Denn auch von andern Reisebeschreibern wissen wir, daß viele Araber dieselbe Erzählung kennen und so zu sagen wissen, die sie mit immer erneutem Gefallen wieder anhören. Auch ist gewiß, daß jeder Sage irgend ein wirkliches Ereigniß zum Grunde gelegen ist; nur daß die Einbildungskraft des Erzählers sich erlaubt, den Umrissen der Geschichte lebendigere Farben zu geben.

1.

Der Verwundete.

In den langen Kriegen und Spaltungen zwischen dem Motsallam oder Befehlshaber von Jerusalem und den Arabern der Wüste wurde durch Hinterhalt der Türken beim Thale von Bekaa ein junger Scheik (oder arabischer Häuptling) gefangen. Man kannte diesen Jüngling schon lange durch seine Verwegenheit und Stärke. Es war Ismail, der Sohn Ahmeds, des Sohnes Bahir.

*) Sie ist in des Gr. v. Forbin Voyage dans le Levant (Paris 1819) S. 158 in der zweiten Ausgabe enthalten.

Sein Vater war das Haupt vom Stamme Wahydyeh, einem der furchtbarsten von Barr el Cham (Syrien). Ismail hatte sich lange vertheidigt mit der Wuth der Löwen in Maans und Karkiks Sandfeldern, wo sein Arm viele Löwen gezwungen.

Tödtlich verwundet wurde er mit großer Mühe nach Jerusalem gebracht. Da legte man ihn in den Hof des Palastes von Motsallam und lehnte ihn an eine der Säulen. Die Bläße des Todes entfärbte sein braunes Antlitz, ohne dessen Mannesschönheit und den Stolz der Mienen zu verwischen. Aber seine Gliedmaßen waren erkaltet und starr. Jeder sagte: „Hier stirbt der Schrecken Syriens, hier der Schirmherr der Wüste.“

Doch sein Blut floß noch. Was ihm das Mitleid der Feinde nicht gewährte, das gewährte ihm derselben Habgier. Denn der Motsallam hoffte ein schweres Lösegeld für den einzigen Sohn des Scheik der Wahydyeh's zu empfangen. Darum ließ er den Dolmetsch des Klosters vom heiligen Grabe berufen, welcher ein großer Arzt war. Und er sprach zu ihm: „Arzt, vernimm meine Worte. Weil du vom Himmel die Gabe erhalten, die Menschen zu heilen, und weil du unter diesem Volke ein Averroës genannt wirst, vertrau' ich dir diesen Gefangenen an, wenn du glaubst, ihm das Leben in die Brust zurückrufen zu können. Man trage den Leichnam in seine Wohnung. Und du schwöre mir, Arzt, diesen Sklaven bis zum zwanzigsten Tage des Monats Schewal wieder zu mir zu führen. Wenn du ihn dann nicht zurückbringst und er deiner Wachsamkeit entrinnt, so bezahlst du den Verrath mit deinem Blut. Gibst du ihn aber dem Leben wieder, siehe, so wird die Hälfte des Lösegeldes der Lohn deiner Kunst.“

Der Dolmetsch, nachdem er sich tief verbeugt hatte, untersuchte die Wunde des Scheik und sprach, indem er die Hand abwechselnd auf Brust und Bart und Stirn drückte: „Herr, es soll geschehen, wie du befohlen. Sende mir diesen Sklaven, und ich

will trachten, ihn dir herzustellen, wohl des Lösegeldes werth, das du für ihn heischen kannst.“

Der Sterbende wurde sogleich in das Haus des Dolmetsch getragen, der sich Yuhanna Ebn Temym nannte. Die Flamme des Mitleidens war in der Brust dieses Christen. Er wohnte nahe an der Pforte Sankt Stephans in Jerusalem, an der Straße der Schmerzen; und sein Garten war vom Mauerschutte des Fischteiches gebaut, bis zu dessen Grund er sich ausdehnte.

Maryam, die schönste von den Töchtern Palästina's, hörte an die Thür mit wiederholten Schlägen pochen. Als sie die Stimme ihres Vaters erkannte, öffnete sie die Pforte des Hauses, welche, gleichwie bei allen Christen in Jerusalem, verriegelt und gesperrt war, und sie sah nicht ohne Bestürzung die Leute hereintreten, welche den entseelten Leib des jungen Scheik trugen.

„Meine Tochter,“ sprach Ebn Temym: „Ich bringe einen Sohn des Unglücks.“ Da ward das Angesicht der schönen Maryam voller Trauer.

„Dies ist der furchtbarste Führer der Beduinen, der Sohn Ahmeds, des Scheiks der Wahydyeh's.“

„Wie?“ rief Maryam: „Dies der Sohn Ahmeds, welcher sich den Bethlehemiten so furchtbar macht, und doch noch so jung ist? Aber, Vater, verzeihen wir ihm. Gedenke der Barmherzigkeit des Samariters. Heile ihn durch deine Kunst.“

„So eile,“ sagte Ebn Temym: „bringe Balsam und Zakkum herbei und Binden von Leinwand.“

Sie ging. Man legte den Ismail auf das Lager des Dolmetsch. Maryam hatte den Verband bereitet. Auf den Knien liegend hielt sie in ihrem Arm das niederhangende Haupt des Jünglings empor. Sie beobachtete die Züge ihres Vaters ängstlich, ob er noch an die Möglichkeit des Heilens denke. Ach, nahe ist der letzte Seufzer aus Ismails Brust. Maryam, mit klopfendem

Herzen, betrachtete das stumme Antlitz des Sterbenden und lauschte auf alle Bewegungen. Er war der erste der Männer, den sie je so genau beachtet hatte. Mit Kummer blickte sie nieder auf die geschlossenen Augen des Beduinen, deren lange schwarze Wimpern ihren Schatten über den bleichen Wangen bilden. Eine breite Wunde hat ihm die Brust geöffnet. Ebn Temym glaubt sie tödtlich. Maryam schaudert. Sie drückte mitleidsvoll an ihre junge Brust die Last, welche sie hält. Es ist ein Unglücklicher, darum ist er ihr nicht mehr fremd. Mit einer ihrer Hände hält sie die Zurichtung, welche das Blut stillen soll, das noch immer über den aufgelöseten Turban und das Gewand des Arabers herabquillt. Ihre Thränen, die sie nicht trocknen kann, tröpfeln auf die Stirn des jungen Mannes.

Dieser Balsam scheint den Todesschlaf zu unterbrechen. Der Sterbende schlägt die Augen auf. Er starrt die schöne Gestalt an, welche über ihm zu schweben scheint, und lallt: „Gelobt sei Gott und sein Prophet! Ich bin im Paradiese!“

„O heilige Jungfrau, Mutter des wahren Gottes!“ rief Maryam: „Er lebt ja noch! Gebenedeit sei dein Name! Erquicke und stärke diesen armen Ungläubigen, daß er für dich genese!“

2.

Die Genesung.

Ebn Temym und seine Tochter verließen den Sohn Ahmeds keinen Augenblick während seiner Krankheit. Immer sah er, fast Tag und Nacht, das rührende Mitgefühl in Maryams Blicken. Ihr Wort des Trostes bot dem Jüngling frische Hoffnung dar, er, den seine Wunden nicht so schmerzten, als die Schmach seiner Sklaverei.

Indessen gewann Ismail nach und nach die Kräfte wieder. Sein dankbares Herz zahlte mit Zinsen an seine Retter die Schuld seines Lebens. Sobald er gehen konnte, führte ihn Maryam unter die Zweige der hohen Sykomore hinaus, deren Schatten Wohnung und Garten von Ebn Temym bedeckten. Da hörte sie ihn von den Kriegen seines Stammes erzählen, von der Rache der Wahydyeh's gegen den treulosen Dschezzar, von seinen Verwandten und Freunden und von der Anmuth des Lebens in freier Wüste. Oft fand der Abend sie beide noch in diesen Gesprächen, wenn er von den Zinnen der Minarets der reichen Moschee El Haram der Gesang der Muëzzins die Muselmänner zum Gebet rief.

„Maryam," sagte der Araber zu ihr, „wie kommt es, daß du mich meines Vaters und meines Stammes und des Propheten vergessen machst? In diesen finstern Gemäuern, die so hoch sind, daß sie mir den Himmel verbergen, sind deine Augen nur die Sterne, denen meine Augen folgen müssen. Entweder sollen meine Gebeine zur flüchtigen Asche werden, mit welcher der Wind von Yamyn spielet, oder ich will das hochzeitliche Zelt in der Wüste über deinem Haupte ausspannen. Mein Vater und meine Mutter werden bei deinem Anblick vor Freude zittern. Alle Wahydyeh's werden den Saum von Ebn Temyms Kleide küssen. Und die Töchter von Kabyleh werden sich um die Ehre streiten, deine Füße zu waschen."

Maryam, erröthend und ernst, sagte: „Ich bin Christin, und kann nie deine Braut sein. Alles im Leben scheidet uns, Ismail; aber vielleicht ist der Tod einst barmherziger gegen uns, als das Leben."

3.

Die Verfolgung.

Unterdessen hatte der Pascha von Damask von den großen Schätzen des Motsallam von Jerusalem vernommen, und er beneidete ihn um dieselben. Er berief ihn vor seinen Divan, überhäufte ihn als einen Räuber mit Vorwurf, und ließ das Haupt des Mannes zu seinen Füßen fallen, von dem ein einziger Blick kurz vorher ganz Judä zittern gemacht hatte.

Der neue Motsallam von Jerusalem war ein Günstling des Pascha. Er wollte sich für seine Erhebung dem Gönner zu Damask erkenntlich bezeigen durch ein würdiges Geschenk. Darum schlug sein Geldgeiz das Kloster des heiligen Grabes und die Klöster der Armenier und Griechen. Zwanzig der reichsten Juden starben unter den Hieben der Schergen. In Jerusalem ward Schrecken und Furcht.

Da sprach Ebn Temym zum Scheik: „Höre mich, Ahmeds Sohn, durch einen schweren Eid habe ich mich dem letzten Motsallam verpflichtet. Aber ich habe dem nichts verheißen, der ihm gefolgt ist. Fliehe, wenn es deine Kräfte gestatten, fliehe, und benutze die Verwirrung, in welcher die Stadt ist. Eile morgen, wenn die Sonne untergeht, durch das Thor von Naby Dahud. Verbirg dich in den Höhlen Hakeldama's; die Gräber geben dir geweihte Stätten der Zuflucht. Dann wende deine Schritte mit Vorsicht zur Wüste. Möge dich Gott, der dich in mein Haus gesandt, auf der Flucht beschirmen. Möge er dir noch lange Tage verleihen, und denen, deren Blut in deinen Adern fließt.“

Maryam erzitterte bei diesen Worten. Das Gefäß des Tranks, welches sie trug, entsank fast ihren Händen.

Ismail aber sagte: „O mein Vater, wie magst du von mir begehren, daß ich mich entferne, während die Gefahr denjenigen

[illegible]

euch da erwarten in den drei letzten Tagen des Monats Sefer. Ich will auf den Hügeln von Eber Wacht halten, bis meine Augen euch erblicken."

Darauf umfaßte Maryam die Knie ihres Vaters und sprach zu demselben: „Dieser Jüngling redet nicht aus sich selbst, sondern der Himmel verkündet sich von seinen Lippen. Gestern, als ich vor dem Altare der heiligen Jungfrau betete, ahnete meinem Herzen Alles, was er hier sagt. Fliehen wir vor der ersten Wuth der Grausamen. Die Hand Gottes wird diesen Sturm zerstreuen, und sein Volk wird er erlösen. Also laß uns entrinnen, ich bitte dich, ohne Verzug."

Ebn Temym, gerührt durch die Worte der Weisheit und durch die Thränen der Jungfrau, willigte ein. Alles ward zur

Flucht bereitet und jeder Schritt beredet. Schon sagte Ismail den Wunsch des Abschiedes: „O daß Ihr Euch sehnen möchtet nach dem Anblick vom Lager Ahmeds des Sohnes Bahir, wie sich in Müdigkeit der Wanderer der Wüste sehnt nach dem Erscheinen der Oase!"

Aber die Entwürfe und Hoffnungen wurden bald gestört. Die Unruhen und das Getümmel auf den Straßen Jerusalems wurden immer gefahrvoller, daß Ebn Temym sich nicht entscheiden konnte, seinen Gast abreisen zu lassen. Er verbarg ihn sogar unter den Gewölben des großen Wasserfangs, um die Stunde der Gelegenheit sicher zu erwarten. Dann stieg er von da viel ruhiger wieder herauf zu Maryam. Da kamen schon die Spahis und ergriffen ihn. Angeklagt von den treulosen Griechen, ward er vor den Motsallam geführt. Nie sah ihn Maryam wieder.

Man nahm das Wenige alles, was Ebn Temym besaß. Maryam im Jammer lief zum Vorsteher der Geistlichen im Kloster des heiligen Landes, um ihn zu beschwören, sich für ihren Vater zu verwenden. Aber Kriegsleute hielten das ganze Kloster umringt und drohten den Mönchen.

„Meine Tochter," sagte der geistliche Obere, „unser Herr schlägt uns mit großen Plagen. Du vor Allen bist eine Vielgeprüfte. Wende dich mit deinen Schmerzen aber zu demjenigen, welcher auf eben dieser geweihten Stätte den Kelch der Leiden bis auf die Hefen getrunken hat. Tochter Jesu Christi, warum rufest du mich an? Dein Vater ist nicht mehr."

Die Unglückliche wußte noch von diesem Verluste nicht. Sie fiel zur Erde und war ohne Bewegung. Als sie zu sich selber kam, war sie umringt von christlichen Weibern, die sich widersetzten, daß Maryam zum Motsallam von Jerusalem geschleppt würde. Denn dieser harte Mann, als er von der Schönheit der Tochter Ebn Temyms gehört, hat sie erkoren, um sie dem Pascha von Damask zu senden, als eine Odaliske seines Harems.

Durch Bitten und Geschenke gelang es den frommen Mönchen, die Wegführung Maryams noch einige Stunden zu verzögern. Sie hofften die christliche Jungfrau allen Nachstellungen zu entziehen, wenn sie dieselbe den andächtigen Frauen von Bethlehem übergäben; doch desselbigen Abends vernahm man, daß auch Bethlehem der Wuth der Metuali's preisgegeben worden sei. Ja, man erfuhr zu gleicher Zeit, daß in dieser Abendstunde das Kloster von Jerusalem und die Kirche des heiligen Grabes bestürmt werden solle. Da sann Jeder nur auf eigene Rettung. Die Kinder und Weiber wurden in den unterirdischen Tiefen von den Gräbern der Könige und Richter verborgen. Die beherzten christlichen Männer sprangen über die Mauern. Sie vergruben die Heiligthümer ihrer Tempel, die geweihten Gefäße im Sand der Höhle Jeremias oder in den Tiefen von Siloeh.

4.

Die Flucht.

Da ging Maryam trostlos, ohne Rath und Rettung, zum Beduinen zurück, der in großer Unruhe ihrer harrte. Er knirschte voller Wuth mit den Zähnen und schnob nur Rache, da er den Tod Ebn Temyms hörte und den Jammer der Jungfrau sah.

„Wenn mir," sprach Maryam, „wenn mir der Allbarmherzige die Kraft verleiht, so gibt er sie mir nur noch, dich zu bitten, daß du fliehest. Ich habe Alles dem Vater des Klosters entdeckt. Issuf, einer der Janitscharen, welche den Mönchen dienen, ist durch sie gewonnen und bezahlt, daß sie deine Flucht unterstützen. Er will dich verheimlichen in den Trümmern Bethaniens, wo ihm die Araber von Siloan ein Kameel schaffen. Siehe, die Nacht ist da. Eile in das Thal Josaphats. Da wirst du deinen Führer

erblicken, der dich bis zur neunten Stunde erwartet. Gott wolle deinen Weg bereiten und deine Schritte hüten. Gedenke zuweilen des unglücklichen Ebn Temym und seiner Tochter."

„Du mahnest mich, daß ich entfliehe," sagte Ismail, „und du folgest mir nicht?"

„Ich folge dir nicht, Ismail, denn ich bin Christin und kann deine Braut nicht sein. Hast du mich aber lieb, so entrinne der Gefahr, rette dein Leben. Sei glücklich in der Wüste. Maryam wird eine Zuflucht beim Grabe ihres Gottes finden. — Ach!" fuhr sie fort mit schluchzender Stimme und Thränen: „Ich kenne nur zwei Dinge, die ich nicht überleben werde: meinen Heiland verläugnen, oder dich sterben sehen. Alles Andere, was Gott sendet, ist leicht."

Da sagte Ismail finster, indem er seinen Mantel und seine Waffen wieder abwarf: „Maryam, du hast nie geglaubt, daß ich bange sei um mein Leben. Nein, das hast du nicht geglaubt, daß der Sohn Ahmeds feige sei. Warum aber prüfest du mich? Warum sollt' ich mein Leben davon tragen, ohne das, was mir lieber als der Athem ist? O, was hör' ich von dir? Du also könntest leben fern von Ismail? Ich nie fern von dir. Ich bleibe. Ich schwöre bei dem Propheten, mich scheidet keine Macht von deiner Seite."

„Du bleibst?" schrie Maryam mit Entsetzen: „Und erwartest den Tod?"

„Den erwart' ich ohne Furcht."

„Sohn des Unglücks, weißt du denn, daß ich dich nicht überleben könnte?"

„So sterb' ich dann wenigstens zuerst!" sagte Ismail voller Ruhe. Aber diese schreckliche Ruhe entschied das Schicksal Maryams.

„Gott!" schrie sie und warf sich auf die Knie: „O mein Gott, was hab' ich zu thun? Soll ich die Erde meiden, die vom Blute meines Vaters benetzt ist? Soll ich Ismail sterben lassen? Was

bin ich arme Waise, daß ich solches geschehen lasse? Wenn mein Vater noch lebte, würde ich dem Vater angehören. Aber nun allein auf Erden, wem gehör' ich noch an? Um Ismail würden zahllose Verwandte weinen, und ich hätte die Schuld ihrer Thränen, ich ließ ihn sterben. Was ist an mir gelegen auf Erden? Um Maryam weint Niemand mehr. Aber er muß leben, er kann noch glücklich sein. Ismail, so rette denn dein Leben und nimm auch das meinige hin. Ich reise mit dir. Vergib, o heilige Mutter Gottes, vergib, und sind wir fehlbar, so bin nur ich allein strafbar."

Es war keine Zeit zu verlieren. Geleitet vom Glanze einer Feuersbrunst, welche das Fremden- und Krankenhaus der Armenier verzehrte, eilten Ismail und Maryam durch die Aloezäune, welche die Gärten der Nachbarschaft umgaben. Sie kamen zum Fuße der Ringmauer Jerusalems. Andere fliehende Christen sind da. Einer hilft dem Andern. Die Mauern werden überstiegen. Leise geschieht Alles. Jedes Geräusch kann sie den Mördern verrathen. Ismail, der sich noch nie im Leben gefürchtet hat, lernt zum erstenmal die Furcht kennen. Sie beflügeln ihren Lauf.

Aber Maryam, des Wanderns ungewohnt, kann kaum dem Freunde folgen. Er trägt sie auf seinen Armen. Schon tritt aus der Nacht hervor der Thurm von Bethanien. Ismail freut sich der Rettung Maryams, und Maryam dankt dem Himmel, als sie die Trümmer von Bethanien nahe sieht. Geschwind wird das verabredete Zeichen gegeben. Niemand aber antwortet. Alles bleibt todtenstill. Ismail sucht den Janitscharen und das Kameel vergebens. Die neunte Stunde war schon verstrichen.

5.

Die Wüste.

Was nun beginnen? Wie nun die Wanderung antreten? Tagreisen machen auf rauhen, bergigen Pfaden und in der Wüste, ohne Hilfe, ohne Lebensmittel, ohne Erquickung, ohne Obdach, im heißen, beweglichen Sande? — Doch die Liebe kennt keine Gefahr. Ihr wird Alles möglich. Ismail überredete die müde Maryam leicht zur kühnen Fortsetzung der Reise.

„Ich kenne," sprach er, „ich kenne eine Quelle auf der Mitte des Weges zu dem Lande, welches mein Stamm bewohnt. Wir finden bei derselben Dattelpalmen, deren Früchte dich erquicken werden. Ich will dich tragen. Wir haben dahin nur zwei Tage weit. Und wenn dich deine Kräfte verlassen, du sollst sie auf meinem Herzen wiederfinden.

Gern glaubt Maryam Alles, was Ismail sagt. Sie vertraut ihm mit Harmlosigkeit eines Kindes. Er, in der Frömmigkeit der ersten Liebe, athmet nur für sein Kleinod. Beide hüllt die Unschuld in ihr jungfräuliches Gewand. Sie beeilen sich, die einsamen Trümmer zu verlassen. Sie wollen die Kühlung der Nacht benutzen, um einen kleinen Theil des Weges wenigstens minder mühsam zurückzulegen. — Eitle Hoffnung! Maryam fühlte bald ihre Kraft erschöpft. Ihre zarten Füße bluteten, von Dornen zerrissen. Ismail litt mehr als sie. Denn er sah ihre Anstrengung und ihr Leiden; sein Herz blutete. Er nahm sie in seine Arme. Er trug sie lange Zeit. Aber nur langsam ging es fort auf den scharfen Kieseln, welche unter seinen Sohlen ausglitten.

Da ging die Sonne auf. Vor ihnen lag die unbegrenzte Wüste. Ein stilles, endloses Sandmeer, vom Morgenschimmer geröthet. Kein Obdach, kein Baum, kein Strauch, kein Laut. Aber Ismail ward nun erst frohen Muthes. Seine Stärke wuchs. Denn die

Wüste war seine Heimath, der Boden seiner Freiheit. „Fasse Muth, o Maryam!“ rief er: „Fasse Muth, denn ehe der Tag aufhört, kommen wir zur Quelle Engaddi!“

Von diesen Worten belebt machte sich Maryam von neuem auf den Weg. Sie verbarg ihren Schmerz. Sie lehnte sich gehend auf Ismails Arm. Aber die Blässe des Antlitzes verräth ihre Ohnmacht. Sie war zum Niedersinken. Da hob der Beduine sie auf in seinen Armen. So trug er sie durch die Wüste. So trug er sie den ganzen Tag durch die brennende Sonne. Aber noch war er von seinen Wunden matt. Er fühlte sich entkräftet. In der Ferne sah er am Horizont die Wipfel der Palmen von Engaddi. Es schien unmöglich, sie noch vor Eintritt der Nacht zu erreichen. Aber Maryam lag in seinen Armen einer Sterbenden ähnlich. Vom Durst verzehrt, konnte sie kein Wort stammeln. Da ergriff den Araber Schrecken. Er eilte, sie tragend, fort; blieb odemlos stehen, und eilte wieder. Kalte Schweißtropfen bedeckten seine Stirn. Schwer athmend, zitternd drückte er die geliebte Bürde an seine Brust und eilte weiter. Die Palmen erhoben sich. Sie kamen näher. Ismail wollte hinfliegen. Er konnte nicht, und sank mit seiner Last in den Sand. Beide lagen da, bewegungslos.

Doch Ismail ermannte sich zuerst. Er schwankte zum Wasser hin, schöpfte es mit hohler Hand, des eigenen Durstes vergessend, und netzte die Lippen der Verschmachteten. Langsam öffneten sich ihre Augen zu ihm. Ein mattes Lächeln schwebte um ihren Mund. Nur bekümmert noch für ihn, sagte sie: „Ohne mich wärest du so elend nicht, und schon näher dem Lande deiner Väter.“

Die Nacht und noch den ganzen Tag darauf verweilten sie ruhend beim Brunnen unter den Palmen. Abends legte sich Ismail zu Maryams Füßen. Er bewachte sie gegen wilde Thiere. Sie redete im Schlummer unverständliche, abgebrochene Worte. Mit Erstaunen und Bangigkeit vernahm sie der Araber. Aber mild war

der Hauch der Nacht. Vom Himmel brannten die Sterne, als in einem Garten die Feuerblumen. Von Zeit zu Zeit flog über den Horizont plötzlicher Lichtglanz, und verklärte mit falbem Schein die Stämme und Zweige der Palmen. Es sind Engel, die den Geistern der Finsterniß entgegengehen und sie verscheuchen mit dem Flammenschwert.

Die saftreiche Frucht der Dattel und das klare Wasser des Brunnens erquickte den Beduinen und gab ihm bald die entflohene Stärke zurück. Aber die Jungfrau von Jerusalem lag im Schatten, wie eine gesunkene Lilie. Sie genas nicht von der Ermüdung, wie er. Nur für ihren Freund sorgte sie. Darum wollte sie nicht länger hier zögern.

Sie verließen die Ruhe von Engaddi und wanderten in der Wüste fort. Jsmail trug die Leidende. Datteln und Wasser hatte er zu Beider Labung mit sich genommen. Darum war die Tagreise minder mühselig, als die erste.

In der Wüste fanden sie arabische Hirten. Die gaben ihnen die Milch ihrer Heerden und Brod unter der Asche gebacken. Der Aelteste derselben, wohlbekannt mit dem Stamme Wahydyeh, ward der Wegweiser der armen Flüchtlinge. Sie wandten sich mit einander zum Thale von Harma. Der Hirt half ihnen über die Gipfel von Gabar klimmen, und durch den Strom von Soehta und durch die Einöden von Hebron gehen.

„Mein Kind, hoffe auf Gott," sagte er zu Maryam, „denn das ist er, welcher deinen Fuß zu uns in die Weiden Edoms geleitet hat. Er hat mir meine Tochter weggenommen, die Lust meines Alters. Du erinnerst mich an sie, und mein Schmerz wird laut bei deinem Schmerz. Stütze dich an mich, den morschen Stamm, du zarte Rose."

Maryam konnte sich selbst kaum noch fortziehen. Ihre Augen hatten kaum noch Thränen. Als es wieder Abend war, erkannte

das scharfe Auge des Arabers einige Reiter auf der fernen Anhöhe. Er verbarg alsbald seine Gastfreunde hinter einen Felsen und begab sich schnell gegen die Männer.

6.

Die Ankunft.

„Ihr Männer der Wüste!“ rief der Araber: „Saget mir, seid ihr von der edlen Kabyleh der Wahydyeh, der Königin von Bosor und Eblata?“

Als die Männer es hörten, flogen sie wie der Blitz vom Hügel herab und sprachen: „Die sind wir.“ Dann folgten sie dem Greise zum Felsen. Da Ismail die Kommenden erkannte, ward er voller Freude, rannte gegen sie, befahl ihnen, seinem Vater die Ankunft zu verkünden und ihm ein Kameel zu senden.

„Ermuntere dich, o meine Schwester!“ sagte er zu Maryam: „Der ganze Stamm erwartet dich. Ich will dir einen Vater wieder geben!“

Maryam wurde auf ein junges Kameel gehoben, sanft und behend wie eine Ziege. Die Araber und Ismail unterstützten die Schwache. Doch mehrmals sank sie ohnmächtig hin, ehe sie die Bergfläche am Harma erreichten, wo der alte Scheik Ahmed, der Sohn Bahirs, mit seinem Weibe und seinen Töchtern, und allen Genossen des Stammes harrte.

„Scheik von Wahydyeh, o mein Vater!“ schrie Ismail: „Siehe, hier ist der Engel, welcher deinen Sohn erhalten hat. Laß ihm zu Ehren ein neugebornes Kameel schlachten, und biete ihm von deinen Kuchen und deinem Salz!“ Dann erzählte er die Leiden der christlichen Jungfrau, und dem Sohne Bahirs träufelten die Thränen des Mitleids in den grauen Bart.

Ismails junge Schwestern suchten die Christin zu erfreuen. Sie führten sie in die Zelte am Brunnen Labans. Die arabischen Jungfrauen erzählten viel von ihrer Angst um Ismail! Die Mutter schloß die schöne Christin in ihre Arme und sprach zärtlich: „Ich will deine Mutter sein und du sollst meine Tochter sein.“ Und es flogen Boten nach Gaza, um zu holen, was für Maryam angenehm oder heilsam sein könnte. „Man ist hier in der Wüste gar unwissend und arm,“ sagte Ismails Mutter zu der Geliebten desselben; „aber unsere Herzen thun sich der Freundschaft auf, wie die Granaten von Ascalon dem Sonnenstrahl, der sie röthet und süß macht.“

Wohl war Maryam von so vieler Güte sehr gerührt. Und doch genas sie nicht. Sie liebte den jungen Scheik. Aber ihre Frömmigkeit und ihre Furcht vor den Schrecken eines künftigen Lebens, die für eine Christin sehr groß sind, welche am Fuße des heiligen Berges Golgatha geboren ist, beunruhigte ihre Seele ohne Unterlaß. Immer war es ihr, wie wenn sie die Stimme ihres Vaters in der Wüste hörte; Fieber und Schlaflosigkeit verzehrten in der Lampe ihres Lebens den letzten Tropfen Oels. Ismail sah sie sich langsam dem Tode nähern. Da jagte ihn der Schmerz in die Wüste, wo er brüllte, wie der junge Löwe, den der giftige Pfeil des Jägers getroffen. Sein Vater führte ihn immer wieder zurück und sagte: „Gott ist groß. Weil er gestattet hat, daß sich die Taube in mein Zelt flüchtete, wird er sie darin bewahren.“

Eines Tages aber sank Maryams Haupt auf ihre Brust nieder. Ein letzter Hauch floh von ihren entfärbten Lippen. Ihre reine Seele stieg in die Hand des Allmächtigen zurück.

7.

Ismails Ruhe.

Es ward großes Wehklagen im Lager, in den Zelten der Weiber Weinen Tag und Nacht. Denn der ganze Stamm Wahydyeh hatte die wiederentflatterte Taube gar lieb gehalten, wie ein gutes Zeichen, welches der Himmel den Söhnen der Wüste gegeben. Nun war sie entflogen. Der alte Ahmed selbst war bestürzt und niedergeschlagen. Er ordnete die Leichenfeier an. Unter den Palmen wurde die gebrochene Hülle der christlichen Jungfrau in den Sarg gesenkt, und das Kreuz, welches die junge Unglückliche gern in den Händen getragen, auf ihr Grab gepflanzt.

Alle standen um die Palme des Grabes und weinten. Nur Ismail nicht. Sein Mund war stumm und sein Auge ganz trocken. Denn der Tod, welcher ihm Maryam genommen, hatte alle Wurzeln seines Lebens zerrissen, daß er durch nichts mehr mit der Welt zusammenhing. Er welkte, wie der Strauch des Felsen, den die unbarmherzige Gewalt des Sturms aus der Erde gezogen und ins Thal herabgeworfen hat, wo die Blumen zwischen den grünen Blättern ohne Nahrung verschmachten. Und wenn der alte Scheik zu Ismail sprach von den Sachen des Stammes, oder die Kampfgefährten von ihren Abenteuern, nichts hörte er mehr, und er hatte keine Antwort darauf. Und als der Aga von Gaza die Ruhe des Stammes verfolgte, und der Stamm der Wahydyeh's nach Rath der Alten beschloß, einen allgemeinen Rückzug bis in die Wüste Mephaath hinter dem todten Meere zu machen, und Alles sich zur Abreise bereitete für den folgenden Morgen, stand Ismail bis Sonnenuntergang ohne Theilnahme an der Palme des Grabes.

Wie die Sonnenscheibe am Saum der Wüste niedersank, umgab sie sich mit einem blutrothen Licht, und der Himmel färbte sich zum Schrecken der Menschen gelblich. Die Vögel flogen gegen die abend-

lichen Gegenden und zum Meere. Die Luft ward trübe und düster, aber der Erdboden schien zu leuchten. Der unbewegliche Palmenbaum ließ seine biegsamen Zweige auf den Sand fallen. Die Menschen verbargen sich in die Zelte. Es hallte der Thiere Geschrei durch die Wüste. Denn der Schrecken der Wüste kam, der tödtliche Pestwind des Smum.

Als ihn Ismail unter der Palme des Grabes sah kommen, erschrak er nicht. Er umarmte Maryams Grab. Er scharrte den Sand hinweg, der sie deckte; hinweg den Sand von ihrem Gewand, hinweg vom Schleier, der das Antlitz der Jungfrau verhüllte. Er hob den Schleier und betrachtete die geliebten Züge, deren Schönheit selbst der Tod noch geehrt hatte. Mit Inbrunst des Schmerzes betrachtete er sie. Und sie schien ihm zu sagen: „Komm doch!“ Und er küßte Maryams blasse, kalte Stirn, und seufzte: „Ich komme, denn Gott sendet seinen Engel, mich zu nehmen.“

Schon fuhr der Flügel des Feuerwindes knisternd über die Wüste. Schwarz stob der Sand in Wolken auf. Eine rothe Wolke kam von Morgen. Die Palmen krachten. Schwefelhauch athmete der Smum. Es ward finster im Sturm. Alles sank. Ismail aber allein richtete sich auf, und breitete seine Arme dem Engel entgegen, der in den Wettern Gottes kam. Er verschwand, und der Engel senkte eine Wolke Sandes auf die Leiche des Beduinen und der Christin. Die Wolke wurde zum hohen Sandhügel in der Wüste. Es ist das Grab der Liebenden.

Inhalt.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.